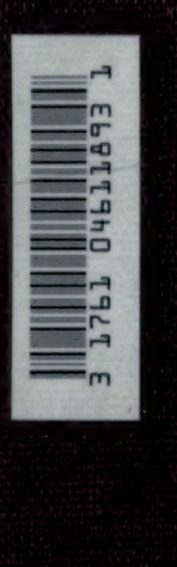
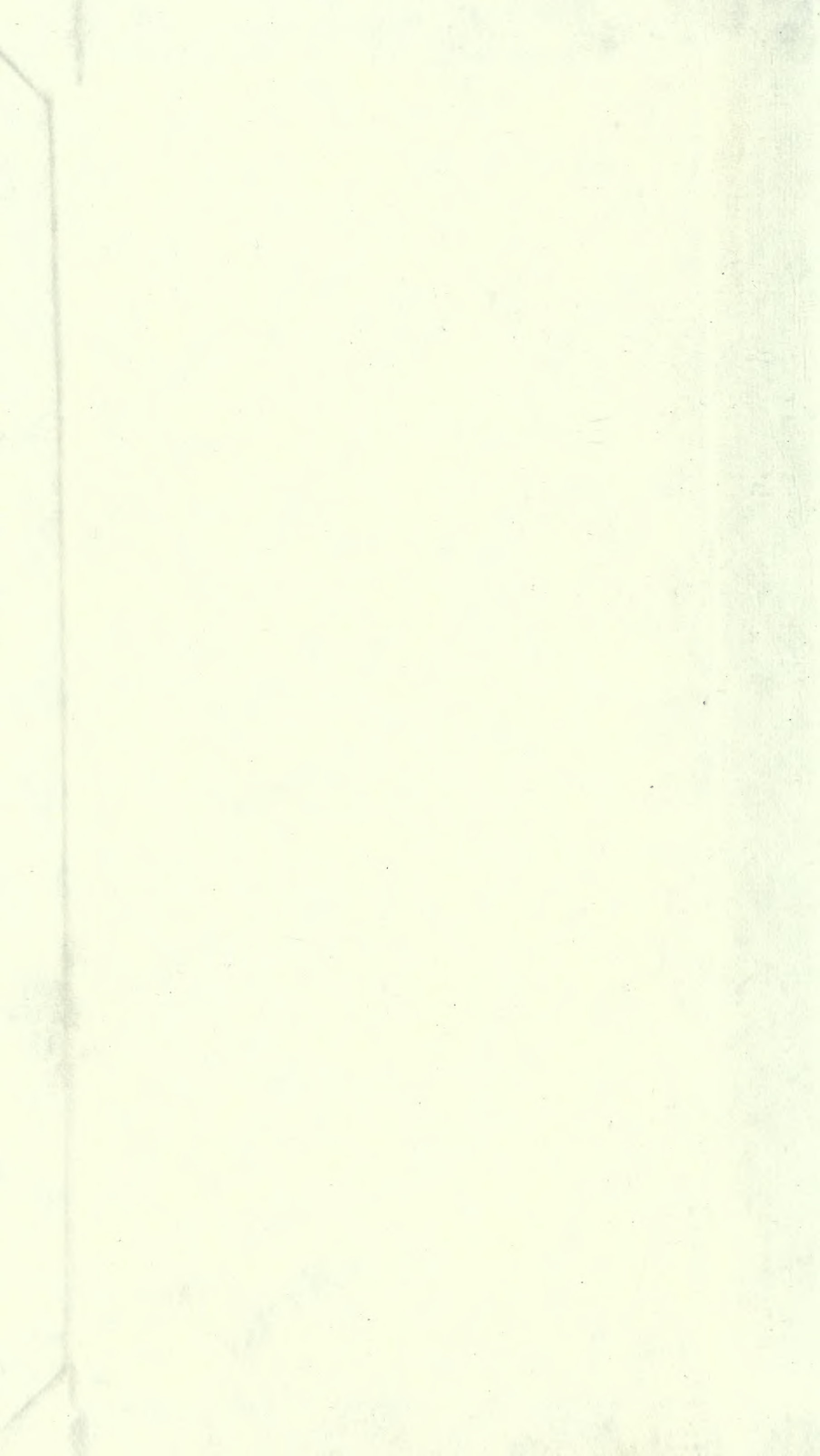
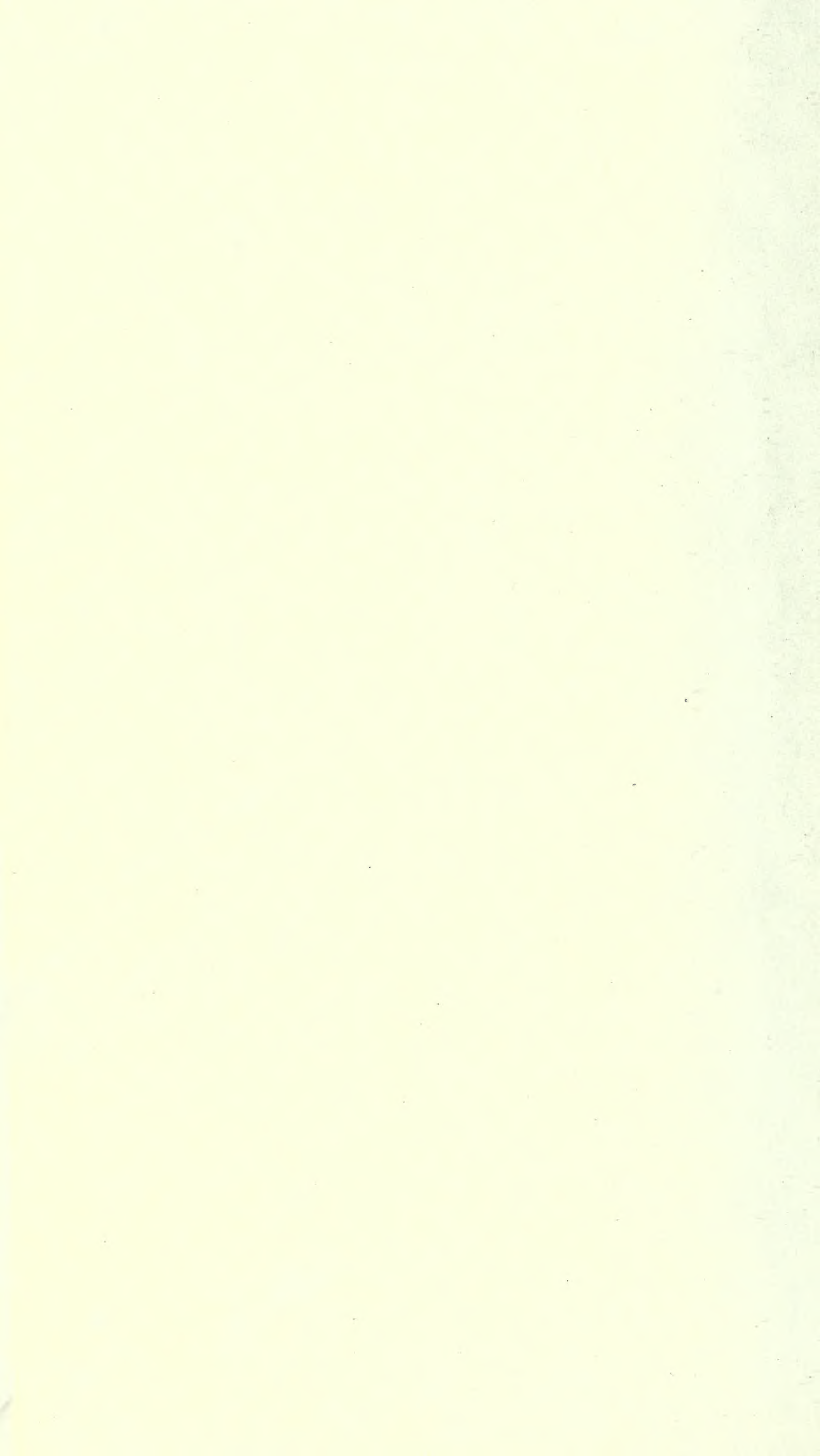
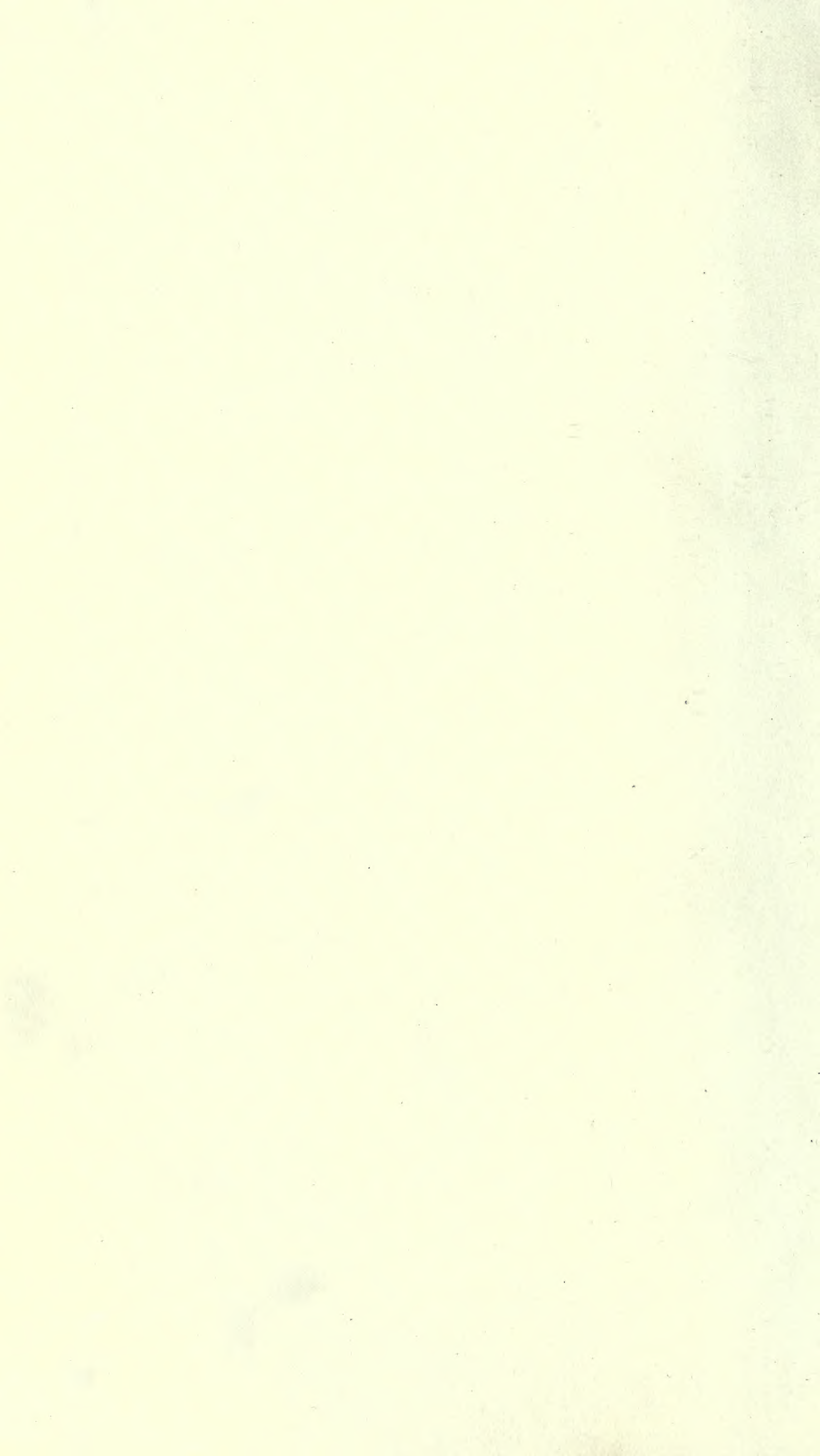












KLEINERE SCHRIFTEN

VON

WILHELM GRIMM

HERAUSGEGEBEN

VON

GUSTAV HINRICHS

VIERTER BAND

GÜTERSLOH
VERLAG VON C. BERTELSMANN
1887

VORWORT.

Der vierte und letzte Band der Kleineren Schriften Wilhelm Grimms erscheint in einem Abstand von mehr als vier Jahren nach dem dritten. Er trägt mit vollem Recht noch den Namen Gustav Hinrichs als Herausgeber, aber das Register hinzuzufügen und den abschliessenden Rechenschaftsbericht zu geben, ist dem trefflichen Gelehrten nicht mehr vergönnt gewesen, den die classische und die deutsche Philologie zu den Ihrigen zählen durften: mit fast gleichem Recht und mit ähnlichen Hoffnungen. Denn es darf an dieser Stelle wol bekannt werden, dass wir Germanisten und Schüler Müllenhoffs von der hingebenden Forscherarbeit und dem Scharfsinn des homerischen Philologen auch eine entschiedene Förderung unserer Nibelungenkritik erwarteten. Der Text des vorliegenden Bandes war im Drucke fertig, als am 26. April 1886 der Tod den jugendkräftigen Mann seiner Familie, der Wissenschaft und den Freunden entriss. Zur Seite des Kindes, in dessen aufopfernder Pflege er sich die tödliche Krankheit geholt hatte, ward er ins Grab gebettet. Am hundertjährigen Geburtstag Ludwig Uhlands ist das schlichte Denkmal enthüllt worden, das ihm von denen gesetzt wurde, die ihm im Leben, im Beruf und in der Wissenschaft nahe gestanden hatten.

Die Fertigstellung der Beigaben wurde erst im Herbste des vorigen Jahres wieder aufgenommen, nachdem inzwischen das Werk in einen andern Verlag übergegangen war und Herr Geh. Rath Prof. Dr Herman Grimm mich mit Überwachung

des Druckes betraut hatte. Das Schriftenverzeichnis, von dem mir nur ein unvollständiges Manuscript nebst einem Correcturbogen übergeben worden war, wurde ergänzt und im Druck abgeschlossen. Bei der Correctur durfte auch ich wieder die unter den deutschen Gelehrten längst sprichwörtlich gewordene Hilfsbereitschaft Reinhold Köhlers in Anspruch nehmen, der schon Hinrichs zu danken gehabt hatte. Ein Versehen, durch welches in der Bibliographie einige schon im Vorwort zu Bd III bezeichnete kleinere Textpublicationen übergangen wurden, mache ich hier noch gut. Es ist nachzutragen:

S. 651 unter »Wünschelruthe«:

No. 4, den 12. Januar 1818. S. 13—16. Märchen von einem, der auszog das Fürchten zu lernen. Von Wilh. Grimm.

No. 10, den 2. Februar 1818. S. 37—38. Eine arme Spinnerin baut dem Herrn das Haus. Mitgetheilt von Wilh. Grimm [Gedicht aus der Heidelberger Hs. 341].

S. 656 (hinter »Hannoversche Zeitung«):

Altdeutsche Blätter von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann. Leipzig, F. A. Brockhaus. 8⁰.

Bd II (1837—1840) S. 1—2. Ein Segen aus dem zwölften Jahrhundert [herausgegeben von] Wilhelm Grimm.

S. 658 (vor »Verzeichnis«):

Berliner Taschenbuch. Herausgegeben von H. Kletke, Alexander Duncker, Eduard Haenel. Berlin bei Alex. Duncker. 1843. 8⁰. S. 168—173. Märchen vom Meister Pfriem. [Mit Kupfer von Th. Hosemann.] — Wilhelm Grimm.

Der Inhalt dieses vierten Bandes umfasst zunächst die Erträge der zehn letzten Lebensjahre Wilhelm Grimms, darunter vor allem die vollständige Gruppe der Freidank-Arbeiten, die man hier bequem beisammen hat, und die hochwichtige Abhandlung Zur Geschichte des Reims, die bereits eine Seltenheit im Buchhandel zu werden begann. Ihr Originaldruck ist, wie jeder, der sie öfter benutzt hat, weiss, durch auffallend viele Druckfehler in den Citaten entstellt. Hinrichs hatte nicht die Zeit, diese durchgehends zu berichtigen, in einem Aufruf bat er deshalb die Germanisten um Mittheilung ihrer bezüglichen Randnotizen: er hat mir aber selbst noch erzählt, dass

ich der einzige gewesen sei, der ihm daraufhin eine Anzahl von Citatfehlern — besonders bei Dichtern des 12. Jhs. — nachgewiesen habe. Unter allen Abhandlungen Wilhelm Grimms ist keine so viel benutzt worden wie diese, während dem reichen, anregenden und fruchtbaren Inhalt der Aufsätze über Freidank gegenüber bisher eine Gleichgiltigkeit geherscht hat, die durch die verfehlte Hypothese, welche ihnen zu Grunde liegt, nur halb entschuldigt wird. Ich erfülle noch einen Wunsch Wilhelm Scherers, indem ich nachdrücklich auf diesen Schatz sorgfältiger Sammlungen und feinsinniger Bemerkungen hinweise.

Fortgelassen wurde von dem, was Wilhelm Grimm in den fünfziger Jahren veröffentlicht hat, meines Wissens nur der umfangreiche Abdruck der hannoverschen Marienlieder in Bd X der Zeitschrift für deutsches Alterthum.

Jenseits der fünfziger Jahre liegt die Ausarbeitung der beiden Collegienhefte über die Gudrun und den Erek, deren Einleitungen man nicht nur als eine Probe von Wilhelm Grimms Art, die Zuhörer in das Studium der altdeutschen Dichter einzuführen, sondern auch um einzelner noch heute werthvoller Urtheile und Bemerkungen willen dankbar begrüssen wird.

Für die Verfasserschaft der drei politischen Artikel aus der Hannoverschen Zeitung vom Jahre 1832, welche den Schluss dieses Bandes bilden, hatten sich Herman Grimm und Hinrichs in Übereinstimmung entschieden auf Grund des Briefwechsels mit Pertz, aus dem sich Wilh. Grimm als Einsender ergab (vgl. Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung 1882 No. 93), und wol auch auf einige charakteristische Ausdrücke und Bilder des ersten Aufsatzes hin. Dass sie aus Kassel, wo Wilhelm und sein Bruder fortdauernd lebhafte Beziehungen unterhielten, datiert waren, durfte nicht befremden, wol aber gienge die Fiction etwas weit, wenn der Verfasser sich als einen Mann gibt, der öfter Gelegenheit gehabt habe, den landständischen Verhandlungen — seit dem constituierenden Landtag von 1830/31 — beizuwohnen. Der neuerdings von Stengel gesammelte Briefwechsel der Brüder mit den Freunden in der hessischen Heimath scheint den Widerspruch aufzuklären. Mehrfach haben die Grimms ihre Landsleute zur Mitarbeit an

der neuen Pertzischen Zeitung aufgefordert: diese Bitte ergeht am 13. Dec. 1831 von Jacob an Professor Hermann Hupfeld in Marburg (Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen Bd II, 265), zugleich für Bickel und Suabedissen, und wiederum unter dem 13. März 1832 von Wilhelm an den zuletzt genannten Freund (Ebenda Bd I, 267 f.); jedesmal ist das Anerbieten hinzugefügt, die Besorgung der Beiträge an Pertz zu übernehmen. In Hupfeld nun, der sich im Beginn des Jahres 1832 längere Zeit in Kassel aufhielt, vermuthe ich den Verfasser des ersten Artikels, wo gleich im Eingang sein Antheil an den Arbeiten der hessischen Kirchencommission erwähnt wird, vielleicht auch der beiden kürzeren, die ihm noch gefolgt sind. Das rasche Abbrechen der Mitarbeit würde sich mit seiner Rückkehr nach Marburg am ehesten erklären. Wilh. Grimm aber hat an den eingesandten Manuscripten eine Art redactioneller Tätigkeit geübt: unzweifelhaft rührt der Eingang des ersten Artikels von ihm her, und so mögen sie immerhin als Zeugen für das lebhafte Interesse, das er den politischen Vorgängen in der Heimath bewahrte, am Schlusse seiner Kleineren Schriften mit einigem Recht belassen bleiben.

Für das Register hatte Hinrichs umfangreiche, aber wenig geordnete Auszüge hinterlassen. Wir überzeugten uns bald, dass dieselben für jeden andern als den Urheber so gut wie unbrauchbar waren, und so übernahm Dr Ferdinand Wrede die selbständige Ausarbeitung eines Index für alle vier Bände: dieser ist zum Drucke gelangt, nachdem ich mich durch hinreichende Stichproben von seiner gründlichen Zuverlässigkeit überzeugt hatte. Seinen Umfang wird von den Fachgenossen niemand beklagen, nachdem der Herr Verleger in entgegenkommender Weise den Raum zur Verfügung gestellt hat, wol aber könnte die Wahl der Stichworte hier und da und die Schreibung vieler altdeutscher und altgermanischer Eigennamen und Wortformen gar grundsätzlich angefochten werden. Dr Wrede ist darin fast durchweg dem Stande der wissenschaftlichen Kenntnis treu geblieben, welchen die jeweilige Abhandlung Wilhelm Grimms darstellt, hat aber Verweisungen nicht gescheut, wo sie nützlich waren. Druckfehler, welche der

Herausgeber leider nicht ganz selten übersehen hatte, war er bemüht, aus den Eigennamen besonders fernzuhalten, bei andern Wörtern und Wortformen Sicherheit zu erreichen, war hier nicht immer möglich. Diese vier Bände enthalten freilich einen unvergänglichen Besitz unserer Wissenschaft und bergen noch manche fruchtbare Anregung, manches unaufgegangene Samenkorn. Aber sie repräsentieren zugleich auch ein bedeutsames Stück Geschichte der deutschen Philologie, und dieser Gesichtspunkt, welcher für die Aufnahme vieler Artikel in Bd I und II entscheidend gewesen ist, durfte bei Anlage des Registers nicht bei Seite geschoben werden. Weder ich noch mein jüngerer Freund konnten uns berufen fühlen, am Schlusse dieser Sammlung über einen der Classiker der Wissenschaft vom deutschen Alterthum gewissermassen zu Gericht zu sitzen und unsere ältern und jüngern Fachgenossen darüber zu belehren, was aus ihm heute noch zu lernen sei. Schon die nächste Zeit würde über einen solchen raisonnierenden Index zur Tagesordnung übergehen; wie er jetzt vorliegt, hoffen wir, dass er noch recht lange benutzt werden und die anregende Kraft der Schriften Wilhelm Grimms noch recht vielen deutschen Philologen vermitteln möge.

Berlin im Juni 1887.

Edward Schröder.



INHALTSVERZEICHNIS.



FREIDANKS GRABMAL.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Erster Band. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1841. 8°. S. 30—33.

Auf der königl. Bibliothek zu München wird ein handschriftliches Werk des bekannten Hartmann Schedel aus Nürnberg (Cod. lat. 716) unter dem Titel »Opus de antiquitatibus« aufbewahrt, worin er von seinem Aufenthalt in Italien[1]) spricht. Bl. 204 befindet sich folgende Stelle, welche schon vor längerer Zeit Professor Schmeller mir mitzutheilen die Güte gehabt hat.

DE TARVISIO.

Inter opuscula mea bonarum literarum opus Fridanci Rithmorum autoris extabat: quem mercatores ob sua lepida dicta ad urbem Venetorum vocarunt, in urbe Patavina mortem obiisse referebant. Qua re moti eius sepulchrum in ea perquisivimus. tandem in muro primariae ecclesiae ab extra eius imaginem depictam reperimus, et eius epigramma telis aranearum per Georium Pfintzing praefatum (er war Schedels Begleiter), mihi omni benevolentia coniunctissimum, plene mundatum talem scripturam literis ac sermone theotonico exaratam perspeximus. Sui quoque rithmi latina ac theotonica litera (lingua?)[2]) perscripti sunt.

Epitaphium Fridanci sepulti in Tarvisio.

Hye leit Freydanck
gar on all sein danck
der alweg sprach und nie sanck: —

Etwas ganz Neues. Freidank war von den Kaufleuten seiner witzigen und scharfsinnigen Sprüche wegen nach Treviso

[1]) Er nahm im Jahr 1466 den Doctorhut in Pavia.

[2]) Schedel meint wohl die Bearbeitungen Freidanks in lateinischen und deutschen Versen.

(denn das ist die urbs Venetorum, urbs Patavina, da das Gebiet von Padua schon seit 1402 zu der Republik Venedig gehörte) berufen, starb dort und ward in der Hauptkirche begraben. Zum Andenken ward sein Bildnis an die Mauer der Hauptkirche gemalt und eine deutsche Inschrift dabeigesetzt.

Diese Inschrift ist von dürftigem Inhalt und hat nichts von der Art und Weise des 13. Jahrhunderts, sie zeigt auch nicht die Sprachformen jener Zeit, sondern des 15. Jahrhunderts. Man müsste also annehmen, dass Schedel, indem er sie abschrieb, sie zugleich auch geändert habe. Aber noch mehr, der Gegensatz in den Worten der alweg sprach und nie sanc war im 13. Jahrhundert unmöglich. Sagen und singen, sprechen und singen war bekanntlich der technische Ausdruck für den Vortrag der Gedichte im Allgemeinen, und keineswegs wird dadurch ein Gegensatz, etwa zwischen prosaischer und dichterischer, von Gesang begleiteter Erzählung, ausgedrückt. Ich will hier nur eine Stelle und zwar eines Dichters, der noch im Anfang des 14. Jahrhunderts lebte, anführen; Frauenlob sagt (Hagen MS. 2, 344[a]): swaz ie gesanc Reinmar und der von Eschenbach, swaz gesprach der von der Vogelweide, und gerade von Walther kennt man nur lyrische Dichtungen. Johann von Kostenz (nach der Lassbergischen Handschrift der Verfasser von der Minne Lehre, die Bodmer got Amûr nannte), der (nach Lassberg) im 13. Jahrhundert lebte, führt einen Spruch Freidanks mit einer Bemerkung an, die der Inschrift geradezu entgegen ist (2013—2014): ez sprichet her Frîdanc, der ie seite unde sanc
32 stæteclîche wârheit. [S. unten S. 7.] Hierzu kommt noch Folgendes. Freidank konnte erst nach dem Kreuzzug von 1229 nach Treviso berufen sein; will man ihm auch ein hohes Alter beilegen, so waren doch bis zu Schedels Anwesenheit mindestens zwei Jahrhunderte verflossen. Ich will die Möglichkeit zugeben, dass ein Wandgemälde und eine, wie es doch scheint, nicht in Stein gehauene Inschrift so lange der Zeit getrotzt habe, wiewohl ich etwas sehr Unwahrscheinliches zugebe: wie hat sich aber bei den deutschen in Treviso ansässigen Kaufleuten, die man doch voraussetzen muss, eine so alte Nachricht von seiner Berufung und Krankheit erhalten?

Ich bezweifle nicht Schedels und Pfinzings Wahrhaftigkeit, und was sie beschreiben, haben sie gewiss an der Kirche zu Treviso gesehen, aber ich glaube nicht, dass Freidank in Treviso war und dort ist begraben worden, oder mit anderen Worten, ich glaube nicht an die Wahrhaftigkeit des Denkmals selbst. Es kann sein, dass im Anfang des 15. Jahrhunderts ein lustiger und scherzhafter Mann, dessen Witz und Scharfsinn bekannt war, von den deutschen Kaufleuten im Venetianischen nach Italien eingeladen ward und den Namen Freidank erhielt oder sich selbst beilegte, entweder weil er an sich bezeichnend war oder weil man ihn damit dem wirklichen Freidank, dessen Sprüche in damaliger Zeit noch bekannt genug waren, vergleichen wollte. Ward doch im 16. Jahrhundert dem Kaiser Maximilian in einem Verzeichnis seiner Werke auch Freidanks Gedicht beigelegt, s. Haltaus Theuerdank S. 19. Dann konnten die zu Schedels Zeit lebenden Kaufleute sich seiner sehr wohl erinnern, und dann passen auch die Worte der Inschrift: der alweg sprach und nie sang; sie sollen andeuten, dass er ein Erzähler, kein Sänger gewesen sei. Oder das Grabmal hat vielleicht nur einer blossen Volkssage seine Entstehung zu verdanken oder dem wohlgemeinten Einfall eines deutschen Malers, der aus dem Gedicht wusste, dass Freidank in Italien gewesen war. Ich erinnere an den bekannten Grabstein Eulenspiegels, von dem es sehr zweifelhaft ist, ob er wirklich gelebt hat. Man hat Bilder von ihm, man zeigt zu Möllen, wo er soll gelebt haben, einen Panzer von Eisendraht, ja auch in Rom ist er angeblich gewesen und hat den Papst gesehen (vgl. Flögel Geschichte der Hofnarren S. 460 ff.).

Freilich meine Vermuthung, dass Freidank kein anderer als Walther von der Vogelweide sei, würde unhaltbar erscheinen, wenn jener wirklich zu Treviso begraben läge, vorausgesetzt, dass Walthers Grabmal zu Würzburg nicht ein blosses Denkmal gewesen ist [1]). Mich dünkt jene Vermuthung noch fort-

[1]) Nach einer Mittheilung von Professor Koberstein hat Legationsrath Scharold zu Würzburg Walthers Leichenstein dort noch gesehen, bestätigt auch aus alten Papieren, dass dort ein Hof zur Vogelweide bestanden habe.

während begründet: ich habe sie für keine Gewissheit ausgegeben und bin vollkommen mit dem zufrieden, was W. Wackernagel in der Vorrede zum 1. Bande des Lesebuchs (in der ersten Auflage) darüber sagt. Es ist natürlich, dass eine solche Behauptung zunächst den Widerspruch erregt, allein ausser den Erörterungen zwischen Gervinus (in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Geschichte der poetischen Nationallitteratur und in den Heidelberger Jahrbüchern 1835, S. 902 ff.) und mir (in den Göttinger Anzeigen 1835 St. 41—43 [= Kl. Schr. Bd II, S. 449—468, besonders 453 ff.]) ist die Sache nicht zur Sprache gekommen; ich muss also eine Widerlegung meiner Gründe noch erwarten. Etwas Entscheidendes dafür oder dagegen wird sich vielleicht aus feiner Beobachtung der Spracheigenthümlichkeiten Walthers und Freidanks ergeben: dafür habe ich die Bemerkung zu Roland 3, 23 machen können.

Dass der östreichische Seifried Helbling, den ich, als ich ihn in der Einleitung S. XLI anführte, nicht näher kannte, unter Bernhard Freidank unseren Dichter meinte, davon habe ich mich jetzt aus einigen Stellen seiner Gedichte, wo er Sprüche aus der Bescheidenheit anführt, überzeugen können. Karajans Ausgabe wird vielleicht noch weitere Aufklärung, auch wohl einige noch nicht bekannte Sprüche Freidanks gewähren. Ob der Vorname Bernhard richtig ist (man darf, da dieser Name früher nicht zum Vorschein kommt, fragen, woher ihn Helbling am Ende des 13. Jahrhunderts wisse), lasse ich dahingestellt sein; wahrscheinlich dünkt es mich nicht; überraschend ist aber der Schluss, den Herr Professor v. d. Hagen daraus zieht (Jahrb. der Berlin. Sprachgesellschaft 1, S. 97), weil Freidank auch den Vornamen Bernhard führe, könne er nicht Walther von der Vogelweide sein.

Wilhelm Grimm.

[Vgl. Über Bernhard Freidank und Zurechtweisung im Litterarischen Centralblatt 1857 No. 26 und 1858 No. 48 = Kl. Schr. Bd II, S. 508—510.]

ÜBER FREIDANK.

331
3

(Gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 15. März 1849.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1850. S. 331—413. Separatabzug S. 1—85.

I.

Der Name, den unser Dichter sich selbst beilegt, wird von W. Wackernagel im Glossar zu seinem Lesebuch durch Freidenker übersetzt, gewiss richtig, wenn man von dem Nebenbegriff absieht, der diesem Ausdruck gegenwärtig anhängt, jener Zeit aber fremd war. Damals wird niemand über die Bedeutung des gewählten, auf den Inhalt des Gedichts bezüglichen Namens in Zweifel gewesen sein, so wenig als jemand in Frauenlob, in dem Unverzagten oder in dem Freudeleeren (Haupts Zeitschr. 5, S. 243. 7, S. 530) und anderen den eigentlichen Namen des Dichters sah. Noch mehr, da es kein Geschlecht gab, das von der Vogelweide hiess, so mag auch Walther einen dichterischen Namen angenommen haben. Daher erklärt sich warum er, wie der Spervogel, der auch nur diesen Dichternamen (MS. 2, 226[b]) vorbringt, von sich in der dritten Person redet (18, 6 f.) und sich selbst (119, 12) mîn trûtgeselle von der Vogelweide anredet, von dem er Beistand im Gesang fordert: oder warum er dem, den man ê von der Vogelweide nande (108, 7), eine Art Grabschrift dichtet; es ist nicht nöthig diese Lieder anderen beizulegen. Freidank als Eigenname kommt erst im vierzehnten Jahrhundert vor, ohne Zweifel veranlasst durch das in grossem Ansehen stehende Gedicht, wie auf gleiche Weise ein Walther der Vogelweid von Veltheim in einer Urkunde vom Jahr 1349 (Haupts Zeitschrift 4, S. 578) erscheint. Dass Freidank, der Ursache hatte sich zu verbergen, zu seiner Zeit nur unter dem angenommenen Namen bekannt war, zeigt eine kürzlich gefundene Stelle in den Colmarischen Annalen aus dem dreizehnten Jahrhundert (Haupts Zeitschr. 4, S. 573), Frydankus vagus fecit rithmos theutonicos gratiosos: woraus wir zugleich ersehen, dass er ein

herumziehender Sänger war, auch darin dem berühmten Walther ähnlich. Beide klagen über mangelnde Freigebigkeit der Fürsten 332 (Anmerkungen zu Freidank S. 87, 6. 7 und 8). Eine durch 4 Schedel bewahrte Nachricht von einem Grabmal Freidanks und einer Inschrift darauf habe ich der Forschung nicht vorenthalten wollen, sondern in Haupts Zeitschrift 1, S. 30. 31 bekannt gemacht, wo auch die Gründe auseinandergesetzt sind, weshalb ich glaube, dass man sie nicht auf unseren Dichter beziehen darf. Das ist nicht der gute Stil des dreizehnten Jahrhunderts. Die erste Zeile entbehrt des Versmasses und lautet roh: hie lît Frîdanc, kläglich ist der Zusatz gar àn allen sînen danc: Veldeke sagt (MS. 1, 20[a]) wan ez got ni gebôt daz dehein man gerne solte sterben. Wie zierlich gedacht, wie reinlich ausgedrückt ist der Spruch auf dem Schwerte Konrads von Wintersteten.

Von den Lebensumständen des Dichters scheint keiner seiner Zeitgenossen etwas gewusst zu haben; uns bleibt nichts übrig, als einzelne Andeutungen aus dem eigenen Werk zusammenzulesen. Selbst über seinen Stand, ob er von Adel war oder nicht, hatte man keine Gewissheit. Bei einigen heisst er meister, bei anderen her: ich habe die Stellen in der Einleitung zur Bescheidenheit S. XXXIX. XL nachgewiesen und trage nur Tanhausers hofzuht (Haupts Zeitschrift 6, S. 488), die von Ettmüller herausgegebenen sechs Briefe 9, 32, Helbling 2, 147 und Teichner (Dresden. Handschr. No. 67, Bl. 5[b]. 18[a]) nach, wo er immer her genannt wird. Der Älteste von denen, die ihn nennen, Rudolf von Ems, bezeichnet ihn zweimal als meister, einmal ohne Zusatz: aber er nennt auch (Orlens 4481) den Walther meister, obgleich dieser gewiss zum Adel gehörte. Rudolf bekümmerte sich schwerlich um Freidanks Lebensverhältnisse oder, was am wahrscheinlichsten ist, er wusste nichts Bestimmtes. Ebenso schwankt Hugo von Trimberg, der ihm doch die höchste Verehrung zollt, zwischen her und meister; hätte er etwas Näheres von ihm sagen können, er würde, zumal bei seiner Redseligkeit, es sicher nicht zurückgehalten haben.

II.

Die mehrmals angeregte Frage, ob Freidank noch andere Gedichte als die Bescheidenheit verfasst habe, verdient erst Auf-

merksamkeit, wenn man Gründe dafür beibringen kann. In jener Grabschrift heisst es: der alwege sprach und nie sanc, angenommen, sie sei echt, d. h. aus dem dreizehnten Jahrhundert, so beweist sie weiter nichts, als dass der Verfasser derselben keine lyrische Gedichte von Freidank kannte, und es ist auch nicht glaublich, dass er solche unter diesem Namen habe ausgehen lassen. Ausserdem scheint für jene Zeit sprechen und [333] singen nicht ausreichend einen Gegensatz auszudrücken: sagt [5] doch Frauenlob (Ettmüller S. 114. 115) swaz ie gesanc Reinmâr und der von Eschenbach, swaz ie gesprach der von der Vogelweide, und das wird niemand so verstehen, als habe Wolfram wie Reinmar nur Lieder gesungen, Walther Erzählungen oder Spruchgedichte vorgetragen. Heinzelein von Konstanz äussert in der Minnenlehre her Frîdanc der ie seite und sanc stæteclîch die wârheit, was auch nichts als ein allgemeiner Ausdruck ist. [S. oben S. 2.] Hätten nur die Colmarischen Annalen ein Paar Worte mehr zugefügt! Doch rhythmi teutonici gratiosi bezeichnen eher lyrische Gedichte als die Sprüche der Bescheidenheit, die für den Vortrag eines fahrenden Sängers wenig geeignet scheinen. Wenn die Worte nun auf die Lieder Walthers zu beziehen wären? Was Rudolf von Ems im Alexander sagt, der sinnerîche Frîdanc, dem âne valschen wanc elliu rede volge jach, swaz er in diutscher zungen sprach, hilft auch nicht weiter: der sinnerîche heisst er zumal in Zusammenhang mit dem, was noch vorhergeht, als Dichter der Bescheidenheit: die letzte Zeile könnte man verstehen, als habe er auch in anderer, etwa in lateinischer oder romanischer Sprache gedichtet, wo seine Rede nicht so fliessend gewesen sei: aber das ist doch sehr unwahrscheinlich; dagegen könnte sie allerdings darauf hindeuten, dass das Spruchgedicht nicht sein einziges Werk gewesen sei.

Die Abschnitte von Rom und Akers unterscheiden sich durch die geschichtliche Haltung so bestimmt von der lehrhaften Weise des übrigen grösseren Theils, dass ich schon bei der Herausgabe der Bescheidenheit auf den Gedanken gerathen war, sie seien Stücke aus einem anderen Werk und hier nur eingeschoben. Ich bin seitdem in dieser Ansicht bestärkt worden. Es ist schon auffallend, dass nur wenige Handschriften den Abschnitt von Akers kennen, nur A von der ersten und Bb von

der zweiten Ordnung: die einer ganz anderen Aufstellung folgenden Handschriften 𝔄𝔅 haben nichts daraus, ebensowenig scheinen Hugo von Trimberg und Boner ihn gekannt zu haben. In Bb bricht diese geschichtliche Erzählung ohne allen Zusammenhang mit dem anderen plötzlich hervor. Endlich haben A und Bb die Quelle nicht gleichmässig benutzt, A hat 162, 25—163, 12, Bb 157, 1—162, 25, ein noch grösseres Stück, ganz allein. Immer aber muss diese Vermischung schon frühe stattgefunden haben, da sie sich bereits in der ältesten und besten, sicher in das 13. Jahrhundert gehörigen Handschrift
334 zeigt. Der Abschnitt von Rom passte mehr in den Plan der
6 Bescheidenheit. Das alles scheint mir darauf zu deuten, dass wir nur Bruchstücke eines grösseren Werks vor uns haben. Gleichzeitig mit dem Übrigen sind sie nicht gewesen, das erweist eine andere Bemerkung: dort nämlich (46, 15. 130, 10) begegnen wir mehrmals der Klage über Nichtachtung des päpstlichen Bannes, hier (148, 19) dagegen einer herben Äusserung über die Käuflichkeit desselben zu Rom, ja der über den Kaiser Friedrich ausgesprochene Bann (157, 19. 21. 158, 2. 160, 10. 19. 162, 4) wird geradezu als ungerecht und unkräftig betrachtet. Der Dichter redet von Rom, wo er Gras in den Palästen gefunden hat (148, 23), als Augenzeuge: er mag auf dem Zug nach Syrien dort gewesen sein und beschreibt diesen Aufenthalt hernach als er sich in Akers befindet. Jetzt versteht man auch, wie eine Stelle doppelt vorkommen kann, in dem früheren Gedicht (132, 26—133, 4) als gemeines Sprichwort, in dem späteren (158, 16—21) mit passender Anwendung auf den Kaiser und den Sultan.

Lässt sich keine Hinweisung auf das verlorene Werk finden? Ich muss auf eine vielfach angefochtene Stelle in Rudolfs Wilhelm von Orlens zurückkommen, die in allen ziemlich zahlreichen Handschriften immer gleichlautend erscheint,

wold iuch meister Frîdanc
getihtet hân, sô wæret ir
baz für komen danne an mir,
oder von Absalône:
hæt er iuch alsô schône

berihtet als diu mære
wie der edel Stoufære,
der keiser Friderîch verdarp
und lebende hôhez lop erwarb.

od der, wie ich in der vierten Zeile lese, ist kaum eine Änderung, aber Absalône kann nicht richtig sein, da ein Ortsname folgen muss. Zu den bisherigen Vorschlägen, die den schwierigen Namen ändern und mit grösserer Kühnheit eine Lücke voraussetzen und einige Zeilen einschieben oder eine Anspielung auf unbekannte Ereignisse darin erblicken, will ich einen neuen fügen, der nicht kecker ist als der mässigste von jenen. Ich lese nämlich Akône oder Akarône, und der Dichter jener beiden Abschnitte ist damit gemeint, der füglich so genannt werden konnte, da er in Akers eine Zeitlang lebte und dort das Werk dichtete, 335 von dem diese Bruchstücke uns erhalten sind. Akers ist die 7 gewöhnliche Form, die im Lanzelet (8847), im Herzog Ernst (5233), bei dem Marner (MS. 2, 174b), Enenkel (S. 289), Bruder Wernher (MS. 2, 164b), Hugo von Trimberg (7505. 15845), Püterich (St. 110) gebraucht wird: Akôn finde ich bei Heinrich von Neustadt (Apollon. 18217. 20617) im Reim auf Ebrôn: endlich Acharôn bei Odo, dem Verfasser des lateinischen Ernst (5233). Nichts scheint natürlicher als dass der, welcher die Schicksale Friedrichs bei dem Kreuzzug erzählte, auch Barbarossas und seines traurigen Untergangs gedachte.

Hier entsteht nämlich die Frage, wen wir als Verfasser der beiden Abschnitte zu betrachten haben. Rudolf von Ems meint wohl einen anderen als Freidank, weil er sechzehn Dichter anführen will und sonst nur fünfzehn genannt hätte. Das hat weiter kein Gewicht, da der von Akers schon der heftigen Äusserungen wegen, die er sich erlaubt, seinen Namen wird geheim gehalten haben und ihn Rudolf auf diese Weise am natürlichsten bezeichnete; nur so viel ist sicher, dass er ihn als einen Zeitgenossen Freidanks betrachtete. Beide für eine Person zu halten, sind wir durch die Einmischung dieser Abschnitte in die Bescheidenheit, weil sie schon frühe stattfand, veranlasst: ein stärkerer Beweis liegt in der Übereinstimmung der Sprache und des dem Dichter geläufigen Ausdrucks, die

ich hier nachweisen will. den glouben bezzern 148, 13: die kristenheit bezzern 76, 2. âne schame 148, 17: 53, 5. 112, 15. schalkeit 149, 3: 143, 5. 20. diu kristen 149, 14. 153, 20. 10, 26. kunst gewalt noch list 149, 18: kunst noch list 19, 22. 126, 17. kunst und al der werlde list 79, 6. guot bilde geben 149, 20. 152, 7: 69, 21. 71, 5. gesünden 149, 23: 180, 10. einen an liegen 150, 7: 102, 13. 106, 15. 170, 5. 7. swære senften 150, 11: zorn senften 64, 12. gouch Narr 150, 25: 54, 22. 98, 12. gouches tôre 83, 11. lœsen befreien 151, 3: 20, 16. 39, 19. 130, 9. 181, 4. sich haben an einen 151, 6: 55, 11. 97, 27. zer helle varn 151, 12: 105, 9. 180, 1. drîzec lant, her usw. 151, 16. 155, 10: 4, 17. 46, 1. 57, 7. 102, 15. swan alle krümbe werdent sleht 152, 2: daz mich krümbe dunke sleht 50, 24. bürge unt lant 152, 20: 75, 13. ze langer frist 154, 2: 31, 9. 33, 3. 96, 24. pfluoc bildlich 155, 18: 27, 15. 168, 13. über lût 155, 22: 168, 18. valsch slahen 156, 25: 46, 21. über daz 156, 19: 6, 8. daz beste tuon 156, 22. 160, 18: 82, 25. 99, 4. 110, 24. 149, 22. tôdes grunt 156, 24: meres grunt 11, 3. helle grunt 11, 17. bî gestân 158, 1: 16, 13. krump oder sleht 158, 2: 336 10, 21. widersatz 158, 26: 172, 15. 173, 3. sîgen 160, 1: 8 46, 17. nider sîgen 117, 27. die strâze offen stânt 161, 21: 66, 6. verbannen 162, 8. 14: 51, 1. z'ende komen 162, 19: 111, 13. gehœnen 162, 23: 68, 13. michels baz 163, 12: michels lieber 156, 2. michels gerner 59, 11. des lîbes rôst 163, 25: einen ûf den rôst setzen 168, 10.

Von den metrischen Gesetzen Freidanks, die unten näher betrachtet werden sollen, zeigt sich in den beiden Abschnitten keine Abweichung. Wie dort wird in jeder Zeile nie mehr als einmal die Senkung ausgelassen, gelten im ersten Fuss drei Silben, wovon die mittelste am mindesten betont wird, und ist ein dreisilbiger Auftakt unerlaubt: wie dort findet man nur wenige und leichte Kürzungen, und, was vielleicht am stärksten wiegt, unt in der letzten Senkung vor stumpfem Reim, nur, wenn t oder l dessen Anlaut bildet: also unt tac 154, 15, unt tant 156, 17. Ebenso in den Reimen dieselben Eigenthümlichkeiten, erwert: ernert 163, 3. 4 wie erwern: ernern 63, 7. 69, 13. 14 und besonders wirt: wirt 156, 20: 87, 10.

III.

Sind die geschichtlichen Abschnitte Zuthat aus einem zweiten Werk, so haben wir das Alter der Bescheidenheit erst zu ermitteln, denn nur von dem über Akers wissen wir gewiss, dass er im Jahre 1229 in Syrien ist gedichtet worden. Wir müssen uns nach Zeugnissen umsehen. Ich führe jenes zuerst an, das ich in einer Stelle der überarbeiteten Klage 3540—3546 gefunden und in der Einleitung zu Freidank S. XXXVII—XXXVIII schon geltend gemacht habe: es steht dort in einem Zusatz mit der Absicht, einen Spruch aus der Bescheidenheit einzurücken, der unverändert geblieben ist. Ich beharre bei der schon früher (S. CXVIII—CXX) begründeten Behauptung, dass wörtliche Übereinstimmung mit Freidank auf ein Abborgen aus seinem Gedicht mit Sicherheit schliessen lässt. Man kann einwenden, er habe seine Sprüche aus dem Munde des Volks geschöpft, aber die Herstellung des reinen Reims, um den sich das Volk wenig bemühte, veranlasste so gut Änderungen als die Handhabung des regelrechten Versmasses. Wie selten mag es sich gefügt haben, dass die ohnehin beständiger Umwandlung preisgegebene Überlieferung des Sprichworts geradezu konnte beibehalten werden: wie gross die Verschiedenheit in der Auffassung einzelner Sprichwörter war, ersieht man aus dem, was ich S. XC—CV nebeneinandergestellt habe. Nach meinem Gefühl trägt der Ausdruck überall Freidanks Eigenthümlichkeit, und die [337] erblicke ich gerade in den von der überarbeiteten Klage wiederholten Worten 117, 21. 22 der tôt liep von liebe schelt unz er uns alle hin gezelt. scheln in dieser bildlichen Bedeutung gebrauchen nur wenige (ich kenne nur die zur Goldenen Schmiede 52 angeführten Stellen, wozu noch Troj. Krieg 10068 kommt), das Gewöhnliche war wohl, wie Hartmann im Erek 2208—2210 sagt, der tôt allez liep leidet, so er liep von liebe scheidet, ebenso Hug von Langenstein (Martina Bl. 125[b]) der tôt — fröude leidet und lieb von liebe scheidet, und Friedrich von Sunburg (Mgb. 22[a]) frou Werlt, ihr kunnet liep von leide scheiden; zwei Handschriften von Freidank haben den Ausdruck wirklich nicht verstanden und scheidet gesetzt, die eine ändert auch die folgende Zeile, die andere entstellt den Reim.

Lachmann hat zu den Nibelungen 353, 2 die Gründe angegeben, weshalb die Überarbeitung der Klage vor dem Jahr 1225 muss vollendet gewesen sein: möglicherweise war sie schon zehn Jahre früher vorhanden, immer aber muss die Bescheidenheit vorangegangen sein. Vielleicht können wir noch weiter zurückschreiten: ich habe in der Einleitung S. CXXVI den Ausdruck unwîp hervorgehoben, der bei Walther und Freidank zuerst sich zeige, jetzt aber gefunden, dass auch in der echten Klage 361 unwîplîcher muot steht. Ich will hier noch keinen Schluss ziehen, immer aber haben wir durch die Stelle in der überarbeiteten Klage einen sicheren Anfangspunkt gewonnen und müssen zunächst nachsuchen, ob wir bei den Dichtern aus dem Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eine Spur von Freidank entdecken können. Hartmann sagt im zweiten Büchlein 193 er bedarf unmuoze wol, swer zwein herren dienen sol: Freidank (ABaβ𝔄) 50, 6 swer zwein hêrren dienen sol, der bedarf gelückes wol; Hartmanns unmuoze scheint mir besser und könnte die echte Lesart sein. In demselben Büchlein 701 des wîp dâ sint gehœnet, des well wir sîn gekrœnet: Freidank 102, 18 die man vil manegez krœnet, des wîp sint gehœnet. Erek 431 swen dise edeln armen niht wolden erbarmen: Freid. 40, 15 man sol sich gerne erbarmen über die edeln armen. Erek 4800 nû mac doch daz nieman bewarn, daz im geschehen sol: Freid. 132, 6 swaz geschehen sol, daz geschiht. Gregor 525 wan im niemer missegât, der sich ze rehte an in (Gott) verlât: Freid. 2, 14 vil selten ieman missegât, swer sîniu dinc an got verlât. Gregor 3400 (etwas verschieden Armer Heinrich 26—28) wir haben daz von sîme gebote, swer umbe den andern (nach der Wiener Handschrift 338 Lachmann in Haupts Zeitschr. 5, S. 65) bite, dâ lœs er sich 10 selben mite: Freid. 39, 18 merket, swer für den andern bite, sich selben lœset er dâ mite. Armer Heinrich 101 des muge wir an der kerzen sehen ein wârez bilde geschehen, daz si zeiner eschen wirt enmitten dô sî lieht birt: Freid. 71, 7 diu kerze lieht den liuten birt unz daz si selbe zaschen wirt. Iwein 2964 mit lachendem munde truobetn im diu ougen: Freid. 32, 15 daz herze weinet manege stunt, sô doch lachen muoz der munt.

Freidanks Auffassung steht in allen diesen Sprüchen nahe, und seine Worte klingen durch, ja der Reim ist fast immer beibehalten. Hierzu kommt, dass auch Hartmanns Nachahmer und Zeitgenosse, Wirnt, sichtbar einen Spruch aus der Bescheidenheit entlehnt hat, Wigalois 167, 7 er (Gott) nidert hôchgemüete und hœhet alle güete: Freid. 2, 5 got hœhet alle güete und nidert hôchgemüete. Wolfram und Gottfried waren von der Macht des eigenen Geistes zu sehr erfüllt, als dass sie von anderen etwas hätten annehmen sollen: wenigstens finde ich bei ihnen keine Stelle, die Bekanntschaft mit Freidank verriethe. Wolfram bringt zwar einige Sprichwörter vor, aber eigenthümliche, und da, wo derselbe Gedanke vorkommt, ist er gedrungener und schöner ausgedrückt. Parz. 272, 12 weinde ougen hânt süezen munt; Freid. 32, 14 daz herze weinet manege stunt, sô doch lachen muoz der munt, und Parz. 338, 11 im wære der liute volge guot, swer dicke lop mit wârheit tuot liegt fern von Freid. 60, 23 merket, swer sich selben lobet âne volge, daz er tobet; selbst der volksmässige, auch anderwärts (Einleitung XCV) übereinstimmende Spruch 31, 16 hiute liep, morne leit lautet im Parzival 103, 24 hiute freude, morgen leit oder 548, 8 hiute riuwe, morgen frô. Bruchstücke aus einem unbekannten Gedicht, das Stil und Sprache in die beste Zeit des 13. Jahrhunderts weisen (Mones Anzeiger 4, S. 314—321), enthalten Z. 122—124 Folgendes: mir ist ouch für wâr geseit daz er lîhte friunde sich bewiget, swer alle zît niugerne pfliget. Ich glaube, dass wir hier den echten Text eines Spruches aus der Bescheidenheit vor uns haben, den wir nur aus wenigen und zumal späteren Handschriften kennen, 97, 26 des friundes schiere sich verwiget, der niuwer friunde pfliget. Das ausser Gebrauch gekommene Substantiv niugerne, das ich nur im Erek 7635 und Lanzelet 7983 nachweisen kann und wofür Graffs Sprachschatz 4, S. 236 nur einen einzigen Beleg hat, mag Veranlassung gewesen sein, mit Abschwächung des Gedankens die Wiederholung niuwer friunde zu setzen. Das seltene Wort war auch dem Verfasser des lateinisch-deutschen Freidanks unbekannt, denn er bringt (Göttweig. Handschr. 4, alt. Druck 5ª) etwas anderes, ganz Gehaltloses vor, der friunde sich verwiget,

swelch man lügen pfliget: die lateinische Übersetzung verständiger, doch abermals abweichend, qui similis vento nobilitatis (l. mobilitatis) labe notatur, fœdus amicitiæ modicum curare probatur. Die Karlsruher Handschr. S. 111[b] entstellt das ihr unverständliche Wort: »Der frunde er sich schier verwiget Wellich man ierunge pfliget«. Die Handschrift jener Bruchstücke ist alt und gut, das zeigen die Sprachformen, aber dass sie, wie Mone behauptet, gerade in den Anfang des 13. Jahrhunderts gehören, wird mit Sicherheit sich nicht erweisen lassen, so erwünscht es wäre. Der Winsbeke und die Winsbekin, die nach Wolframs Parzival müssen gedichtet sein, aber wenn Pfeiffers Vermuthung, wonach (Wigalois XVII) Wirnt sie benutzt hat, richtig ist, schon vor 1208—1210, gewähren eine Anzahl Sprüche, die wir auch aus der Bescheidenheit kennen. Der Winsb. 3, 1 sun, merke wie daz kerzen lieht die wile ez brinnet swindet gar: Freid. 71, 7 diu kerze lieht den liuten birt unz daz si selbe zaschen wirt. Der W. 23, 4 der man ist nâch dem sinne mîn dar nâch und er gesellet sich: Freid. 64, 4 swer den man erkennen welle, der werde sîn geselle. Der W. 25, 1 sun, bezzer ist gemezzen zwir danne verhowen âne sin: Freid. 131, 23 bezzer ist zwir gemezzen dan zeinem mâl vergezzen. Der W. 25, 7 daz wort mac niht hinwider in und ist doch schiere für den munt: Freid. 80, 12 mit witze sprechen daz ist sin: daz wort enkumt niht wider in. Der W. 28, 5 der tugent hât, derst wol geborn und êret sîn geslehte wol: Freid. 54, 6 swer tugende hât, derst wol geborn: ân tugent ist adel gar verlorn und 64, 13 swer rehte tuot, derst wol geborn. Der W. 33, 4 swer gerne ie über houbet vaht, der mohte deste wirs gesigen: Freid. 126, 21 vit lîhte er schaden schouwet, der über sîn houbet houwet. Der W. 33, 8 muotes alze gæher man vil trægen esel rîten sol: Freid. 116, 25 swem gâch ist zallen zîten, der sol den esel rîten. Der W. 41, 5 ein ieglich man êren vil, der rehte in sîner mâze lebet und übermizzet niht sîn zil: Freid. 114, 9 swer schône in sîner mâze kan geleben, derst ein sælic man: dâ bî mit spotte maneger lebet, der ûz der mâze hôhe strebet. Der W. 45, 4 si machent breite huoben smal: Freid. 120, 5 breite huoben werdent smal. Der W. 60, 9 ez

ist ein lop ob allem lobe, der an dem ende rehte tuot: Freid. 63, 20 ichn schilte niht swaz iemen tuot, machet er daz ende guot. Der W. 63, 6 wir koufen in dem sacke niht: Freid. 85, 5 swer inme sacke koufet. Die Winsbekin 15, 1 gedanke sint den liuten frî und wünsche sam: weistu des niht? Freid. 115, 14, diu bant kan niemen vinden, diu gedanke mugen binden. man 340 vâhet wîp unde man, gedanke nieman vâhen kan. Die W. 16, 6 12 ze swacher heimlîch wirt man siech: Freid. 93, 14 unrechtiu heimelîche tuot nieman êren rîche. Die W. 19, 2 sie sagent »wîp hânt kurzen muot, dâ bî doch ein vil langez hâr«: Freid. 182, 3 die frouwen hânt langez hâr und kurz gemüete; daz ist wâr. Die W. 20, 1 êst komen her in alten siten vor mangen jâren unde tagen daz man diu wîp sol güetlich biten und lieplich in dem herzen tragen. sô suln sie zühteclîch versagen od aber sô sinneclîch gewern daz si iht her nâch beginnen klagen: Freid. 100, 20 diu wîp man iemer biten sol, iedoch stât in verzîhen wol und 100, 24 verzîhen ist der wîbe site, doch ist in liep daz man si bite. Die W. 32, 4 betwungen liebe ist gar ein wiht: Freid. 101, 13 betwungeniu liebe wirt dicke ze diebe. Die W. 41, 3 swer sînem rehte unrehte tuot, der êren niht gehüeten kan: Freid. 106, 20 swer sînem dinc unrehte tuot, dem wirt daz ende selten guot. Bei der Verschiedenheit des Ausdrucks im Einzelnen ist die Übereinstimmung im Ganzen so gross, dass der Einfluss Freidanks sehr wahrscheinlich wird, zumal das strophische Versmass und die verschiedene Haltung des Gedichts nothwendig zu Änderungen führen musste. Bei Thomasin ist mir Bekanntschaft mit Freidank noch wahrscheinlicher, Welscher Gast Pfälz. Handschr. 2^{a} swer frumer liute lop hât, der mac wol tuon der bœsen rât: Freid. 89, 22 swer der frumen hulde hât, der tuot der bœsen lîhten rât. W. G. 11^{a} swer in zorn hât schœne site, dem volget guotiu zuht mite: Freid. 64, 18 swer in zorn ist wol gezogen, dâ hât tugent untugent betrogen. W. G. 15^{a} her ûz (dem Fass) kumt ze keiner frist niuwan daz innerhalben ist: Freid. 111, 2 ûz iegelîchem vazze gât daz ez innerhalben hât. W. G. 19^{b} si (Minne) blendet wîses mannes muot und schadet [sêle lîp] êre unde guot: Freid. 99, 11 minne blendet wîsen man, der sich vor ihr niht hüeten

kan. W. G. 43[a] swelh man hât einen rîchen muot, derst niht arm mit kleinem guot: Freid. 43, 20 swâ ist frœlich armuot, dâ ist rîcheit âne guot. W. G. 44[b] swer sînem guot niht hêrschen kan, derst der pfenninge [dienst]man: Freid. 56, 15 nieman der ze hêrren zimt, der sîn guot ze hêrren nimt. W. G. 42[a] swen niht genüeget des er hât, des armuot mac niht werden rât: Freid. 43, 10 swen genüeget des er hât, der ist rîche, swiez ergât. W. G. 44[b] swelh man verkouft sîn frîen muot, der nimt niht gelîchez guot: Freid. 131, 3 ichn gæbe mînen frîen muot umbe keiner slahte guot. Dazu kommt dass ich diese Sprichwörter grossentheils nur bei beiden gefunden habe. Heinrich 341 von Türlein, der etwa im Jahr 1220 die Krone dichtete, ge- 13 währt kein Zeugnis über Freidank, wenigstens nicht in der mir allein zugänglichen Wiener Handschrift, die unvollständiger ist als die Heidelberger; in einem Spruch fasst er sich ganz anders, s. unten die Anmerkung zu 88, 15. Lichtenstein scheint sich nur um die Dichtungen von Artus und der Tafelrunde bekümmert zu haben: mit Freidank kommt einiges Gemeinsame vor, doch die Übereinstimmung müsste entschiedener sein. Frauendienst 95, 14 ich was dâ der beste niht: ich was ouch niht der bœste gar: Freidank 90, 25 wer mac die besten ûz gelesen, wan nieman wil der bœste wesen? Frauend. 340, 25 guot gedinge derst vil guot: lieber wân noch sanfter tuot: Freid. 134, 22 diu grœste fröide die wir hân, dâst guot gedinge und lieber wân. Frauend. 475, 21 der edele sol erbarmen sich über die armen; daz rât ich: Freid. 40, 15 man soll sich gerne erbarmen über die edeln armen. Fleck hat die Bescheidenheit nicht gekannt (vgl. Anm. zu 107, 23), auch nicht Stricker, der im Jahr 1240 starb: da, wo er von Ketzern spricht (Hahn kleinere Gedichte von Stricker 12, 503 f.), hat er gar nichts mit Freidank gemein, so ähnlich im Allgemeinen Gedanken und Ansichten sind. Auffallender ist es, dass Ulrich von Türheim, der in seinem um das Jahr 1250 gedichteten Wilhelm Sprichwörter genug vorbringt, nichts von ihm zu wissen scheint. Die einzige Stelle, in der man etwas Ähnliches findet, ist doch zu verschieden gefasst, Pfälz. Handschr. 152. Cassel. 120[a] ez ist ein altiu lêre daz sich der man gesellet als sîn leben ist ge-

stellet lautet in der Bescheidenheit besser, 64, 4 swer den man erkennen welle, der werde sìn geselle. Ob die Dichter der folgenden Zeit, wenn sie ähnliche Sprichwörter gebrauchen, aus Freidank geborgt haben oder nicht, kann uns hier gleichgültig sein; sie sind im zwölften Abschnitt der Einleitung nachzusehen. Dort (S. XXXIX—XL) sind auch diejenigen nachgewiesen, die ihn als ihre Quelle ausdrücklich nennen, oder bei welchen man ihn mit Sicherheit voraussetzen kann. Rudolf von Ems ist der erste unter diesen. Er starb, ehe sein letztes Werk, die Weltchronik, vollendet war, zwischen 1250—1254. Wilhelm von Orlens ist vor 1241, Alexander nachher gedichtet: jenem voran giengen Barlaam und der gute Gerhard. In dem letztgenannten Werk benutzt er Freidank ohne ihn zu nennen, auch nicht ohne einiges zu ändern, 37. 38 die wìsen jehent »swer sich lobe sunder volge daz er tobe«: Freid. 60, 23 merket, swer sich selben lobet âne volge, daz er tobet. Gerh. 152—158 des nam er ein urkünde dort an der schrift der wârheit, diu von dem almuosen seit, swer ez mit guotem muote gìt, daz ez leschet 342 zaller zìt die sünde älsam daz wazzer tuot daz fiur: Freid. 14 39, 6 wazzer lescht fiur unde gluot, almuosen rehte dez selbe tuot: daz leschet sünde zaller zìt, dâ manz mit guotem willen gìt. Dies ist ein biblischer Spruch und seine Quelle der Ecclesiasticus 3, 33 ignem ardentem extinguit aqua et eleemosyna resistit peccatis; der Zusatz swer ez mit guotem willen gìt und zaller zìt, den beide haben, beweist die Abhängigkeit der Auffassung. Gerh. 6670 der hœhsten tugent werdekeit diu aller tugende krône treit (Wilh. von Orlens im Eingang bescheidenheit diu aller tugende krône treit) wie Freid. 1, 2. Gerh. 6741 dâ tûsent jâr sint ein tac: Freid. 4, 7 ein tac sì dâ tûsent jâr. Endlich kommt auch im Gerh. 3213 das adjectivische unwîplìche vor, was ich zur Einleitung S. CXXVI nachtrage. Könnten wir nur mit Sicherheit die Zeit bestimmen, in welcher Gerhard entstand: ist die Bescheidenheit älter, als der geschichtliche Abschnitt von Akers, so wird auch die Jugendarbeit Rudolfs in eine frühere Zeit fallen. Lebte Freidank damals noch, weil ihn Rudolf noch nicht nennt, und nennt dieser ihn erst rühmend im Wilhelm und Alexander, weil er nicht mehr lebte? Hier ist

mir willkommen, was Haupt (Gerh. IX) nachweist, dass Rudolf von Steinach, dessen Bitte wir den Gerhard verdanken, schon in Urkunden vom Jahr 1209—1221 erscheint.

Ich habe noch einige aus späterer Zeit nachzutragen, die Sprüche von Freidank in ihre Gedichte eingerückt haben. Buch der Rügen (Haupts Zeitschrift 2), das in das Jahr 1276—1277 fällt, 315 ir enrouchet wer diu schâfe schirt (l. schâf beschirt), daz ot iu diu wolle wirt ist geradezu aus Freidank 153, 11. 12 genommen. In einer anderen Stelle ist ein Gleichnis von ihm umschrieben, 711—715 wie sît ir so grundelôs als daz mer, dâ wazzer grôz stæte in fliezent und sich dar in besliezent: und kan doch nimmer werden vol! Bei Freidank 41, 18—21 die gîtegen und die rîchen sol man dem mere gelîchen: swie vil zem mere wazzers gê, ez hete doch gerne wazzers mê. Tanhausers Hofzucht (Haupts Zeitschr. 6) 201 hie vor sprach her Frîdanc guot wîn sî der beste tranc, wie Haupt richtig anmerkt, »in einem verlorenen Spruch, oder ist es ungenaue Erinnerung an 95, 2 f.?« 213—216 swer machet eine hôchzît, swie manege traht man gît, dâ mac kein wirtschaft sîn, da ensî guot brôt unde wîn: Freid. 15, 15—18 hât ein hêrre ein hôchgezît, dâ man siben trahte gît, dâ mac niht volliu wirtschaft sîn âne brot und âne wîn. Otacker hat einiges aus Freidank geborgt, wie Haupt Zeitschr. 3, S. 278 nachweist; eine Stelle war schon Einleitung S. CXII angemerkt. In ein kleines Ge-
343 dicht, das eine Anmahnung zur Minne enthält (Fragmente 32,
15 243—245), sind drei Sprüche aus Freidank (100, 24. 25. 100, 4. 5. 101, 3. 4) am Schluss zugefügt: einige stehen mitten in dem Text der Erzählung von dem Sperber (Liedersaal 1, 232: F. 71, 17. 18) und in ein Paar anderen Gedichten (Lieders. 2, 423, 145—148: F. 102, 20—32, sodann 3, 707, 425—426: F. 100, 24—25). Endlich sind in die verschiedenen Bearbeitungen von Catos Sprüchen verschiedene Stellen aus Freidank eingegangen, ohne dass er genannt wäre, 41, 4. 5 (Lieders. 3, 171 Z. 319. 320). 48, 9—12 (Altd. Blätter 2, 31 Z. 557—559. Hätzlerin 276 Z. 183. 184). 52, 16. 17 (Hätzlerin 276 Z. 173. 174). 59, 20. 21 (Altd. Bl. 2, 26 Z. 325. 326. Lieders. 3, 171 Z. 319. 320). 69, 9—12 (Lieders. 1, 564 Z. 171—174). 108, 11. 12

(Hätzlerin 275 Z. 117. 118). Gerhard von Minden hat ihn gekannt: in seinen niederdeutschen Beispielen vom Jahr 1370 (Wiggerts zweites Scherflein 31) bezieht er sich auf Freidanks Worte 85, 13, »mit dummen dum, mit wîsen wis«, segt Frîdank, »ist der werlde prîs«.

Nach dem, was ich ausgeführt habe, gelange ich zu dem Schluss, dass Freidank schon im Beginn des 13. Jahrhunderts in dichterischer Thätigkeit sich zeigte und zwar als ein die Welt beobachtender, wohlerfahrener Mann, auch in dieser Hinsicht mit Walther vergleichbar. Rücke ich ihn in diese Zeit, so wird es mir vergönnt sein, mit Hinweisung auf die einzelnen Anmerkungen eine Anzahl Wörter zusammenzustellen, die zwar im Althochdeutschen bekannt sind, aber bei den Dichtern des 13. Jahrhunderts veraltet oder als unhöfisch nicht geachtet waren, oder solche, die bei ihm allein vorkommen: kristen 10, 26. reizer 47, 24. jâhêrre 50, 2. wizzeclîche 51, 7. hulwe 70, 9. selbselbe 85, 23. daz luter 88, 17. lastern 92, 12. nôtgestalle 96, 8. niugerne 97, 27. lönelîn 103, 17. verniugernen 105, 6. des tiuvels er engiltet 105, 19. nüschel 115, 2. frete 127, 18. Samekarc 132, 26. 133, 2. 158, 16. 17. rihtic 134, 21. narreht 140, 18. miteteilære 147, 14. horter 147, 15. über daz 6, 8. 156, 19. meisteil 164, 8. 11. lanclîp 177, 5.

IV.

Ich kann die Stelle die Freidanks Spruchgedicht einnimmt nicht näher bestimmen, wenn ich nicht zuvor einige Blicke auf den Ursprung und die Entwicklung des Lehrgedichts werfen darf. Ein berühmter Mann hat behauptet, dass mit dem Lehrgedicht die Poesie beginne, aber ich kann nicht dahin zählen jene uralten Lieder, welche, wie die Merseburger Fragmente, das Wessobrunner Gebet oder die nordische Edda, von Er- 344 scheinung der Götter, der Erschaffung und dem Untergang der 16 Welt singen: sie lehren nicht, sie stellen keine Betrachtungen an, sie verkünden überlieferte Geheimnisse, begeistert im höchsten Sinne des Worts. Die Heldendichtung ist durch und durch menschlich, sie drängt die mythischen Überlieferungen zurück oder versetzt sie in irdische Verhältnisse. Der Erzählung grosser

Thaten und der Darstellung erhabener, von den edelsten oder furchtbarsten Leidenschaften bewegter Menschen bleibt es überlassen die Lehre in dem Gemüth der Zuhörer zu erwecken. Kaum dass das Nibelungelied am Schluss mit den Worten ie diu liebe leide ze aller jungiste gît etwas der Art andeutet, oder eine unechte Strophe (1022, 2) den allgemeinen Satz niemen lebet sô starker, ern müeze ligen tôt für besondere Verhältnisse geltend macht, wie in gleicher Anwendung Gudrun (5512 = 1377, 4) sagt der vert lachete, den lât hiure weinen. Das ist der freien Dichtung gemäss, die noch den Geist des ganzen Volkes abspiegelt, und wie die Richtungen verschiedener Zeiten wechseln, der Sage auch einen anderen Mittelpunkt verleiht. Beginnt aber mit dem Heldenleben zugleich das Gefühl für das Epos zu sinken, so geht die abgelöste Poesie in die Hände einzelner über, die ihr ein voraus bestimmtes Ziel stecken und die eigene Betrachtung einmischen, um den Gewinn selbst abzuschöpfen. In diese Zeit des einsamen Nachsinnens fällt die Entstehung des Lehrgedichts. Otfried, der hervortreten konnte, weil die schaffende Kraft des Epos schon zu versiegen begann, das fortan von seinem erworbenen Gut zehrte, sah gewiss die moralische Lehre, womit er die Erzählung des Evangeliums umgibt, als die Hauptsache und als seine eigentliche Aufgabe an; auch dem Dichter des Heljands sind Betrachtungen nicht fremd, selbst in Muspilli zeigen sie sich schon. In der langen Zeit, in welcher Geistliche sich der Dichtkunst bemächtigt hatten, begegnen wir fast nur sittlichen Betrachtungen, mystischreligiösen Auslegungen der Bibel, selbst der Naturgeschichte, oder theologischen Spitzfindigkeiten. Sie sehen mit Verachtung auf andere Dichtungen herab: in dem allegorischen Gedicht von dem himmlischen Jerusalem wird gesagt (Vorau. Handschr.) swâ man eine guote rede tuot, (sô ist sie) dem tumben unmâre: der haizet ime singen von werltlîchen dingen und von degenhaite. Nur in den Bruchstücken eines Lehrgedichts, das Docen (Massmanns Denkmäler S. 80—82) bekannt gemacht hat, finde ich Gemüth und natürliches Gefühl mit lebendigem Ausdruck vereinigt. Wo man des Geschicht-
345 17 lichen nicht ganz entrathen kann, da wird es dem Dichter eine

Last und selbst da, wo es den Stoff zu einer schönen Dichtung gewährte, wie z. B. in dem Gedicht von dem verlornen Sohn (s. Karajans Denkmäler), mit wenigen Zeilen abgefunden. Nur bei religiösen Mythen, wie man die Sage vom Antichrist und dem Untergang der Welt, von Pilatus und der heiligen Veronica nennen kann, war eine poetische Belebung gestattet, doch nirgend zeigt sich eine Spur jener frischen Lebenslust, die in dem Archipoeta so wild überschäumt, der sich vielleicht eben deshalb der fremden Sprache bediente. Als in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Kunstdichtung wieder zu den Laien übergieng, begann sie freier zu athmen; wir haben aus dieser Zeit schöne Zeugnisse dichterischer Kräfte. Auch die Betrachtung durfte sich menschlichen Gefühlen und weltlichen Verhältnissen zuwenden. Wie schlicht und natürlich ist der gute Rath, den ein Minnebrief aus dieser Zeit (Docen misc. 2, S. 306) ertheilt: wie ernst und edel die väterliche Ermahnung des Königs Tirol, wo mir Gedanken und Ausdruck auch noch in das zwölfte Jahrhundert zu reichen scheinen. Die einfache Sprache und die Innigkeit des Gefühls in den lyrischen Gedichten jener Zeit geht überall, selbst in dem religiösen Lied des Kolmas, mehr zu Herzen als die nicht selten erkünstelte und dabei doch eintönige Ausbildung der späteren. Sogar in den Gedichten Walthers von der Vogelweide sehen wir den lebensvollen Dichter von dem Nachdenken und der Klage über die Welt zwar nicht gefesselt, aber doch gehemmt. Man glaubt kaum dass es derselbe Gottfried ist, der im Tristan die Lust der Sinne mit glühenden Farben malt und in den Liedern (MS. 2, S. 183—185) Gottes Minne zu suchen mahnt oder Armuth und Demuth empfiehlt. Weiter schreitend bei Bruder Wernher, dem gedankenreichen Reinmar von Zweter, bei Raumeland, Friedrich von Sunburg wuchert die Lehre, die sich rankenartig ausstreckt und die Freiheit des unmittelbaren poetischen Gefühls fast erstickt. Konrad von Würzburg ist ihr besonders zugethan und behandelt sie zwar mit Geschick, vorzüglich in seinen Liedern, bleibt aber meist an der Oberfläche haften. In den beiden Büchlein Hartmanns, zumal wo Herz und Leib sich unterreden, hat sie schon einen philo-

sophischen Anstrich gewonnen, ja im Welschen Gast legt Thomasin ein philosophischmoralisches System mit unerträglicher Breite auseinander. Lichtersteins Frauenbuch mit seinen hohlen Gedanken kann niemand ergötzen.

Das echte volksmässige Sprichwort enthält keine absichtliche Lehre. Es ist nicht der Ertrag einsamer Betrachtung, 346 sondern in ihm bricht eine längst empfundene Wahrheit blitz- 18 artig hervor und findet den höheren Ausdruck von selbst: welche Kraft hat ein glückliches Bild, es kann mild und ernst sein, zierlich und witzig, aber es kann auch wie ein Schwert scharf einschneiden. Diese Erhebung des Gedankens in eine reinere Luft sichert dem Sprichwort innern Gehalt, weite Verbreitung und Geltung durch Jahrhunderte: es ist, wenn man will, eine freiere und kühnere, dem ganzen Volk verständliche Sprache, deren Gebrauch eine geistige Belebung voraussetzt: es ist auch die volksmässige Grundlage des Lehrgedichts, das sich erst breit machen konnte, als die Neigung zu philosophieren Eingang in die Dichtung fand. Bei uns zeigt sich das Sprichwort schon in frühster Zeit, aber ich glaube dass es, wie das poetische Gleichnis, erst bei freierer Beweglichkeit des Geistes zur eigentlichen Ausbildung gelangte. Mit Recht bemerkt Wackernagel (Geschichte der deutschen Litteratur S. 57), dass in Muspilli, dem Hildebrandslied gegenüber, die Spruchweisheit mehr zu Wort komme. In der Kaiserchronik habe ich es, wenn auch nicht häufig, in der Auffassung gefunden, in welcher es in dem dreizehnten Jahrhundert so oft erscheint. Spervogel ist zuerst, soviel ich weiss, auf den Gedanken gerathen Sprichwörter, die sich ihm bereits in Fülle darbieten, als Lehre und Ermahnung in einem grösseren Lied (MS. 2, 226. Mgb. 5) aneinanderzureihen. Weiter fortgebildet ist dieser Gedanke in dem Winsbeke, wo sie nur mässiger eingewebt sind. Daran schliesst sich ein in der pfälzischen Handschrift Freidanks befindliches, jetzt in Hagens Minnesingern 3, 468^{q-t} abgedrucktes Gedicht, in welchem Sprüche aus der Bescheidenheit ohne grosses Geschick aneinandergeschoben sind. Ich gedenke nur noch einer Strophe dieser Art bei dem Marner (MSHag. 3, 452^{a}) und einiger Spruchgedichte aus dem vierzehnten Jahrhundert

(im dritten Bande des Liedersaals), die einzelne Sprichwörter ohne inneren Zusammenhang nebeneinanderstellen.

Freidank hat einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen: er wollte seiner Zeit einen Spiegel vorhalten und glaubte die Ansichten über göttliche und weltliche Dinge, über Geist und Natur, wie sie damals herrschten, in Sprüchen und Sprichwörtern des Volks am besten aus[zu]drücken. Unmittelbar belehren wollte er nicht, auch nicht geradezu geltend machen was er sagt: ja sein Standpunkt erlaubte ihm Widersprechendes, wenn er es vorfand, hinzustellen. Als die innere Kraft der Poesie in dem letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts aufgezehrt war, blieb sie, ihrer Schwungfedern beraubt, auf dem Boden sitzen und streute die Körner ihrer Weisheit aus. Die Umwandelung der Dinge zeigt Frauenlob am deutlichsten, der von 347
Natur nicht unbegabt war und Welt und Menschen kannte. 19
Wenn seine Leiche und geistlichen Lieder fast immer durch die hinauf geschraubte schwierige Sprache, oder durch die Übertreibung mystischreligiöser Ansichten einen peinlichen Eindruck machen, so zeigt er sich doch in seinen zahlreichen Spruchgedichten, die uns nicht wenige echte Sprichwörter bewahrt haben (Freidanks Bescheidenheit war ihm, scheint es, unbekannt), als einen sinnvollen Mann, der sich klug und geschickt auszudrücken weiss. Wenn er auch hier die Sprache eigenwillig handhabt, so lässt er sich doch einige Male herab schlicht und natürlich zu reden wie in ein Paar Minneliedern und in dem Streit zwischen Welt und Minne, als sei er ein ganz anderer. Aber ihm mangelt das Gefühl von dem höheren Werth der früheren Dichter, ja er ist unwillig (S. 184), dass man die alten Meister preise und erhebe: unerschöpflich sei der Born der Erkenntnis, Natur theile die Gaben aus, die, gleich Regen und Wind, heute sich ebenso wirksam zeigen könnten wie vordem. Er geht noch weiter, in einem Wettstreit mit Regenboge lässt er sich (S. 114. 115) von diesem sagen, dass Walthers und Reinmars Lieder mehr Anklang in den Landen fänden als die seinigen, erwidert aber mit Stolz swaz ie gesanc Reinmâr und der von Eschenbach, swaz ie gesprach der von der Vogelweide zuo vergoltem kleide: ich Frouwenlop vergulde

ir sanc, als ich iuch bescheide. si hânt gesungen von dem veim, den grunt hânt si verlâzen: ûf kezzels grunde gât mîn kunst. Sie haben nur die Oberfläche berührt, er holt die Gedanken aus der Tiefe des Grundes und verleiht der Dichtung erst Gehalt. Die Worte zuo vergoltem kleide erklärt Ettmüller als einen höhnischen Hinblick darauf, dass jene Dichter Kleider für ihren Gesang als Bezahlung genommen hätten: gewiss mit Unrecht, denn es ist nicht glaublich dass Wolfram und Reinmar sich würden erniedrigt haben, eine solche Gabe anzunehmen, die noch der spätere Buwenburg verachtet, MS. 2, 181[a] swer getragener kleider gert, der ist niht minnesanges wert, und Geltar klagt MS. 2, 119[a] sô ist mir sô nôt nâch alter wât daz ich niht von frouwen singe: mir wærn vier kappen lieber danne ein krenzelîn. Walther, auf den jene Worte Frauenlobs allein gehen, erklärt sich gerade dagegen, wenn er (63, 3) sagt dass er getragene wât von niemand als von seiner Geliebten annehmen würde, und meint bildlich damit ihre schöne Gestalt, den reinen lîp. So gilt auch bei Frauenlob das goldgezierte Kleid für die äussere glänzende Form des Gedichts. Was er
348 durch veim bezeichnet, setzt ein anderer Spruch (S. 120)
20 ausser Zweifel, swer der matêrjen kleit ê gap von pfelle, samît, rîch gewant, durchblüemet ende unde urhap mit sprüchen ganz, fîn, rîche erkant: danc habe sîn herze und ouch sîn sin. kumt aber der matêrjen suoch, kleid ichs in ein getriuwez tuoch. Ich glaube, er will damit seine Stellung zu Walther bezeichnen.

Entschädigt Frauenlob durch Sinn und Verstand seiner Sprüche für das Gekünstelte des Ausdrucks, so tritt bei anderen die Lehre in höchster Schwerfälligkeit hervor, wie bei Regenboge, oder in voller Dürre, wie in Hugo von Langensteins kläglichem Gedicht von der heiligen Martina. Wollte ich noch in das vierzehnte Jahrhundert blicken, so müsste ich hier vor allen den österreichischen Teichner nennen, dessen Spruchgedichte[1]) sich zur Aufgabe machen, meist eine einzelne, an die Spitze gesetzte moralische Frage in ermüdender Weise zu be-

[1]) Man lernt sie schon hinlänglich aus dem Liedersaal kennen, wo (gleich 1, 395—502) eine ziemliche Anzahl abgedruckt ist; nur der jedes Mal am Schluss vorgebrachte Name muss hergestellt werden.

antworten. Aber zu der Zeit, mit der ich abschliesse, im Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts, stieg Freidanks Ansehen immer mehr: man legte ihm die gemeinere Ansicht bei und sah in ihm einen Genossen. Boner rückte eine nicht geringe Anzahl seiner Sprüche aus der Bescheidenheit in seine Fabeln, ohne ihn ein einziges Mal zu nennen. Selbst in den Schwabenspiegel (s. unten zu 54, 4. 5) hatte schon eine Stelle Eingang gefunden. Einzelne Sprüche dienten im vierzehnten Jahrhundert als Inschriften in dem Rathhaus zu Erfurt (Ledeburs Archiv für Geschichtskunde in Preussen 14, S. 175. 176). Hug von Trimberg, dem es an praktischem Blick und Lebendigkeit nicht fehlt, der aber die ganze Welt belehren, richten und strafen will und dabei, wie er selbst sagt, seines Herzens Segel vom Winde planlos treiben lässt, hat nicht Worte genug zu Freidanks Preis. Gleichzeitig zwischen 1295—1298 dichtete schon, wie Hug, in vorgerückten Jahren Seifried Helbeling sein lehrhaftes Büchlein, in welchem wir abermals Beziehungen auf Freidank finden. Es tritt hier eine besondere Frage ein, weshalb ich bei ihm etwas länger verweilen und die einzelnen Stellen sämmtlich anführen muss.

(a) I, 250 swer esel niht erkennet,
der sehe in bî den ôren.
alsô ist dem tôren,
der stellet sich nâch sîner art.

(b) II, 147 dâ über sprach her Frîdanc — 349
einen spruch niht ze lanc, — 21
[er sprach] »dicke worden ist ze hœn
getwungen dienst, geribeniu schœn.«

Und nochmals

VI, 46 getwungener dienst, geribeniu schœn
dicke worden ist ze hœn.

(c) VI, 186 ez sprach her Bernhart Frîdanc
»zwiu sol der rîchen witewen lat (lade Geldkiste)
ân daz si destmê bitel hât?
ir groz guôt wol füegen kan
daz sie nimt ein junger man.
für ir alte runzen
gît si im silberpunzen:

die kan er wol nützen,
und rent ir ûf die sprützen.«

(d) VII, 1 »aller wîsheit anevanc
ist vorhte sunder wanc«
sprach der wîse Salomôn.

(e) VIII, 488 ez sprach her Bernhart Frîdanc
»hôchvertigiu armuot
daz ist rîcheit âne guot:

(f) armiu hôchvart niht mêr hât
wan hôhe gedanke, an êren spot.«

Gegenüber stelle ich die Sprüche, wie sie in der echten Bescheidenheit lauten:

(a) 82, 10 bî rede erkennich tôren,
den esel bî den ôren.

(b) 104, 20 man sihet manege schœne,
diu doch ist vil hœne.

(d) 1, 5 gote dienen âne wanc,
deist aller wîsheit anevanc.

(e) 43, 20 swâ ist frœlich armuot,
dâ ist rîcheit âne guot.

(f) 29, 6 armiu hôchvart deist ein spot:
rîche dêmuot minnet got.

Man sieht, jeder dieser Sprüche hat starke Änderungen er-
350 litten den Worten wie dem Sinn nach, zugleich ist der uner-
22 trägliche Reim â : o zugelassen; denn dass spot nicht als falsche Lesart gebessert werden muss, zeigt der echte Text, der das Wort hier ebenfalls gebraucht und keine Änderung zulässt. Eine Stelle (c) kommt gar nicht in der Bescheidenheit vor und darf nicht als eine verlorne betrachtet werden, da sie Freidanks Geist widerstrebt, über dessen Lippen die gemeine Zote der Schlusszeile (vgl. Bernd die deutsche Sprache in Posen S. 291) unmöglich kann gekommen sein; die Kürzung lat für lade, die auf hât reimen muss und für Freidank unmöglich ist, brauche ich nicht einmal in Anschlag zu bringen. Haupt (von ihm rühren die Worte in der Zeitschrift 4, S. 264) hat dieselbe Ansicht geäussert, »Bernhart Freidank scheint mir ein zeitgenosse und landsmann Seifrieds zu sein, wie schon der reim

hât: spot 8, 491 zeigt. dass er mit dem bisher bekannten Freidank nichts gemein habe, braucht demnach wohl kaum erwähnt zu werden: umsoweniger als die von Seifried angeführten stellen sich des älteren Freidanks unwürdig zeigen.« Wie es scheint kannte Seifried das Spruchgedicht nur aus der Überarbeitung Bernharts, die des alten Gedichts edle Haltung herabgewürdigt und den Ausdruck vergröbert, zugleich aber dem überlieferten Namen den eigenen zur Unterscheidung beigesetzt hatte. Gieng doch der bedeutungsvolle Name auf andere Gedichte dieser Art über: ein dieser Zeit zugehöriges, das nur einzelne Stellen aus der Bescheidenheit aufgenommen hat, nennt sich der minne Frîdanc (Docen Misc. 2, S. 172, vgl. Lachmann zu Walther S. 128). Ja ein Spruchgedicht, von welchem Mones Anzeiger 3, S. 183 Nachricht gibt, ist überschrieben daz buoch daz her Frîdanc getihtet hât, ohne dass das Geringste darin von ihm vorkäme.

Ich kann noch nähere Auskunft über Bernharts Werk geben. In Mones Anzeiger 1838 S. 367—370 wird eine auf der Bibliothek zu Innsbruck befindliche Papierhandschrift vom Jahr 1430 beschrieben und angedeutet dass sich darin auch Sprüche von Freidank Bernhardus befänden. Der Gefälligkeit des Hrn Dr Adolf Pichler daselbst verdanke ich nähere Nachricht und eine Abschrift der hierher gehörigen Stellen; zu gleicher Zeit war Hr Joseph Diemer, Mitglied der kaiserlichen Akademie zu Wien, so gütig, mir von einer anderen Papierhandschrift, welche dieselbe Zusammenstellung von Sprüchen enthielt, eine Abschrift mitzutheilen. Die Sprüche aus Freidank stehen nicht neben einander, sondern zerstreut zwischen anderen von Seneca, Salomon, Jeremias, Paulus usw.; es sind folgende:

BERNHARDUS 351

1 »Seyt der tod niemandes schont 23
Wer sol dañ die welt lieb haben
Die welt selten yemand lont
Ob du es reht wild besinnen.«

Ich glaube es ist zu lesen

Sît der tôt niemannes schônet
und diu welt selten ieman lônet,

wer sol dan die welt liep hân,
ob dû ez rehte wilt verstân?

BERNHARDUS

2 »Das ist ein heilig veyertag
Als man von sunden geveyern mag
Die tugent uber alle tugent get
Der einen bosen willen widerstet.«

FREYDANKCH

3 »Wer reht sucht und beschaidenheit
Der selbig ist wol der der tugent ein kron trait
(der selb wol der tugent ein chron trait, Diemer)
So han ich nicht pesseres gesechen
Denn wol tun und froleich wesen.«

BERNHARDUS

4 »Der nicht erhort die stymme des armen
Und lat sich ir presten nicht erparmen
Den wil auch got erhoren nicht
Wenn er kumt in sein gross verdriess« (l. geriht).

FREYDANKCH

5 »Vil gegerd und nicht gevangen
Vil gehort und nicht verstanden
Vil gesait und nicht gemerkcht
Das sind alles verloren werich.«

Bei Diemer fehlt der zweite Spruch, dagegen hat diese Handschrift zwei mehr,

FREYDANK

6 »Ich hab gut das ist mein
Ach got wes mag es sein
Ez enstet nicht mer in meinē gepot
dan ich vertzer vnd gib durch got.«

352 Und unter einer falschen Überschrift,
24

HELYAS

7 »Wer diese churcze zeit
fur die ebig̃ fraude nympt (l. gît)
der hat sich selber betrogn
vnd czimert auff den regen pogen.«

In der Wolfenbüttler Handschrift 𝔅, wo dem älteren Freidank noch sehr verschiedenartige Dinge beigebunden sind, in den sogar, wie wir unten sehen werden, wahrscheinlich ein Spruch

von Bernhart eingerückt ist, steht in der letzten, besonders paginierten Abtheilung unter mancherlei kleinen Gedichten ganz vereinzelt S. 65[a] auch der sechste Spruch in besserer Fassung,

FREYDANCK

»Hort ich hab gůt das ist nit mein
ach lieber got wes mags dan sein
es stet nit mer zu meim gepot
Dan ich verzer und gib durch got.«

Diese Sprüche sind aus Bernharts Überarbeitung genommen, das zeigen die Veränderungen, Zusätze und die schlechten Reime, nur der siebente, der ihm auch nicht zugeschrieben wird, mag aus dem echten Freidank 1, 7—10 stammen, es müsste ihn denn Bernhart unberührt gelassen haben, was er wohl mitunter that. Der Sammler hat beide Namen getrennt, man kann nicht wissen aus welchem Grund, aber mit richtigem Gefühl. Den ersten und fünften Spruch scheint Bernhart zugesetzt zu haben, der zweite entspricht Freid. 56, 24 und 54, 3, der dritte dem Eingang der Bescheidenheit, der vierte steht 40, 15. Der sechste ist doch nicht zu finden, aber er ist des echten Textes nicht unwerth und könnte zu den verlorenen gehören, vielleicht lautete er:

ich hân guot daz ist niht mîn,
hêrre got, wes mac ez sîn?
ez stât niht mêr ze mîme gebot
dan ich verzer und gibe durch got.

In einer Strassburger Handschrift vom Jahr 1385 sind gleicherweise einzelne Sprichwörter in Reimen und Prosa gesammelt, die Graff in der Diutisca 1, S. 326—328 bekannt gemacht hat: einiges ist aus Freidank entlehnt, der dabei nicht genannt wird. Eine Stelle, die Graff ihrer Anstössigkeit wegen übergangen, Professor Massmann mir aber mitgetheilt hat, darf ich hier nicht zurückhalten, »Alter der tivfel mus din walten aim pfärit nimest sinen zug Ainem falken sinen flug einem hunt sin geserti (l. geverte) vnd einem zagel sini herti (hier scheint eine Zeile zu fehlen) Ainem menschen sine hiz ainem man machest den zagel blaw Vnd dz hŏpt graw vnd die hoden lang

353
25

Sprichet maister fridang.« Ich vermuthe, der unsaubere Spruch ist ebenfalls aus Bernharts Werk genommen, dessen er ganz würdig erscheint, und dem auch wohl noch ein zweites Stück zugehört, das man unten in der Anmerkung zu 51, 17—22 findet. Ein Freidank dieser Art mag nach Treviso berufen und dort begraben sein.

Endlich will ich noch den Prolog mittheilen, den die Wolfenbüttler Handschrift der Bescheidenheit (Bl. 77[b]) allein enthält und der, Stil und Sprache nach zu urtheilen, im vierzehnten Jahrhundert mit Beziehung auf 151, 7—12 ist hinzugedichtet oder, was am wahrscheinlichsten ist, aus Bernharts Umarbeitung entlehnt worden. Er zeigt, wie in dieser Zeit Freidank angesehen ward, nicht als eine wirkliche, sondern als eine symbolische Person, so dass seine Unterredung mit dem Papst gar wohl mit seinem Grabmal in Italien kann zusammengestellt werden.

WIE DER PÂBST FRÎDANC SÎNE SÜNDE WOLTE VERGEBEN.

Der pâbst nâch Frîdanc het gesant:
frâgt ob er wære ein persofant.
»gêstû für ritter und für knehte,
und swie dû habest in dîme getrehte,
swie dich einer müge gefrâgen,
daz kündestû eime gerîmt wol sagen:
daz (l. des) soltû hie bescheiden mich,
daz (l. des) wil ich absolvieren dich:
und wil dir al dîne sünde vergeben,
nâch dînem ende dez êwege leben.«
[der] Frîdanc sprach, »heiliger vater,
kunt ir sô voller und sô sater
die sünde ân riuwe und leit vergeben,
und kume wir alsô (l. sus) inz êwege leben,
wirt uns diu helle ân buoz gewunen (l. genomen),
sô sule wir al in himel komen«.
[und] alsô die hêrolt gar klein wâgen
und torsten wol die wârheit sagen:
354 vor küngen fürsten si nit vermiten
26 daz si diu tischtüecher vor in zeschniten,[1])

[1]) Die verborgene Unthat aufdeckten.

sô si westen ûf einen eine tât.
daz selbe nû gar vaste ab gât,
daz si die wârheit niemer sagen:
des fürht ieglich sîns kopfs ab slagen.

V.

Zu den Sprichwörtern, die andere unserem Freidank beilegen, aber in dem Text der Bescheidenheit, den wir kennen, sich nicht finden, und die ich S. 182 gesammelt habe, will ich einige Nachträge liefern. In Rudolfs Wilhelm von Orlens kommt (Cassel. Handschr. 9166—9180) folgende Stelle vor:

der edel wîse wîgant
was sînes heiles alsô frô
daz ime was geschehen sô
daz er die wege niht wol besach.
ime geschach als einer sprach,
der sich verstuont des besten wol,
»nieman sich sînes liebes sol
ze sêre fröun in sînem muot:
ouch istz dem manne niht guot
daz er [sîn] unsælekeit sô [sêre] klage
daz er an freuden gar verzage.
durch liep durch leit sol niemen sich
vergâhen; daz ist wîslich.
êst wâr, sô ie gæher,
sô ie gar unnæher.«

Ich finde in diesen Sprüchen Freidanks Geist und Ausdruck (man vergleiche zu dem letzten Spruch 32, 19. 20) und glaube, dass sie aus der Bescheidenheit genommen sind; passend bezeichnet ihn der Ausdruck der sich verstuont des besten wol.

In den von Ettmüller herausgegebenen sechs Briefen heisst es Z. 29 f. nach Haupts Herstellung (Zeitschrift 4, S. 398):

swer âne sinne minnet, 355
wie selten der gewinnet 27
keine wünneclîche zît!
wan her Frîdanc der kwît
»ein man der rehte minne hât,
wie dicke er von den liuten gât!
er trûret zallen stunden
und klaget sîne wunden,

diu noch unverbunden stât,
wande si nieman enhât
der sie gebinden kunde,
sô si bluoten begunde.

Zu der Stelle aus der Minnenlehre Heinzeleins von Konstanz bemerke ich, dass auch Kirchhof in Wendunmut (Frankf. 1581) S. 145[a] dieses Sprichwort, doch mit anderer Wendung anführt,

Lass auss dem Hof führn deinen Mist
Mit Vortheil weil du Schultheiss bist,
Aber doch bauw zuvor ein Hauss
Der Mist kompt hernach auch hinauss.

Es ist kein Grund vorhanden, das Zeugnis dieser Stellen zu verwerfen, und der Schluss ergibt sich von selbst (vgl. Einleitung S. XXXI), dass wir Freidanks Werk nicht mehr vollständig besitzen. Der Verlust eines beträchtlichen Theils ist nicht wahrscheinlich, schon deshalb nicht, weil in der bedeutenden Zahl von Sprüchen, die Hug im Renner dem Freidank ausdrücklich beilegt, nicht ein einziger vorkommt, der noch unbekannt wäre.

VI.

Von den seit 1834 aufgefundenen und mir zugänglich gewordenen Handschriften Freidanks werde ich bei der neuen Ausgabe Nachricht geben: hier berühre ich nur die, welche bisher noch nicht bekannte Stellen enthalten. Mittheilungen aus der Karlsruher Handschrift machte Mone (Anz. 4, S. 57—60), die mich zu einigen Bemerkungen (Göttinger Anzeigen 1835 St. 45 [= Kl. Schr. Bd. II, S. 467]) veranlassten; er hatte über hundert Zeilen ausgehoben, die in meiner Ausgabe fehlen sollen, die aber darin stehen. Eigene Einsicht in die Handschrift, die ich der Grossherzoglichen Bibliothek verdanke, macht es mir möglich, genau nachzuweisen, was sie bisher Unbekanntes gewährt.

356 28 — 23 hânt zwêne hêrren Einen kneht,
er dient in bêden selten reht.

Vielleicht nur eine Entstellung von 50, 6. Die Kürzung reht für rehte an dieser Stelle ist für Freidank auffallend, doch vgl. unten 934: vielleicht ist auch hier zu lesen bêden niht ze reht.

155 gedanc hœren unde sehen
die wellent nieman stæte jehen.
in Einem muote niemen mac
belîben einen ganzen tac.

Wie man hernach sehen wird, kommen diese vier Zeilen, gleicherweise aufeinanderfolgend, auch im lateinisch-deutschen Freidank vor: in meiner Ausgabe stehen die beiden letzten 58, 11. 12, wo nur die Worte âne sorge statt in Einem muote den Sinn ändern, so dass ein anderer Spruch daraus wird, der seine Berechtigung durch eine in der Anmerkung beigebrachte, entsprechende Stelle bei Walther enthält. Die Handschrift 𝔄 (110[b]) stimmt wieder mit dem Texte hier überein.

249 ez sint driu dinc (l. driu dinc sint) alleine
aller manne gemeine.
pfaffen wîp und spîler wîn:
begozzen brôt magz dritte sîn.

pfaffen wîp meretrix, Berthold sagt 359 pfäffine; vgl. Freid. 16, 17. spiler wîn wohl ein Wein geringer Art, der Spielern gereicht wird. begozzen brôt sind mit heissem Fett beträufelte Brotschnitten: Näheres bei Hadlaub MS. 2, 191[b] (vgl. MSHag. 2, 299[b]), sô der haven walle und daz veize drinne swimme, so begiuz in (den Gästen) wîziu brot: Wackernagel (Haupts Zeitschrift 6, S. 269) bezeichnet es als Vorkost. Ein Stadtpfleger zu Augsburg war im Jahr 1347 her Heinrich der Begozzenbrôt genannt. Eine prosaische Auflösung des Spruchs in einer Strassburger Handschrift (Diutisca 1, S. 325) lautet spiler wîn, pfaffen wîp und begozzen brôt daz sint driu dinc diu gemeine sint.

307 swer sich vor sünden bewart (l. hât bewart).
der hât begangen [ein] guote vart.

311 swer offenbâre sünde tuot.
der habe vorhte; daz ist guot.

315 swelher âne riuwe ist. 357
dem wirt gegeben kleine frist. 29
swaz man âne riuwe tuot,
daz wirt vil selten guot.

321 swer sich niht liegens schamen wil.
der volget eime bœsen spil.

493 zwîvel grôzen schaden tuot,
er velschet manegen hôhen muot.

933 under wîlen [der] schalkhaftigen (l. schalkhaft) kneht
durch trügenheit dient wol (l. dient ze) reht.

Eine von Wiggert im zweiten Scherflein S. 70—78 beschriebene und mir durch freundliche Mittheilung seiner eigenhändigen Abschrift näher bekannt gewordene Magdeburger Papierhandschrift, von der schon oben die Rede war, ist im Jahr 1460 geschrieben und enthält in etwa 3700 Zeilen, die der zweiten Ordnung folgen, eine niederdeutsche Übersetzung, deren Verfasser wahrscheinlich das am Schluss stehende Gebet hinzugefügt hat. Einige Stellen sind hier allein erhalten.

Bl. 21[b] »de logen mot dat swerent lan,
schal se jenighe getruwere han.«

Ich schreibe den Spruch wie die folgenden gleich ins Hochdeutsche um,

die lüge muoz daz swern lân,
sol si iender triuwe hân.

Echt scheinen die beiden Zeilen, denn in der Handschrift e ist Freid. 126, 15 statt diu glocke muoz den klüpfel hân, wie es gewiss richtig heisst, die erste fälschlich eingeschoben, »Diu lůgene mûz dan claffen hân.«

Bl. 54[a] »dat hebbe wy beyde gehort vn̄ geseen«
(l. swaz wir beide hân gesehen,)
daz ist vil dicke geschehen.

— wirp selbe dîniu dinc,
sô kürzet sich daz tegedinc.
von sûren herzen hövescheit,
daz ist verlorn arebeit.

— (alter) pfaffen kuonheit,
unde (l. junger) nunnen stætekeit
unde ohsen zelten
[diu] werdent (l. wirt) gelobet selten.

358 — junges mannes . . . . strît
30 und altes wîbes hôchgezît
und kleines pferdes loufen,
diu sol nieman [ze] tiure koufen.

Besser (a) im Liedersaal 3, 201 und (b) in der Strassburger Handschrift vom Jahr 1385 (Diutisca 1, S. 324),

(a) alter wîbe minne	(b) iunger liute sinne
und iunger liute sinne	und alter liute minne
und kleiner rosse loufen	und kleiner pferde loufen
sol nieman tiure koufen.	sol nieman tiure koufen.

In die Sammlung der Clara Hätzlerin sind auch einzelne Stücke aus der Bescheidenheit, etwa 400 Zeilen, eingerückt, wie es scheint, nach der zweiten Ordnung. Darin finde ich (S. 294[b]) zwei noch unbekannte Sprüche

ez sint morgen alle liute
dem tôde næher [vil] danne hiute.
der tôt die liute von uns stilt
rehte als der schâchzabels spilt.

Mones Anzeiger 1839 S. 20 spricht von einer zu Wien in Privathänden befindlichen Papierhandschrift vom Jahr 1501, die ein Bruchstück von 74 Versen aus dem Freidank enthält. Nur die beiden Anfangszeilen werden mitgetheilt, aber diese liefern einen Spruch, der sonst nicht vorkommt,

vil schiere hât verlorn ein man
daz er in langer zît gewan.

Von dem lateinisch-deutschen Freidank hat Eschenburg (Denkmäler S. 111—118) Nachricht gegeben: ich kenne ihn aus dem sehr seltenen, wahrscheinlich noch in das 15. Jahrhundert gehörigen Druck, der sich in der Meusebachischen Bibliothek befindet, sodann aus einer Göttweiger Papierhandschrift in klein Folio, deren Mittheilung ich der zukommenden Güte des Hrn Diemer verdanke, wo dieser Text verschiedenartigen lateinischen Stücken beigebunden ist. Der Druck enthält etwa 1080, die Handschrift gegen 900 deutsche Zeilen: sie stimmen wenig mit einander und gewähren nur zum Theil dieselben Sprüche: wahrscheinlich liefern sie Auszüge aus einer vollständigeren Übersetzung. Auch die Strassburger Handschrift, von der Eschenburg S. 112 und Graff in der Diutisca 1, S. 324 sprechen, scheint, zumal sie nicht mehr als 372 deutsche Zeilen enthält, gleicher Art zu sein. Die lateinische Übersetzung, die den deutschen Text nicht ändern will, aber oft sehr verderbt vorbringt, ist wohl im 14. Jahrhundert entstanden: die Strassburger Pergamenthandschrift fällt in das Jahr 1385. Der deutsche

359
31

Text verdient Berücksichtigung, da er einige gute Lesarten (vgl. die Anmerkung zu 72, 12) bewahrt oder bestätigt. Die sonsther nicht bekannten Sprüche lasse ich hier folgen.

Göttw. Hs. 3[b] alter Dr. 5[a] gedenken (gedanke Göttw.) hœren unde sehen
diu wellent (Dy wysen Göttw.) nieman (nymmer a. Dr.) stæte jehen.
in Einem muote niemen mac
geleben einen ganzen tac.

Diese vier Zeilen sind vorhin auch aus der Karlsruher Handschrift mitgetheilt, der alte Druck hat nur die beiden ersten.

Göttw. 6[a] unkiuschiu wort die machent
daz bœse (l. guote) site [mit] swachent.

10[a] des wîsen mannes sorgen
schaft im gemach vor borgen.

10[b] swer den wîben übel spricht,
der ist an ir minne enwiht.

14[a] swie dem menschen geschiht (l. liep geschiht),
ez gloubt doch einr dem andern niht.

15[a] ezn wart nie müeje alsô grôz,
[im] der [do] wirt bœses wîbes gnôz.

Alter Dr. 1[a] »Wer wiechen wyl dem czukunftigen czoren
Der volge nach cristo vnd seynem orden.«

Offenbar ganz verderbt, lateinisch Cedere venture quisquis vult iudices ire Debet post Cristum filiatis passibus ire.

5[a] »Es wart nye so stet kein menschen mud
Der zu aller stundt rutht.«

Die erste Zeile ist unmetrisch, der Reim unzulässig. Die lateinische Übersetzung lautet: »Non est cuiusque mens subdita sit requiei Ut non mutetur spacio quocunque diei«. Ich glaube, es ist nichts als eine Entstellung des oben mitgetheilten Spruchs der Karlsruher Handschrift Z. 157. 158.

19[b] niumære grôzen schaden tuot,
si velschet manegen stæten muot.

360 24[b] der rîchtuom ist für niht gar,
32 des man niht gebrûchen tar.

25[b] Swer sich ze sünden (l. Swer ze sünden sî) bereit,
dâst diu grœste unsælekeit.

Lateinisch: Hic ad peccandum qui cernitur esse paratus Post erit infelix multoque dolore grauatus.

28ª »Der libet aufs vnordetlicher libe
dem wil eyn sundt der andern zu schibe.«

Sichtbar entstellt, das Lateinische lautet: Cum quis illicito sese supponit amori Hic sensus veniet ex sensu deteriori.

30ᵇ eim bœsen giftigen man
sol man legen pîn an.

Qui colubrum suadet emittere dira venena Illum si sequitur non mirum congrua pena.

In der Wolfenbüttler Handschrift, die ich 𝔅 bezeichnet habe, finde ich einiges, was sonst nicht vorkommt.

Bl. 110ᵇ ich mîde vische manegen tac,
sô ich ir niht gehaben (l. haben) mac.

120ᵇ »darümb lafs dich lieb nit vber gen
und gedenck daz du ir mügst vor gesten
wiltu aber ye ein lieb haben
so sweig vnd lafs dich nit vberladen.«

Angerückt ist dieser Spruch an 99, 19. Der Mangel an Versmass und der ungenaue Reim zeigen die Unechtheit an. Das passt für Bernhart Freidank, und ich glaube, dass er aus diesem, den die Handschrift 𝔅 kennt, hierher gerathen ist.

VII.

Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I den Staufer von Jacob Grimm 1844 wird S. 113 gesagt »einen Abstand Walthers und Freidanks aus ihrer Spracheigenthümlichkeit darzuthun fällt schwer, da von beiden wir nicht Text genug vor uns haben, Freidank aber bei Zusammenstellung schon überlieferter Sprüche leicht Ausdrücke und Wendungen behielt, die nicht einmal in seiner Mundart vorhanden waren. Es kommt hinzu, dass seine Bescheidenheit nicht in ihrer echten Gestalt aufbewahrt und auf die jüngeren mehr unvollständigen als inter- 361 polierten Abschriften kein Verlass ist; die wenigen gerade auch 33 in unsere Münchner lateinische Sammlung S. 110ᵇ aufgenommnen und daraus in Docens Miscellaneen 2, S. 195. 196 abgedruckten Sprüche gewähren älteste Urkunde.« Ich kann dem nicht beistimmen. Zwar ist, wie ich gezeigt habe, die alte Ordnung nicht mehr herzustellen und in ein Paar einzelnen Sprüchen

das Ursprüngliche gestört, aber bei der überwiegenden Mehrzahl ist der Text gesichert, und zwar so gut gesichert, als in den meisten Denkmälern jener Zeit. Eine ansehnliche Reihe von Handschriften gewährt hinlängliche Beglaubigung, ja es liegt gerade ein Zeugnis für die Echtheit des Textes darin, dass, der verschiedenen Umstellungen und Änderungen der Reihenfolge ungeachtet, er so gleichlautend und übereinstimmend sich erhalten hat; und wer darauf besteht, den höchsten Grad der Verderbnis vorauszusetzen, der kann doch unmöglich annehmen, der ursprüngliche Text würde Abweichungen von Walthers Sprachformen gezeigt haben: dann müsste die vermuthete Verderbnis absichtlich darauf ausgegangen sein, diese Verschiedenheit zu tilgen, daneben aber das Übereinstimmende stehen zu lassen: ja, die Urheber der Verfälschungen (mehrere natürlich, denn einer allein konnte den echten Text in allen Handschriften unmöglich vernichten) müssten sich in diesem Streben die Hand geboten haben. Ich zweifle nicht, der Text der reinsten Handschrift würde ebenso wenig Verschiedenheiten von Walther zu Tage bringen, als der, den wir besitzen, wahrscheinlich aber noch einige Übereinstimmungen mehr. Die Heidelberger Handschrift A, welche die Grundlage meiner Ausgabe gewährte, ist mindestens ebenso alt als jenes Münchner Bruchstück, das Schmellers Carminâ burana S. 107—109 genauer als Docen mittheilen: sie ist eine gute, wenn auch nicht vortreffliche zu nennen und stellt die erste Ordnung dar. Da sie im Ganzen unbezweifelt bessere Lesarten liefert, so habe ich ihr in den meisten Fällen der zweiten Ordnung gegenüber den Vorzug gegeben, jedoch bei der neuen Bearbeitung des Textes von dieser Strenge etwas nachgelassen. Das Münchner nur aus 56 Zeilen bestehende Bruchstück folgt der zweiten späteren Ordnung, und da es den Vorzug verdienen soll, so habe ich die Mühe nicht gescheut, es mit A genau zu vergleichen. Es stellte sich heraus, dass seine Abweichungen, die niemals den Sinn berühren und im Geringsten nicht einen Gegensatz von echtem und überarbeitetem Text auch nur andeuten, überall Fehlerhaftes oder Verwerfliches liefern. 105, 6 flickt es gegen das Versmass gar ein und schreibt fälschlich verniugeret.

136, 12 siht für das richtige ensiht der ersten Ordnung. 362
136, 13 wo A das schwierige getagen hat und die Handschriften 34
der zweiten Ordnung, die das Wort nicht verstanden, immer etwas anders vorbringen, zeigt es ein unverständliches lagen. 138, 6 steht das weniger beglaubigte ist dem besseren wære nach. 141, 20 kommt die metrisch schon unzulässige Form storchen vor. 142, 10 swenne statt swâ gegen A und alle übrigen Handschriften habe ich mit Recht zurückgestellt. Es ist gar nichts aus diesem Bruchstück zu gewinnen.

In Hattemers Denkmälern des Mittelalters 1, S. 421 wird aus einer Handschrift der Stiftsbibliothek zu Sanct Gallen eine einzelne Stelle angeführt, welche zwei Sprüche aus Freidank (110, 21. 22. 84, 6. 7) enthält; bei dem zweiten fehlen die beiden Reimwörter. Die Handschrift söll angeblich in das neunte Jahrhundert gehören: das ist schon der Sprachformen wegen ganz unmöglich, aber sie mag doch aus dem Anfang des dreizehnten sein. Der Text weicht von dem bekannten nicht ab und ist nur insoweit schlechter, als sich in die erste Zeile selbes fälschlich eingedrängt hat.

VIII.

Gegen meine Vermuthung, dass hinter den Namen Walther von der Vogelweide und Freidank ein und derselbe Dichter sich verberge, habe ich den von der gleich in die Augen fallenden Verschiedenheit beider Gedichte genommenen Einwand, den einzigen, der Gewicht hat, gleich anfänglich selbst mir gemacht, aber er scheint mir entkräftet durch den natürlichen Abstand zwischen kunstreichen Liedern, die zum Gesang bestimmt sind, und einem die Gegenwart ernst und hart angreifenden, grossentheils aus Sprichwörtern zusammengesetzten, in einfachen Reimpaaren abgefassten Werk, das gelesen ward. Wo zeigt sich Freidank in Gedanken, Sprache und Gesinnung Walthers unwürdig? Was unterscheidet sie beide anders, als der äussere Standpunkt, und was hindert einen beweglichen, nicht an Eine Form sich bindenden Geist diesen oder jenen nach Wohlgefallen einzunehmen? Hier redet der Dichter schlicht, volksmässig, wie es sein Zweck fordert, dort mit dem Schwung

der Erhebung und mit den blühenden Worten eines Sängers, und doch fehlt auch diesem, der ars und mâne ins Gleichnis bringt, nicht die gesunde Derbheit des anderen. Als ob Goethe der Liederdichter nicht auch die Weissagungen des Bakis habe schreiben dürfen? Gemahnt Freidank wie eine schwächliche und abhängige Natur, die ihre dünnen Wurzeln erst aus fremder 363 Quelle begiessen muss? Weiss er nicht selbst ûz iegelîchem 35 vazze gât daz ez innerhalben hât? Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich, wie ich schon in der Einleitung S. cxx gesagt habe, in dem Gedicht Freidanks den Beigeschmack einer eigenthümlichen Persönlichkeit und zugleich Walthers besondere Gemüthsstimmung empfinde. Ich kann ein Paar ähnliche oder vielmehr schärfere Gegensätze aus jener Zeit nachweisen. Wer erkennt den lebensfrischen Dichter von Erek, Gregor, Iwein, dem armen Heinrich in den mit ermüdenden, ziemlich dürftigen Betrachtungen erfüllten zwei Büchlein wieder? Lichtensteins Minnelieder sind, wenn auch ohne Tiefe des Gefühls, zierlich gedacht und in einer gewandten, höfisch gebildeten Sprache anmuthig ausgedrückt: würde man glauben, wenn man dessen nicht sicher wäre, dass ein von aller Phantasie entblösstes Gedicht, ich meine den Frauendienst, von demselben Verfasser ausgegangen sei? Ich will nicht von dem oft widerwärtigen, oft abgeschmackten Inhalt reden, sondern denke hier nur an die trockene chronikartige Erzählung, die es nirgend auch nur zu einem geringen Grad von Lebendigkeit bringt; der Gegensatz ist viel grösser als zwischen Walther und Freidank. Aber es soll »schwer fallen, den Abstand ihrer Spracheigenthümlichkeit darzuthun, da wir von beiden nicht Text genug vor uns haben«. Das will mir nicht einleuchten. Walthers Lieder enthalten etwa 5000, Freidanks Werk gegen 4000 Zeilen: auf einem Felde von diesem Umfang konnten Sprachverschiedenheiten genug aufwachsen. Ist doch der umgekehrte Versuch gemacht worden (Haupts Zeitschrift 5, S. 74. 75), aus sieben vereinzelten, nicht mehr als 64 Zeilen enthaltenden Bruchstücken eines verlorenen Gedichts von Frau Treibe Gleichzeitigkeit und Ähnlichkeit der Lautverhältnisse wie des Stils mit dem aus 1300 Zeilen bestehenden Gedicht vom Grafen Rudolf nachzuweisen, während

dort vollkommene, hier unvollkommene Reime beide Gedichte weit genug auseinandersetzen. Dann aber ist die Übereinstimmung in den Sprachformen Walthers und Freidanks, wie merkwürdig und wichtig an sich, nicht einmal die Hauptsache, sondern der Einklang in sittlichen sowohl als politischen Ansichten, die nur in Liedern sich tiefer und schärfer aussprechen konnten: ferner der Einklang in Bildern, Wendungen und Redensarten, die sich bei einem Einzelnen festzusetzen pflegen und die ein anderer ohne mühsame Anstrengung, zu der sich hier kein natürlicher Grund denken lässt, nicht ablernen kann. Ist etwa jene ängstliche Übereinstimmung zu bemerken, wie bei einem, der sich von dem andern Gedanken und Worte holt? Ich finde auf beiden Seiten freie und ungezwungene Auf- 364 fassung: es gibt einfache Sprüche bei Freidank, die mit der 36 reicheren Ausführung in Walthers Strophen zusammenkommen (s. die Anmerkungen zu 100, 6. 7. 103, 25. 26). Man erkläre diese Erscheinung, wenn hier zwei Verschiedene sprechen, auf eine befriedigende Weise, nur nicht durch kleinliche Nachahmung oder Angewöhnung, die bei dem so selbständig und scharf sich äussernden Freidank nicht an der Stelle ist: welch ein armseliger, aller eigenen Mittel entblösster Geist müsste er gewesen sein. Wo man einen solchen Einfluss am ersten sucht, bei Walthers Schüler, dem von Singenberg, da habe ich ihn gerade nicht gefunden: hingegen wie leicht erkennbar ist die Nachahmung Hartmanns bei Wirnt und Fleck, die sich wiederum so deutlich von ihrem Vorbilde unterscheiden.

Ich will die in der Einleitung S. CXXIII—CXXVII ausgehobenen Übereinstimmungen, so genügend sie mir scheinen, noch mit einer Reihe anderer vermehren, wobei ich absichtlich auch auf weniger hervortretende, doch nicht überall vorkommende Gedanken und Ausdrücke Rücksicht nehme, weil mir darin eine besondere Beweiskraft gegen absichtliche Nachahmung zu liegen scheint; dergleichen borgt niemand ab. der armet an der sêle Walther in W. Wackernagels Lesebuch I, 388, 36: der armet an dem muote Freid. 56, 12. in sînem süezen honge lît ein giftic nagel W. 29, 12: nû seht daz honc, swie süeze ez sî, da ist doch lîhte ein angel bî F. 56, 12. dû verderbest dich

dâ mite W. 60, 29: sie verderbent sich dâ mite F. 42, 26. so ist vaz und tranc ein wiht W. 106, 22: dâ wirt elliu sünde ein wiht F. 35, 9. daz iu sanfte tuot W. 56, 20: daz mir sanfte tuot F. 40, 9. daz sie dâ heizent minne, deis niewan senede leit W. 88, 19. 20: minne (bringet) senede leit F. 51, 16. do ich sô wünneclîche was in troume rîche, dô taget es und muos ich wachen W. 75, 22—24: dem blinden ist im troume wol, wachend ist er leides vol F. 55, 1. 2. dâ für kan nieman keinen list W. 56, 8: dâ für enkan ich keinen list F. 65, 19. die unrehten die daz rîche wænent stœren W. 10, 23: der fürsten ebenhêre stœrt noch der rîches êre F. 73, 8. 9. swâ sô liep bî liebe lît gar vor allen sorgen frî W. 92, 1: swer liep hât, der wirt selten frî vor sorgen F. 101, 25. 26. der kalte winter was mir gar unmære W. 118, 33: der sumer würde gar unmære F. 117, 6. huobe W. 125, 6: F. 120, 6. saget war umbe er sîne lêre von den buochen schabe W. 31, 31 und daz er mich von dem briefe schabe W. 100, 27: reht gerihte ist abe geschaben F. 162, 17 und dîns glouben êre ist abe geschaben 365 F. 152, 27. ich mêrte ie dem tievel sînen schal W. 123, 22: 37 des hât der tiuvel grôzen schal F. 168, 16. des sî dir lop und êre geseit W. 3, 71: F. 181, 1. sît an iu sin fröide stât F. 112, 16 vgl. 81, 18. 91, 17. 121, 15: an der des glouben fröide stât F. 161, 8. daz dich schiere got gehœne W. 64, 34: got mohte den tiuvel niemer baz gehœnen F. 68, 12. 13. dâ diu nahtegale sanc W. 94, 19: F. 139, 22; beide gebrauchen daneben die starke Form nahtegal W. 65, 23: F. 142, 7. grôze höve (der Plural ist selten) W. 65, 29: F. 88, 18. bî eigenem fiure W. 28, 3: bî eigenem brôt F. 27, 3. halsen triuten W. 92, 1: F. 100, 6. al diu welt W. 58, 24. 111, 8. al die werlt W. 28, 31: F. 101, 23. über al der welte W. 76, 27: F. 109, 11. der bœste, der beste W. 26, 29—32: F. 90, 26. 105, 15. 110, 24. zer helle varn W. 15, 27: F. 105, 9. 151, 12. 180, 1. zorn senften W. 7, 21: F. 64, 12. arger list W. 34, 17: F. 14, 11. enger rât W. S. 148: F. 72, 16. bœser rât W. 83, 31: F. 162, 2. schanden mâl W. 30, 23: F. 118, 6. sælden fluz W. 18, 25: schatzes flüzze F. 148, 4. ûz der nôt komen W. 15, 23: F. 35, 7. zende komen W. 84, 2: F. 111, 13. 162, 19. reise varn W. 29, 18:

F. 12, 12. den muot beswæren W. 62, 27. 88, 30. 90, 12 F. 109, 5. leben nâch wâne W. 33, 31: F. 116, 7. daz beste tuon W. 14, 21: F. 82, 23. 99, 4. 110, 11. 149, 22. 156, 22. 160, 18. aber als ê W. 88, 38: F. 88, 18. michels baz W. 112, 31: F. 163, 12. muoter barn W. 5, 40: F. 151, 11. lûter brunne W. 94, 17: F. 71, 23. guote sinne W. 33, 32. 123, 36 usw.: F. 143, 18. der wâre Krist W. 4, 26. 5, 18: F. 173, 10. weizgot W. 32, 26: F. 175, 5. grunt bildlich, herzen grunt W. 6, 12. 27, 26. 36: tôdes grunt F. 156, 24. suontac W. 95, 7: suones tac F. 169, 5. offen stên W. 74, 15. 17. 19: F. 12, 20. 66. 6. 161, 21. sêre streben W. 80, 5: F. 154, 23. vor gân W. 33, 13: F. 122, 10. sich haben an einen W. 31, 22: F. 55, 11. 96, 27. 151, 6. einem bî gestân W. 45, 29: F. 16, 12. 158, 1. sich tœren lân W. 10, 20: F. 67, 2. beschœnen W. 104, 4. 106, 6: F. 162, 22. sich besprechen W. 79, 7: F. 64, 21. grînen W. 29, 9: F. 138, 12. brogen W. 12, 10: F. 147, 7. rûnen W. 53, 12: F. 54, 23. lœsen befreien W. 76, 36. 78, 34: F. 20, 17. 39, 19. 130, 9. 151, 3. 181, 4. niuwe Subst. W. 17, 30: F. 119, 4. gouch Narr W. 10, 7. 24, 7. 79, 2: F. 54, 22. 83, 12. 98, 12. 150, 21. gehôrsam W. 11, 7: lobesam F. 13, 13; vgl. Haupt zu Engelhart S. 247. offenlîche W. 10, 14. 44, 78: F. 162, 27. her bisher W. 21, 26. 32, 1. 94, 3. 98, 28: F. 176, 8. Zu unwîp (Einleitung S. CXXVI) muss ich nachtragen, dass in der Klage 361, im Iwein 2299 unwîplich, bei Herbort 17254 und Lichtenstein 566, 19 unwîplîche, im Gerhard 2313 unwîplîchen, in Türheims Wilhelm Bl. 161[b] unwîplîchez wîp vorkommt. Die früheren Anmerkungen zu 58, 12. 67, 25. 126, 18, die Übereinstimmungen nachweisen und hier Berücksichtigung verdienen, habe ich ansehnlich vermehrt zu 4, 17. 16, 25. 33, 23. 35, 5. 44, 3. 55, 16. 57, 2. 58, 11. 87, 6. 87, 8. 89, 2. 95, 16. 103, 25. 123, 12. 123, 21. 124, 5. 126, 18. 140, 9. 155, 4. 158, 8. 158, 27. 164, 8.

366
38

Man kann einzelne Übereinstimmungen für einen Zufall erklären, aber unmöglich eine so grosse Anzahl. Von einem Wort will noch besonders reden, weil es bei unserer Frage vor allen anderen Gewicht hat. Bei Freidank findet sich diu kristen für kristenheit 10, 26. 149, 14, und das Versmass verlangt es auch 13, 22. 153, 30: es entspricht dem althochdeutschen

cristanî, kommt aber in dieser Zeit sonst nirgend vor. Zwar auch nicht bei Walther, doch scheint er das auf gleiche Weise gebildete heiden zu gebrauchen; vgl. zu Roland 3, 23 und Lachmann zu Walther 15, 19.

Übereinstimmungen in einzelnen Sprachformen habe ich schon in der Einleitung S. CXXVII nachgewiesen und füge hier einiges hinzu. Ob anderz W. 22, 31. 92, 13: F. 12, 12, die flectierte Form des Neutrums in dieser Zeit noch sonst vorkommt ausser Iwein 7112, wo sie aber die beste Handschrift nicht gewährt, ist mir unbekannt. Dem gekürzten Infinitiv prîse F. 85, 22 entspricht büeze W. 37, 13, wiewohl Lachmann die Echtheit dieses Liedes bezweifelt. Ich bemerke auch hô W. 17, 37. 67, 1. 117, 2: F. 43, 2. 103, 27. Beide gebrauchen sanc als Masc. W. 14, 5. 29, 3. 32, 33 usw.: F. 143, 18, sodann den Plur. friunt W. 74, 10. 79, 21 (auch 31, 2 ist wohl gewisse zu lesen): F. 12, 12 und das Part. praet. verbrennet W. 4, 16: F. 151, 16. W. gebraucht 7, 20. 91, 25. 105, 17 offenbâre, aber 87, 18. 23, gerade in dem Lied, in welchem eine Strophe mit F. stimmt, offenbâr, wie es dieser 23, 17. 42, 16 thut. Beide verwenden vient vînt vînde W. 53, 14. 29, 20: F. 47, 7. 62, 2. 72, 10. 73, 7. 113, 15. 128, 4. Verschiedenheiten habe ich auch bei erneuter Aufmerksamkeit nicht finden können; ein Umstand, der nicht geringeres Gewicht hat. Denn dass F. 60, 1 einmal im Reim den Nom. Plur. herzen anwendet, W. nur herze, brauche ich kaum anzuführen: warum sollte F. sich nicht der anderen so bekannten Form bedient haben, da ja auch W. bei strâze die starke und schwache Form zulässt? Zudem ist eine Änderung leicht, man braucht nur in der folgenden Zeile manege
367 smerze zu lesen, dem althochdeutschen smerza entsprechend.
39 Dieses Wort kommt sonst bei F. nicht vor, gar nicht bei W., und ist überhaupt in dieser Zeit selten.

Die Sprache ist in beiden Denkmälern rein oberdeutsch und zeigt nicht, wie im Mitteldeutschen, Einmischungen der niederen Mundart; sie verrathen auch darin eine gemeinsame Heimath. Ich hätte daher auch nicht die mitteldeutsche Form sterre (8, 22. 19, 1. 59, 4. 108, 3) gegen die Lesarten sterne festhalten sollen, zumal diese bei Walther erscheint; indessen

begegnen wir sterre auch im Servatius 648 und bei dem süddeutschen Berthold: auch reimt in dem Gedicht von Bonus (Haupt Zeitschrift 2, S. 211, 87) sterre : hêrre, und in einem östreichischen Gedicht (Rauch Scriptores 1, S. 374) sterren: merren. Ebenso verhält es sich mit martel 9, 23. 26, 16. 173, 2, marteler, wie 67, 24 stehen muss, und gemartelôt 173, 9, wofür marter marterer gemarterôt zu setzen ist, wiewohl es schwer zu begründen fällt, dass die oberdeutsche Sprache diese Form nothwendig verlange, weil es zwar Reime auf marter, nicht aber auf martel gibt. Ich ziehe marter gerne vor, da ich es auch bei Walther finde: ein ihm beigelegtes Lied (MS. 1, 134[a]) zeigt es im Reim. Dagegen gebraucht Otfried schon martelôn und Berthold häufig martel S. 28. 31. 35. 101 usw., wie martelen S. 82. 88. 150: ebenso Heinzelein von Konstanz (Diutisca 2, S. 255) martel. Umgekehrt aber reimt der mitteldeutsche Dichter des Lohengrin zweimal (S. 84. 194) marter : zarter, selbst im heiligen Anno 87 findet man mertirêre, bei Herman dem Damen 384, im Wartburger Krieg MSHag. 3, 179[a]) und im Passional 4, 20 marter, 128, 19. 259, 93 marterære, ja die niederdeutsche Übersetzung Freidanks schreibt in allen Stellen marter und nur einmal (67, 24) mertelêre.

IX.

Ich bin bei der Herausgabe von Freidanks Werks der Ansicht gefolgt, dass man, weil er nicht wenige Sprüche aus volksmässiger Überlieferung aufgenommen habe, eine strenge Beachtung der metrischen Gesetze nicht suchen dürfte und glaubte, ihn entschuldigt, wenn man schweren Auftakt, nachlässige Behandlung der Senkungen und andere Verstösse gegen die kunstgerechte Form wahrnahm. Von diesem Vorurtheil bin ich zurückgekommen: ich glaube vielmehr, dass er den besten Dichtern in dieser Beziehung nicht nachsteht, und hoffe, dass eine neue (dieser Abhandlung schon zu Grund liegende) Bearbeitung des Textes davon überzeugen wird. Auch hierin tritt die Übereinstimmung mit Walther hervor, soweit sie bei der Verschiedenheit der Dichtungsart möglich ist. 368 40

In der Abneigung vor starken Kürzungen stehen beide

Dichter den Zeitgenossen Wolfram und Hartmann gegenüber; man könnte darin eine Einwirkung von Walthers Aufenthalt in Mitteldeutschland sehen, wo sie nicht beliebt waren.

Das auslautende tonlose e kann, wenn ein langer Vocal vorangeht, nach den Liquiden wegfallen, ich wæn W. 22, 30. 34, 20: F. 111, 14. 120, 15. ich mein F. 75, 19. ân W. 7, 15. 29, 1. 50, 25. 73, 8: F. 7, 7. 37, 25. 43, 16. 111, 19. 120, 19. 126, 11. sîn (suam) W. 7, 19. 29, 14. 37, 20: F. 6, 4. 36, 7. 37, 17. 66, 24. 128, 27. 129, 11; vgl. Lachmann zu W. 20, 13 und 61, 22, der Nachahmung der gemeinen Sprache darin sieht. mîn (meam) W. 36, 28. 46, 31: F. 113, 17. wær W. 23, 17: F. 75, 11. 80, 23. 85, 10. 89, 18. 136, 6. 145, 7. fuor W. 20, 13. Nach einer Muta bei vorausgehendem langen Vocal nur in wenigen Fällen, umb W. 11, 5. 83, 38. 85, 19. 111, 4: F. 13, 22. 55, 4. 139, 24. ich wolt W. 26, 33: F. 91, 8. stüent F. 3, 26. gedæt wir W. 10, 2. tæt dû W. 89, 30; vgl. Lachmann zu 20, 13. Bei vorangehendem kurzen Vocal nur ein einziges auffallendes Beispiel stat W. 110, 34; vgl. Lachmann S. 172. 218. W. hat auch ich lîh 82, 14. Dieses e fällt ferner im Inlaut einige Male zwischen Liquiden aus. einr W. 26, 17: F. 73, 5. 105, 2. 177, 20; ich habe kein Beispiel aus einem anderen Dichter. hüenr W. 34, 12: F. 73, 5. 177, 20; ich finde diese Kürzung nur noch bei Gervelein MSHag. 3, 37, der aber die Zeile aus Walther wird genommen haben, wie eine andere Strophe 8, 1 aus W. 80, 20. dînr W. 5, 24. viern F. 109, 21; das Wort kommt nur in der einen Stelle vor, bei W. gar nicht. teiln F. 28, 13. hœrn F. 90, 24. ein, der Artikel, für einen F. 2, 27. 6, 3. 46, 22. 70, 14. 77, 4. 131, 15. 156, 27. 170, 14. Auffallend F. 122, 2 nâch dem sîn, aber das Substantivum in der vorangehenden Zeile nâch dem schaden mîn wirkt noch fort. Der Accusativ dehein 141, 4 im Reim auf œhein entscheidet für die Schreibung. In den Liedern enthält sich W. dieser Kürzung. Häufiger ist der Wegfall zwischen Liquida und Muta. eins, der Artikel, W. 19, 5. 8: F., der Artikel, 80, 16. 82, 4. 98, 21. 22. 112, 6. 138, 3 und Zahlwort 18, 22. einz, Zahlwort W. 18, 9: F. 87, 25. keinz F. 2, 27. 19, 19. 116, 16. deheinz F. 12, 1. mîns W. 54, 6. 73, 16. 74, 9: F. 122, 5.

179, 25. sîns W. 18, 27: F. 23, 21. 73, 3. 138, 18. Am häufigsten in der dritten Person des Präsens sowohl nach Liquida als Muta, erteilt F. 89, 17. erkennt F. 32, 14. wænt F. 44, 5. 59, 19. 99, 4. 126, 20. verdient F. 81, 27 und Particip Praet. unverdient F. 92, 96. grînt F. 138, 12. verniugernt F. 105, 6. èrt F. 56, 25. 27. hœrt F. 35, 17. 59, 6. 68, 3. 95, 10. 100, 22. 118, 25. 121, 9. 136, 12. 149, 16. hœrnt F. 144, 16. stœrt F. 73, 19. kèrt F. 61, 26. 67, 15. 18. 68, 18. 23. 103, 20. 105, 26. lèrt F. 36, 27. lèrt ir F. 142, 22. mèrt F. 41, 17. volgt F. 36, 19. bringt F. 172, 14. rüegt F. 34, 5. lescht F. 39, 6. sticht F. 45, 13. wirbt F. 111, 11. fliuht F. 100, 8. halst F. 100, 6. vàt (für vâht) F. 73, 17. 78, 13. kouft F. 66, 19. verliust F. 40, 23. 82, 3. 105, 12. Dazu die Part. Prät. getouft: verkouft F. 45, 24. 25, wo auch getoufet : verkoufet zulässig wäre. Diese Kürzungen des Präsens und Part. Prät. sagen dem singbaren Lied nicht zu, deshalb wendet sie Walther seltener an, doch entschlüpft ihm weint 37, 9. kèrt 29, 14. lèrt 86, 13. sticht 54, 24. Ich will noch bei Freidank bâbst 154, 7. 13. bâbstes 151, 21. 153, 15. jungsten 178, 14 anmerken, wo Walther nicht kürzt. Endlich, geht wurzelhaftes t voran, so lässt F. im Präsens die Endigung et, wenn es nöthig ist, ganz fallen. beriht 24, 4. 28, 11. 70, 20. geriht 72, 5. geræt 133, 24. fürht 136, 11. 178, 7. viht 140, 11. schilt 62, 24. brist 108, 2. mich trôst 176, 12. ir trôst 178, 21. verleit 104, 17. briut 177, 20. triut 100, 6. W. lässt nur einmal trôst 85, 7 durch, denn rît (Lachmann S. 152) ist schwerlich echt. Geht d voran, so habe ich dt geschrieben, vindt 62, 12. 81, 20. 82, 17. 18. sendt 68, 26.

369
41

Zusammenziehungen und Verschleifungen gehen bei Freidank nicht über die gemässigten Grenzen Walthers hinaus und finden sich fast sämmtlich bei diesem wieder, sind auch nicht häufiger: wenige, die der Liederdichter nicht anwenden wollte, oder wozu keine Veranlassung war, dâz F. 96, 10. sandern F. 57, 4. habem F. 150, 2. habern F. 150, 5. Da sie bei den meisten Dichtern vorkommen, so wäre es überflüssig, ins Einzelne zu gehen, nur ein Paar Beispiele, dâst W. 15, 25. 90, 30: F. 9, 2. 11, 7. 145, 24. dèrst W. 12, 4. 26, 27: F. 16, 1. 54, 6.

135, 19. sost W. 45, 19. 69, 10: F. 41, 9. 53, 18. 128, 23. 144, 25. êst W. 15, 31: F. 22, 3. 40, 11. 179, 6. dêr W. 19, 30. 84, 21: F. 52, 15. 114, 14. dâs W. 54, 26: F. 154, 11.

X.

Der einsilbige Auftakt, der den Vers belebt, ist natürlich oft angewendet, der dreisilbige, der ihn belästigt, vermieden, 370 der zweisilbige nie ungebührlich beschwert, wie dies z. B. bei 42 Fleck geschieht. Gleich anderen gebildeten Dichtern vergönnt Freidank dem ersten Fuss manchmal drei Silben, wovon die mittlere am mindesten Gewicht hat, indem die Betonung zur dritten darüber hingleitet: immer aber steht ein zweisilbiges Wort voran; so hält es auch der Dichter des Athis (z. B. E 80 tuonde daz) und Konrad (Haupt zu Engelhart 3056). Ich will die Stellen bei Freidank anführen, swenner in 15, 12. danne diu 21, 17. beidiu zen 22, 17. woltens niht 77, 1. izzet er 88, 11. 12. êre muoz 93, 10. êre mac 93, 18. gæber mit 93, 19. swannez ze 94, 18. under den 133, 8. 158, 19. swelher dem 140, 1. sprechent dâ 156, 11. zAkers sint 157, 1. 5.

Freidank gestattet, wiewohl nicht oft, eine Hebung ohne Senkung, aber immer nur einmal in der Zeile; darin stellt er sich dem Dichter des Athis zur Seite, bei dem ich (S. 25 [= Kl. Schr. III, S. 239]) ein Gleiches bemerkt habe. Zwar kann die eine Senkung an jeder Stelle des Verses ausbleiben, aber am meisten fehlt doch die letzte und auch hier überwiegend öfter, wenn Ein Wort die zwei letzten Hebungen gewährt: so z. B. Frî́dánc hî́rât wísságen rấtgében nốtzóget und lántmán wéizgót oder schíllínc pfénnínc wéitî́n gúldî́n. Bei Zusammensetzungen wie in bárfúoz 119, 15 und dem zweifelhaften Sámkárc 132, 26. 158, 14 kann auch die erste kurz sein. Wenn dagegen der Schluss aus zwei Wörtern besteht, so sind es zwei Längen wie árm íst 40, 12. zwélf jấr 42, 5. schấf íst 67, 27. líep hất 102, 1. wî́p hất 104, 10. gúot íst 108, 1. wấr ságen 124, 1. drî́ márc 132, 27. 185, 15, oder eine Länge und eine Kürze, flî́z án 61, 26. wérlt kán 31, 18. getúon mác 31, 18. Es scheint Zufall, wenn keine Stelle vorkommt, wo die Hebung auf einer Kürze vorangeht, wie bei anderen, z. B. dér íst Iwein 208. tác níe Iwein 1743. slác

slúoc Iwein 6505. sún mîn Parz. 128, 3. Aber wohl absichtlich verwendet Freidank nicht zwei Kürzen, wie wár nám Äneide 2461. frúm mán Iw. 1849. 1861. gót gán Iw. 1928. 2324. wól gán Iw. 2492. mir wér 3617. mán nám 4119. dáz ér Büchlein 1, 1503. Konrad bedient sich zweier Wörter, aber nur unter besonderen Bedingungen, die Haupt zu Engelhart S. 226 nachweist: Eines Wortes bedient er sich oft und erlaubt überhaupt nur den Wegfall der Senkung an dieser Stelle. Beispiele aus Silvester in Haupts Zeitschrift 2, S. 373. 374. Wenn Konrad mehrmals am Schluss pálás, also Ein Wort mit zwei kurzen Silben, setzt, so ist zu erwägen, dass an einem fremden Wort die erste Silbe schwerer betont wird, auf gleiche Weise 371 steht es Graf Rudolf 15, 28. Lambr. Alexander 5262. 5284. 43 Klage 790. 1139. Parz. 23, 15. 27, 16. 32, 12. 45, 9. 53, 14. 61, 2. 69, 22 usw. Wilh. 97, 17. 140, 23. 144, 1. Flore 6425. Mai 60, 28. 214, 12. Barlaam 23, 9. 316, 21; vgl. Lachmann zu Nibel. 557, 3, zu Iwein 6144 und S. 475. Ebenso steht wáláp Parz. 173, 29. 211, 3. 295, 10. Wigalois 216, 38. Stricker Karl 41[a]. In Walthers Liedern wird man eine solche Unterdrückung der Senkung nicht suchen, doch finde ich 95, 7 súontác mit der Lesart endes tac, wo aber, glaube ich, Freidanks suones tac (vgl. zu 35, 27) zu setzen ist.

Die Regel, welche kunstgerechte Dichter bei dem Auslaut der letzten Senkung beobachten, wenn diese auf eine betonte Silbe mit kurzem Vocal fällt und der darauf folgende stumpfe Reim vocalisch anlautet, hat Lachmann zu Iwein 4098 angegeben, wie die Abweichungen, die sich andere, selbst Wolfram, Hartmann und Gottfried erlauben. Bei Walther und Freidank kommt in allen, ziemlich zahlreichen Fällen kein Verstoss gegen die strengsten Bedingungen vor: der gewiss zufällige Unterschied besteht nur darin, dass F. einmal ez óuch 54, 23 setzt, was statthaft ist, aber bei W. nicht erscheint, dieser dagegen allein das ebenso zulässige daz ích 49, 31. daz íht 124, 3. daz órt 28, 18. 63, 25; statt des fehlerhaften was ích 40, 30 schlägt Lachmann bin ích vor.

Vor dem stumpfen vocalisch anlautenden Reim sind Abkürzungen nur unter Bedingungen erlaubt, die Lachmann zu

Iwein S. 556 feststellt. Diesen gemäss lässt sie Freidank einige Male zu, und ich wiederhole hier Lachmanns Zusammenstellung (S. 558), zumal jetzt ein Beispiel wegfällt, liebest ist 28, 14. leidest ist 65, 18. scheltenn ist 62, 9. lebenn ist 68, 22. der esel art 72, 25. dan ê 133, 20. Für das Lied war wohl diese Kürzung zu stark, doch findet sich auch bei W. sung ich, weshalb Lachmann die Echtheit der Strophe (Z. 110, 33) anzweifelt.

Am auffallendsten zeigt sich die Übereinstimmung beider Dichter in dem Gebrauch des gekürzten, in die letzte Senkung fallenden unt vor stumpfem Reim, wo auch beide die Bedingung (s. Haupt zu Engelhart 463) enger und formelhafter Einigung der Wörter durch unt immer erfüllen. F. lässt es nur dann zu, wenn der Reim mit a und j, t und l beginnt, also êre unt amt 16, 23. schœne unt jugent 176, 16. vogele unt tier 5, 13. 10, 13. bîhte unt touf 16, 6. naht unt tac 154, 15. zuht unt 372 tugent 52, 21. schœne unt tugent 176, 17. bürge unt lant 44 75, 13. 79, 26. 152, 20. liute unt lant 156, 17. Walther vor a und i, d und l, ûf unt abe 81, 14. junc unt alt 56, 7. træge unt alt 124, 9. er unt ich 40, 15. ûz unt in 55, 11. jenen unt disen 81, 8. liep unt leit 116, 28. j und t bei Freidank und i und d bei Walther kann einen Unterschied nicht begründen. Andere und gute Dichter beschränken sicht nicht so weit oder auf andere Weise; ich will, um das Gewicht zu zeigen, das in der Übereinstimmung beider liegt, diejenigen gegenüberstellen, die hauptsächlich hierbei in Betracht kommen. Hartmann verwendet dieses unt viel seltener, nur einmal im Iwein und Gregor, einige Male im Erek: er setzt es nicht vor einem Vocal, aber vor d t h und m (hôch unt dic Erek 7845. Iw. 4365. naht unt tage Greg. 2956. fuor hin ze hove unt tete Erek 5699, wo, wie Haupt zu Engelhart S. 233 anmerkt, das Formelhafte vernachlässigt ist. hin unt her Er. 3873. wîp unt man Er. 5281. iu unt mir Er. 6446); f und g (dürre unt vlach Iw. 449. rîterlîch und guot Iw. 905) hat Lachmann (zu Iw. S. 482) ausgewiesen. Wolfram vor a i o u und d t (Belege liefert Haupt zu Engelhart S. 233) auch vor m (ros unt man Wilh. 365, 23). Gottfried von Strassburg im Tristan vor a e i ei (an unt abe 204, 25. ûz unt abe 329, 32. edelîch unt alt

385, 32. dû unt er 235, 7. pfert unt ich 69, 30. got unt ich 103, 33. und zwâre, solt du leben unt ich 109, 20. mîn frouwe unt ich 287, 11. ir unt ich 372, 27. sî unt in 281, 1. 346, 10. mich unt in 377, 21. triuwe unt eit 163, 10. ein unt ein 327, 17), sodann vor b d h m w (baz unt baz 73, 10. 184, 9. ich unt duo 250, 32. diz unt daz 353, 35. hin unt her 66, 19. 97, 3. mê unt mê 344, 29. wâ unt wie 409, 8), aber nicht vor s, denn 87, 17 ist mit einer Handschrift schœne zu streichen und 413, 33 ist das seltsame sînen wuocher bern unt spil gewiss nicht richtig, ich ändere sîn wuocher berndez spil. Auch wohl nicht vor g und r, da wahrscheinlich 121, 24 vil unt zu streichen und von der gedenke ich genuoc zu lesen ist. Löscht man 258, 34 das überflüssige was vor übel, so bleibt ein herze übel unde guot. 238, 20 maneges herzen fröude unt rât lautet schon befremdlich, ich bessere fröuden rât. In Gottfrieds Lobgesang nichts der Art und nur einmal in einem Liede (MSHag. 2, 277[b]) an unt abe. In der ältesten und besten Handschrift von Neidharts Liedern, in der Riedegger, steht unt lediglich vor d und zwar nur zweimal (hie unt dort 24, 9. 36, 6), in der Pariser (MS. 1, 79 vollständig bei Hagen 2, 113. 114) befindet sich ein Lied, in welchem nicht bloss her unt dar, sondern auch hin unt her, zwei unt zwei vorkommt: ob es ein echtes ist, wird Haupts Ausgabe nachweisen; das gilt auch von einem Lied (MS. 2, 82[b]) wo wider unt für sich zeigt. Die aus anderen Quellen genommenen und im dritten Band der MSHag. ihm beigelegten Lieder scheinen keine Regel mehr zu beachten, hier wird unt gesetzt vor a e g h j k l m n p s t w (junc unt alt 195[b]. 312[a]. unt er 313[a]. spiez unt gabel 266[a]. rôt und gel 296[a]. hin unt her 202[a]. 203[b]. 204[b]. hei unt hei 283[b]. kumt unt jagt 243[a]. kopf unt kragen 187[b]. kurz unt lanc 229[a]. milz unt leber 291[b]. hals unt munt 201[a]. freude unt muot 296[b]. wîp unt man 292[a]. unt nern 290[b]. tage unt naht 294[b]. unt pfunt 201[a]. wart unt spür 197[a]. grôz unt swær 300[a]. fruo unt spât 313[a]. berc unt tal 283[a]. breit unt wît 190[b]. hel unt wît 190[b]. rîfe unt wint 286[b]); schon aus diesem Grund wird man sie zu den untergeschobenen rechnen müssen. Bei Lichtenstein finde ich unt nur einmal vor i (daz ez mir schadet unt ir 415, 4),

373
45

desto öfter vor b d f g h l m n s t w (baz unt baz 126, 32. lewen unt bern 473, 27. arme unt bein 583, 2. dise unt die 76, 26. her unt dar 90, 5. 102, 10. 314, 17. her unt dan 91, 2. dan unt dar 103, 18. hie unt dâ 69, 17. 171, 15. 247, 20. 535, 25. hie unt dort 287, 19. 493, 5. 584, 14. fruo unt fruo 72, 9. spât unt fruo 629, 17. gemach unt guot 314, 11. ich stuont ûf willeclîch unt gie 539, 9 ist die Regel des Formelhaften nicht beachtet. gemach unt guot 314, 11. schœn unt guot 594, 17. 599, 25. 610, 31. dort unt hie 84, 27. 88, 19. 193, 11. 173, 18. 211, 8. 264, 21. 282, 28. 285, 15. 405, 21. 451, 31. 455, 22. 480, 32. 489, 1. hin unt her 489, 23. 491, 10. schœne unt lanc 207, 1. tuon unt lân 654, 27. nasen unt munt 220, 6. wîp unt man 579, 2. mêr unt mê 589, 9. tac unt naht 344, 8. herz unt sin 382, 23. lîp unt sin 590, 4. sus unt sô 452, 23. 476, 23. 551, 17. naht unt tac 324, 29. 579, 11. 588, 17. 642, 31. brôt unt wîn 334, 11). Bei Rudolf von Ems mehrmals vor i (er unt ich Gerh. 2586. mîn sun unt ich 3415. 4251. mîn herre unt ich 6574. dû unt ich Wilh. v. Orlens 6278. ich unt ir Gerh. 26, 56. dich unt in Wh. v. Orl. 12653. Unformelhaft steht im Baarlam, daz ir sus woltet tœren mich, daz ich verkêrte mich, unt ich ersæhe in mittes tages schîn 278, 4. Nicht unmittelbare Verbindung beider Wörter in einer anderen Stelle, daz kumet iu gar wol unt ir 12846). Sodann vor d g h m t w (hie unt dâ Barl. 32, 18. Wilh. v. Orl. 8149. diz unt daz Barl. 293, 27. dar unt dar Wh. v. Orl. 12041. ich unt dû 12736. êre unt guot Gerh. 521. her unt hin Gerh. 3052. Wh. v. Orl. 3924. gote unt mich Barl. 218, 21. naht unt tac Wh. v. Orl. 11731. guot unt wîs 6334. erde unt wasen 12996). Der 374 Dichter der Guten Frau vor m und w (mâge unt man 2135. 46 wâ unt wâ 2806). Konrad von Würzburg zeigt dieses unt (vor dem persönlichen Pronomen bei ihm auch und) selten, hat aber die Bedingung zusammengehöriger Wörter nicht immer festgehalten, wie Haupt zum Engelhart S. 233 nachweist; dort findet man auch die von Lachmann zu Iwein S. 557 schon gesammelten Beispiele. Bei ihm steht es vor a e i î ei (an unt abe Troj. Kr. 18390. ûf unt abe 22006. junc unt alt MSHag. 2, 317[a]. Alexius 1271. Silv. 536. 989. Gold. Schmiede 1388. 1532. Troj. Kr.

2105. 12916. kapellâne und er Silv. 869. sîn sun und er 2898. beide schîbe und er Pantal. 1545. tracke und er Troj. Kr. 9872. sîn mâc und er 10217. sîn massenîe und er 10896. Deidamîe und er 15453. er und ich Engelh. 600. Thêlamôn und ich Troj. Kr. 11727. 11769. ir und ich 22222. mich und in 3531. si und in Engelh. 5094. er und ir Troj. Kr. 11152. ûz unt în Turnier 62, 2. ein unt ein Engelh. 463), sonst nur vor d und, wenn man den Anfang von Konrads Werken betrachtet, äusserst selten (ich unt dû Engelh. 526. dirre unt der Silv. 2617. mir unt dir Troj. Kr. 5704. dort unt dâ 19568), vielleicht auch einmal vor t (az unt tranc Alexius 670). Das Volksepos gewährt nur wenige Beispiele, vor einem Vocal steht unt weder im Nibelungelied noch in der Gudrun: dort vor Consonanten nur dreimal und zwar vor m und d (wîp unt man 1462, 3. wider unt dan 2229, 1 und in einer unechten Strophe mâge unt man 1793, 1): nach einer Lesart auch einmal vor l (sorge unt leit 934, 2; vgl. die Anmerkung von Lachmann). In den echten Strophen der Gudrun nur zweimal vor g und w (stolz unt guot 115, 2. gerne unt wol 240, 2), in den verdächtigen vor s und w (michel hôch unt starc 65, 2, wo aber wahrscheinlich michel unde starc zu lesen ist. man unt wîp 127, 1). Dietleib und die Klage haben sich reiner gehalten: in beiden Gedichten habe ich kein unt gefunden, denn in dem erstgenannten ist Zeile 12047 ohne Zweifel zu lesen die helde küene unde junc. Dem natürlichen Gehör war die Kürzung unt vor dem stumpfen Reim zu stark. Auch bei den Liederdichtern des zwölften Jahrhunderts, Reinmar mit eingeschlossen, im Eraclius (Z. 5077 ist sigelôs unde wunt zu lesen), im Lanzelet, im Athis und bei Herbort habe ich es vergeblich gesucht. Der Dichter des Servatius setzt es nicht vor einem Vocal, aber vor g h n s (unt guot 3231. hin unt her 1889. tac unt naht 667. unt sage 1973). Merkenswerth dass Veldeke nur in dem früher gedichteten grösseren Theil der Äneide sich dessen enthält: zuerst erscheint es 10460 dar nâch screip siu (so in der Berliner Handschr. aber schreip sie ein im Druck) ein a unt s, und des- [375] halb ist mir sehr wahrscheinlich, dass die nach neunjährigem [47] Zwischenraum unternommene Fortsetzung nicht 10766, sondern

schon 10454 beginnt. Es kommt dann noch öfter vor und zwar vor a k s t (wan er unmehtic was unt alt 13086; in der Berliner Handschr. fehlt die Zeile, in der Wiener wan̄ er waz gar alt. Minne, al daz ich mac unt kan 10907. wan sie ir sêre dröut unt schalt 10550, die Berliner liest »wande si ir dro̊wet vn̄ schalt«, in der Wiener fehlt die Stelle. dô rihte sie sich ûf unt sprach 10558. sünde unt scholt 10987. naht unt tâc 11174). In den Liedern Veldekes erscheint es nicht, denn statt »sunder wig und wan« MS. 1, 90[a] ist sunder wîch und âne wân zu lesen. Doch Eilhart von Oberge, dessen Tristant Veldekes Äneide muss vorangegangen sein und der die feineren metrischen Gesetze schon kannte und beachtete, gebraucht dieses unt: er setzt es nicht vor Vocalen, aber vor d l m s w (des volkes zôch vil hin unt dar 6321. da im was [vor] geschehen liep unt leit 4069. 7222. daz was beidiu wîp unt man 3802. er legete ez zwischen in unt sie 3887. daz er haben sol unt wil 3577).

XI.

Schon in der Einleitung zur Bescheidenheit S. CXXVII habe ich darauf hingewiesen, dass bei Freidank kein Reim sich zeige, der nicht auch bei Walther zulässig wäre: hier trage ich nach, dass sich zwischen beiden eine merkenswerthe Übereinstimmung findet. Sie gebrauchen nämlich nur lîch, nicht lich mit kurzem Vocal, was bei anderen entschieden vorherrscht. lîch reimt bei Freidank bloss auf rîch 11, 23. 16, 8. 41, 8. 43, 22. 58, 25. 91, 12. 103, 3. 108, 7. 115, 20. 122, 7. 126, 7. 11. 155, 23, ebenso bei Walther ausser einmal auf entwîch, wie man in Hornigs Glossar S. 418 und 421 nachsehen kann. Die Paar Stellen, worin bei Freidank lich erscheint, sind auch aus anderen Gründen unecht, wie unten die Anmerkung zu 141, 7 darthut. Die von Freidank bei dem schwachen Verbum gebrauchte Form ôt, verzwîvelôt 66, 7 und gemarterôt 173, 9, hat Walther nicht angewendet, was vielleicht nur zufällig ist, oder ihm schien diese Alterthümlichkeit der gehobenen Sprache des Liedes nicht mehr angemessen. In den Denkmälern des elften und zwölften Jahrhunderts, zumal in denen, die in die erste Hälfte desselben

fallen, zeigt sich ôt so häufig, dass ich mich der Beispiele enthalte. Ein Gleiches gilt vom Rother und Wernhers Maria selbst in der Überarbeitung, die wir besitzen. Im jüngeren Anegenge, geergerôt 3, 33. ordenôt 3, 67. geordenôte 8, 61. hungerôt 37, 36. In dem Lied auf die Jungfrau Maria (Wackernagels Lesebuch 1, S. 197) ungebrâchôt, rîchsenôt. In den 17000 Zeilen der alten Kaiserchronik etwa vierzigmal. In gleichem Verhältnis in den alten Bruchstücken von Reinhart Fuchs, gewarnôt 1557. gehandelôt 1617. 1750. gevolgôt 1645. gelâgôt 1697. gedihtôt 1798, die alle in der späteren Überarbeitung getilgt sind. In dem Gedicht vom Antichrist Elias und Enoch (Fundgrube 2) iroffenôt 109, 13. gebildôt 116, 39. weigerôt 123, 34. gelônôt 125, 15. verwandelôt 130, 12. gesammenôt 134, 3. In den Bruchstücken von Ägidius gelônôt, goffenôt, virdienôt. In der heil. Margareta gemahelôt : erwellôt : tôt 181. 213. Etwas seltener in Hartmanns Credo 9. 10. 629. 816. 1872. Im Rolandslied gemarterôt 111, 31. gewarnôt 203, 22. vorderôten 246, 4. Carmina burana verwandelôt : nôt S. 204. In Albers Tundalus verwandelôt 44, 72. 58, 17. gevoderôt 47, 62. In Eilharts Tristant gemarterôt 3543. Im Servatius erziugote 837. gesamnote 869. zeichenote 1597. ordenote 1787. bezzerote 2053. kestigoten 2212 immer im Reim auf gote bote geboten, der zeigt dass ô schon in o abgeschwächt ist. Im Anno fehlt es, gleicherweise in den Bruchstücken vom Grafen Rudolf, von Ernst und von Athis. Heinrich von Veldeke meidet es in der Äneide wie in seinen Liedern gewiss absichtlich. Auch in dem heil. Ulrich des Albertus habe ich es nicht gefunden, mit dem wir zum Schluss des zwölften Jahrhunderts gelangen. Von da an schlüpft es nur einzeln durch. Dietleip entwapenôt 8910. versêrôt 9536. gesenftôt 12374. Klage gebârôt 566. Nibel. ermorderôt 953, 3. gewarnôt 1685, 3; beide Strophen gehören zu den echten. Gudrun hat es nicht gebraucht. Bruchstück von Ecken Ausfahrt unverdienôt Str. 26. minnôt 27. Reinmar verwandelôt MS. 1, 78ᵇ. 82ᵃ. Eraclius gemarterôt 5042. Konrad von Fussesbrunnen in der Kindheit Christi geoffenôt 81, 16. Konrad von Heimesfurt gesegenôt 1087. Welscher Gast marterôt Bl. 178ᵇ. Neidhart verwandelôt MSHag. 2, 98ᵃ. 103ᵃ. 3, 257ᵃ. geringelôt

376
48

MSHag. 3, 205^{b}. 236^{b}. Warnung vernagelôt 1233 und verwandelôt 3051. Als alterthümliche Form in Dieterichs Flucht 9277 recken die man heizet genôtigôt wîgant. Hernach erlischt die Form in der gebildeten Sprache der Dichter gänzlich, in der Volkssprache oder in Mundarten wird sie fortgedauert haben, das beweist ihre häufige Anwendung in Grieshabers Predigten. In Betracht kommen daher nicht rohe Dichtungen, wie Morolt verwandelôt 7^{a}. 8^{a}. Enenkel erarnôt Haupts Zeitschrift 5, S. 278. gewâfenôte Chronik S. 346. Wigamur gesatelôt 18^{b} oder spätere 377 wie Rüdiger von Hindihofen durchwierôt Wittich vom Jordan 49 Bl. 10 Gothaer Handschr. Wigamur rôt : gesatelôt 1750. Auch zeigt sich schon Kürze des Vocals, Heinzelein von Konstanz gesegnot : gebot Diutisca 2, S. 255. Hug von Langenstein verdampnot Martina Bl. 42^{c}. 68^{a} gewandelot : gehandelot 59^{b}. gekestegot 56^{c}. 179^{d}. kestegotte 170^{d}. predigot 193^{c}. gesegenoten 208^{a}. Leben Christi von Wernher gesegenot : dienot MSHag. 4, 515. Fragm. 21^{a} got : gejagot. Liedersaal 3, 262 verdamnot : got. Meist folgen diese schweizerischen Mundarten.

So wenig als Walther (vgl. Lachmann zu 98, 40) reimt Freidank sagte : dagte, gerten : werten, was Hartmann, Wolfram und Konrad unbedenklich thun. Bei F. erscheint die dritte Person tëte 36, 3. 100, 12. 23 und tët 5, 16. 108, 26. 180, 21, die Walthers Lieder wohl der schwankenden Form wegen im Reime meiden. W. reimt hein : stein 30, 26. genan : man 63, 3. kan (kam) : man 106, 26. F. ruon : tuon 99, 3. œhein : dehein 141, 3. Wenn Walther nicht an : ân reimt, F. einige Male, so wird niemand darauf Gewicht legen, zumal das Lied immer strengere Regeln forderte; dagegen lässt W. einmal rîch : sich zu (Lachmann S. 197), dem ich bei F. nicht begegne. Auch gedrôn (: lôn) steht bei F. 87, 12 allein, wie gedrôt (brôt) 123, 24, was Hartmann im Armen Heinrich 1075 gebraucht; vgl. Gramm. 1^{3}, S. 196. Das seltene vals (: hals) F. 45, 4 kommt bei W. nicht vor, und da überhaupt nur walsch (Parz. 357, 7. Passional 221, 21) als Reim dazu vorhanden gewesen wäre, so blieb für das Sprichwort nichts übrig, als sich dieser Freiheit zu bedienen; ähnlicherweise reimt Wolfram Parz. 18, 3. 27, 15. 105, 9. 154, 5 harnas : was : palas, neben Wilh. 305, 12. 376, 17. 416, 13 har-

nasch : verlasch und 439, 10 harnasch : pfasch, der Dichter des Eraclius 4726 harnas : Kosdrôas und 4683 harnas : was wie Ulrich von Zazichofen im Lanz. 1366. 6493, der auch 3697 wunste : brunste zulässt, Thomasin im Welschen Gast Bl. 142ª. 143ᵇ kunst : wunst; ein Beispiel aus dem zwölften Jahrhundert im jüngeren Anegenge 20, 5 was : dras (drasch).

Freidank bedient sich zwar des rührenden Reims, doch nur mit wirt (Subst.) : wirt (Verbum), aber zweimal 87, 10. 156, 20; auch bei Walther nur ein Beispiel, das auf einer Verbesserung beruht, tæte (Verbum) : tæte (Subst.) 30, 10. Ein Lied 122, 24—123, worin dieser Reim öfter vorkommt, halte ich für unecht; ich werde mich darüber an einem anderen Ort ausführlich äussern. Aus der Abneigung gegen den rührenden Reim erklärt sich wohl der auffallende Umstand, dass beide Dichter die Zusammensetzungen mit lîch lîche lîchen dafür nicht verwenden, was ausser ihnen, wie es scheint, nur noch Gottfried thut. Eine Ausnahme wäre gelîch : wunderlîch 126, 7, aber der Spruch ist sicher unecht und noch dazu der Text verderbt.

378
50

Den Schlagreim gebraucht Freidank in den beiden Zeilen eines Spruches, singen springen sol diu jugent: die alten walten alter tugent 52, 6. 7, auch ist in dem 48. Capitel S. 165—169 in dem Anfang der Zeilen liegen : triegen durchgeführt. Er findet sich angehäuft in einer Strophe unter Walthers Liedern 47, 16, ich bin nur zweifelhaft, ob diese Strophe von ihm herrührt, und werde dies anderwärts näher erörtern. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Walther und Freidank den Schlagreim in dieser Weise zuerst gebraucht haben. Ich merke hier noch an, dass er späterhin nur in strophischen Gedichten vorkommt und Freidank der Einzige ist, der ihn bei dem kurzen Reimpaar anwendet.

Eine Eigenthümlichkeit Freidanks ist der Mittelreim, wo in der kurzen Zeile ein Wort mit dem Endreim zusammenklingt, ohne an ihn zu stossen, z. B. diu Krist gebâr ân argen list 7, 14. êst lützel nâmen âne schamen 53, 13: auch bei Walther dô gotes sun hien erde gie 11, 18. Ich habe diesen Mittelreim noch bei ein Paar späteren Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts bemerkt, doch auch in dem Gedicht von dem Himmel-

reich aus dem zwölften, das aus Langzeilen besteht (Haupts Zeitschrift 8, S. 145), findet sich an daz fiur ne leget me neweder bloh noch stoch 248 und daz uns gewerren ne mege nâhen noch verren 338, und bei Wernher von Tegernsee (Iwein 329) dû bist mîn, ich bin dîn. Einmal lässt Freidank die zwei ersten Worte eines zweizeiligen Spruchs auf einander reimen, swâ ist frœlich armuot, dâ ist rîcheit âne guot 43, 19.

Die leichteste Erweiterung des Reims wird durch eine Vorpartikel bewirkt und kommt wohl bei allen Dichtern vor. Häufig ist völlige Gleichheit der Partikel, und ge : ge findet man überall, bei Freidank z. B. gestân : getân 16, 12. genuoc : getruoc 69, 17. gelogen : gezogen 159, 9, bei Walther gewalt : gestalt 16, 12. geschozzen : genozzen 40, 32. gemuot : getuot 116, 18 usw. Seltener ist be : be, Freidank hat nur begât : bestât 14, 10, Walther betaget : behaget 1, 28. benomen : bekomen 65, 29. 73, 23. er : er zeigt sich nur bei Freidank in erwern : ernern 63, 8. 69, 13. ernert erwert 163, 3. erbal : erschal 109, 10; er kann nur Zufall sein, wenn es bei Walther nicht vorkommt. ver : ver bei beiden öfter. un : un zweimal bei Freidank, un-
379 minne : unsinne 101, 1. unstæte : ungeræte 117, 22, bei Walther
51 finde ich es nicht, für den Liederdichter war vielleicht die Partikel zu gewichtig. ze : ze oder zer : zer fehlt bei beiden. Sodann ge : be, er : ver bei beiden häufig, einmal bei F. zebrochen : gerochen 4, 4.

Diese Vorschlagsilbe wird flüchtig ausgesprochen und ge manchmal nicht mitgezählt, sie ist also bis auf un dem Ohr wenig bemerkbar. Von einem doppelten Reim kann erst die Rede sein, wenn vor dem Endreim abermals auf einander reimende abgetrennte Wörter stehen, die in der Regel dasselbe Wort wiederholen. Freidank und Walther verwenden dazu nicht bloss Artikel, Pronomen und Partikel, sondern auch Substantivum, Adjectivum, Adverbium und Verbum. Hier nur einige Beispiele, ein bast : ein gast F. 13, 14. ich war : ich var F. 124, 16. umbe minne : umbe gewinne F. 58, 19. unde katzen : unde kratzen F. 138, 15. unde reht : unde kneht W. 9, 6. dîne tage : mîne klage W. 64, 18. Sodann affen wil : affen spil F. 8, 35. ander tugent : ander jugent F. 52, 18. gerne stilt : gerne spilt F. 49, 5.

wâren driu : wâren diu F. 19, 25. dunke reht : dunke sleht F. 50, 25. Mit nicht völligem Gleichlaut behuote sich : behüete mich W. 113, 24. Es stehen auch zwei Wörter voran, sol man vâhen : sol man hâhen F. 47, 18. ze rehte hân : ze rehte stân F. 50, 16. der ist frô : der ist sô W. 110, 28. alle frowen var : alle frowen gar W. 49, 7.

Alle Dichter von Otfried an gestatten die Wiederholung desselben Reims in zwei unmittelbar aneinanderstossenden Reimpaaren, Veldeke scheint zuerst darüber hinausgegangen zu sein und lässt einige Male denselben Reim zehn- und zwölfmal wiederkehren. Auch Freidank liebt solche Anhäufungen, die nur in der zweiten Ordnung der Handschriften durch andere Stellung der Sprüche zum Theil verschwunden sind. So lässt er z. B. achtmal tugent und jugent (52, 18—25) aufeinander reimen, zweiundzwanzigmal uot (106, 18—107, 15), sechsmal (138, 3—8) unt und (80, 6—11) an ân. Bei Walther dieselbe Neigung; es genügt hier die Hinweisung auf fünf siebenzeilige Strophen (S. 75. 77), wovon jede einen der langen Vocale zum Auslaut hat.

XII.

Hier mögen noch weitere Erläuterungen zu den einzelnen Sprüchen Freidanks eine Stelle finden.

1, 1. In Konrads Klage der Kunst 9, 4. 23, 4 erscheint Frau Bescheidenheit in wünneclîcher wæte und spricht das Urtheil. 1, 10. bûwen ûf den regenbogen auch in Türleins 380 Wilhelm 107[b] und bei Johannes von Würzburg im Wilhelm 52 von Östreich Bl. 43[b]. 52[a]. Liegnitzer Handschr. Vgl. Deutsche Mythologie S. 695. 2, 27. Renner 16197 swer giht nû daz der mensch niht tobe, der gotes geschepfde wolde swachen und selbe einen flôch niht kunde machen. 3, 9—14. Welscher Gast Pfälz. Handschr. S. 74[a] got siht den muot baz dan daz der man getuot. sî daz ein man tuot rehte wol, sîn getât doch heizen sol übel ode guot dar nâch und ime stât sîn muot. 3, 18. Den Genitiv bei wan hat Lachmann bei Nibel. S. 245 erörtert. 3, 27. 181, 20. Vgl. D. Mythol. S. 290. 4, 17. Wie Freidank verwendet auch Walther drîzec 19, 21. 25, 32. 27, 7.

88, 2. 7. 4, 27. Der strengen Regel gemäss müsste an dieser Stelle werkn geschrieben werden, aber für Freidank scheint mir die Kürzung zu stark. 6, 8. über daz wie 156, 19 das heutige überdies, im Althochdeutschen nicht selten (Sprachschatz 5, S. 27), finde ich nur bei Boethius (Wackernagel Leseb. I, S. 139, 21) und in Gottfrieds Tristan 449, 3. 6, 10. 158, 27. daz scheide got ist Gramm. 4, S. 334 besprochen. 6, 21. 19, 21. 24. 25, 23 muss gschepfede gesprochen werden, wenn man die Regel herstellen will, wie Goldene Schmiede 1384; unverkürzt steht das Wort 11, 23. 12, 11. 180, 24. schepfede würde als niederdeutsch nicht zulässig sein, denn die Handschrift e, die 19, 20. 180, 24 scheffede gewährt, mischt solche Formen ein. Ebenso verhält es sich 29, 13 mit geselle, das, wie bei Walther, sonst (63, 22. 82, 20) unverkürzt steht. geselle kommt hier nicht allein vor, Iwein 4959. 7567. Wolframs Lieder 4, S. 27. Helmbrecht 1271 ist, immer gegen die Handschriften, selleschaft selle sellen geändert: im Engelhart 1469 hat Haupt auf anderem Weg zu helfen gesucht: in Hartmanns Erek 3163 und bei Fleck (Sommer zu Flore 158) ist es beibehalten: im Rother 1645 und Graf Rudolf 13, 1 war es zulässig, vielleicht auch bei Gottfried er sellete sich Lobgesang 31, 5 mit der Lesart gesellet; vgl. Lachmann zu Iwein 2704. Ferner steht hier 49, 14. 151, 21. 175, 2. 7 gebot, oder man müsste das niederdeutsche bot annehmen, 121, 19 gebûren, 129, 17 geladen, 13, 22 gemeine, 37, 14 gedanke, 156, 8 gevaterschaft, 132, 9 geschehen, 142, 20 gewar, 154, 16. 160, 21 geschiht, 161, 2 genesen, wo man wohl gnesen schrei-
381 ben könnte: ebenso Athis E 142 gevertin, Gerhart 892 geburt.
53 Gleicherweise hier 154, 11 betrogen und Flore 3070. 7398 begunden begünden: dagegen ist Flore 7423 glegenheit gesetzt. 7, 1. Über erschellen vgl. Lachmann zum Eingang des Parzivals S. 10. 7, 4. ich wiste gerne eine mære wie Lanzelet 2434, ich hörte gerne, ich wollte, es könnte mir einer sagen. 7, 10. 11. Kaiserchronik Pfälz. Handschr. Bl. 57[c] unsern vater Adâm diu erde magetlîche gewan. diu erde was maget reine, si ne genam tôten nine keinen, noch enphie nie mennisken bluot unz Câîn sînen bruoder ersluoc. daz bluot daz von im ran, der erde iz ir magetuom nam. Anegenge 20, 17—23 dô was

Câin leit daz got sîn opher vermeit unt ze deme Âbeles sach: vil starke er ez über in rach: ze tôde er in dar umbe sluoc. dô gemeilte daz bluot die magetreinen erde, daz der gotes werde vor sînem bruoder ûz gôz. Wartburger Krieg (MSHag. 3, 179b) diu erde Adâmes muoter was. Vgl. Silvester 3450—3461. 8, 5. âne mannes rât scheint der hier übliche Ausdruck: so Wernhers Maria 203, 2 und andere Denkmäler des zwölften Jahrhunderts in W. Wackernagels Lesebuch 192, 20. 125, 20. Diemer, Vorauer Handschr. 230, 11. 9, 11. ez ist noch manec frâge, diu niht hât antwurt Lieders. 3, S. 561, 34. 9, 25. Evangelien aus dem elften Jahrhundert (Vorau. 328, 6) von dem tôde (Christi) starp der tôt. Marienlieder aus dem zwölften Jahrhundert Hanöv. Handschr. 28b bit sîneme dôde dôde unsen dôt. Passional 112, 61 und unsen tôt ze tôde ersluoc mit sîme tôde. 10, 7—16. Ich finde diese Lehre schon bei Dietmar von Merseburg, der im Anfang des elften Jahrhunderts schrieb und sie wahrscheinlich von anderen empfangen hatte, etwas ausführlicher entwickelt, Chronicon 1, 7 tres namque sunt animæ, non equaliter incipientes nec simul finientes. prima angelorum incorporeorum, quæ cum eis est sine inicio et termino. secunda hominum, quæ cum eis sumit exordium sed in fine non habens participium. namque immortalis est et, ut quidam gentiles opinantur, in futuro non habens hoc officium quod in hoc seculo. tercia species est pecudum ac volatilium, quæ cum corpore parem inicii finisque sortitur equalitatem. 10, 26. kristen ist oben S. 366 [= 43] erläutert. 11, 3. 4. Hermann der Damen 672. 673 wâ ane himel und erde hangen, mîn sin kan des niht erlangen: got habets in siner zangen, und ist ihm niht swære. 11, 5. Verschiedene Erklärungen der drei Himmel bei Hermann von Fritzlar 98, 14—32. Der erste Himmel ist die Luft: der zweite der, an dem Sterne, Sonne und Mond stehen: der dritte der feurige, in welchem sich die Heiligen und die Engel befinden. Nach anderen ist der erste Himmel das natürliche Licht, darin die Heiden Gott schaueten: der zweite das Licht des Glaubens, darin wir Gott erkennen, über dem Licht der Natur: der dritte das Licht der Glorien, darin die Heiligen Gott schauen. Ferner, der erste Himmel ist die Person des heiligen Geistes, der zweite

382 54

die Person des Sohnes, der dritte die Person des Vaters. Auch die drei Hierarchien sollen damit angezeigt werden. Endlich eine ganz übersinnliche Deutung, sinnelich gewerp des menschen ist der êrste himel: der ander himel ist redelich gewerp des geistes: der dritte himel ist vernunftic gewerp des geistes. Das Loblied auf den heil. Geist aus dem zwölften Jahrhundert (Diemer 341, 8) nimmt sieben Himmel an, wenn hier nicht ein Fehler dahinter ist, sibene sint der himele, unte loufent dar nebene sternen sibene liehte. 11, 9. 10. Wernhers Maria 178, 32. 33 ê diu erde begunde stân unt der himel swebende wurde. 11, 16. Marienlieder Hanöv. Handschr. 10[b] in himele inde in erden enis engein hol, it sî dînes heiligen namen vol. 11, 21. der beste roup bezieht sich auf die Niederfahrt Christi zur Hölle, wo er diejenigen erlöste und durch den Erzengel Michael hinwegführen liess, die ungetauft in der Vorhölle schmachteten, Adam und Eva, die unschuldigen Kinder usw. Evangelien (Vorau. 328, 7) diu helle wart beroubet, dô daz mære ôsterlamp fur unsich geopferet wart. Hochzeit (Karajans Sprachdenkmale) 43, 3 f. daz was ein schôniu hervart, dô diu helle beroubet wart, dô got die sîne knehte brâhte zuo ir rehte, ze sîner brûtloufte mit sînir martir er sie koufte. Anegenge 39, 64—67 dô der gewîhete gotes sun den roup deme an gewan, den er wænen wolte daz ern immer haben solte. Wernher vom Niederrhein 62, 17—21 unsi herre di brach di hellin undi nam dâ einen kreftigen roub. dû (d. i. dô) rou den dûvil der kouf, den Jûdas
383 det mit sîneme râde; di rûwe was alze spâde. Passional 101,
55 55—61 diu helle wart beroubet, wand ir der guoten her entstoup. Krist bevalch disen roup an maneger heiligen sêle dem erzengel Michâele, daz er si brâhte an vriundes wîs in das vrône paradîs. 112, 64. 65 wie er (Christus) uns ûz der helle mit gewalde roubete. 11, 25. 26. 12, 1. 2. Legenda aurea Cap. 2 in der Sage vom heil. Andreas quid est magis mirabile quod deus in parva re fecerit? diversitas et excellentia facierum. Haupts Zeitschr. 3, S. 28. 29 frâge, welhez daz grœste wunder gotes sî. antwürte, daz er sô vil menschen geschaffen hât, doch keinz dem andern gelîch ist. Konrad von Würzburg stellt dieselbe Betrachtung an MS. 2, 203[a], an liuten hât diu gotes kraft

für elliu dinc gewundert. beschouwe ich menschen tûsent hundert âne valschen list, bî den allen, wizze Krist, sint zwêne gelîch einander niht. 12, 12—13, 22. Den Abschnitt von dem avê Marîâ, der nur in zwei Papierhandschriften, denn auch B ist eine solche, vorkommt, halte ich für unecht, nicht bloss weil ihm Freidanks Geist und gedrängter Ausdruck fehlt, sondern auch wegen des Reims muoter : tuoter (vgl. zu Athis S. 26) und des Worts lobesam, das Freidank und Walther nicht gebrauchen; vgl. Haupt zu Engelhart S. 247. 13, 20 MS. 2. 172^{a} sît dîn sun dir niht verseit. 14, 17. Hartmanns Credo 3679 mit aller himelischen hêrschaft: di heiligen engele sint daz. Pfaffenleben 280 elliu englische hêrschaft. 15, 7. 8. Heinrich vom gemeinen Leben (W. Wackernagels Lesebuch) 222, 6—9 swenne des briesters hant wandelet gotes lîchnamen, soll si sich danne niht zamen von wîplîchen ane grîfen? 15, 19. Welscher Gast Bl. 158^{a} die tagzît wol begên und mit guotem herzen ze kirchen stên; vgl. Gerhard 1190. Diemer zu der Vorau. Handschrift 354, 10. Frommann zu Hermann von Fritzlar 30, 40. Reineke vos von Heinr. Hoffmann 3323. 4373. 16, 24 f. Vgl. D. Mythol. S. 829. 16, 25. Walther sagt 12, 30 got gît zu künege swen er wil; vgl. Sommer zu Flore 710. 18, 2. Wackernagel (Haupts Zeitschr. 6, S. 284) macht hier blâs in der Bedeutung von Spahn, Windlicht, die auch bei Frauenlob (vgl. Ettmüller S. 334) vorkommt, geltend, doch in den Sumerlaten 384 8, 62 steht blâs flatus, und diese Bedeutung scheint hier natür- 56 licher, ebenso beim Bruder Wernher (Einleitung S. XCXI), der vielleicht Freidanks Spruch kannte. 21, 6. der tôt ein scharpfer bote ist in der Deutschen Mythologie S. 808 erklärt. 21, 11. Welsch. Gast Bl. 146^{b} jâ hât ieglich man und wîp fünf tür in sînem lîp. Karl Roths Predigten 27 unseriu venster daz sint diu ôren diu nase diu ougen und der munt. Erznarren von Christian Weise S. 330 einen jeglichen bei seinen neun augen lassen. 21, 16. durch bœsen namen, weil man schlecht von mir spricht. 21, 19. Gottfrieds Lobgesang 56, 6 mich vil armen sac. 22, 18. 19. Über dem Eingang des Kirchhofs zu Eilenburg befindet sich die Inschrift: was ihr seid, das waren wir: was wir sind, das werdet ihr. Ebenso über der Kirch-

hofsthüre zu Avignon nous étions ce que vous êtes, et vous serez ce que nous sommes; s. Blätter für litter. Unterhaltung 1834 No. 335 S. 384. Der von Singenberg MS. 1, 157[a] wol ime der denket waz er was und ist und aber schiere wirt. Süsskind von Trimberg MS. 2, 178[a] swenne ich gedenke waz ich was ald waz ich bin ald waz ich werden muoz, sô ist al mîn fröude [dâ] hin. 22, 26. 101, 6. 122, 17. Dass auch Walther von der Freiheit der Gedanken spricht, ist in der Einleitung S. CXXIV bemerkt: Wolfram thut es im Parzival 466, 16 f. und Süsskind MS. 2, 178[a] in einer besonderen Strophe. 24, 14. ir sin ist blint bezieht sich, wie mir Benecke richtig bemerkt hat, auf die Juden: ihnen mangelt die wahre Einsicht. 25, 15. sô muoz der ketzer lêre sîn in winkeln und in vinsterîn, dazu gehört Welsch. Gast Bl. 88[b] eines vinstern winkels muot. 26, 22. 29, 31. tivel, wie auch in einer alten Erzählung (Reinh. 390, 520), bei Konrad von Fussesbrunnen in der Kindheit Jesu 97, 29 und Stricker XII, 587 zu schreiben ist: die Vatican. Handschr. von Hartmanns Gregor 230 hat der tivel der schanden; die Kürzung tiufl im Servatius 180 scheint mir für Freidank zu stark. 26, 23. Eine Formel wie Erek 3187 unser herre ensî der dich ner. 27, 21—28, 2. Allgemeiner fasst Frauenlob den Spruch (Ettm. S. 199), daz mensche wirt in driu gelîch, swenne ez von hinnen vert: sîn sêle aldâ ze himelrîch, ob ez der lîcham hât beschert: daz fleisch den würmen alse spæch, 385 daz hânt si schiere verzert: daz guot den erben nâch sîm leben 57 menschlîche vollebrâht. vert er ze helle durch sîn streben, sîn wirt niht mêr gedâht. 29, 19. sô wænt ein tôre er sî got wird durch ähnliche Stellen erläutert in Massmanns Eraclius S. 502. 503. 29, 24. 25. Gedicht von den sieben Todsünden aus dem zwölften Jahrhundert (Mones Anzeiger 1839, S. 58. Altdeutsche Blätter 1, S. 363) hôchvart leidir vil gewaltes hât: si ist in armir alse in rîchir wât. Auch der Welsche Gast handelt im achten Buch von der hôchvart. Frauenlob dagegen (Ettmüller S. 61. 62) nimmt hôchvart in der edelsten Bedeutung als Streben nach dem Höheren und weiss sie nicht genug zu preisen: ir süezer site kan allez adel vergulden; ihr steht übermuot entgegen. 30, 23. 24. Veldeke MS. 1, 21[a] die ir (der

Welt) volgent die jehent daz si bœset ie lanc sô mê. MSHag. 3, 438^a frou Werlt, ir altet unde bôset. Frauenlob (Ettm. S. 189) ie elter und ie erger wirt der werlde leben. 31, 1. Lied des Herrn von Kolmas (Altdeutsche Blätter 2, S. 122. MSHag. 3, 468^m) uns ist diu bitter galle in dem honge verborgen. Welsch. Gast Bl. 22^a ze gallen kêret valsch die süeze. Altd. Blätter 1, S. 86, 280 wan uns lît verborgen in dem honc diu bitter galle. Jüng. Titurel 1070, 4 hiute süeze, morgen sûre: ir (der Welt) honic hât verborgen bitter gallen. Frauenlob Ettm. S. 110 mit gallen süezen einen honec. S. 117. ob meres fluz wær galle gar, mit honc ez übersüezen. S. 146. in honic biute ich gallen. S. 167. ich spür gallen in des honges list. 31, 16. MSHag. 2, 364^b hiute süeze, morne sûr. S. oben S. 338 [= S. 13]. 33, 8. Welsch. Gast Bl. 76 wan der guote und der unguote suln haben in ir muote bêde gedinge und vorhte ze got. 33, 22. Berthold 91 swer sînen riuwen und sîne buoze unz an denselben (jungesten) tac spart, daz ist ihm ze nihte guot. 33, 23. Walther 77, 30. 31 swer sich von zwîvel kêret, der hat den geist bewart. 35, 5. Walther 7, 40 hilf uns daz wir si (die schulde) abe gebaden mit stæte wernder riuwe. Armer Heinrich 518 sî bereite aber ein bat mit weinenden ougen. Welsch. Gast Bl. 105^b mit tugende und mit güete sol er baden sîn gemüete. Gerhart 2311 ir weinen was sô güetlich daz munt und ougen beidiu mich baden hiezen sunder danc: ir kintlich weinen mich betwanc daz ich mit ir [356] dô weinde. Der Winsbeke 64, 1. Die Winsbekin 17, 10 ûz [58] ougen muost er wangen baden: von herzeliebe daz geschach. Pfälz. Handschrift 341 Bl. 89 mich dunket wir müezen baden alrêrst ûz den sünden mit reines herzen ünden, die ûf ze berge schiezen und ûz den ougen fliezen. Neidhart 20, 3 Ben. wæne ich sündehafter in den riuwen baden. Altd. Wälder I, S. 44, 277 mîn herze mit manegen leiden ist vil starke überladen: ez muoz in grôzen sorgen baden. Frauenlob Ettm. S. 35 sündær, wilt dû die buoze leisten, bîhte wol. dîn ougenregen dich weschet ab. 35, 10. Loblied auf die Jungfrau Maria aus dem zwölften Jahrhundert (Diemer 299, 7) nû nist mîner sunden nie sô vil, sîner guote ne sî mère. 35, 23. 24. Roland 183, 4 daz her allent-

halben vor in swant, sam der sunne tuot den snê. Konrads Trojan. Krieg Strassb. Handschr. Bl. 228[a] si kunden liute swenden (im Kampf), alsam diu sunne tuot das îs. 35, 27. suonestac auch Lanz. 8848. Passional 264, 58. 321, 30: aber schon im zwölften Jahrhundert (Karajans Sprachdenkmale 96, 3) suonstac. 39, 6. 7. Ecclesiasticus 3, 33 ignem ardentem extinguit aqua et eleemosyna resistit peccatis. 41, 4. 5. Konrad von Fussesbrunnen in der Kindheit Jesu 80, 21 ouch ist uns dicke geseit ez sî ein groziu sælikeit, swer sîne freude und sîn klagen in rehter mâze künne tragen. Cato (Liedersaal I, 572, 471. 472) dû solt ouch ze keinen tagen ze vil von dîner armuot sagen. 41, 18. Buch der Rügen 711—716 wie sît ir sô grundelôs als daz mer, dâ wazzer grôz stæte in fliezent und sich dar in besliezent, und kan doch niemer werden vol. 42, 2. Die Form huot auch im zwölften Jahrhundert, Heil. Margareta (Haupts Zeitschrift 1) 161 neben huote 287: ferner Dieterichs Flucht 368. Pyramus (Haupts Zeitschr. 6) 178. 42, 27. Der Dat. Pl. walden auch im Lanzelet 7082 im Reim auf halden. 43, 4. 5. In dem Bruchstück eines Lehrgedichts aus dem zwölften Jahrhundert (Docen Misc. 2, S. 306. 307) heisst es nuo ist maneger dem daz wirret, daz in sîn armuot irret daz er niet mac vollebringen sînen willen an manegen dingen, als er doch gerne tâte: der tuo als ich im râte. er bedecke sîn armuote mit fuoge und 387 mit guote .... swaz er tugende mag gefuoren, die uobe er naht 59 unde tag, und swenne ers niht getuon mag, sô bescheine er guoten (willen) doh. 45, 12. Physiologus (Fundgr. 1, 29) zellit daz diu natra driu geslahte habe. ir êrist geslahte ist, sô siu eraltet, sô ne gesihit si nieht: sô vastet si denne vierzich tage und naht unze sich daz vel ab ir lôsit. sô suochet si denne ein engiz loch an eineme steine unte sliufet dâ durch: sô vert ir diu obere hût abe; sô wirt si gejunget. Vgl. Karajans Denkm. 88, 16 f. 47, 5. Vielleicht ist vorm zu streichen; vgl. Lachmann zu Nibel. 959, 3. 47, 25. reizer althochd. reizari (Sprachsch. 2, S. 259) nur noch im Tundalus 45, 74 ein reizære zornes und strîtes. Meisner (MSHag. 3, 101[b]) reizelære. 48, 9. irriu wîp liederliche, der Ausdruck kommt im Iwein 2895 vor und schon im zwölften Jahrhundert Pfaffenleben 650 (Altd.

Blätter 1, S. 234). Auch Stricker gebraucht ihn, denn ich lese bei Hahn 12, 263 ich klage daz wîn und irriu wîp mêr fröwent denne frowen lîp. Der Sachsenspiegel nennt sie varendiu, anderwärts heissen sie unstætiu, Türheims Wilhelm Bl. 246[b] keinen gebresten si (die in den Zelten liegenden Ritter) hæten, wan si der unstæten wîbe gar enbâren. So auch Reinhart Fuchs 351, wo 1623. 1627 zu lesen ist und gerâtent sô verwenden (lascivire nach Diutisca 2, S. 320[b]); vgl. Konrads Troj. Krieg 21614. Deutscher Cato (Birkenstock. Handschr. S. 322. Liedersaal 2, S. 177. Altd. Bl. 2, S. 31) irriu wîp und spiles liebe machent manegen man ze diebe. 49, 21. Vgl. 115, 1. 51, 7. Auch im Sprachschatz 1, S. 1102 wizziclîchen. 51, 17—22. Verändert und verschlechtert steht der Spruch aus der Strassburger Handschrift vom Jahr 1385 in der Diutisca 1, S. 326 abgedruckt; er scheint mir aus Bernharts Überarbeitung genommen.

»Alter lůte minne
So ich mich reht besynne
Dryer hant schaden hat
wie es darnach ergat.
Zu dem ersten sint sy unwerd
won man ir nit vil begerd
So nimt (es) och kranken grůs
vnd daz selb er och tůr bezallen [er] můs.«

53, 9. 10. Kanzler MS. 2, 247[a] die pflegent alle tumber site, die sich des schament, des si doch sint gêret. 53, 15. 16. Es heisst hier vorhte machet lewen zam, da aber der angeborene Muth des Löwen in allen Dichtungen gepriesen wird, so muss sich diese Behauptung auf eine besondere Veranlassung beziehen, wo der Löwe von Furcht sich bezähmen liess. Der alte Physiologus (Fundgruben 1, 17. vgl. 21) gibt Auskunft, sô ser gât in demo walde und er dê jagere gestinkit, so vertiligôt er daz spor mit sînemo zagele zediu daz sien nine vinden. Ebenso der Welsche Gast Pfälz. Handschr. Bl. 198[b] der lewe enpfindet wol swanne man in jagen sol, sô verstreichet er sin spor gar mit dem zagele; daz ist wâr. dâ mite wil er daz erwinden, daz in nin müge der jeger vinden. Bei der folgenden Zeile, êren besme daz ist scham, erklärt Benecke (Wörterbuch S. 108) den ganzen Spruch dahin, »so wie man den Löwen durch Furcht

388
60

zähmt, so zieht die Ehre den Menschen durch Scham.« Zu dieser den Gedanken abschwächenden Deutung kann ich mich nicht bekehren. Wer zähmt den Löwen durch Furcht und auf welche Weise jagt man ihm Furcht ein? Wenn noch gesagt wäre »durch Hunger«. Die zweite Zeile bezieht sich gleicher Weise auf das Thier und seine eigenthümliche Natur. Das zeigt ebenfalls der Welsche Gast an jener Stelle, swan sich der lewe rechen wil und hât zornes niht so vil als er wolde, er tuot im ê mit slegen des zagels harte wê: er treibt sich selbst an. êren besme ist also der Zagel, der wegen des Büschels, in den er endigt, hier Zuchtruthe heisst, wie Walther (23, 29) das Wort gebraucht. Diesen edlen Trieb des Löwen kannte auch Boppe MSHag. 2, 379[a] sîns zagels swanc in zornes twinget. 54, 4. 5. In den Schwabenspiegel 71, 18. 19 aufgenommen. 54, 22. 23. Mosis (Diemer 87, 3—6) swer dumben herset, der fliuset sîn arebeit: swer sô winket dem plinten, der verliuset sîne stunde. 55, 16. 17. der angel ist der Stachel der Biene und anderer Insecten, wie er nach Stalder noch jetzt in der Schweiz, nach Schmeller 1, S. 78 in Baiern heisst. Man glaubt, man müsse den Stachel drücken oder daran saugen, dann komme der Honig, dem aber der Stich folge. Auch Walther gebraucht das Gleichnis, er sagt von den Doppelzüngigen 29, 12 in sîme süezen honge lit ein giftec nagel. Bei Frauenlob Ettm. S. 238 sagt die Werlt zu der Minne »in dîner freude ein dorn un-389 wert, in dîner süeze ein angel tuogen lûzen kan«. Ich lasse 61 einige beweisende Stellen folgen. Antichrist 111, 42 (Fundgruben 2) von den Heuschrecken, man sagit daz sie sich vlîzin wie sie verholne bîzin. die angle tragint sie in den mundin, dâ mite tuon sie wundin. Pfaffenleben 561 (Altd. Blätter 1, S. 231) wil er daz honic ezzen, sô souge er den angel. Reinbots Georg 718 auf Freude folgt Leid als daz honc, dar nâch der angel. Jüng. Titurel 2399, 3 nâch honge scharfen angel bieten. Liedersaal 2, 181 diu mir unsüezen angel in süezez honc geworfen hât. Andere Stellen in Beneckes Wörterbuch S. 45 und 362, wo aber die Erklärung »in den Angel beissen« unzulässig ist. 57, 2. 3. Walther 31, 15 diu meiste manege enruochet wies erwirbet guot. 57, 7. Frauenlob Ettm. S. 56

ein ritter drîzic jâren rîlîche mac gebâren. 57, 8. 9. Iwein 3580—3583 ich möhte mich wol ânen ritterlîches muotes: lîbes unde guotes der gebrist mir beider. 58, 5. 6. Flore 7930 wan daz herze dâ der haz inne lît verborgen, daz versmelzent sorgen sam der rost das îsen; ähnliche Redensarten weist Sommers Anmerkung nach. Freidanks Auffassung näher im jüng. Titurel 5833, 3. 4 alsam daz rost den stahel und îsen izzet, alsô tuot leit dem herzen, swâ liebe rehte niht vergizzet. Berthold 200. 201 wendet das Gleichnis auf den Hass an, wan in (den menschen) izzet der haz in dem herzen, als der rost tuot îsen. 58, 11. 12. Walther 42, 7. 8 ich bin einer der nie halben tac mit ganzen fröiden hât vertriben. 59, 20. 21. Der Spruch mit denselben Worten in dem deutschen Cato (Liedersaal 3, S. 171. Birkenstock. Handschr. S. 312). 60, 23. 24. 61, 1. 2. Frauenlob Ettm. S. 63 ein lop daz mit der volge ûz wîsem munde gât, daz lop bestât; vgl. Einleit. S. XCIV. 62, 2. 3. Reinart 181. 182 en hout bîspel, vîants mont seit selden wol. 63, 14. swer sich scheltens wil begân erklärt die Anmerkung zu Flore 3146 »wer vom Schelten leben will, wer das Schelten zu seinem Gewerbe macht«: warum nicht einfacher: »wer sich auf Schelten einlassen, mit Schelten befassen will«, wie unten 171, 11 und bei Walther häufig: Hermann von Fritzlar 213, 15 sich koufes begân, Engelhart 1075 des diu natûre sich begât. 63, 20. Konrad von Würzburg MS. 2, 205[b] swer an dem ende wol gevert, den hât frô Sælde gêret. Jüng. Tit. 5900, 3. 4 swaz grôzer wirde hât ein anegenge, nimt ez ein swachez ende, sîn êren dôn der klinget niht die lenge. S. Einleit. S. XCI. 64, 12. Prov. 15, 1 responsio mollis frangit iram. Rabenschlacht 121, 5. 6 uns saget dicke dez mære »süeziu wort benement grôze swære«. 64, 18. 19. Welsch. Gast Bl. 11[b] swer in zorn hât schœne site, dem volget guotiu zuht mite. Der Winsbeke 24, 6 gezuomet rehte sî dîn zorn. 64, 24. swer im zorne frâget wer er sî erklärte mir Benecke durch die Annahme, »er« sei der Gegner, den der Zornige anrede und den er durch die Frage herabwürdigen wolle; aber kühn wäre dies er hier gesetzt. Soll durch die Frage die Bewusstlosigkeit in der Leidenschaft ausgedrückt werden? Heinrich von Morunge MS. 1, 53[b] ich weiz wol daz si lachet, swenne

390
62

ich vor ir stân und enweiz wer ich bin. 65, 5—11. Schon Isidor sagt Lib. sententiar. 1, 27 erunt autem quatuor ordines in judicio und so auch in einem Gedicht der Vorauer Handschrift; vgl. Diemer zu 102, 14. Sodann gehört noch hierher eine Stelle aus einem Beispiel Strickers, die in Lachmanns Abhandlung über den Eingang des Parzivals S. 5 mitgetheilt wird, und die eine verschiedene Auffassung enthält. Danach ist bei dem jüngsten Gericht ein Viertel der Menschen der Hölle unabwendbar verfallen, und zwar auf dreifachem Wege. Erstlich die im Unglauben verharren: sodann die verzweifeln, sich für verloren halten und keine Hilfe suchen: endlich die auf Gott zu grosses Vertrauen setzen, die sich nämlich darauf verlassen, dass er ihnen, wie sie immer leben, das Himmelreich öffnen werde, weil Christus die Busse für sie übernommen habe. Diese letzte ist die dritte Strasse, die Freidank nicht näher bezeichnet: aber auf das, was Stricker sagt, geht hinaus, was in dem Gedicht der Handschrift δ vorkommt, diu dritte (strâze) ist, swer sündet ûf gedingen und trœstet sich unstæter jugent. Schade dass der Renner 20877—20889 nur von dem Wege zum Himmelreich redet, indem er Freidanks Worte 66, 13—20 umschreibt. 66, 20. Der alles was er hat hingibt und selbst von Almosen lebt. 67, 6. 7. Ich beharre bei meiner Erklärung und verwerfe die erkünstelte, die Benecke im Wörterbuch S. 254[b] vorbringt, »durch Zaubersprüche kann man nie glühendes Eisen besprechen, dass jedermann es anfassen kann, ohne dadurch verbrannt zu werden.« Es ist ja hier von der Kraft der Zaubersprüche die Rede, nicht von ihrer Unzulänglichkeit; îsen ist der 391 Nominativ. 67, 19—22. Derselbe Gedanke in der Strophe 63 eines unbekannten Dichters (MSHag. 3, 440[b]).

Der tiuvel ist ein lügenære
und ist doch dâ bî vil gewære,
der im gedienet, daz er deme nimmer ungelônet lât.
mit willen kan er dienst vergelten:
daz tuont die kargen herren selten,
die vergezzent maneges dienstes, des man in gedienet hât.
des entuot der tiuvel niht:
swie gar er sî ein bœse wiht,
er lônet doch in allen,

die im gedienet hânt mit flîze.
den bæsen herren zîtewîze
kan er schallen,
die dienstes ungelônet lâzent daz si deste wirs gevallen.

67, 25. Vgl. Haupt zu Winsbeke 8, 9. 69, 5—8. Noch eine Stelle aus dem Welschen Gast Bl. 211[a] daz fiur unde der arge man diu gelîchent sich dar an, daz in bêden niht genüeget. daz fiur brinnt, diu erge füeget wie sie erfülle dez guot. 69, 9—12. Cato (Lieders. 1, S. 563. 564) dû solt ouch wizzen, swâ du gâst, daz dû drî vîent hâst. die vinde nemne ich alleine: der êrste ist diu welt unreine, dîn eigen lîp der ander ist, der der dritte des argen tiuvels list. 69, 21. 23. Welsch. Gast Bl. 121[b] der (pfaffe) sol guotiu bilde geben mit kiuschem lîbe, mit reinem leben, mit guotem werc, mit rede schœne, und nochmals Bl. 134[b] kommt er darauf zurück. Grieshabers Predigten 2, S. 34 dâ von so wære einem ieglîchen lêrer nôt daz er sînen undertânen guotiu bilde für trüege. 70, 9. Weitere Nachweisungen über hulwe liefert Hahn zu Strickers kleineren Gedichten XII, 199; auch bei Enenkel (Rauch Script. rer. Austr. 1, S. 291) werfen in ein hulben. 70, 13. Zu der Redensart swer des hæle niht enhât vgl. Gramm. 4, S. 247. 71, 7. 8. Wackernagel in Haupts Zeitschrift 6, S. 283. Diez Poesie der Troubadours S. 129. 71, 17. 18. Dieser Spruch aus Freidank in der Erzählung vom Sperber (Lieders. 1, S. 232, 349. 350). 72, 1. Ulrichs Wilhelm Pfälz. Handschr. Bl. 164[c] diu diet ist unberihtet, swâ der künec ist ein kint. 72, 8. guot umb êre [392/64] nemen sprichwörtliche Redensart, Ehre für äusseren Vortheil und Gewinn aufgeben: man soll êre für daz guot nemen. Spervogel MS. 2, 227[a] erst tumb swer guot vor êren spart. Hartmann vom fahrenden Volk, Erek 2165. 2166 swaz der diete dar kam, der guot umbe êre nam, der tet man niht eines rât. Strickers Karl 4[a] die guot umb êre nâmen. Meister Kelin MSHag. 3, 22[a] vil maneger sprichet »ich nim guot umb êre«. Reinmar MS. 1, 79[b] mêr umb êre sol ein man sorgen denn umb ander guot. Lutolt von Seven MSHag. 3, 328[a] die biderben nâmen êre für daz guot. Friedrich von Sunburg MS. 2, 211[a] swer giht der guot dur êre neme, daz sich der sêre sünde, der

liuget alde ez sündet der, der aller meist dâ gît dem kristen, juden. Kanzler MS. 2, 239[b] swer guot für êre minnet, sîn guot ân êre gar zergât. Schwabenspiegel 16, 30—32 ob ein sun ze einem spilmanne wirt, daz er guot für êre nimt wider sînes vater willen, unde daz der vater nie guot für êre genam, dann verliert der Sohn das Erbrecht; vgl. 255, 14. In Konrads von Würzburg Klage der Kunst MSHag. 3, 336[b] wird der verurtheilt, der künsteloser diete guot umb êre gebe, um von ihnen, den Unwürdigen, gepriesen zu werden. 72, 16. engen rat erkläre ich jetzt durch einen kurz und scharf gefassten, entscheidenden. nicht, wie W. Wackernagel im Glossar zum Lesebuch, durch einen beschränkten: so steht in Türleins Wilhelm 3[a] enge bediuten. Zu den schon angeführten Stellen noch folgende, Herbort 6694 rede kurz enge und smal. Passional 314, 23 diu künegin was vil swinde dar ûf an engem râte. Konrads Troj. Krieg Strassb. Handschr. Bl. 296[d] mit wîsen liuten enger rât die beste kraft an râte hât. Renner 4223 dô si sâzen in engem râte, als eine Entscheidung musste gefasst werden. Noch Hans Sachs gebraucht den Ausdruck in diesem Sinn; die Stelle ist Grammatik 4, S. 883 angeführt. Der Gegensatz ist langer rât, Welsch. Gast Bl. 201[b] man sol lange gedenken waz man tuo und snelle tuon daz; ietwederz sîn reht reht hât, lânger rât und snelliu getât. Vgl. Reinaert 2492 Îsengrîn ende Brûne die vraet hebben nu den nauwen raet metten coninc openbare. 72, 17. 18. Wenn man einem Fürsten Rath ertheilt, so merkt man, auf welche Weise er will gerühmt werden, auf welches Lob er Anspruch macht. Denselben Sinn gewährt der Spruch 393 in dem alten Druck des deutsch-lateinischen Freidanks Bl. 33[b] 65 man siht bî dem neste wol wie man den vogel loben sol. Leicht möchte dieser bildliche Ausdruck der ursprüngliche sein, zumal er in ähnlicher Weise noch heutzutage fortlebt, Simrocks deutsche Sprichwörter 353 »man siehts am Nest was für Vögel darin sind«. 73, 7. Die alten erben in der Bedeutung von Vorfahren, Eltern. Auch in dem alten Bruchstück von Ernst (Fundgruben 230, 1) mîn lant dat mir — von allen (l. alten) erven ane kumen is. 73, 18. Der jüngste Tag (Haupts Zeitschrift 1, S. 123) 222 sô vervallent die bürge die dâ durch

übermuot geworht wurden. 74, 4. Renner 23357 alle künge ûf erden mit ir hern mügen sich der flöhe niht erwern. 74, 18. Chronicon salernitanum Cap. 11 (Pertz 5. 478, 46), Kaiser Karl verlangt, dass sich ihm Arichis, der langbardische Herzog von Benevent, unterwerfe, »unum est quod quæro, ut armiger meus unus miliarius fiat«. So trägt man daz wâfen der Minne (Parz. 130, 4), des Todes (zu Wigal. 7797), der Unfreude (Stricker XII, 21), der Welt (Docen Misc. 2, S. 221); vgl. D. Mythol. S. 807. 74, 26. Schwabenspiegel 147, 12 Wackern. der der wârheit ze vil swert, der wirt der werlde unwert; vgl. Einleitung S. xc. 75, 2. 3. swer die wârheit fuorte und die ze rehte ruorte wer die Wahrheit vorbrächte, aufführte, eigen hätte und sie, wie es Recht ist, förderte, geltend machte. So in Strickers kleinen Gedichte 7, 63 ob dû die wârheit füerest und die lüge ninder rüerest. Gudrun 195, 2 brant füeren herbeiführen, stiften. Konrads Alexius 1298 den siechen allen wart beschert daz si gesuntheit fuorten ihnen zu Theil ward. Wir sagen in diesem Sinne »ich führe den Namen«. rüeren hat eine ähnliche Bedeutung, anregen, Servatius 1454 die wârheit begunde er rüeren. 609 diu schrift niender rüeret daz ie iemen sînen gelîchen erfunde. Erek 5955 verfluochet sî der tac, daz ich die rede ruorte. Winsbeke 21, 5 dem ors die kraft rüeren; vgl. Rabenschlacht 648, 3. Strickers Karl 69[b]. 72[a]. Konrad von Würzburg MS. 2, 202[b] swer lûter lop wil rüeren, des er niht sol füeren, dem wirt ez sô schedelich daz der dar an versêret wirt. Passional 174, 48 daz houbet rüeren. 272, 69 daz wort daz ich hie rüere. Lohengrin S. 131 gein dem mîn herze ie haz von schulden ruorte. 394 Teichner (Liedersaal 2, S. 538) sît ich dâ swîgen müeste, daz mich 66 nieman schelten liez und mich ze tür ûz stiez, sô ich die wârheit ruorte an und (2, S. 536) in anderer Fassung swer die wârheit wirft enbor, vor den spert man tür unt tor. 75, 7. Die heimliche Ehe ist gemeint. 76, 21. 22. Ähnlich im Welschen Gast Bl. 166[a] swer niht behaltet herren reht, der sol billîchen sîn kneht. 77, 8. 9. Welsch. Gast Bl. 197[a] wan die übelen sol er verdrücken und die guoten zuozim zücken. Helbling 4, 337—340 die mir ze Wienne sint gereht, die wil ich für zücken und die nider drücken, si sîn alt oder kint, die nâch dem her-

zogen sint. 77, 16. 17. Auch bei Frauenlob Ettm. S. 221 schepfte ich wazzer mit eim sibe. Teichner (Liedersaal 2, S. 536) ein sip daz wirt niemer wazzers vol, swaz man dar in schepfen tuot. 78, 11. Karajans Denkmale 10, 5. 15, 20 nieman ist gotes kint wan die daz reht wurkende sint. 78, 22. driu, auch metrisch besser, ist die richtige Lesart, denn was Z. 21 enthält, wird nicht mitgezählt und dient als ein Gemeinplatz nur zur Ausfüllung. 79, 7. Meister Stolle MSHag. 3, 10[b] sagt von der Frau Ehre si kleit daz wîsheit erbet niht und edeliu tugent; daz sî got gekleit. 79, 16. tübel Döbel, stumpfer hölzerner Pflock, womit die Bodenstücke des Fasses fest verbunden werden, was bei Ducange unter incastraturæ erklärt wird; vgl. Sprachschatz 5, S. 352 tubil Schlucht, Einschnitt (noch heute in der Schweiz gebräuchlich): tubili gitubili incastratura. Heinrich von Meisen 4053 daz vil freislich übel, daz in uns haftet als ein tübel. Renner 957 lüge ist sünden und schanden tübel. 16607 vorhte und schame sint êren tübel. 79, 19—24. Verderbt als Räthsel in Haupts Zeitschrift 3, S. 28 ein nagel helt ein eisen, ein eisen ein pferdt, ein man ein schloss, ein schloss ein man; vgl. Einleit. S. XCVII. 79, 29. solher êre, wie auch die Magdeb. Handschrift hat. 80, 10. 11. swîgen ist diu beste witze in manegen liuten Liedersaal 3, S. 562, 54. 80, 25. swer in guot und êre seit zuspricht, ihnen als eigen beilegt. Parzival 165, 22 sîn wunde und harnasch swære — im 395 müede unde hunger sagete. Heil. Elisabeth (Diutisca 1, S. 477) 67 Gott, dem êre und êweclîche tugent gesaget sî. 80, 26. swa AC, wa Bcd. Besser wohl eine Frage, wâ diu witze wesen sol? 81, 21. Wenn die Glocke geläutet wird, laufen die Narren zusammen. 82, 8. 6. Vgl. Deutsche Mythol. S. 645. In der Anmerknng ist verdruckt Calenberger für Lalenberger. Diutisca 2, S. 77. 107 und Hätzlerin 270[b] unwîsiu wort und tumbiu werc trîbe ich Elblîn von Eselberc; Graff meint, es sei der Name des Dichters. Pfälz. Handschr. 341 Bl. 78 die werdent âne meil und kument ze stætem heil ûf die burc ze Tugentberc; dâ sint erkant des wîsen werc. In der Erzählung von der Frau Ehrenkranz (Liedersaal 1, S. 385) heisst es in mînem hûs Belîbentriu und dâ ze Harrenberc in dem lant Hoffenheil. Vgl.

Haupt zu Winsbeke 45, 7. 82, 11. Reinmar von Zweter MSHag. 2, 186[b] so erkent man doch den esel bî den ôren. 82, 14. Reinmar von Zweter MS. 2, 128[b] die mit entlêhenter wirde fuoren. 85, 5. Über die Redensart im sacke koufen, die auch Diutisca 1, S. 325 aus Freidank genommen ist, vgl. Haupt zu Winsbeke 63, 6. 85, 19. Pfälz. Handschrift 341 Bl. 127 doch hân ich micheln man gesehen, dem man zuht unt fuoge muoste jehen, und einen kleinen so ungefüegen, daz al die werlt mohte genüegen. 85, 23. Magdeb. Handschr. Bl. 25[b] id enis neyn sulues mer. Eine verderbte Stelle bei Helbling 15, 372 »deham selb ist niur einer«: dez ist daz lant allez vol enthält wohl denselben Spruch, denn ich bessere dehein selbselbe ist mê wan einer »nur einer ist von niemand unabhängig«, womit Gott gemeint wird, dessen Macht, wie Helbling hinzusetzt, überall durchdringt, die Erde erfüllt. Denselben Gedanken drückt Frauenlob Ettm. S. 159 anders aus, got ist ein ungeschaffen wesen. Allein der Spruch war wohl alt und man kann sagen kirchlich, in Notkers Psalmenübersetzung (S. 11) steht got der (id ipsum) selbselbo heizet. In den Denkmälern der folgenden Zeit habe ich zwar diese eigenthümliche Zusammensetzung nur bei dem östreichischen Enenkel (Rauch S. 287) gefunden, und als ungewöhnlich wird sie in den Handschriften Freidanks und Helblings verschwunden sein, aber ich trage kein Bedenken sie herzustellen, zumal bei Freidank das Metrum dies fordert und das Wort im siebenzehnten Jahrhundert wieder auftaucht: Opitz 2, 224 (Amsterd. 1645) sagt selbselbsten, ein anderes Beispiel Gramm. 3, S. 6. 87, 6. 7. B allein hat die richtige Lesart. Die Eule ist nicht freigebig und hält das Zusammengescharrte fest. Die Schande räth dem ungastlichen Ritter (Lieders. 1, S. 525) den Harfen- und Spielmännern sein Thor zu verschliessen: Frau Ehre wirft ihr daher vor: sô lêrest du'n in hiuwen wîse leben. Freidank klagt hier wie Walther (26, 33—35. 84, 18. 19) über den Mangel an Freigebigkeit bei den fürstlichen Höfen. 87, 8. Walther sagt (84, 17. 18) gleicher Weise ze Nürenberc was guot gerihte, daz sage ich ze mære. umb ir milte frâget varndez volc: daz kann wol spehen. die seiten mir ir malhen schieden danne lære. 88, 15. Hein-

396
68

richs Krone Bl. 1[a] swer den rûhen ziegel tweht, der siht ie lenger dicker hor. 89, 2—9. Der Gegensatz zwischen beste und bœste auch 90, 25. 26. 105, 15. 110, 24. 120, 14. Walther 26, 29. 30 diene manne bœstem, daz dir manne beste lône· Gudrun 1263, 3 ê was ich diu beste, nû hât man mich zer bœsten; vgl. 1264, 1. Iwein 144. 145 der bœste ist dir der beste und der beste der bœste. 89, 11. der swache gruoz ist verächtliche Behandlung, Geringschätzung; vgl. Nibelungen 1796, 2. 89, 12. Tanhausers Hofzucht (Haupts Zeitschrift 6) 141 ich hœre von sümelîchen sagen (daz ist wâr, daz zimet übel) daz si ezzen ungetwagen. 90, 19. 20. Auch die Magdeb. Handschrift hat den Spruch zweimal, Bl. 16[a] und 39[a], doch jedes Mal in diesem Zusammenhang mit 17. 18. 92, 12. lastern finde ich nur Anno 816. Diemer 356, 22. Reinhart Fuchs 1399. Hermann von Fritzlar 165, 30 und Ortnit S. 71, späterhin bei Dichtern nicht mehr; das althochdeutsche lastarôn (Sprachschatz 2, S. 99) kommt häufig vor. 93, 8. Der Wallach war kein ritterliches Pferd, Wackernagels Lesebuch 589, 13 man siht nu hengestritter vil, die doch wohl rosse wæren wert. 95, 11. daz ist wol, wie 179, 6 ez ist wol; vgl. zu 127, 3. 95, 16. 17. Walther 79, 24 mâc hilfet wol, friunt verre baz. 95, 18. 19. W. Wackernagels Basler Handschriften S. 36 aus dem vierzehnten Jahrhundert bewærter friunt [und], gestanden swert diu zwei 397 sint grôzes guotes wert. 96, 16. Kolocz. 103 und wære ich 69 in dem vierden lant, ich wolde gerne komen her; vgl. Gramm. 4, S. 958. 97, 26 S. oben S. 338 [= S. 13]. 98, 11. Herant von Wildonie 23, 159 wîplîn diu man dâ vindet ringe veil; vgl. Freid. 16. 17. 99, 17. Tirol und Fridebrant MS. 250[a] sun, du solt dîn êlich wîp haben liep sam dîn selbes lîp. 100, 6. 7. Walther 91, 35—92, 2 ist aber daz dir wol gelinget, sô daz ein guot wîp dîn genâde hat, hei waz dir danne fröiden bringet, sô si sunder wer vor dir gestât, halsen, triuten, bî gelegen, von solher herzeliebe muost dû fröiden pflegen. 100, 8. 9. Heinrichs Krone Bl. 69[a] wan minne den schiuhet, der ir allez fliuhet vor. Konrads Troj. Krieg 2421 die liute—sprechent der si (die minne) suochen beginne, daz sie fliehe den. 101, 4. Kaiserchronik Bl. 27[c] bit si vlîzeclîche des lîbes. 101, 11. 12. Lan-

zelet 5879–5883 starkiu huote und ungetriuwer muot diu machent stætiu wîp unguot. MSHag. 3, 418[a] huote machet stæte frouwen wankelgemuot. 101, 13. 14. David von Augsburg (Pfeiffers Mystiker 1) 368, 23 minne wil frî sîn: ist sie betwungen, sô ist si niht minne, wan si selbe mac niht betwungen werden. Vgl. Haupt zu der Winsbekin 32, 4. 102, 15 16. Teichner (Liedersaal 3, 367–370) maneger hîrât ûz den landen nâch dem glanz mit zehen schanden und lât eine neben sich niur mit eime brestelîn. 102, 20—23. Welscher Gast Bl. 64[a] swaz ein man mit wîben tuot, daz sol allez wesen guot: daz reht habe wir uns gemaht mit unsers gewaltes kraft; vgl. Simonides Amorginus von Welker S. 48. Leutolt von Seven (MS. 1, 163[a]) vinden wir an Einer lîbe missetât, dâ þî Einiu tûsent wîbe tugende hât. 103, 1. 2. Renner 12776 ob ein frouwe missetuot, dâ bî hânt hundert stæten muot: swer die mit jener schelten wolte, der tæte anders denne er solte. 104, 26. 27. Frauenturnier (Kolocz. 87, 406—410) si kunnen brechen hertiu sper: daz ist ein michel wunder, sie ligent stæte under unde behaltent doch den prîs, der man sî junc (l. tump) oder wîs. 105, 1. 2. Reineke vos 1157 de heft syne ere nicht wol vorwart, de sus syn wyf mit ener andern spart. 105, 8. Flore 5334 ez ist ein nôt swer eine âne gesellen treit nâhe gândiu herzeleit in sîme herzen verborgen. 105, 19. des tiuvels er engiltet er macht nichts daraus, wie wir sagen »er kümmert sich den Teufel darum«; vgl. Deutsche Mythol. S. 966. 106, 6—9. Marienlieder aus dem zwölften Jahrhundert Hanöv. Handschr. Bl. 23[b] dû heizes vrowe inde bis ouch alsô: wan dû, vrowe, hâs gemachet vrô sô wat in himele inde in erden is. dû vrowe van vroweden geheizen bis, wan dû trûrikheit enruorde dich nit. Darum nennt Konrad (MSHag. 2, 330[a]) Maria frouwe aller freude. Konrad von Heimesfurt 215—217 lässt den Engel Gabriel zur Jungfrau Maria sagen aller fröuden frouwe, fröuwe dich: joch fröwet von dînen fröuden sich swaz fröude dâ ze himel ist. Stricker (Haupts Zeitschrift 7, S. 495) si sint sô guot für allez guot, die frouwen sint und fröude gebent. Wenn Lichtenstein 660, 9 sagt si frowe ob al den freuden mîn, so bezieht sich das wohl auf diese Etymologie, möglicher Weise auch Gudrun 4422 (1105, 2) diu freudenlôse frouwe.

398
70

Noch weiter führt sie aus Frauenlob S. 111 Ettm., frô von der luft, wê von der burt, und S. 113 wê ûf ein frô gestempfet, wan si uns tragent ein lebendez frô in spilnder ougenweide. ein frowe diu mac sich fröuwen wol an lebender fruht. Morolt 2, 1144 swâ frouwen sint, da ist freude vil. MSHag. 3, 417[a] frouwen fröuwent verre baz danne ein rôse in touwe naz. vgl. zu 103, 25. 26. 106, 10. 11. Karajans Denkmale 12, 12 er ist charl, dâ ist si chone (daz ist ein vil altiu gewone), daz kint daz ist daz dritte reht. 106, 20. 21. Meister Kelin (MSHag. 3, 22[b]) swer sîme dinge in dirre werlde rehte tuot, dem mac an sîme adel wol gelingen. Türheims Wilhelm Bl. 125[a] swâ man dem rehte reht tuot, dâ wirt daz reht behalten. 107, 23. vgl. Sommer zu Flore 36 wan ie daz lîhter bœser ist. 107, 24—27. Dieterichs Flucht 7935 betwungen dienst wirt nimmer guot, swer dienst betwungenlîchen tuot, dô mac wol schade von ûf stân. 108, 7. Helbling 8, 1 gewonheit diu ist rîche. Jüng. Titurel 5344, 3 gewonheit ist noch rîcher dan natûre. Vgl. zu Flore 7635.
399 108, 11. 12. Hätzlerin S. 144, 109 ein ieglich herz sich dâ nâch
71 sent als ez dan vor ist gewent. 108, 15. 16. Walther 108, 17. 18. der guote wîn wirt selten guot, wan in dem guoten vazze: wirt daz bereit ze rehte wol, sô habet ez den wîn. Frauenlob Ettm. S. 58 edel wîn muoz nieten von swachem vazze âsmackes sich; vgl. Einleitung S. xc. 108, 17. 18. Lateinische Sprichwörter aus dem zwölften Jahrhundert (Altdeutsche Blätter I, 11, 16) unde homo consuescit vix unquam linguere nescit; vgl. Einleitung S. c. 109, 6. 7. vastet, wie alle Handschriften lesen, ist in der Bedeutung von büezen, die sich leicht ergibt, schon durch den Schwabenspiegel (Cap. 287 S. 268 Wackernagel) und andere Stellen beglaubigt. Volle Sicherheit meiner Erklärung des Spruches gewährt Türheims Wilhelm Bl. 197[d], wo er ebenfalls vorgebracht und nur in entgegengesetztem Sinne angewendet wird, lâ dînen untrôst rasten: den man sol niemen vasten, ê er doch vor im tôt gelît. Statt slahen hat die Magdeburger Handschrift irsclan. Entscheidend ist auch eine Stelle in einem Gedicht des 12. Jahrhunderts (Vorauer Handschr. bei Diemer S. 348. 349), swanne der man vihtet, sîn wâfen ûf rihtet, sô kêret der manslecke deme swerte daz eine ecke uber sîn selbes haubet: sô

wirt diu sêle ertaupet. den lemtigen sol er (l. man) vasten, den tôt lâzen rasten; im nist dere vasten pornôt: er hât ime selben getân den tôt. Hierher gehört vielleicht auch eine andere Stelle bei Diemer 308, 12. 13. 109, 12. Räthsel und Fragen in Haupts Zeitschrift 3, S. 34 ein frâge, wer geschrîen habe daz ez diu ganze welt hôrte. antwurt, der esel in der archen Nôê. 109, 18. gamâlîôn ist das Chamäleon (lacerta chamæleon), von dem schon die Alten, weil es lange ohne Speise aushält, glaubten, es lebe von der Luft; mehr sagt auch Freidank nicht, der Meisner Mgb. 38[b], Frauenlob Ettm. S. 27. Hug im Renner 18734 f. ausführlicher ein tier heizt gamâlîôn (so in der Frankfurter Handschrift, der Druck hat camelion), dâ schrîbent die meister wunder von, daz der luft sîn spîse sî, und swelher varwe ez wone bî, nâch der werde sîn balc gevar. Ironisch äussert Boppe MS. 2, 236[b] bei der Forderung unmöglicher Dinge gamâlêôn sol niht wan der erde leben. Reinbot geht weiter, 3879—3880 gamâlêôn des luftes lebet, der siben mîle über der erden swebet, und der jüngere Titurel 2757 gamaniol (l. gamâlîôn) vil hôch gelente vierzehn mîle oberhalp der erde, und lebet niht wan luftes: ferner 4755 von dem galadrôt (l. gamâlîôn) sô sagt er mære wie er in den lüften gêt nu swebende und sîne jungen brüetet, biz daz si mit im schône fliegent lebende. Heinrich von Müglin (herausgegeben von Wilh. Müller) S. 24 ich lebe dîns trôstes sunder wân reht sam der luft gamâlîôn. Hätzlerin 219[b], 104 freut in den lüften sich gamâlîôn gên mîner wünne. Liedersaal I, 203 wird gesagt, gamâlîôn nehme die Farbe nach der Luft an. Über die Verwechselung des gamâlîôn mit dem karadrîus s. unten zu 143, 7. 109, 26. Neidhart MSHag. 3, 225[a] hunt an einer lannen. Morolt 51[a] twingst dû den alten hunt in bant, so maht dû hüeten dîner hant. 110, 17. gelückes rat ist von W. Wackernagel in Haupts Zeitschrift 6, S. 135. 136 erörtert. 110, 25. 26. Stricker (Jahrb. der Berliner Gesellschaft 8, S. 289) diu werc werdent selten guot, diu man ân guoten willen tuot. 111, 6. 7. Jüng. Titurel 4151, 1. 2 [sterne] würze wort und ouch gesteine diu hânt krefte niht wan von des krefte, der kraft an allen dingen was gebende. 112, 1. 2. Welscher Gast Bl. 218[a] swelh man gît und gît drât, wizzet daz er zwir gegeben hât;

400
72

s. Einleitung xcix. 112, 3. Welscher Gast Bl. 220[a] er sprichet alle tage »morgen«. 112, 4. Vgl. Erek 4073, wo wohl zu lesen ist wæn dû ein abeleite bist. 114, 23. Wer das Gold als Schmuck am Leib trägt. Hochzeit (Karajans Denkm.) 19, 8—15 die frowen zieret daz golt: von diu ist si ime holt. diu ist nie so hêre noch so rîche, si treit an barer lîche die bouge joch daz vingerlîn: wie mag iz ir lussamer sîn? siu spannet fur ir bruste (daz ist geworht mit listen) ein guldîn gewiere, daz iz ir den lîp ziere, wan si schône dâ mite gât. Gottfrieds Lobgesang 70, 6 du spien dîn golt an blôze hût. 114, 27. Gudrun 2596 (649, 2) gelücke daz ist sinewel sam ein bal. 115, 2. 3. Lanzelet 5989—5991 da enwas nieman ze stunde, der ir den nüschel kunde gelegen wol ze rehte. Das Wort war früherhin häufig 401 in Gebrauch: nusche Anno 648. Rother 3087. nuske Diemer 20, 73 8. 286. 1. nüschel Rother 392. Äneide 780. 1306. 12687. Ferner Lanzelet 6035. 6045: auch nusche 5612. Im 13. Jahrhundert wird es selten, ich finde es nur noch in Heinrichs Krone Bl. 90[d] und bei Neidhart 24, 2 Ben. nüschelîn; die anderen Dichter verschmähten es. Erst in einem Osterspiel des 15. Jahrhunderts (Wackernagels Lesebuch 1015, 39) kommt es wieder zu Tag. 115, 14—17. Von der Freiheit der Gedanken redet Walther 62, 19 wie Freidank hier und 101, 6. 122, 7; Stellen bei anderen habe ich in der Einleitung S. xci nachgewiesen: dazu füge ich noch Hartmanns Büchlein 1, 916. 917 ich hân gewaltes wan den muot und den frîen gedanc. Die Winsbekin 15, 1 gedanke sint den liuten frî und wünsche sam. Reinmar von Zweter MSHag. 2, 188[b] gewalt mac melden understân. gedanke muoz man ledicfrî ungevangen lâzen gân; ez wart nie keiser künec sô hêr, der gedanc und merken künne erwern. Helbeling 6, 233. 315 gedanke sint frî. 115, 22. 23. Eingerückt ist der Spruch in die Erzählung Frauenlist (Kolocz. 113, 642. 43), wo er aber nach unserm Text wird zu bessern sein. 115, 27. Teichner (Liedersaal 1, S. 457) ich bin sô ungeslaht daz ich niempt niht mêr getrou denn daz ich mit den ougen schou oder vor in henden hân. 116, 1. Hartmanns Büchlein 1, 1186 du solt ân Kundich helfen mir. Tanhauser MS. 2, 67[b] her Schaffeniht. Jude Süsskind MS. 2, 178[b]. 179[a] Wâhebûf, Nihtenvint, her Bîgenôt von Dar-

bîân, her Dünnehabe. Helbeling 15, 512 Getrûtsînniht. Apollonius 3764 Entriuwsînniht. Rauch script. rer. austr. 2, 311. 312 ein Ort Trûsînniht. 116, 10. tûsent manne sin sagt ebenso Veldeke Äneide 109, 41. Reinmar MSHag. 1, 188ᵃ. Lichtenstein 48, 7. Strickers Karl 121ᵃ. 116, 25. 26. Friedrich von Schwaben (Berliner Handschr. Bl. 129) ir sît ûf iuwerm pfert ze gæhe: ir sult rîten esel wæhe. 117, 26. 27. Morolf II, 642. 643 dû hâst gesprochen sider »die einen gênt ûf, die andern nider«. 118, 23. Renner 1238 swer tihten welle, der tihte sô daz weder ze nider noch ze hô sîns sinnes flüge daz mittel halten. Kindheit Jesu 97, 37 sîn lêre er im her für zôch weder ze nider noch ze hôch. 118, 27. 119. 1. Kaiserchronik Bl. 79ᵃ von Justinian der steic von tugenden ze tugenden. Roland 1, 24 von Karl ie baz unde baz steic der herre ze tugende. Albertus 788 von Ulrich sus er von tugende hin ze tugende trat. 119, 9. Welscher Gast Bl. 154ᵃ ir (der unmâze) geschoz ist âne veder gar. 119, 18. Aus dem zehnten Jahrhundert (Wackernagels Lesebuch 1, 123) ube man alliu dier furhtin sal, nehein sô harto sô den man. 120, 5. Spervogel MSHag. 2, 373ᵃ êst hiute mîn, morne dîn: sô teilet man die huoben. Lichtenstein 207, 20 sie wâren breiten huoben holt. 120, 14. Der Gegensatz auch bei Walther 26, 29 sun, diene manne bœstem, daz dir manne beste lône. 120, 27. mate habe ich vorgezogen, weil es die Handschrift der ersten Ordnung (hier die einzige) gewährt, gegen wise der sieben anderen Handschriften der zweiten, denn wiske in der Magdeburger ist die niederdeutsche Form; überdies würde das seltnere Wort die Vermutung für sich haben. wise gebrauchen süddeutsche wie norddeutsche Dichter, Herbort 14339. Athis A* 85. B 142 [Kl. Schr. III, S. 318. 321]. Erek 186. 7035. Iwein 4464. Wolframs Wilh. 56, 12. Strickers Karl 26ᵃ. Reinbots Georg 3036. Göli MS. 2, 57ᵇ. Konrads Trojan. Krieg 3970. 14561. Ortnit S. 69. Lohengrin S. 44; bei Walther kommt das Wort nicht vor. Der Sprachschatz 2, S. 658 hat keinen Beleg von matâ: im 13. Jahrhundert ist es selten, Lanzelet 2671. 3327 Fragm. bei Müller Blatt 14ᵇ eine maten mæjen; Traugemundslied 833, 37. 834, 7 die matten grüene; Fleck gebraucht zwar 2326 mate, aber bald her-

402 74

nach 2425 wise: doch hier war er wohl an die Überlieferung gebunden, die von einer Wiese sprach, auf der die Seligen wandeln, deren auch Steinmar (MS. 1, 105[b]) gedenkt, ich wart aller fröuden vol als ein sêle von der wise, diu ze himelrîche sol. War das eine heilige itiswisâ? Schwabenspiegel 179, 4 Wackernagel wise, aber in einer andern Handschrift matte. Späterhin erscheint mate in elsässischen und schwarzwaldrheinischen Weisthümern (Gedichte auf Friedrich I, S. 114) und ist noch heute in der Schweiz geläufig. 121, 17. Tirol und Fridebant MS. 2, 249[b] dû solt wizzen, liebez kint, dâ gegen ist elliu lêre blint, dîn liute solt du willec hân. 123, 12—17. Auf den Gegensatz zwischen Worten und Werken kommt auch Walther mehrmals zurück, 7, 403 12. 14, 6. 7. 33, 27. 37. 34, 27. 100, 22. 123, 20—24. Engel-75 hart 4080—4084 ich hân vil manegen doners blic gesehen harte freissam, dar nâch ein kleinez weter kam unde ein vil gefüeger slac. Boner hat 29, 19. 20 den Spruch aus Freidank genommen, aber 21, 22 nähert er sich der Fassung im Engelhart. 123, 21. 22. Walther 76, 13. 14 mîn herze swebt in sunnen hô: daz jaget der winter in ein strô. MSHag. 3, 448[b] die bœsen wîsen in daz strô. Türleins Wilh. 96[a] ir hôch gewalt ist worden strô. 124, 1. 2. Vielleicht ist die Lesart von a die echte, sie wird auch in Mgd. durch und, das stehen geblieben ist, angezeigt und gewährt einen guten Sinn, der arme, geringe Mann soll sich nur mit Wahrsagen abgeben, das ist sein Geschäft (Deutsche Mythol. S. 985): seine Noth soll er nicht klagen, denn nur für jenes erhält er Lohn; kumber klagen ist der gebräuchliche Ausdruck, Tirol MS. 2, 250[a] swen dîne liute kumber klagen, 250[b] swenne der gernde kumber klaget. Der Sinn der andern, besser beglaubigten Lesart ist auch nicht verwerflich, »ich will mich auf das Wahrsagen des Armen nicht einlassen, es ist trügerisch«. Das deutet auch die Stelle aus dem Marner an, wie die andere aus der Predigt, wo allerdings vom Prophezeien die Rede ist, dem man nur keinen Glauben beilegt. Gleicher Weise sagt δ tummen witze und tôren schatz und armes wîssagen rât gedîhet kranker mâze. Eine Stelle im Welschen Gast nimmt absichtlich wârsagen für wâr sagen Bl. 59[b] dar umbe sol ein ieglich man, der an reht gedenken kan, den armen übersehen niht. swelhen ze gebenne geschiht varnden liuten dazs

von in liegen, die haben ouch den sin dazs der armen niht vergezzen gar, wan si von in sagent wâr. 124, 3. 4. Über den Sinn von widergüefen, das den Wiederhall bezeichnet, kann hier kein Zweifel sein: er wird bestätigt durch die in der Einleitung S. XCVIII angeführte Stelle aus Heinrich von Morunge, der antwürten dafür gebraucht. Das Wort kommt, wie ich dort schon bemerkt habe, auch im Beljand Bl. 80 vor: ich will die Stelle vollständig hersetzen, weil sich daraus ergibt dass man güefen annehmen muss, mit grimme vil klegelîcher stimme sie nâch ir dô guoften: si schrirn unde ruoften mit klegelîcher herte. 124, 5. 6. Walther 11, 13—15 swer dich segene, sî gesegent: swer dir fluoche, sî verfluochet. 125, 15. Berthold 383. 401 frouwen die gemâleten und geverweten. 125, 20. der golt suochte und kupfer vant, ist vergoldetes Kupfer gemeint? MS. 2, 97ᵃ mit golde kupfer überzogen. Reinmar von Zweter 2, 141 verguldet kupfer. 125, 23. obezin kann nicht durch die aus Reinmar von Zweter MS. 2, 141ᵇ angeführte Stelle gerechtfertigt werden, wo zu lesen ist silberschîn ob zin. Freidanks Spruch obe silber widere zin, des gît ein stücke dez ander hin verstehe ich jetzt »wenn Silber dem Zinn widerstrebt, weil sie beide zu verschiedenartig sind, so gehen beide zu Grund«, sei nun an eine Mischung gedacht oder an versilbertes Zinn. Im Wigalois 11367 wird sogar bildlich gesagt mîn rôtez golt gar überzint. Einen ähnlichen Gedanken drückt Frauenlob S. 52 aus, und ist bî guote ein swacher sin, guot lât den namen hie. wol hin, von guote entrin. dîn golt hât zin: dû bist sîn golt und effest in. Dass man Zinn mit Gold und Silber versetzte, sehen wir aus Berthold 244. 126, 2. glas für rubîn erläutert W. Wackernagel in Haupts Zeitschr. 6, S. 306. 126, 4. Vielleicht ist das Richtige für zobel, der ist wîse niht. 126, 7. 8. Ich weiss nicht was hier soll angedeutet werden und worin die Spitze des Gedankens liegt, wozu kommt dass die Kürzung vatr bei Freidank ganz unzulässig ist wie der Reim gelîch: wunderlîch. Die Stelle ist unecht wie alle, worin die Flickworte daz ist wunderlich erscheinen, also 109, 16. 137, 8. 142, 5; sie verrathen sich schon durch geistlose Auffassung und rohen Ausdruck. Will man den immer fremden Spruch ändern, so müsste man kühn sein, wart ie stiefkint ge-

404
76

lich dem edeln vater, daz wundert mich. Es wäre dann ein im Ehebruch erzeugtes Kind gemeint, wie Spervogel MS. 230^b sagt, dâ mac ein hôchvart von geschehen, daz si ime ein stiefkint toufte. Die Karlsruher Handschrift liest êlich kint, dann wäre wohl unêlich zu bessern, und stiefvater könnte bleiben. Im lateinischdeutschen Freidank (alter Druck 31^b) steht daz kint, und die Zeile lautet »si pure ingenuus facie vitrico similetur«. 126, 18. Lachmann zu Walther S. 141 wê daz ir bein ir arme ir hant ir zungen niht erlament! Engelhart 3666 sîn zunge müeze im noch erlamen, eine Verwünschung, die auch der Unverzagte (MSHag. 3, 44^b) und der Meisner (Mgb. 39^a) ausspricht. In 405 einem moralischen Gedicht der Birkenstocker Handschr. S. 72 77 heisst es, der sweiger kan manegen list durch der [armen] sünder ungenist, dâ miter die zungen machet lam; er gesweiget einen mit der scham. 126, 22. über houbet mit übertriebnem Eifer, unbesonnen, masslos: so auch Winsbeke 33, 3 swer gerne ie über houbet vaht, der mohte deste wirs gesigen und Livländische Reimchronik 3084. 3085. swer iuwer (l. über) houbet houwen wil, der mac niht lange tûren. Reinmar von Zweter (MSHag. 2, 194^b) er ist ein tôre, der getar vast über houbet grâzen dar, dâ sîn getât im selben schaden schaffet. Frauenlob S. 242 swer über houbet væhet (l. vihtet), daz enist niht guot. Ohne Missbilligung Reinbots Georg 1257 alsus hân ich über houbet gerungen, mit grösster Anstrengung. Schwabenspiegel 31, 6 Gêrolt von Swâben gewan Rôme über houbet mit der Swâben helfe. Daselbst 70, 3 er phendet wol über houbet mit rehte ohne sich zu beschränken. Der bildliche Ausdruck wird noch weiter geführt, Meisener (Mgb. 44^b) diz bîspel merket al gemeine, swer über houbet vihtet, wider strôm swimmet, dem rîsent spæne in sînen buosem; ez ist ûz mînem râte. Fragm. 44^b man seit swer von der erden hôhe über sich houwet, das spæne im rîsent in die gesiht (l. siht). Hugs Martina 726^b über houbet sie houwent, die die hôhen went erkunnen. Brants Narrenschiff 7, 120 wer über sich vil howen wil, dem fallen späne in die ougen vil. Kirchhofs Wendunmut (Frankf. 1581 S. 214^b) wer spen vber dem kopf will hauwen, der nimmt schaden. 126, 26. Der schwere Auftakt sie sî, wie ihn Freidank sich nie erlaubt, verräth schon die Unechtheit. 127, 13. Herbort 83

sô zele man mich dem fünften rade. 127, 18. Ein Adjectiv frat in folgenden Stellen, Passional 70, 32 im was der lîp gar durchslagen und alsô bluotec unde frat. 156, 50 ouch was im sîn antlitze von der trêne hitze sô dicke übergangen daz er an den wangen her unde dar an maneger stät was durchfrezzen unde frat. Apollonius von Tyrl. 10036 ougen rôt unde frat. 128, 14. 15. Heinrich vom gemeinen Leben 241—245 die muniche solden hinden unde vorne der ougen alsô wesen vol, daz si allenthalben wol die vîende gesæhen wâ si sich wolden næhen ze den die in bevolhen sint. 129, 15. 16. Beide Zeilen, die nur in zwei späteren Handschriften vorkommen, sind [406] schon metrisch unzulässig; der Gedanke ist mit unpassender Anwendung [78] dem vorhergehenden Spruch abgeborgt. 130, 24. 25. Ich vermuthe zwêne herte steine malent selten kleine; vgl. Sprachschatz 2, S. 711 chleino gemalnemo pulvere. 131, 9. 10. Kirchhofs militaris disciplina S. 101 das sprüchwort der Teutschen lehret Ein gut Weg vmb mach keine Krümb. 131, 11. 12. Heinrichs Krone Bl. 30a ein man slüege wol ein her ob ez wære âne wer. Gliers (Benecke Beiträge S. 132) ein man ist tûsent manne her, die alle wen sîn âne wer. Vgl. zu Athis F 71 [Kl. Schr. III, S. 309]. 131, 23. 24. Derselbe Spruch im Liedersaal 1, S. 334, wo aber die zweite Zeile entstellt ist. 132, 2—4. Das Vorangehende wird durch ein Beispiel erläutert, wie stolz auch einer darauf sei, dass er sich in Gestalt eines Sackes geschaffen (die Lesart stellet, gebessert in stalte, wäre auch zulässig) habe, so hängen doch, weil er dann keine Arme hätte, die Ermel (die schwache Form ermelen ist Athis S. 69. 70 [Kl. Schr. III, S. 297 f.] nachgewiesen) an seinem Rock herab, wie bei einem Verstümmelten (handelôser mancus Sprachschatz 2, S. 71. Renner 12744. 23565). Die Lesart schalkes wîs mag ein anderes Verständnis von sac veranlasst haben; möglicher Weise ist sie die echte. Gemeine Leute, Knechte trugen Mäntel von grobem Sacktuch, von welchen, wenn sie umgeworfen wurden, die Ermel leer herabhiengen, gerade wie sie die Slowaken in Böhmen noch heutzutage tragen und bei ihnen gewiss altherkömmlich sind. Darauf weist auch ein anderes Sprichwort (oben 49, 19) »wenn der Knecht einen Zobelpelz anzieht, so bleibt er darin doch ein Knecht«. Von dem Hirten Paris sagt Konrad (Trojan.

Krieg 1652) sîn roc was gesniten ûz eime grâwen sacke und hienc an sîme nacke ein grâwer mantel niht ze guot: der jüngere Titurel (5070, 1) von Parzival zimiere was er sparende, er fuor in sackes kleiden. So verstehe ich auch Parzival 364, 12. 13 ûz schildes ambt in einen sac wolt ich mich ê ziehen, sô verre ûz arde fliehen dâ mich niemn erkande. 132, 16—19. Vgl. W. Wackernagel in Haupts Zeitschr. 6, S. 273 Anm. 132, 26. Ich ziehe jetzt die Lesart Samkarc Gleichschlau, der anderen Sâmekarc Halbschlau vor, weil jene einen noch besseren Sinn gewährt. 134, 2. Der Sælden kint erklärt die Deutsche My-
407 thologie S. 827. 134, 18. unrehte bezieht sich hier auf
79 ketzerische Irrlehren; vgl. Wackernagels Lesebuch 165, 28. 134, 21. rihtic dem Recht gemäss, schon im Althochdeutschen (Sprachschatz 2, S. 418): die Abschreiber änderten, weil das Wort nicht mehr üblich war, denn ich finde es sonst nicht. 136, 1. diu bœsen mære werdent wît breiten sich aus, wie 14, 2 der sunnen schîn ist harte wît. Dagegen MS. 2, 156[a] so wirt sîn lob vil wîte; vgl. Hartmanns Lieder 6, 8 des liez ich wîte mære komen, wo auch nach Lachmanns Anmerkung das Adverbium gesetzt ist. 136, 3. daz mære fliuget, vgl. Deutsche Mythologie S. 850—851. Frommann zu Herbort 13704. 136, 9. Prov. 9, 17 aquæ furtivæ dulciores sunt. 136, 20. Boppe MS. 2, 231. 232 berichtet dasselbe, was wahrscheinlich aus einem alten Physiologus genommen ist, Pardûs ein tier genant ist küne balt, ze mâze grôz, in rehter forme wol gestalt, dem sîn natûre fremde minne bringet. daz selbe tier daz wonet stæte der lewin bî, swie doch des lewen kraft und minne bezzer sî, und swie sîns zagels swanc in zornes twinget. 137, 11. Spervogel MS. 2, 230[b] swer den wolf ze hirten nimt, der vât sîn schaden. 137, 23. Vgl. Reinhart Fuchs XXXVI. Sigeher MS. 2, 222 dem in lambes munde wahsent wolves zende. 138, 7. 8. Engelhart 3534—3537 es ist noch ein bewæret dinc, sô man den fremden hunt ze vil streichen unde triuten wil, daz er enblecket sînen zan; vgl. Haupts Anmerkung. 138, 17. Im zehnten Jahrhundert (Wackernagels Lesebuch 1, 123) fone demo limble sô beginnit tir hunt leder ezzen. 138, 21. 22. Morolt 2, 605 der fuhs der sich mûsens schamt, von hunger er ergramt.

Frauenlob S. 75 ein fuhs und ouch ein mûsar der mûset nâch sîner art. 139, 19. 20. Marner (MS. 2, 172^a) ein snecke für einen (l. den) lêbart wol tûsent klafter [lanc] spranc. Reinmar von Zweter (MSHag. 2, 206^b) ein snecke wolte springen für den lêbart beide bere unt tal. 140, 7. Ich habe die Lesart gurret zurückgesetzt, obgleich sie ziemlich verbürgt ist, weil ich glaube, dass sie auf einem Missverständnis beruht. kerren bezeichnet das Ausstossen thierischer Laute (Parz. 69, 12 diu ors 408 von stichen kurren. Neidh. MSHag. 3, 189^a diu swîn hôrtich 80 kerren), und gurren kommt in diesem Sinne nicht vor. ergurret heisst im Lanzelet vor Alter schwach geworden (1455 das Pferd was niht lam, ergurret, mager noch ze kranc), und in gleicher Bedeutung braucht der Teichner vergurret, er spricht (Liedersaal 1, 457) von einem Pferd, daz man übertriben hât und einen trit nit mac von stat: swaz man slahe ûf im, ez murret. alsô ist diu welt vergurret, daz ein zuc nit ziehen wil in der alten tugent sil. Das Verbum ist gebildet von gurre, das einen alten gliederlahmen Gaul bezeichnet und von kerren abstammen kann, da der alte müde Gaul ächzt und stöhnt. gurre erscheint im Althochdeutschen noch nicht, ich finde es zuerst im alten Laurin (Nyerup Symb. S. 8), Eraclius 1451, dann bei Reinmar MS. 1, 80^b. Berthold 356 und anderen. 140, 9. esel und gouch stellt auch Walther 73, 31 zusammen. 141, 5. 6. Zu den in der Einleitung S. LXXXVI angeführten Gründen, weshalb ich diese Zeilen für unecht halte, füge ich noch, dass rê eine niederdeutsche Form ist; vgl. Athis S. 15. 16 [Kl. Schr. III, S. 228]. 141, 7. 8. Die Stelle, die nur in Aa vorkommt, ist unecht, schon weil Freidank wie Walther im Reim nicht lich mit kurzem Vocal gebraucht; vgl. zu 126, 7 und oben S. 377. 378 [= 57]. 142, 5. Dietleib 11144 nâch der krebze site gân. 142, 14. Bei den Dichtern ist oft von der glänzenden, in Farben leuchtenden Kleidung der Engel die Rede, manchmal werden die Kleider der Frauen damit verglichen, am häufigsten ritterlicher Schmuck; vgl. Lanzelet 4430. Iwein 2554. Lichtenstein 92, 2. 296, 15. 453, 16. Strickers Daniel Bl. 149^a. Konrads troj. Krieg 2926. 5723. 19451. 24712. Engelh. 2646. Turnier von Nantes 119, 1. 136, 1. Jüng. Titurel 4515, 4. Oswald 622 (Haupts Zeitschr. 2, S. 108). Rosen-

garten C 2005. Der Unverzagte sagt dem Jüngling (MSHag. 3, 43[a]) dû solt alle frouwen êren, sô wirt dir der engel wât dort gegeben. 142, 15. 16. Liedersaal 3, S. 520 swie vil der rappe gebadet sich, doch ist sîn varb niht weidenlich, daz er niht wîzer wirt dan ê und daz er sich wisch iemer mê. 142, 17. 18. Frauenlob S. 58 daz edel vederspil verderben muoz dar abe, swâ krâ,
409 swâ rabe ir âtem gegen im bieten. 143, 2. Helbling 8, 1233
81 den kneht begreif sîn alter tuc. 9, 43. 44 billich solt ich lâzen sîn die mînen jungen tücke. 143, 7. Zu der Einleitung S. LXXXVI einige Nachträge. In dem Vocabularius St. Galli (Hattemer 1, 10) steht charadrion opupam hupupa und nochmals charadrion et ipsam non habemus, sed tamen dicitur et ipsam volare per medias noctes in sublimitate cæli; in einer anderen Glosse wie mehrmals im Sprachschatz 2, S. 245 caradrius lerichâ. Die Umdichtung des Physiologus in Karajans Denkmalen stimmt (S. 104. 105) mit dem lateinischen und deutschen in Hoffmanns Fundgruben. Nach Boppe (MSHag. 2, 378[b]) wird der Vogel, dessen Gefieder schneeweiss ist, galadrîus im Land Galadite genannt, bei dem Meisner kaladrîus. In den von W. Wackernagel in Haupts Zeitschrift (7, S. 147) bekannt gemachten Predigten kommt vor der adelar . . . . . ist ouch einem andern vogel gelîch, der heizet caradrîus umbe die bediutunge diu an ime ist. Dann wird die Sage ausführlich aber übereinstimmend mit dem Physiologus erzählt. Jüng. Titurel 5154, 3 swen der galadrôt mit schîne grüezet, swie grôz sîn suhte wære, der würde im sunder sterben doch gebüezet: ist aber daz er wendet diu ougen von dem siechen, sîn leben wirt verendet. Wie es scheint, hat man Charadrius den Todtenvogel, Chamäleon, das von der Luft lebt (vgl. oben zu 109, 18) und Galander (eine Lerchenart), der in die Höhe steigt, verwechselt und vermischt, sowohl den Namen als den Eigenschaften nach. Der Vocabularius St. Galli hat upupa geschrieben, meint aber noctua, immer im Missverständnis. 143, 14. zu wuse ist ohne Zweifel ze fuoze, da die Göttw. Handschr. häufig w für v und s für z schreibt. Damit stimmt die lateinische Übersetzung, A fortuna milvus cum locuplete relictus (Est a fortuna capo in l. r. alter Druck 32[a]), Cum sibi currendo cogitur quærere victus.

Nun erklärt sich die Lesart zûm fûchſs in der Karlsruher Handschrift. 144, 11—26. Vgl. die deutsche Umdichtung des Physiologus aus dem zwölften Jahrhundert in Karajans Sprachdenkmalen S. 102. 145, 23. Strickers Gedichte von Hahn 13, 15—21, wo der Salamander die Fliege rühmt, der fliegen kunde niht gelîchen: die gewaltigen und die rîchen die möhten sich ir niht erwern: sie müestens âne ir danc nern, sît se mit 410 in trunke und æze und ûf ir kleider sæze, ûf gulter und ûf 82 goltvaz; im geviel nie frouwe baz. 147, 14. mitteilære findet sich Litanei 118 Massm., jedoch der ältere Text (Fundgr. 2, S. 217) hat mitilære. 148, 21. Welsch. Gast Bl. 17ᵇ stüende er umbe ein pfenninc pfant, in lôste niht Kâîs hant. Sonst ist noch nachzutragen Helbling 1, 1175. 13, 122. Orendel 1354 pfenwert. Karl Roths Predigten 42 zweihundert pfennewert brôtes ducentorum denariorum panes. Alexius bei Massmann 72, 256 pfenninges wert er nie gewan. Kirchhofs Wendunmut Bl. 205ᵃ batzen bezaln für pfenningwehrt viel für geringe Sache. Bl. 87ᵇ wollt er allwegen zu allen sachen sein pfennigwehrt auch reden, wie man in Süddeutschland sagt, seinen Heller dazu geben. 149, 5—12. Der heil. Petrus zieht umher; s. Deutsche Mythologie S. XXXVI—XXXVII. 150, 3. sîn leben während seines Lebens: Genesis 20, 22 al dîn leben so lange du leben wirst. 150, 26. Bei merbot· fragt W. Wackernagel im Glossar zum Lesebuch »Mohr«? Aus Marbut Morabeth (vgl. mittelalt. marbotinus maravedi)? Gedichte auf Friedrich I S. 114 wird der Erklärung von maravedi beigestimmt, das Goldstück vergebe die Sünde. Aber wie ist das Folgende, wo nur von Persönlichkeiten die Rede ist, und ander wirte, gebûre unde hirte damit zu vereinigen? Kann merbote nicht einen bezeichnen, der über das Meer gesendet ist, um für eine Fahrt nach Syrien zu werben? Schon im Concilium von Clermont (1095—1096) sollte sie als Busse gelten. Zugleich erscheint im Althochdeutschen Meripoto und auch bei Neidhart (MSHag. 3, 267ᵇ) Merbot als Eigenname; die Lesart merboten würde dann den Vorzug verdienen. Die Magdeburger Handschrift Bl. 45ᵇ hat mer bute: dies führt mich auf einen anderen Gedanken, der meerbutt pleuronectes hippoglossus heisst, nach Nemnich auch

heiligbutt, englisch holibut: sollte Freidank versteckter Weise den Papst gemeint haben, der den Fischerring trägt, mit welchem der Ablassbrief besiegelt ward? 154, 6. 7. Reineke vos 4215. 4216 alsus ist dar manege list, daran der pawes unschuldig ist stammt aus Freidank. 155, 4. Ich habe golt silber umgestellt, weil es metrisch besser und einer entsprechenden Stelle [411] bei Walther 25, 7 gemäss ist. 158, 8. âne hôhen rât nach [83] 160, 3 âne genuoger liute rât: die Fürsten, mit denen der König sich zu berathen hat, sind gemeint; Walther 84, 28 edelr küneges rât, und hier 72, 7 des küneges rât. Gudrun 1151, 2 Wate und ouch her Fruote des küneges ræte pflac. 158, 13. Kaiserchronik Bl. 10[c] si ne wolden iz nimmer glouben, si ensæhens etelich teil mit den ougen. 158, 27. Es wird wohl zu lesen sein got müeze ez scheiden: auch bei Walther 16, 31 got müeze ez ze rehte scheiden. 159, 10. si hânt manegen zuc gezogen bildlich von dem Einziehen des vollen Fischnetzes, sie haben manchen Fang gethan, und zwar auf unrechtliche Weise. Ebenso sagt Ottacker S. 24[a], als das Reich ohne Kaiser war, man sach gemeinlîchen an armen und an rîchen hôchvart unde übermuot: ieglîchen dûhte er wær sô guot daz er sich wol berihtet, ê daz ez würde verslihtet, er müeste ê ziehen sînen zuc; dâ von geschach vil manic ruc, des laster und sünde was. 161, 1—3. Die Christen, die in Syrien leben und sich der Bedrängnisse des Landes erwehren müssen, auch die waren dem vom Kaiser geschlossenen Frieden entgegen. landes in der dritten Zeile verwerfe ich, weil es aus Unverstand eingerückt ist. 163, 15. daz hûs von siben füezen ist, wie Haupt in der Zeitschrift 3, S. 279 (vgl. Wackernagel das. 6, S. 297) richtig bemerkt, nicht der Sarg, sondern das Grab. Heinrich von Rucke MS. 1, 98[b] und enwirt mir dar nâch niht wan siben füeze lanc. Philibert (Karajans Frühlingsgabe) 100, 46 ein grap daz kûme siben füeze hât. Altdeutsche Blätter 1, S. 115 dir muoz genüegen âne dînen danc an eime grabe siben füeze lanc; ähnlich im jüng. Titurel 1352, 1. 2. Frauenlob S. 242 sagt die Minne zur Werlt »swer allerbest dir dienet, dem hâstû verligen ein lînîn tuoch und siben fuoz landes«. 164, 8. 21. meisteil finde ich nur noch Iwein 3746. Eine Lesart erlaubt auch hier

meistic zu lesen, was Walther 107, 16 gebraucht. 164, 12. Kaiserchronik Bl. 34[c] die verworhten und die vertânen die man solte stummeln oder hâhen. Bl. 43[b] bestumbelt und irhangen. 164, 19. Ich vermuthe, dass gotes lant zu lesen ist. 165, 19. Hadlaub MS. 2, 187[b] daz si (die merker) sîn verfluochet: ir zungen sint sô lanc. Pfälz. Handschrift 341 Bl. 75 man besnîde die zungen daz sie die lüge mîde. Wickrams Rollwagen (1590) Bl. 63[b] 412 werden etelich (die Gotteslästerungen ausgestossen haben) hart 84 an jrē Leib gestraffet als mit dem Thurn, Branger, die Zungen besnitten. 166, 9. den fuoz setzen ist Reinhart Fuchs S. 388 zu 123 erläutert. 169, 16. 17. Buch der Rügen 616. 617 wænt ir got triegen, den nieman betriegen kan? 169, 20. 21. Hartmanns Credo 2596 Crist der nie gelouc, neheinen menschen er betruoc. 170, 19. 20. Gottfrieds Lobgesang 19, 5. 6 und 9. 10 du wünneberndez fröuden tach dâ durch man regen nie gesach. du helfebernder kraft ein turn vor vîentlîchem bilde. Heinzeleins Minnenlehre 1817—1818 minne, du bist ein schilt für trûren. minne, du kanst mûren manegen schrîn für sorgen slâ. 171, 11. Wer im Handel fortkommen will, darf nicht die Wahrheit sagen, muss den Käufer täuschen, wie auch der folgende Spruch zeigt, den die erste Ordnung unmittelbar folgen lässt, nicht die zweite. koufes ist durch alle Handschriften gesichert, aber Morolt 2, 397—398 steht swer sich klaffens sol begân, der muoz sîn wâr sagen lân. Vielleicht eine Parodie, allein da klaffen so wohl passt, so könnte hier das Ursprüngliche bewahrt sein, zumal Freidank 171, 13. 14 sonst eine Wiederholung enthielte. 171, 27. 172, 1. Türlein erzählt (Wilhelm 31[a]) von Schlangen auf dem Gebirge Sentanar, der hâr und houbet ist ein meit, und fährt dann fort, von dem zagele ich niht sprechen sol: vil manec zagel giftec ist. houbetwîsheit, zagels list hât liep von êren dicke gesetzet und liep mit leide sô ergetzet daz man von rehte den zagel fliuhet. Liedersaal 3, S. 338 juncfrouwen blic und slangen zagel, alsô ist diu werlt gestalt. 176, 25. Graf Rudolf 26, 16 daz grôze künecrîche næmens niht für eine naht. 177, 2. Vgl. Haupt zu Winsbeke 3, 10. Johann von Rinkenberg MS. 1, 188[a]. Regenboge MSHag. 3, 354[b]. Liedersaal 1, 555. 177, 5. nâch lanclîbe hat Renner 23770 aus Freidank, er braucht

aber auch 20870 lanclebic. Armer Heinrich 1514 nâch lanclîbe und 646. 712. Helbling 9, 59 lancleben: sonst habe ich das Wort in dieser Zeit nicht gefunden; lanclîbî longævitas im Sprachschatz 2, S. 46. 177, 13. Sommer zu Flore 3756. 413 177, 17. dem Tôde maneger winket ist in der Deutschen My- 85 thologie S. 802 erklärt; vgl. Lachmann zu Nibelungen 486, 6. 177, 24. Der Lesart an dem sper B ist gegen die neun übrigen Handschriften, wozu noch die Magdeburger Bl. 23[b] kommt, in der D. Myth. S. 805 der Vorzug gegeben. 178, 2—5. Vgl. Einleitung S. CIII. CIX und Sommer zu Flore 3792. Rudolf von Rotenburg MSHag. 1, 83[a] diu wort diu dunkent mich niht wâr, daz man spricht »dar nâch man werbe, des werde meist dem man«. Hätzlerin 135 vil dings verdirbet des man niht wirbet. 179, 6. 7. Über den Untergang der Welt durch Feuer ist Deutsche Mythologie S. 776 nachzusehen. 188, 5. Welsch. Gast Bl. 131[b] unser herre tuon sol dem übelen wê, dem guoten guot. 182. Zu dem Spruch aus Johann von Freiberg vgl. Haupt zur Winsbekin 19, 2.

ÜBER FREIDANK. NACHTRAG.

(Gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 13. Nov. 1851.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1851. S. 257—261. Separatabzug S. 1—5.

In meiner bereits in den Schriften der Akademie (1849) gedruckten Vorlesung über Freidank glaube ich neue Gründe angegeben zu haben, welche uns berechtigen, in Walther von der Vogelweide und Freidank einen und denselben Dichter zu erblicken, und will erwarten, ob sie Kraft genug haben, auch andere zu überzeugen. Man kann sie mit einem Strich ungültig machen, wenn man zu beweisen vermag, dass Walther durch körperliche Schwäche verhindert war, an dem Kreuzzuge im Jahr 1228 Theil zu nehmen. Hr v. Karajan hat in einer eben erschienenen, aus den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien (Band 7) besonders abgedruckten Abhandlung über zwei Gedichte Walthers von der Vogelweide den Versuch gemacht, diesen Beweis zu führen, natürlich ohne das Verhältnis zu Freidank mit einem Wort zu berühren. Er stellt die Behauptung auf, Walther sei etliche und sechzig Jahr alt gewesen, als er 1227 das Lied Ir reinen wîp, ir werden man gedichtet habe. Dies zu begründen, setzt er voraus, Walther habe im 22. Jahr angefangen zu dichten, sei mithin 1165—1167 geboren. Hatte der reich begabte, wohl schon früh geweckte Geist im achtzehnten begonnen, was niemand für unwahrscheinlich halten wird, so hatte er damals das sechzigste noch nicht erreicht. Doch ich gehe darüber hinaus, gesetzt er war 60 Jahr alt, so konnte er noch rüstig sein, wie im 55. schon hinfällig. Hr v. Karajan beschreibt ihn aber als einen schwachen Greis, der am Stabe geht. Von Schwäche

steht nichts weder in jenem noch in einem anderen Lied, und es wird nicht gesagt, dass er sich des Stabes bereits bedient habe, er verlangt nur danach, wir werden gleich sehen weshalb. Will man die Stelle, die hier entscheiden soll, richtig deuten,
258 so muss man Inhalt und Stimmung des Liedes beachten. Alt
2 konnte sich der Dichter nennen und Todesgedanken hegen, wenn er das von der Anhöhe absteigende Leben betrachtete. Er sagt der Welt ab, mit welcher zu brechen er bei dem Anblick ihrer Rückseite (Wackernagel in Haupts Zeitschr. 6, S. 152) schon in einem anderen Liede (S. 100) bereit schien: tausendmal habe er Leib und Seele für sie gewagt, jetzt narre sie ihn und verlache seinen Zorn. Er denkt an die Rettung des unsterblichen Theils, mîn sêle müeze wol gevarn! ruft er aus und räth dem Leib die irdische Minne aufzugeben und der unvergänglichen anzuhangen. Eine ähnliche Stimmung nur mit höherem Schwung zeigt das kurz vorher gedichtete Lied (S. 124) Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr! Er beginnt jetzt mit der Mahnung an gesangliebende Frauen und Männer, ihm, der seit vierzig Jahren gesungen habe, Ehre und Wohlwollen reichlicher zu gewähren; er fühlt sich zurückgesetzt und vergessen. Hierauf sagt er:

66, 33 Lât mich an eime stabe gân
und werben umbe werdekeit
mit unverzageter arebeit,
als ich von kinde habe getân.
sô bin ich doch, swie nider ich sî, der werden ein,
genuoc in mîner mâze hô.

Sein Vorsatz ist deutlich ausgedrückt, er will aufs Neue nach werdekeit, nach der höchsten Ehre streben und zwar mit furchtloser Anstrengung. Das ist nicht die Sprache eines hinfälligen Greises, der nicht mehr allein stehen kann, sondern eines entschlossenen Mannes, der auch das Ende seiner Laufbahn in Glanz stellen will; hat er doch auch für die Zukunft noch Gedichte versprochen (125, 10), also bis jetzt keine Abnahme der geistigen Kräfte gespürt. Was sollen aber die Worte lât mich an eime stabe gân? Gewiss nicht was Hr v. Karajan daraus folgert und was sie in anderer Verbindung wohl heissen könnten,

gebt mir den Stab des Alters in die Hand, der meine schwankenden Schritte stützt: das würde mit dem zugleich ausgesprochenen Vorsatz in unvereinbarem Widerspruch stehen. Ich bin über den Sinn nicht zweifelhaft, Walther sagt »lasst mich den Pilgerstab ergreifen«. Er hat die Absicht, dem Kaiser, seinem Lehnsherrn, der ihm geneigt war und dem er den Kreuzzug angerathen hatte (10, 17), zu folgen. Zu einer solchen gefahrvollen, für einen Bejahrten doppelt beschwerlichen Fahrt über das Meer war ein Entschluss und guter Muth nöthig. Walther hatte schon vorher den Wunsch danach ausgedrückt 259 und die mit Helm, Panzer, Schild und geweihtem Schwert ge- 8 rüsteten Ritter ermahnt mitzuziehen. Er ruft dann aus (125, 4) wolte got, wær ich der sigenünfte wert! Wäre ich würdig, an dem Siege Theil zu nehmen! Er meint, das Heil, das daraus erwachse, könne auch ein Söldner mit seinem Sper erlangen und schliesst mit der Wiederholung seines Wunsches,

125, 9 möht ich die lieben reise gevaren über sê.
sô wolte ich denne singen wol, und niemer mer ouwê.

Es standen Hindernisse entgegen, die wir nicht kennen, vielleicht war er, was Wackernagel (zu Simrock 2, 196) vermuthet, bei unverhehlter Armuth (125, 5) nicht im Stand, die Ausrüstung zu beschaffen: es können aber noch andere Gründe ihn zurückgehalten haben. Er fasst jetzt den Entschluss, als Pilger oder Waller mitzugehen, und sagt, man solle ihn den Stab in die Hand nehmen lassen, der bei einer solchen Fahrt gebräuchlich war und burdo, roman. bourdon hiess; Nachweisungen darüber findet man bei Ducange. Wernher vom Niederrhein sagt

33, 12 du salt zu sente Jâcobe varin
mit dînir schirpen und mit dîme stave,
undi vort zum hêligin grave.

Als sein Vorsatz feststand, dichtete er das Kreuzfahrerlied (S. 76), dessen Zeit schon die wiederholte Klage über den Tod, der den Menschen in Sünden finde (77, 4. 5), bezeichnet. In dem folgenden Jahr zog er dann mit dem Kaiser, und in Syrien entstand das Kreuzlied, in welchem er sich der erlangten werdekeit freut:

14, 38 Allerêrst lebe ich mir werde,
sît mîn sündic ouge siht
daz hêre lant und ouch die erde
der man vil der êren giht.
mirst geschehen des ich ie bat,
ich bin komen an die stat
dâ got mennischlîchen trat.

Die Übereinstimmung der einzelnen Ausdrücke mit Freidank habe ich schon in der Einleitung S. CXXIX nachgewiesen. Das heilige Grab, dessen Erwähnung sonst nicht fehlen würde, hat 260 Walther so wenig gesehen als Freidank, vermuthlich weil beide 4 nicht zu den Kämpfenden gehörten. Freidank sagt sich zum Trost:

63, 17 für sünden nie niht senfter wart
dan über mer ein reiniu vart;
swer niht das hêre grap gesiht,
sîn lôn ist deste minre niht.

Ich will noch einen streitigen Punkt berühren. Walther hatte, wie wir von ihm selbst wissen, in Östreich seine erste Jugend zugebracht und dort seine Kunst wahrscheinlich von Reinmar erlernt. Er harrte aber an dem Hofe des Herzogs Leopold nicht aus, und wenn er auch einige Male nach Wien zurückkehrte, so geschah es niemals auf längere Zeit, in späteren Jahren gar nicht mehr. Er scheint dagegen eine natürliche Anhänglichkeit zu den schwäbischen Kaisern gefühlt zu haben. Von Östreich aus begab er sich zu Philipp, und wenn er auch nicht bei ihm blieb, weil er sich über ihn zu beklagen hatte, so sehen wir ihn doch hernach wieder in Verbindung mit Friedrich II, dem er schon zu Dank verpflichtet war (84, 30), bevor er ein Lehen von ihm erhalten hatte. Möglich dass er von Geburt ein Östreicher war, aber es ist erst zu erweisen: die beiden Gedichte, die man anführt, vermögen das nicht. In dem einen, ohnehin nicht ganz klaren, das Lachmann früher anders aufgefasst hatte, lässt Walther die fahrenden Sänger von dem Tag zu Nürnberg berichten,

84, 19 die seiten mir, ir malhen schieden danne lære:
unser heimschen fürsten sîn sô hovebære,
daz Liupolt eine müeste geben, wan dêr ein gast dâ wære.

Sie giengen leer aus, weil die dort versammelten Fürsten so edle Sitte zeigten, dass Leopold von Östreich allein hätte geben müssen, wenn er nicht da Gast gewesen wäre. Das ist alles ironisch ausgedrückt, und so ist auch die Entschuldigung Leopolds gemeint, die ebenso für die Übrigen hätte gelten müssen, weil sie, wie er, da Gäste waren; vielleicht hat sie der sparsame Leopold allein ausgesprochen. hovebære war sie nicht, denn bei Artus machte die Abwesenheit aus seinem Reich keinen Unterschied, Artûs was des landes gast: sîner koste iedoch dâ niht gebrast Parz. 775, 29, und Erek konnte in dieser Lage nur nicht so reichlich geben, als er wünschte, aber Artus half ihm aus 2261–2269. Das andere Lied Vil meneger mich berihtet (S. 107) kann noch weniger angeführt werden. Dass Walther 261 in Östreich lebte, als er es dichtete, bezweifelt niemand, und 5 dass hie auf Östreich zu beziehen ist und er damals andere, ihm noch unbekannte Länder frömdiu nennt, versteht sich von selbst. Sagt er doch im Alter

124, 8 liut unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,
die sint mir frömde reht als ob ez sî gelogen.

Endlich soll der Reim 34, 18 verwarren : pfarren, als »ein hervorstechender Zug landschaftlichen Vocalismus, bedeutend ins Gewicht fallen«. Allein dieser Reim weist nicht ausschliesslich auf Östreich, sondern auch auf das südwestliche Schwaben, denn ich habe ihn bei Hug von Langenstein (Martina 223[c]), der in dem Breisgau zu Haus war, wieder gefunden. Schwaben halte ich nach einigen Ausdrücken, die freilich noch keine Gewissheit geben können (Einleitung S. XLI), für das Geburtsland Freidanks.

ÜBER FREIDANK. ZWEITER NACHTRAG.

Göttingen, bei Dieterich 1855. 19 Seiten 4.

3 Über meine Ansicht von dem Verhältnis Walthers zu Freidank habe ich von denen, die eine Stimme dabei abgeben konnten, selten eine Äusserung, noch seltener ein Urtheil vernommen. Gervinus war der einzige, der in der ersten Ausgabe seiner Geschichte der deutschen Dichtung sich offen dagegen erklärte, und ich weiss nicht wie man sagen kann, »es sei von allen Seiten Widerspruch laut geworden«. Jacob Grimm soll sich »mit aller Entschiedenheit dagegen ausgesprochen haben«, er hat nur, das sind seine Worte, »zwei wo nicht entschiedene, doch schwer abzuweisende Gründe« dagegen vorgebracht: ich habe ausgeführt, warum ich sie nicht kann gelten lassen, und dabei ist es geblieben*). Lachmann stimmte mir nicht bei, aber meine letzte Schrift hat er nicht mehr lesen können, und die Äusserungen in seiner Ausgabe von Walthers Gedichten sind so zweifelhaft gestellt, dass man daraus allein auf eine Verwerfung nicht schliessen kann. Neuerdings ist W. Wackernagel ohne Rückhalt mir beigetreten, und diese Beistimmung eines scharfsinnigen und unabhängigen Forschers ist mir von doppeltem Werth. Simrock hat in der neusten Ausgabe seiner Übersetzung von Walther meiner Ansicht sich geneigt gezeigt und in einem Hauptpunkt mir beigestimmt. Die übrigen sind einer Beantwortung der Frage

*) Ich habe mich dagegen ausgesprochen: 1) Akad. Berichte 1843, p. 123. 2) in meiner gedruckten Abhandlung [Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I den Staufer und aus seiner sowie der nächstfolgenden Zeit] p. 10. 11. [Abhandlungen 1843. S. 150—151, einzeln Berlin 1844 = Kl. Schr. III, S. 8—9]. 3) ebendaselbst p. 113. 114 [253—254 = Kl. Schr. III, 100—101], wo Gründe vorgebracht sind, die noch unwiderlegt sind. Hierauf passen die Worte »und dabei ist es geblieben« viel besser. [Jacob Grimm auf einem Zettel.]

ausgewichen, man hat auch wohl für das Klügste gehalten, zu thun als sei sie gar nicht vorhanden. Hat man Zweifel gehegt, wie das leicht möglich ist, so sind sie nicht an den Tag gekommen. Es ist mir daher lieb, dass ein geachteter Gegner (Franz Pfeiffer Zur deutschen Literaturgeschichte, drei Abhandlungen) hervortritt, der ernstlich auf die Sache eingeht, seine Gründe anführt und sich scharf und entschieden ausspricht. Es ist mir auch lieb, dass er die Ergebnisse meiner Untersuchungen sämmtlich über Bord wirft, so ist nichts zu vermitteln, und ich kann mich ebenso entschieden ihm entgegenstellen. Ich brauche nur den Angriff abzuwehren, denn neue Forschungen finde ich 4 nicht bei ihm. Ich werde nichts von dem was er vorbringt übergehen, aber eine andere Ordnung befolgen.

1 Die Grabschrift in Treviso soll echt sein und Freidank dort begraben liegen. Ich zweifle, dass irgendwo deutsche Grabschriften aus dieser Zeit in Kirchen vorkommen, sie mussten in der Kirchensprache, d. h. lateinisch abgefasst sein. Sodann weisen die Sprachformen auf das 15. Jahrhundert. Mein Gegner hilft sich mit dem Ausruf, »als ob im 15. Jahrhundert jemand auch nur im Stande gewesen wäre ein älteres Schriftdenkmal oder was immer sonst anders als in Sprachformen jener Zeit wiederzugeben«! Warum sollte ein gelehrter Mann nicht buchstäblich drei Zeilen abgeschrieben haben, zumal diese überaus verständlichen? Ich glaube dass sie gerade so da standen, wie er sie mittheilt. Man änderte die Sprache deutscher Werke, die veraltet waren, das war nothwendig, wenn sie fortdauern sollten, aber hier war keine Veranlassung dazu, und die drei Zeilen wären in der alten Form noch verständlich gewesen. hýe léit Freýdánck ist Roheit, nicht alte Kunst: solche Verse, denen alle Senkungen fehlen, waren schon im Anfang des Jahrhunderts nicht häufig und kommen um das Jahr 1240, wo die Grabschrift soll abgefasst sein, nicht mehr vor; ich wenigstens habe keinen bemerkt. Wie jemand, der nur einiges Gefühl für das Schickliche hat, die zweite Zeile, »er liegt da gegen seinen Willen, ohne sein zuthun (on all sein danck)«, in einer Grabschrift vorbringen kann, begreift man nicht, sie enthält aber eine alberne Anwendung eines Spruches aus der Bescheidenheit.

swenne ich sterben lerne,
daz tuon ich niemer gerne:
die wîle ich iemer mac geleben,
sô wil ich wider dem tôde streben 176, 4—7.

In der dritten Zeile muss allweg erst in das doch im 15. Jahrhundert noch nicht veraltete ie geändert werden, um das Metrum herzustellen. Der Inhalt der Grabschrift genügt meinem Gegner, obgleich sie nichts gewährt als den Namen: doch war Jahr und Tag des Todes das Erste, was man erwarten konnte und was schwerlich auf andern Grabschriften fehlt. Wollte man aus seinem Leben etwas berichten, so lag die Erwähnung des Kreuzzuges nahe. Die schlechten Verse rühren vielleicht von dem Maler her, der im Anfang des 15. Jahrhunderts aus Deutschland nach Treviso gekommen war und das Spruchgedicht kannte. Haben 5 wir doch auch ein Gedicht aus dieser Zeit, wonach der Papst den Dichter nach Rom berufen und sich mit ihm unterredet hat; das ist nicht minder ein Zeugnis, wenn man es dafür will gelten lassen [1]). Ich kann unmöglich an die Echtheit dieser Grabschrift glauben.

3 Über Freidanks bürgerlichen Stand soll kein Zweifel zulässig sein. Ich bedaure, dass mein Gegner den entscheidenden Beweis vorenthält. Es kommen mehrere in der Einleitung S. CXXIX schon nachgewiesene Stellen vor, worin über Zurücksetzung oder Herabwürdigung des Adels geklagt wird, die auf adliche Abkunft schliessen lassen: eine bürgerliche wird durch nichts angezeigt. So viel ich weiss, stützt sich jene Behauptung lediglich darauf, dass einige ihn meister nennen, andere jedoch nennen ihn her. Zu jenen gehört Rudolf, zu diesen der Tanhauser, der nicht lange nach Rudolf dichtete; auch in den von Ettmüller herausgegebenen Briefen heisst er her Frîdanc. Wahrscheinlich wusste man nichts darüber. Ich will noch anmerken, dass die Würzburger Handschrift überschrieben ist hie hebt sich her Frî-

[1]) Ich habe die Stelle S. 25. 26 [oben S. 30. 31] mitgetheilt und benutze die Gelegenheit zu einer Berichtigung: einem die Tischtücher zerschneiden, heisst nicht eine verborgene Unthat aufdecken, sondern es ist wörtlich zu nehmen. Es war eine Ehrenstrafe, man sandte Herolde ab, welche den ehrlosen Rittern das Tischtuch verschneiden mussten; vgl. Rechtsalt. 713.

danc an. Sie gehört zwar in die Mitte des 14. Jahrhunderts, beruht aber auf einer guten Quelle. Da Rudolf auch den Walther meister nennt, also der wichtigste Zeuge schwankt und demnach beide Dichter auch hierin auf einer Linie stehen, so kann die Frage auf sich beruhen.

4 Die Gründe, weshalb ich Freidank für keinen wirklichen, sondern für einen bedeutungsvollen, vom Dichter absichtlich angenommenen Namen halte, schienen mir so einleuchtend, dass ich keinen Widerspruch erwartete: mein Gegner weist mich auch nicht ganz damit ab, verlangt aber volle Sicherheit. Fordert er ein äusseres Zeugnis, so wird das schwer zu beschaffen sein; ich muss ihm also seine Zweifel lassen, fühle mich aber dadurch nicht beirrt. Freidank hat gewiss nicht ohne hinlänglichen Grund einen anderen Namen angenommen, dem man doch gleich ansah, dass er ein erdichteter war; ich habe mich darüber schon in der Einleitung geäussert. Er deutet den Grund an, wenn er sagt:

seit ich die wârheit zaller zît,
sô fund ich manegen widerstrît:
dar umbe muoz ich dicke gedagen.
man mac ze vil der wârheit sagen. 6
und seitich halbes daz ich weiz,
sô müeste ich bûwen fremden kreiz 74. 23—75. 1.

Er wird wie Walther vieles gesehen und erlebt haben. Der strenge Richter erblickt darin nur »ein feiges Selbstverstecken«. Die Bescheidenheit konnte ihrer volksmässigen Natur wegen auch in nicht höfische Kreise eindringen. Hielt es Walther seiner Lieder wegen, die den Höfischen bestimmt waren, für nöthig den wahren Namen zu verhüllen und nannte er sich deshalb von der Vogelweide (Wolfram sagt bloss her Vogelweid, Wilhelm 286, 19), wie niemand zu seiner Zeit hiess, so ergibt sich eine neue Übereinstimmung zwischen beiden. Sind sie nur Eine Person, so scheint es natürlich, dass der Dichter bei Werken so verschiedener Art zwei verschiedene, jedes Mal angemessene Namen wählte. Es wird niemand, ausser meinem Gegner, deshalb mir schuld geben, dass ich ihn zu einem Proteus mache, dessen immer neue Gestaltenwandlung Homer so schön beschreibt. Durch Übertreibungen widerlegt man nicht.

6 Sogar Bernhart Freidank, den ich für immer beseitigt hielt, taucht wieder auf. Doch da mein Gegner ihm keinen unbedingten Glauben schenken will und ich nicht weiss, wie weit sein Glaube oder Unglaube reicht, so gehe ich darüber hinweg. Schade dass Bernhart nicht auf der Grabschrift zu finden ist, die billig den vollen Namen hätte angeben müssen.

7 Eine Behauptung hat mich überrascht. Ich habe in der Einleitung (S. cxi—cxvi) nachgewiesen, welcher leitende Gedanke dem Gedichte zu Grund liegt und was Freidank damit beabsichtigte: es ergibt sich auch klar aus der Anordnung des Ganzen, und niemand hat dagegen einen Einwurf gemacht; Wackernagel (Geschichte der deutschen Literatur S. 280) nennt es ein im Ganzen planmässig wohlgeordnetes Werk. Anders denkt mein Gegner, er sagt, dass dieser Plan erst von mir sei hineingelegt worden und sich in keiner Handschrift finde. Das ist eine völlig grundlose, nur bei der flüchtigsten Ansicht mögliche Behauptung. Er hat nicht bemerkt, dass meine Ausgabe die älteste und beste Handschrift (die Seitenzahlen sind sogar angegeben) darstellt, in welcher die Abschnitte sammt den dazu gehörigen Überschriften wie die einzelnen Sprüche genau so folgen. Ich habe nur, was die andern Quellen sonst noch gewähren, an passenden Orten eingefügt, dieses aber jedes Mal in den Lesarten angezeigt, 7 auch was sich in jener und der sie ergänzenden Handschrift nicht findet, durch Sterne bezeichnet; dadurch ist die Ordnung nicht geändert, nicht einmal gestört, sondern nur vervollständigt worden. Ausserdem habe ich eine auf mühsame Untersuchungen gestützte Vermuthung über eine ältere, noch bessere Ordnung geäussert. Eine Ordnung, in welcher einzelne Sprichwörter an verschiedenen Orten nicht könnten angeführt werden, wenn sie, wie dies oft der Fall ist, verschiedene Beziehungen enthalten, überhaupt eine streng logische Ordnung ist hier gar nicht möglich, und das Streben danach würde unverständig und pedantisch gewesen sein. Die neuste Sammlung deutscher Sprichwörter hat wohl gethan, die alphabetische Ordnung beizubehalten. Freidanks Plan, wie ich ihn dargelegt habe, ist geistreich gedacht und so gut es möglich war ausgeführt: er vereinigt das Zusammengehörige in verständig und natürlich gesonderten Abschnitten. Man kann

das Werk, insofern es die lebendige Überlieferung zusammenfasst, die sich jedem, der dafür Sinn hat, von selbst einzuprägen pflegt, immer noch ein Sammelwerk nennen, aber mein Gegner benutzt diese Bezeichnung nur, um den Dichter wie einen Bettler darzustellen, der aus bunten, anderen entwendeten Lappen sich einen Mantel für seine Blössen zusammenflickt. Er bedenkt nicht, dass das älteste Zeugnis Zweck und Plan des Werkes wohl erkannt hat. Rudolf sagt im Alexander

tumpheit strâfen unde spot,
die welt erkennen, minnen got;
des lîbes und der sêlen heil,
weltlîcher êren teil
in dirre welte kurzen tagen
lêrte kunstelîche (l. kündeclîche) bejagen
der sinnerîche Frîdanc.

8 Wer die beiden ziemlich umfangreichen Abschnitte von Rom und Akers mit einiger Aufmerksamkeit liest, dem kann die völlige Verschiedenheit des Inhalts und der Auffassung von dem übrigen Theil des Gedichts nicht entgehen. Sie enthalten weder Sprichwörter noch Sprüche, sondern eine Schilderung der dortigen Zustände, wie sie der Dichter selbst gesehen hat. Es zeigt sich darin bei bitterer, aufgeregter Stimmung eine lebendige Anschauung, ein scharfer Ausdruck und eine gewandte, sichere Rede. Sie sind ohne Zweifel in Syrien niedergeschrieben, und man lernt hier die Eigenthümlichkeit des Dichters am besten kennen. Offenbar sind sie in die Bescheidenheit eingerückt, dafür spricht auch der Umstand, dass sie in den meisten Handschriften fehlen: wahrscheinlich hat sich auf diese Weise nur ein Theil des Gedichts erhalten, in welchem Freidank erzählte, was er auf dem Kreuzzuge gesehen und erlebt hatte; die heftigen Ausfälle darin mochten die Verbreitung desselben hindern. Dieses Verhältnis der beiden Abschnitte zu den übrigen scheint mir so unzweifelhaft, dass ich es mir nur durch die Befangenheit meines Gegners erklären kann, wenn er behauptet, die beiden Abschnitte beständen aus nichts als aus lose aneinandergereihten Sprüchen und Sentenzen, und es sei schwer einzusehen, wie sie je Theile einer Erzählung könnten gebildet haben. Nichts ist

leichter zu begreifen, als dass in dieser Art noch mehrere Abschnitte vorhanden waren, denen man einen beliebigen Titel geben kann. Man findet kein Wort, das sich nicht auf Rom und Syrien bezieht, und was von beiden Orten erzählt wird und die darüber angestellten Betrachtungen wird niemand Sprüche und Sentenzen nennen wollen, wie meinem Gegner beliebt.

9 Lösen sich diese beiden Stücke ab, so bin ich berechtigt, das Übrige als ein für sich bestehendes Werk zu betrachten, dessen Abfassung während eines kurzen Aufenthalts in Syrien wenig Wahrscheinlichkeit hat. Es kam darauf an, Spuren des früheren Daseins zu entdecken, und ich habe diese mühsame Arbeit nicht gescheut. Ich fand bei Dichtern aus dem ersten Viertel des Jahrhunderts Sprüche und Sprichwörter, die auch bei Freidank vorkommen und, wenn sie auch nicht immer ganz wörtlich übereinstimmten, doch sichtbar damit zusammenhiengen. Ich zog daraus den natürlichen Schluss, dass diese Dichter die Bescheidenheit gekannt und benutzt hätten. Mein Gegner, der die Entstehung des Werkes in Syrien durchaus behaupten will, ist genöthigt das Verhältnis umzukehren und nimmt an, Freidank habe die bemerkten Stellen aus jenen Dichtern entwendet. Er macht sich kein Bedenken, diesem in vollem Masse zur Last zu legen, was bei den andern vorauszusetzen er für eine Kränkung ihrer Ehre erklärt. Einen Beweis findet er darin, dass sie den Freidank nicht als Quelle nennen, und sagt, dies sei ein Zeugnis so sprechend als eins. Ich glaube, dass damit gar nichts bewiesen wird. Wenn man Sprüche und Sprichwörter, die dem ganzen Volke zugehörten und einem jeden bekannt waren, in Freidanks volksmässiger Fassung anführte, so konnte es niemand einfallen, dafür einen Gewährsmann zu nennen oder »ein Plagiat« darin zu sehen. Mit biblischen Stellen hielt man es nicht anders, selten wird dabei die Quelle genannt. Pfeiffer ist ohne Noth 9 besorgt, dass »die hohe Achtung vor Hartmanns edler Gesinnung und dichterischer Kraft darunter leide«, wenn in seinen ziemlich umfangreichen Gedichten ein Paar allbekannte Sprichwörter mit Freidanks Worten angeführt werden. Ein Gleiches gilt vom Winsbeke, der mehrere, und von dem Überarbeiter der Klage, der nur zwei aufnahm; ihr Werth sinkt dadurch nicht im Ge-

ringsten, und dichterische Kraft kann sich dabei nicht bewähren, da Sprichwörter überliefert, nicht erfunden werden. Hat doch Hartmann einen Spruch, der nicht von ihm herrührte, zweimal in verschiedenen Gedichten vorgebracht. Wie viel weiter ist Boner gegangen! Pfeiffer weiss recht gut, schweigt aber darüber, dass dieser eine grosse Anzahl von Sprichwörtern Freidanks in seine Fabeln wörtlich eingerückt hat, ohne ihn ein einziges Mal zu nennen. Er hätte eher Ursache dazu gehabt, aber der in Ansehn stehende Mann, der geistliche Prediger, hat gewiss nicht geglaubt ein Unrecht zu begehen, sondern hier nur ein Gemeingut erblickt. Aber warum wird Freidank überhaupt nicht vor 1240 genannt? Darauf ist leicht zu antworten, hatten die, welche ihn benutzten, keinen Grund dazu, so hatten andere, die nichts aus ihm nahmen, noch weniger Ursache. Sogenannte literarische Stellen, in denen man seine Kenntnis der vorhandenen Gedichte darlegte, kommen in diesem Zeitraume nicht vor: Gottfried nennt einmal die Dichter, die er rühmen will, aber es sind ihrer nur fünfe. Erst der redselige Rudolf führt im Wilhelm und im Alexander eine Reihe von Dichtern und Gedichten auf, die ihm bekannt sind, und unter diesen auch Freidank, der indessen gestorben war. Früher im Gerhart hatte auch er einen Spruch von ihm aufgenommen, ohne ihn zu nennen (Über Freidank 11. 12), jetzt thut er es, weil er an ihn erinnern und ihn damit ehren will. Aber es war noch ein anderer, ganz einfacher Grund vorhanden, weshalb man nicht von ihm sprach. Den Dichtern, welche in dem ersten Viertel des Jahrhunderts die Poesie zur höchsten Blüthe brachten, lag ein Werk fern, das nicht poetisch ergötzen, sondern mit sittlichem Ernst die Welt strafen wollte; Gottfried und Wolfram scheinen es gar nicht gekannt zu haben. Freidank wird sich in soweit selbst nicht als Dichter betrachtet haben und hat die Bescheidenheit nur berihtet, geordnet. Ich finde nicht, dass Thomasin, dessen Welscher Gast nicht unbekannt geblieben war (Rückert zählt zwölf Handschriften auf), irgendwo genannt wird, auch nicht Hartmanns Büchlein, der König Tirol und der Winsbeke, die in ihrer Art doch ausgezeichnet sind. Erst im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts, als die poetische Kraft zu sinken begann und die Lehre in Auf- 10

nahme kam, wuchs Freidanks Ansehen und steigerte sich immer mehr.

10 Vergleicht man die bei anderen vorkommenden, aber mit Freidank zusammenhängenden Sprüche, so zeigt sich bei ihm das Bessere und Ursprüngliche. Hartmann giebt keine Gelegenheit dies nachzuweisen, weil die Übereinstimmung zu gross ist, doch zu einem Spruch muss ich eine Bemerkung machen, weil Pfeiffer damit beweisen will, dass Freidank der sei, welcher entlehnt habe. Im Gregor nämlich heisst es:

wir haben daz von sîme gebote,
swer umbe den andern bite,
dâ lœs er sich selben mite 3400,

aber auch im armen Heinrich, wie ich angeführt habe,

man seit er sî sîn selbes bote
und erlœse sich dâ mite,
swer über des andern schulde bite 26,

bei Freidank,

merket, swer für den ander bite,
sich selben lœset er dâ mite 39, 18.

Pfeiffer sagt mit Recht, dass bitet stehen müsse. Der Spruch ist in keiner alten Handschrift, nur in drei späteren erhalten, und man ist, auch wenn die Stelle im armen Heinrich nicht vorläge, berechtigt zu bessern,

man seit swer für den andern bite,
sich selben lœse er dâ mite.

Merket, nu merket gebraucht Freidank noch an andern Stellen, 60, 23. 123, 24. 129, 27. Warum Pfeiffer (wenn es nicht zu Freidanks Ehre geschieht) es »ein armseliges Flickwort« nennt, weiss ich nicht: Walther sagt noch öfter nû merket, nû merkent, nû hœret und merket, und es scheint bei Sprichwörtern besonders angemessen, da sich auch der Winsbeke dessen bedient, 3, 1. 27, 1. 31, 1 und die Winsbekin 44, 2. Für einen biten soll »modern« sein: wer hat je einen Ausdruck, der in jener Zeit vorkommt, weil er heute noch wie so viele andere in Gebrauch ist, »modern« genannt? Ausserdem ist er schon im Althochdeutschen (Graff 3, S. 54) zu finden.

Thomasin gegenüber ist Freidank unbedingt im Vortheil, man sieht deutlich, dass jener nur geändert hat, um die Lehre

breiter auszudrücken, und kann sich davon überzeugen, wenn man die von mir (Über Freidank S. 12 [oben S. 15]) zusammen- 11 gestellten Sprüche vergleicht. Nur einen will ich anführen,

> swelh man hât einen rîchen muot
> derst niht arm mit kleinem guot W. Gast 2717.
> swâ ist frœlich ârmuot,
> da ist grôz rîcheit âne guot Fr. 43, 20.

Der Unterschied zwischen geistreicher und geistloser Auffassung ist sichtbar genug. Den Dichter des Winsbeke nöthigte die Strophenform zu Änderungen; in den beiden Stellen, die Pfeiffer vergleicht, steht Freidank nicht im Mindesten zurück: sein Ausdruck ist schärfer und dem Gedicht angemessener und deshalb natürlicher. Hier ein anderes Beispiel,

> sun, merke wie daz kerzen lieht
> die wîle ez brinnet swindet gar 3, 1.

Sinnvoller bei Freidank,

> diu kerze lieht den liuten birt
> unz daz si selbe zaschen wirt 71, 6.

Bei einem anderen Gedicht muss ich länger verweilen. In der pfälzischen Handschrift folgen 32 Strophen, von welchen Pfeiffer einen berichtigten Text liefert. Ich habe sie eine Art Cento genannt und mit vollem Recht, denn sie bestehen aus umschriebenen und erweiterten Sprichwörtern, die zuweilen mit einem geringen, gewöhnlich ohne allen Zusammenhang an einander geschoben sind; es ist eine blosse Spitzfindigkeit, wenn Pfeiffer behauptet, am Ende jeder Strophe werde der Grundgedanke kräftiger ausgedrückt. Einen vollkommenen altdeutschen Cento, in welchem auch Sprichwörter eingeflochten sind, hat Wackernagel in Haupts Zeitschrift 3, S. 40 bekannt gemacht, andere hat er nachgewiesen. Das ist meinem Gegner entgangen, welcher meint, es komme im deutschen Mittelalter sonst kein Beispiel vor. In jene Strophen, die ich als eine Quelle für den Text behandelt und natürlich nur, wenn es nöthig war, in den Lesarten angeführt habe, sind gegen 60 Sprichwörter eingefügt, die auch im Freidank vorkommen, und der Zusammenhang mit ihm ist unverkennbar, obgleich die verschiedene Form bedeutende Abweichungen und Zusätze veranlasste. Ich zweifle nicht, der

unbekannte Verfasser hat diese Sprichwörter aus Freidank entlehnt, bei dem man, wie eine Vergleichuug darthut, die bessere Fassung findet. Ich muss einige Beispiele mehr ausheben.

12 1 swâ trunkene liute und tobende sint,
swer die niht fürchtet, derst ein kint Freid. 94, 5,

ungeschickt verändert und erweitert,

swer dâ dröuwet, dâ man in niht fürchtet, derst ein kint,
und gît sô vil daz er sich êren roubet,
der ist an guoten sinnen worden blint, 3, 4—6,

wohl die einzige Stelle, worin behauptet wird, grosse Freigebigkeit könne der Ehre Schaden bringen.

2 swer schiltet wider schelten,
der wil mit schanden gelten Freid. 63, 2. 3.

Weil der Reim nicht zu brauchen war, wird ein Gemeinplatz aus dem Spruch gemacht,

swer schiltet wider schelten, derst niht wol gezogen 5, 11.

3 swer blinden winket, derst ein gouch,
mit stummen rûnet, derst ez ouch Freid. 54. 22,

verschlechtert,

swer blinden winket, derst ein kint,
mit stummen rûnet, derst verlorn 9, 2.

4 swer den tôren flêhen muoz,
dem wirt selten sorgen buoz Freid. 83, 4.

Hier ist Freidank nicht verändert, hat aber einen unverständigen Zusatz erhalten,

swer den tôren flêhen muoz
ze allen zîten umbe gruoz,
dem wirt selten sorgen buoz 9, 7.

Man kann in die Lage gerathen, von einem Thoren etwas erbitten zu müssen, aber um einen Gruss wird niemand ihn anflehen.

5 möhte ich mînen willen hân,
ich wolde dem keiserz rîche lân Freid. 73, 22.

Der Gedanke wird abgeschwächt und schief ausgedrückt,

swannich volende mînen muot,
des einen bin ich hêre,
sone ruoch ich waz der kaiser tuot 10, 7,

6 swâ ich weiz des wolves zant,
dâ wil ich hüeten mîner hant,
daz er mich iht verwunde; 15
sîn bîzen swirt von grunde Freid. 137, 26.

mit einem missglückten Zusatz,

swa ich erkenne den wolfes zant
in mînes friundes munde,
dâ wil ich hüeten mîner hant
daz er mich iht verwunde;
sîn bîzen swirt von grunde 11, 9.

Man flieht den Wolfszahn, wo man ihn erblickt.

Dieses Gedicht kann vor 1230 gedichtet sein, aber auch nachher, und hat in jedem Fall die Sprüche aus Freidank genommen. Weil darin ein ähnliches von Spervogel nachgeahmt, ja eine ganze Strophe von ihm eingerückt wird, so verfällt Pfeiffer auf den unglücklichen Gedanken, dem alten Dichter, der um 1180 in hohem Alter starb, das Ganze oder doch den grössten Theil davon beizulegen. Es fehlt dem Flickwerk gänzlich Gehalt, Geist und Anmuth, die uns in den echten Gedichten Spervogels erfreuen. Es wird nicht unter den Liedern des 12. Jahrhunderts erscheinen, von denen wir Haupts Ausgabe erwarten.

11 Ich habe in der Einleitung S. xc—cv eine Reihe von Sprüchen und Sprichwörtern zusammengestellt, die auch bei andern Dichtern vorkommen. Was aus dem Winsbeke hierher gehörte, schien mir in den Anmerkungen einen passenden Platz zu erhalten: mein Gegner tadelt mich nicht bloss deshalb, er hält mir auch vor, dass er nicht die geringste Äusserung finde, ob und welcher von beiden den anderen ausgeschrieben habe. Wie konnte ich damals, wo ich noch glaubte, die Bescheidenheit sei in Syrien gedichtet, eine solche Frage aufwerfen? Mein Gegner wird das nicht bedacht haben, ich will darüber hinweg sehen. Aber etwas anderes muss ich ihm zur Last legen, ich sagte dort: »ich lasse jetzt die volksmässigen, mit Freidank übereinstimmenden Sprüche aus früheren, gleichzeitigen und späteren Denkmälern folgen, wobei es meist deutlich, immer wenigstens wahrscheinlich ist, dass kein äusserer Zusammenhang wirkte: weder hat Freidank die früheren entlehnt, noch ist er Quelle der späteren gewesen, sie sind vielmehr aus gemeinschaftlichem Boden in ver-

schiedener Gestalt hervorgewachsen«. Dieses an sich natürliche Verhältnis zeigt sich auch bei Volksliedern sehr häufig. Ich hatte sogar die Möglichkeit bedacht, dass sich in einzelnen Fällen noch ein Zusammenhang entdecken lasse, und hätte dann keinem 14 anderen als Freidank die Entlehnung zuschreiben können. Was ich dort sagte, gilt noch immer mit Ausnahme der wenigen Sprüche, die, wie ich jetzt glaube, aus der Bescheidenheit genommen sind. Was macht aber mein Gegner aus meiner Bemerkung, die man gar nicht missverstehen kann? Etwas ganz anderes, er behauptet die Möglichkeit des Entlehnens von Seiten Freidanks sei »als undenkbar von mir sogleich wieder verworfen worden«. Wenn das wahr wäre, so hätte ich damit eine Blösse gegeben, denn man konnte mich mit den von mir selbst angeführten, biblischen Sprüchen und lateinischen Sprichwörtern leicht widerlegen. Ich will noch jetzt eine Entlehnung Freidanks, sobald sie sich erweisen lässt, ohne Bedenken anerkennen.

12 Die vorhin besprochenen, der Form nach gemeinschaftlichen Stellen mögen etwa 200 Zeilen ausmachen, ich will 300 annehmen: rechnet man diese ab, ferner 400 Zeilen in den Abschnitten von Rom und Akers, so bleiben für die Bescheidenheit 3800 Verse, die ihr allein zugehören. Jene zwei- oder dreihundert Zeilen, die mein Gegner nicht zu vermehren gewusst hat, können keinen Einfluss haben, wenn man das Werk beurtheilen will. Es besteht aus Sprüchwörtern, die damals allgemeine Geltung hatten, aus Sprüchen, von denen einige aus der Bibel, andere aus dem Munde des Volks genommen waren, ein Theil, und ohne Zweifel ein nicht geringer, enthält Freidanks eigene Gedanken und Betrachtungen. Den Werth dessen, was lebendige Überlieferung gewährt hat, brauche ich nicht zu vertheidigen: was von ihm selbst herrührt (es lässt sich im Einzelnen nicht bestimmen), finde ich sinnreich gedacht und trefflich ausgedrückt, wiewohl nicht alles gleich gut sein kann. Kenntnis der Welt, ein freier, kühner Blick, sittlicher Ernst leuchten überall durch. Das einfache Reimpaar und die schlichte Sprache war bei dem Spruch und Sprichwort, sollten sie volksmässig bleiben, allein angemessen: eine geschmückte Rede, Umschreibungen und Erweiterungen vertrugen sich nicht damit. Das Überlieferte hat

er mit sicherem Takt behandelt, dem Inhalt nichts oder nichts Wesentliches entzogen, aber ihm einen gleichmässigen Ausdruck gegeben, wie man schon aus der Behandlung der biblischen Stellen ersehen kann. Seine Eigenthümlichkeit fühlt man überall, in der von mir (S. 26 [oben S. 31]) aus Rudolfs Wilhelm nachgewiesenen Stelle, wo er nicht genannt wird, ist sie, scheint mir, nicht zu verkennen. In diesem Sinne habe ich mit Recht gesagt, dem Empfangenen sei das Siegel seines Geistes aufgedrückt, aber ich habe zugleich die Grenzen seiner Einwirkung (Einleitung S. CXVIII—CXX) bestimmt genug bezeichnet. Wo habe ich ihn 15 über Gebühr erhoben? Ist es zu viel, wenn ich sage: »er hat eine Umprägung des edlen Metalls vorgenommen, das durch den feiner geschnittenen Stempel nichts verlor«? Ich glaube, der Standpunkt, von dem man ihn beurtheilen muss, ist damit richtig bezeichnet, und mein Gegner hätte mich mit den ironisch gesteigerten Redensarten von einem »aus dem reichen Innern schöpfenden Geist«, zu dem ich ihn habe stempeln wollen, verschonen sollen. Von einem höheren dichterischen Schaffen kann bei einem Lehrgedicht überhaupt nicht die Rede sein. Pfeiffer mag den Freidank so tief herabsetzen als ihm beliebt, ihn für geistlos halten und eigener Gedanken völlig unfähig, das ist seine Sache und sein Geschmack, gegen welchen zu streiten ein bekanntes Sprichwort verbietet.

13 Wie sich wohl mein Gegner die Entstehung des Werkes in Syrien denkt? Hat Freidank die früheren Dichter, die er angeblich ihres Eigenthums berauben wollte, in Akers durchgelesen und dort ausgeschrieben? Hat er die nicht geringe Anzahl von Büchern, unter denen auch eine vollständige Sammlung von Walthers Gedichten sich befinden musste, gleich mit dem Vorsatz sie »auszubeuten« und in der Hoffnung auf schriftstellerische Musse in Syrien, auf die stille Ruhe, wie sie bei einem betrachtenden Werke nöthig ist, und die er in dem unruhigen Akers schwerlich gefunden hat, bei seiner Ausfahrt gleich mitgenommen? Oder hat er den Vorsatz zu einer solchen Arbeit längst vor dem Kreuzzuge gefasst, Auszüge gemacht und diese mit sich geführt? Das alles ist nicht sehr glaublich, wohl aber dass er, was er auf dem Kreuzzuge erlebte, dort, als die Eindrücke noch frisch waren,

gleich niederschrieb. Pfeiffer legt ihm vermittelst einer kühnen Hypothese (der ich nicht beitrete) noch ein erzählendes Gedicht von Askalon bei: soll er dieses auch in der kurzen Zeit seines dortigen Aufenthalts verfasst haben? Oder fällt es in die Jahre 1230—1240, die er vorgeblich noch in Deutschland verlebte? Hat er die Dichter seiner Zeit »ausgebeutet«, so befremdet, dass er gerade die grössten, Gottfried und Wolfram, übergieng, und bei den meisten eine so dürftige Auswahl traf.

14 Nicht genug dass Freidank seine Weisheit bei andern geholt hat, Pfeiffer weiss ihn noch härter anzugreifen. Eine Behauptung scheint ein Scherz zu sein, ist aber ernsthaft gemeint. Ich habe zum Beweis, dass die Abschnitte von Rom und Akers von keinem anderen als dem Verfasser der Bescheidenheit herrühren, die Übereinstimmung in der Anwendung nicht etwa 16 seltener, sondern bekannter Wörter und Redensarten nachgewiesen, wie sie ein jeder, ohne es zu wissen, sich angewöhnt, z. B. Walther. Dieser Beweis scheint meinem Gegner auch eingeleuchtet zu haben, aber man erräth nicht, was er, der unbefangen ist, daraus folgert. Freidank hat »nicht bloss andere, er hat sich selbst ausgeschrieben«: der Schwachkopf hat die ihm sonst bekannten Ausdrücke vergessen, bei sich selbst wieder aufgesucht und dann »ausgeschrieben«, kleine Münze aus dem eigenen Beutel entwendet.

15 Ich habe das Verhältnis Freidanks zu Walther noch nicht berührt, um diese Frage abgesondert zu behandeln. Man kann mit einigem Schein sagen, Freidank habe Walthers Gedichte geliebt und sich so eingeprägt, dass er ihn unwillkürlich nachgeahmt habe: aber damit begnügt mein Gegner sich nicht, er behauptet, Freidank habe ihn förmlich ausgeschrieben und ausgebeutet. Dabei erlaubt er niemand anderer Meinung zu sein, jeder Unbefangene, meint er, müsse seine Überzeugung gewinnen, ohne alle anderen Beweise, bloss durch die von mir nachgewiesene Übereinstimmung zwischen beiden. Das heisst einem den Daumen aufs Auge setzen. Ich stelle meine Ansicht entgegen, wonach beide eine und dieselbe Person sind, und ich glaube damit die grosse, über unwillkürliche Nachahmung weit hinausgehende Übereinstimmung auf die einfachste und natürlichste Weise zu erklären. Es steht eigentlich nichts

entgegen, als die Verschiedenheit zwischen einem lyrischen und einem lehrhaften Dichter, die ich selbst hinlänglich hervorgehoben habe. Aber lehrhaft zeigt sich Walther auch in seinen Liedern, und in manchen wird die freie poetische Stimmung durch diese ihm natürliche Richtung getrübt: auf der anderen Seite bricht im Freidank, wie Wackernagel mit Recht anmerkt, die lyrische Empfindung durch. Ausserdem habe ich ein ähnliches Verhältnis bei Hartmann und Lichtenstein nachgewiesen, was mein Gegner mit Stillschweigen übergeht. Zeigte sich jene Übereinstimmung lediglich in einer Anzahl von Sprüchen, Sprichwörtern, Gleichnissen und eigenthümlichen Redensarten, so würde immer noch Bedenken haben, aber es kommt Folgendes hinzu, worauf meine Überzeugung beruht. 1) Die höchst wahrscheinlich gleiche Heimath, die Verhüllung des wahren Namens, die äussere Stellung als fahrende Sänger, die Theilnahme an dem Kreuzzug, das Zurückbleiben von Jerusalem, endlich das Verschwinden zu gleicher Zeit. Pfeiffers Meinung, dass Freidank noch bis 1240 gelebt habe, stützt sich auf nichts als auf die unechte Grabschrift, die überdies kein Jahr angibt. 2) Die völlige Übereinstimmung in religiösen, politischen und sittlichen 17 Dingen. Manches ist in den Liedern, wie natürlich, umständlicher, aber nicht schärfer ausgedrückt, es fallen hier härtere Worte als dort; ein Widerspruch mit Walther tritt nirgend hervor, und doch würde selbst eine beschränkte Natur nicht alles Eigenen sich entäussern können, wie umgekehrt eine reiche natürlichen Grenzen unterworfen bleibt, innerhalb welcher sich ihre Gedanken bewegen. 3) Die weitgehende Übereinstimmung in der Sprache und in den Sprachformen. Auch hier gilt die Bemerkung, dass bei keinem Einzelnen die Sprache in ihrem vollen Umfang erscheint, sondern bei jedem unwillkürlichen Beschränkungen unterliegt. Hier sind nicht auffallende und ungewöhnliche Redensarten von Gewicht, die man abborgen kann, sondern ganz unscheinbare Ausdrücke, Wörter und Wendungen, welche nachzuahmen oder gar auszuschreiben niemand in Versuchung kommt; solcher habe ich eine grosse Anzahl nachgewiesen, die noch könnte vermehrt werden. Selbst bei Goethe, dessen Sprache so reich und mannigfaltig ist, findet man Lieb-

lingswörter im Überfluss. Es versteht sich von selbst, dass nicht jedes Wort bei Walther auch bei Freidank vorkommen kann, oder umgekehrt; ich habe selbst eine Anzahl alterthümlicher Wörter angemerkt, die sich in Walthers Liedern nicht zeigen und dort auch nicht an ihrer Stelle gewesen wären. Es bleibt zu erwägen, dass niemand gleich anfangs seine Sprache und Sprachformen auf das Genaueste feststellt und durch ein langes Leben beibehält, dass vielmehr in Folge verschiedenartiger Einwirkungen, innerer und äusserer, und der beständigen weiteren Entwicklung der Sprache Änderungen von selbst eintreten. 4) Die gleiche Behandlung des Reims. Auch ein alterthümlicher ist darunter, und dass einige wenige auf geläufigen Kürzungen beruhende bei Walther sich nicht zeigen, kann zufällig sein oder lässt sich aus dem Unterschied zwischen gesungenen und gelesenen Gedichten vollkommen genügend erklären. vât, vervât, enpfân erscheinen in dem neuen Text nicht mehr, und die ohnehin gewagte Behauptung, diese Stellen seien einem mitteldeutschen Gedicht entnommen, fällt zusammen. Was hilft es mir, dass ich die gleiche Behandlung des rührenden Reims, den gleichen Gebrauch von —lîch, worauf ich besonderes Gewicht lege, von dem Doppelreim und der Anhäufung desselben Reims nachgewiesen habe? Meinem Gegner ist der Umstand so gleichgültig, dass er ihn gar nicht erwähnt. 5) In der neuen Ausgabe wird sich zeigen, mit welcher Sorg-18 falt Freidank die feineren metrischen Gesetze beachtet hat: Pfeiffer ist im voraus überzeugt, dass dies nur durch Anwendung künstlicher unstatthafter Mittel gelingen werde. Meine Bemerkung, dass Freidank eine Hebung ohne Senkung nur ein Mal in der Zeile zulasse, wie der Dichter des Athis, hat er so wenig beachtet, als die nachgewiesene Übereinstimmung mit Walther im Gebrauch des in der letzten Senkung vor dem stumpfen Reim stehenden unt. Welche Übereinstimmung mit Walther, von dem wir kein Gedicht in dem einfachen Reimpaar besitzen, sonst noch erwartet wird, weiss ich nicht.

16 Ich muss die Lichtstrahlen sammeln, die Pfeiffer von allen Seiten auf Freidank fallen lässt. Er blickt auf ihn herab wie auf die Dohle, der man die eingesteckten Pfauenfedern aus-

gezogen hat: das hässliche Thier steht da unverhüllt, der Verachtung preisgegeben. Leider habe ich ihm selbst zu seinem Urtheil die Worte geliefert: ich habe geäussert: »wenn ein solches Abborgen wirklich stattgefunden hätte, welch ein armseliger, aller eigenen Mittel entblösster Geist muss er gewesen sein«. Das greift er auf und sagt: »Wenn das künftig das Urtheil über ihn sein wird, so kann ich es nicht hindern«, setzt aber mild hinzu: »obwohl es mich zu hart dünkt«, was in der Sache nichts ändert. Wird man glauben, dass der, welcher die Stellung des Papstes und die Zustände in Rom, die Lage der Dinge in Akers, den seltsamen Verkehr des Kaisers mit dem Sultan so scharf und verständig beurtheilt, der die sittlichen Verhältnisse in Deutschland so genau beobachtet hat, dass der keine eigenen Gedanken gehabt und was er sonst vorbringt anderen abborgen musste? Ist es denkbar, dass ein verständiger Mann sich der mühsamen und fruchtlosen Arbeit unterzogen habe, die gewöhnliche Ausdrucksweise in der Sprache eines anderen mit peinlicher Aufmerksamkeit zu erforschen und sich einzuprägen? Konnte er sich damit schmücken oder geltend machen? Konnte er die Absicht haben, einen lyrischen Dichter in der einfachen Form eines Spruchgedichts nachzuahmen? Konnte derselbe Mann, der als strenger Sittenrichter die Gebrechen der Zeit bitter tadelt, einem berühmten Zeitgenossen Gedanken und Sprache unverschämt entwenden? der so kühn spricht, aus Feigheit hinter einem falschen, gerade die Freiheit der Gedanken bezeichnenden Namen sich verstecken wollen? Heisst das nicht zu viel Schande auf einen Einzigen häufen? Freidank selbst antwortet:

> mîne sprüche sind nicht geladen
> mit lügen sünde schande schaden. 129. 18.

Mich wundert, dass Pfeiffer dem geistesarmen Mann, der keinen 19 Schritt allein zu gehen vermag, noch ein erzählendes Gedicht beilegt, das Rudolf über seine eigenen erhebt; hier ist der Wagen aus dem Geleise gekommen.

17 Am Schluss noch eine Frage: warum hat mein Gegner sich die Mühe gegeben, eine Widerlegung auf diesem weiten Umweg zu versuchen? Er war bereits am Ziel angelangt, und

zwar mit einem einzigen Schritt. Da er mit Lachmann annimmt, Walther sei in Deutschland und wahrscheinlich schon vor des Kaisers Ankunft in Palästina gestorben, so ist keine Möglichkeit mehr vorhanden, ihn und Freidank für eine Person zu halten, und alles, was ich vorbringe, fällt zusammen. Lachmanns Voraussetzung scheint mir so erzwungen als eine, und mein Gegner hätte schon deshalb sich nicht rühmen sollen, dass er mir das Einfache und Natürliche entgegenhalte, oder dass er die alten Zeugnisse zu Ehren bringe, womit er nur die erbärmliche Grabschrift meinen kann. Hier gerade will man ein altes, echtes und klares Zeugnis zu nichte machen. Ich werde mich nie überreden lassen, dass Walthers Lied Allerêrst lebe ich mir werde in Deutschland sei gedichtet worden und nur einer künstlichen Versetzung in diese Lage seine Entstehung verdanke. Lachmanns Gründe machen keinen Eindruck auf mich, er meint, Walther habe darin auf die überwundene trübe Zeit deuten müssen und die Empfindnng wärmer und persönlicher ausdrücken. Aber es war noch Trübes genug zu beklagen, der Bann nicht gelöst, sondern verstärkt, schon dieser Umstand musste seine Freude dämpfen: und dann, wer kann die augenblickliche Stimmung, in welcher ein Gedicht entstanden ist, berechnen? Ist aber das Lied in Syrien gedichtet, so ist es eine starke Stütze für meine Ansicht, und ich freue mich deshalb Wackernagels und Simrocks Beistimmung. Mein Gegner muss fest bei Lachmanns Ansicht beharren, denn es kommen, wie ich nachgewiesen habe, einige Ausdrücke des Liedes im Abschnitt von Akers vor, welche die diebische Elster nothwendig dort muss geholt haben.

[Vgl. die Erklärung Über Bernhart Freidank und die Zurechtweisung Kl. Schr. Bd II, S. 508—510.]

ZUM FREIDANK.

209

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Elfter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1859. 8°. S. 209—210.

In dem zweiten Nachtrag zu meiner Schrift über Freidank habe ich S. 17 [oben S. 114] gesagt, die Kürzungen vât, vervât, enpfân würden in dem neuen Text der Bescheidenheit nicht mehr vorkommen. Das nehme ich in so weit zurück, als sie in einigen Stellen bleiben. Franz Pfeiffer (Zur deutschen Litteraturgeschichte S. VI) hat die Behauptung aufgestellt, dies seien keine oberdeutschen Formen. Darin hat er Unrecht. Die strenghochdeutsche Sprache Hartmanns lässt sie mehrmals im Reim zu, Iwein 1667 enpfân: getân. Arm. Heinrich 633 hân: enpfân. Gregor 749 undervân: hân. Büchlein 1, 1769 vervât: zergât. Aber auch andere und darunter entschieden oberdeutsche Dichter gebrauchen sie ebenfalls im Reim. Eraclius LV enpfâst: lâst. Herzog Ernst 2665 getân: bevân. Lichtenstein 16, 17 vervât: rât. 432, 24 umbevât: missetât. Flore 1891 vân: ane vân, daneben 6915 sâhen: vervâhen. König Tirol Ms. 2, 248[a] enpfât: stât. Ms. 2, 21[a] hât: vervât. Ms. 2, 54[a] hât: gevât. Hermann der Damen 444 210 ane vât: stât. Konrad von Würzburg Ms. 2, 198[b] begât: vât. Reinhart Fuchs 365, 2007 gevât: gât. Kolocz. S. 131 vân: gân. Hugo Martina 273[c] hât: umbevât.

Zu dem Abschnitt über Rom kann ich aus einer noch unbenutzten Handschrift eine Stelle mittheilen, deren Echtheit ich nicht bezweifle, die aber ihrer Heftigkeit wegen aus allen anderen Handschriften verschwunden ist,

ich hân in den buochen gelesen
der bâbst sül lebende heilic wesen,
oder swie der bâbest werbe,
er sî heilic, sô er sterbe.
kam nie bâbst zer helle,
sô tuo er swaz er welle.

Der Unterschied dieses und des Abschnitts über Akers von den Sprüchen der Bescheidenheit kann nicht verkannt werden. Wer der wunderlichen, in der Luft schwebenden Behauptung beistimmt, Freidank habe das ganze Gedicht (nur 200 Zeilen finden sich auch bei anderen) aus noch unbekannten, natürlich in das erste Viertel des 13. Jahrhunderts, also in die glänzendste Zeit der mittelhochdeutschen Dichtung fallenden Werken zusammengestoppelt, der muss ein Gleiches von diesen beiden Abschnitten behaupten, die so sichtbar auf eigener Anschauung und lebendiger Betrachtung der geschilderten Zustände beruhen. Ich will hier noch einen nicht gleichgültigen Druckfehler bemerken, in dem zweiten Nachtrag S. 15 Z. 9 v. u. steht 1220 für 1230.

Wilhelm Grimm.

NOCHMALS ÜBER FREIDANK.

238

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Elfter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1859. 8°. S. 238—243.

Wo ich nicht irre, hat Müllenhoff gelegentlich bemerkt, Freidank sei bürgerlichen Standes gewesen. Ich weiss nicht, worauf sich diese Behauptung stützt: in dem Gedicht selbst kann ich keine Hindeutung darauf entdecken. Die Benennung her und meister schwankt und kann nicht entscheiden, wie ich schon (Zweiter Nachtrag S. 5 [= oben S. 100]) gezeigt habe. Ein Freidank kommt in früherer Zeit nicht vor, und der Dichter gab sich seiner Gesinnung wegen und weil er unbekannt bleiben wollte diesen Namen: seinen ursprünglichen, den er natürlich nicht ablegte, kennen wir nicht, auf diesen aber kommt es hier an. Erst gegen das Ende des Jahrhunderts bewirkte das Ansehen zu dem das Gedicht allmählich gelangte, dass Freidank als Eigenname eingeführt ward und zwar bei Adlichen sowohl als Nichtadlichen. J. V. Zingerle (Die Personennamen Tirols im Mittelalter) weist nach Freidank von Stegen (1295), Freidank Stuck (1316), Freidank von Vals (1336), Freidank von Auchhofen (1358), Freidank Gössl (1454). Andere Nachweisungen aus dem 14. Jahrhundert habe ich in der Einleitung S. XLI gegeben. In das Ende des 13. Jahrhunderts fällt auch Bernhart Freidanks Entstellung des alten Gedichts. Auch dieser, den Helbling allein kennt, war wohl ein Tiroler. Schon an sich ist unwahrscheinlich dass dem bedeutungsvollen Namen des alten Dichters noch ein gewöhnlicher hinzugefügt worden, allein auch die, welche ihm näher standen, Rudolf von Ems, Raumeland, der Tanhauser, wissen davon nichts, und sein Verehrer, Hugo von Trimberg, der ihn so oft nennt, würde nicht versäumt haben, den vollständigen Namen vorzubringen.

Ich kann ein ähnliches Verhältnis nachweisen. Der Verfasser einiger Lehrgedichte, wovon das erste daz alte swert

heisst, nennt sich selbst am Schluss desselben Meister Altswert, anderwärts auch Niemant (78, 30), und wird von den Leuten so genannt (95, 21. 110, 31). Ohne Zweifel ist der sonst nirgend vorkommende Name Altswert nicht sein wirklicher: er 239 will, weil er, wie Freidank, die Sitten seiner Zeit straft, unbekannt bleiben. Er war, wie dieser, ein Süddeutscher und von Adel. Er ermahnt

> sî senfte süeze und milte,
> daz hœret zuo dem schilte 2, 23.

Als er anlangt, ruft der Wächter

> ir hânt sîn lange zît begert,
> dar umb sült ir im bieten zuht:
> er ist von art ein edeliu fruht 35, 29.

Auch begleitet ihn ein Knecht (14, 8. 18, 11). Seine Geliebte ist ein hôhez wîp 71, 20. Die Herausgeber vermuthen dass er in die Mitte des 15. Jahrhunderts gehöre: er ist mindestens ein Jahrhundert älter; darauf führen die ziemlich reinen Reime und die metrische Behandlung der Verse.

Freidank war ein höfischer Dichter, und die höfische Kunst lag zu seiner Zeit in den Händen des Adels: wo man nichts Bestimmtes weiss, streitet die Vermuthung immer für adelichen Stand; bei dem Winsbeke war der bairische Ritter nachzuweisen. Wer sich ein wenig besinnt, wird nicht auf den Einfall gerathen, das Lehrgedicht sei ausschliesslich den Bürgerlichen zugekommen: berühmte Adliche, wie Hartmann in seinen Büchlein und Lichtenstein im Frauenbuch, gefielen sich darin, und ich habe schon (Über Freidank S. 17 [= oben S. 22]) ausgeführt wie allgemein die lehrhafte Richtung in jener Zeit war. Wir lernen Freidanks Stellung aus dem Gedicht selbst hinlänglich kennen: der weite Kreis seiner Betrachtungen, die Einsicht in die öffentlichen Zustände, die Beurtheilung der Verhältnisse des Papstes in Rom, des Kaisers und des Sultans in Syrien, die Bemerkung dass er vieles verschweigen müsse, das alles zeigt dass er zu den höheren Ständen gehörte.

Allein ich bin auch einigen Sprüchen begegnet, die den adlichen Stand des Dichters anzeigen. Ich habe früher nur darauf hingewiesen, will mich aber jetzt näher darüber äussern.

Es ist nicht glaublich dass ein Bürgerlicher sich selbst herabsetze.

êst lützel namen âne schamen
wan hêrren unde frouwen namen 41, 8.

hêrre und frouwe war die Bezeichnung der Adelichen. Auf seine eigenen Zustände mag er hinweisen:

man êret leider rîchen kneht
für arme hêrren âne reht 56, 27.
swâ hêrren name ist âne guot, 240
daz machet dicke swæren muot 57, 10.

Was kümmerten ihn, war er nicht selbst in der Lage, diese Sorgen? Der Bürgerliche der sich eine höhere Stellung erworben hat wird auch nicht klagen über das Emporkommen geringer Leute,

sô swache liute werdent rîch,
sost niht sô unvertregelîch 41, 8.

Auch nicht über den Nachtheil, den adeliche Kinder von der Erziehung geringer Leute empfangen,

swâ schalke (mit der Lesart swache) magezogen sint,
dâ verderbent edeliu kint 49, 17.

Er wird auch um Mitleid für Kinder seines Standes, nicht für adeliche bitten,

man sol sich gerne erbarmen
über die edeln armen 49, 17.

Glaubt man, er habe diesen Spruch aus Hartmann entlehnt, wo er auch vorkommt, warum suchte er gerade diesen aus, wenn dadurch nicht seine eigene Gesinnung bezeichnet ward? Warum sagte er nicht: über die swachen armen? Ferner

swer tugende hât derst wol geborn,
ân tugent ist adel gar verlorn 54, 5.
edele zuht schœne unt jugent
witze rîcheit êre unt tugent
die wil der tôt niht stæte lân 176, 16.

Die Betrachtung in den beiden letzten Stellen, die einen weitverbreiteten Spruch enthalten (vgl. Einleitung S. XCII), könnte freilich auch ein Bürgerlicher angestellt haben, ebenso natürlich aber sind sie im Munde eines Adelichen, der seine Standesgenossen näher kennen gelernt hat.

Freidank sagt von Rom

wîp und pfaffen lebent dâ wol,
die zwei nieman schelten sol:
der zweier zuht ist grœzer dâ
dan ich wizze iender anderswâ 154, 1.

Eine Handschrift fügt hinzu

âne zuo Messîne eine,
dâ sint wîp kiusche und reine.

Es ist kein Grund vorhanden die Echtheit dieser Zeilen anzuzweifeln. Es folgt daraus dass Freidank von Rom nicht 241 nach Apulien gieng, wo der Kaiser sein Heer sammelte, zu dem er nicht gehörte, sondern nach Sicilien, dass er auch nicht mit dem Kaiser, der aus Otranto absegelte, sondern als blosser Pilger mit dem Stab von Messina aus nach Syrien sich einschiffte. Walthers Ausruf lât mich an eime stabe gân! habe ich schon auf den Pilgerstab bezogen.

In dem aus Sprichwörtern zusammengesetzten strophischen Gedicht habe ich schon mehrere Stellen nachgewiesen (Zweiter Nachtrag S. 12. 13 [oben S. 108. 109]), die aus der Bescheidenheit genommen, aber entstellt sind. Ich will noch ein anderes Beispiel anführen, das auffallend genug ist.

swer sich alsô richet
daz er sich selbe stichet,
der hât sich niht wol gerochen,
dêr sich selbe hât gestochen 65, 8.

Freidank drückt den Gedanken noch in einer anderen Fassung aus:

erst tump der richet sînen zorn,
dâ von er selbe wirt verlorn 64, 23.

Das ist ein echtes Sprichwort aus dem Volk, wie etwa »wer sich die Nase abschneidet verschimpft sein Angesicht« (Simrock 7424). Ich habe es schon in der Einleitung (S. CI) nach der Auffassung Konrads von Würzburg mitgetheilt:

ich hœre wîse liute jehen
und sie gemeine sprechen
daz sînen schaden rechen
vil maneger dicke welle,
der mit der râche velle
sich in grœzer ungemach troj. Krieg 13048.

man sol die râche mîden
diu schaden ûf den rücke ladet:
swer alsô richet daz er schadet
im selben, der ist wîse niht 18955.

Ich will noch eine andere Stelle nachweisen:

er sprach »erst tumbe, sammir got,
der mit schaden richet
daz man im gesprichet« Reinhart Fuchs 162.

Ein verwandter Spruch bei Burkart Waldis:

wenn du dein eigen willen erstochen,
so hast du dich an der welt gerochen Äsop 217[a].

Für die derbe volksmässige Auffassung hatte der geistlose Ver- 242 fasser des Flickwerks keinen Sinn, er änderte mit ungeschickter Sentimentalität

und der sîn leit sô richet
daz erz dâ nach beweinet,
den muoz riuwen daz ers ie gewuoc. 5, 3, 6.

Billig hätte er sagen müssen worin die Rache bestand, die ihm Thränen auspresste.

Als eine besondere metrische Ausbildung muss man es betrachten dass Freidank in der Zeile nur eine Senkung auslässt. Die Regel würde fest stehen, wenn sich auch zwei oder drei Ausnahmen fänden. Aber auch diese fallen der fehlerhaften Überlieferung zur Last und werden in der neuen Ausgabe sich nicht mehr zeigen. Es versteht sich von selbst, dass diese Regel nicht auf die wenigen Sprüche Anwendung findet, in welchen sich der Dichter der alten Freiheit bedient, die Senkungen ganz wegzulassen.

Noch einer anderen Bemerkung von mir muss ich Erwähnung thun. Ich habe gesagt (Über Freidank S. 39. 40 [oben S. 45]) »von dem« (in der ersten Ausgabe noch herrschenden) »Vorurtheil, dass man bei Freidank eine strenge Beachtung der metrischen Gesetze nicht suchen dürfe, bin ich zurückgekommen. Ich glaube vielmehr dass er den besten Dichtern in dieser Beziehung nicht nachsteht und hoffe dass eine neue Bearbeitung des Textes davon überzeugen wird.« Ferner (Zweiter Nachtrag S. 17. 18 [oben S. 114) »in der neuen Ausgabe wird sich zeigen, mit welcher Sorgfalt Freidank die feineren metrischen Gesetze

beachtet hat.« Das kann sich natürlich nur auf die metrischen Gesetze beziehen, die für das einfache Reimpaar bei den guten Dichtern jener Zeit galten, und ein Missverständnis scheint mir nicht möglich. Dennoch hat ein unbefangener Forscher meinen Worten einen anderen Sinn zu geben gewusst. Ich soll behauptet haben, der Bau von Freidanks Versen sei strenger, als das Volk und selbst die höfischen Epiker und sonst Didactiker ihn geübt, sei beinah ganz so streng als in der Lyrik geregelt. Er hat sogar Häkchen hinzugefügt, als seien das meine eigenen Worte und Gedanken und man könne sich auf die Richtigkeit seiner Angabe verlassen. Dass eine solche unverständige Übertreibung mir nicht in den Sinn gekommen ist, brauche ich kaum zu sagen. Nur wer nicht weiss dass die metrischen Gesetze des Liedes und des einfachen Reimpaars verschieden sind, der könnte auf den unglücklichen Einfall gerathen, diese nach jenen 243 regeln zu wollen. Dazu kommt dass ich ausdrücklich bemerkt habe (Über Freidank S. 40 [oben S. 45]), die Übereinstimmung mit Walther trete in metrischer Beziehung so weit hervor als sie bei der Verschiedenheit der Dichtungsart möglich sei.

Wilhelm Grimm.

[Ich verweise auch hier wieder wie schon oben S. 116 auf Bd II, S. 508—510.]

ZUR GESCHICHTE DES REIMS.

(Gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 7. März 1850.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1852. S. 521—713. Einzeln: Göttingen bei Dieterich. S. 1—193.

Der gewöhnliche Reim fordert Verschiedenheit des An- 521 1 lautes oder, um es allgemeiner auszudrücken, er beginnt erst mit dem Vocal, der rührende dagegen setzt völlige Gleichheit aller Buchstaben voraus; ein Reimwort oder auch beide dürfen bei ihm in Zusammensetzung mit einer Partikel, einem Substantiv oder Adjectiv stehen: immer aber müssen sie verschiedene Bedeutung haben, und gleiche ist nur unter besonderen Bedingungen erlaubt.

Ich beginne die Betrachtung*) mit dem dreizehnten Jahrhundert und habe Gründe, Walther und Freidank voranzustellen. Beide gebrauchen diesen Reim höchst selten. Jener bindet nach Lachmanns zwar in den Text nicht aufgenommener, aber sehr wahrscheinlicher Vermuthung tæte (Verb.): tæte (Subst.) 30, 10, dieser nur wirt (Subst.): wirt (Verb.), jedoch zweimal 87, 10. 156, 20, * dinc : tegedinc 97, 18 neue Bearbeitung frezzen (gezzen Les.): vergezzen 138, 18. * Auffallender ist, dass beide die Zu-

*) [Auf eingeklebten Zetteln nennt W. Grimm im Handexemplar noch folgende Schriften, welche zu untersuchen seien: * Noch nachzusehen ist Bruder Philipp, Kindheit Christi, nach der Berliner Handschrift. — Über eine rheinische Chronik des 13. Jahrhunderts von Pertz, Abhandl. der Akademie 1855 S. 131 f. — Die Reime des französischen Renard waren nachzusehen. — Ein alter lateinischer Aesopus von einem gewissen Balbo. In Du Meril Poésies inédites du moyen âge p. 213. 258. Der Herausgeber deutet S. 215 an, dass er nicht älter als das 12. Jahrhundert sein könne und auch nicht unter das 13. herabgerückt werden dürfe. Vgl. Benfey Gött. Anz. 1857 No. 189. Seine Reime sind zu untersuchen. — Chronica praesulum et archepiscoporum ecclesiae Coloniensis wahrscheinlich von 1370, redigiert und später von D. Haun († 1515) fortgesetzt, in den Annalen des histor. Vereins von D. Eckerz ediert. Cöln. Ztg. 1857. No. 182. *

sammensetzungen mit -lich -lîche -lîchen, die sich so häufig darbieten und von ihnen in dem nicht rührenden Reim öfter verwendet werden, hier meiden; vgl. Über Freidank S. 49. 50 [oben S. 56. 57] und die Anmerkung zu 126, 7 [S. 83]. Wahrscheinlich hält es Gottfried von Strassburg ebenso, sonst stehen jene beiden in dieser Eigenthümlichkeit allein. Wir werden hernach sehen, dass die anderen Dichter des 13. Jahrhunderts und viele sehr häufig diese Reime auf -lich -lîche -lîchen gebrauchen: Veldeke gestattet sie einige Male, wenn er sie auch nicht zu lieben scheint: Reinmar, Otto, der Dichter des Eraclius, der Marner und der Bruder Wernher wenigstens einmal, wobei man den geringen Umfang ihrer Gedichte in Anschlag bringen muss: Lichtenstein lässt sie in seinen Liedern nicht zu, wohl aber in seinen anderen Gedichten. Im Wartburger Krieg kommt überhaupt kein rührender Reim vor. Zurückhaltend damit ist Konrad von Würzburg und Frauenlob. Blicken wir in die frühste Zeit, so erscheinen sie schon häufig bei Otfried und nach ihm 522 mehr oder weniger in allen Gedichten, die hier in Betracht 2 kommen können, bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts, ja es gibt einige, die keinen anderen rührenden Reim dulden.

Wenn bei dreifachem Reim zwei rührende Wörter neben oder zwischen einem nicht rührenden stehen, so wird die Wirkung der Rührung aufgehoben. Auch Dichter, die sonst den rührenden Reim nicht lieben oder gar nicht anwenden, gebrauchen ihn dann unbedenklich und lassen auch wohl dieselben Wörter mit gleicher Bedeutung zu, was sie sonst streng meiden. Reinmar zît : strît : zît MS. 1, 83[a]. * Marienlieder Hanöv. zerrîven : geschrîven : schrîven 36, 19. * Veldeke küniginne : minne : minne MS. 1, 19[a]. als ê : snê : als ê MSHag. 3, 468[a]. Gottfried von Strassburg kan : gewan : gewan Lobgesang 31, 1—3. himelrîche : minneclîche : gelîche MS. 2, 184[b]. Walther unbewollen : wollen : bevollen 5, 19. werdekeit : herzeleit : leit 24, 15. rîchen : trügelîchen : Friderîchen 26, 23. Hier lässt er -lîche zu, gelîche : himelrîche : sicherlîche 76, 36. Er bindet sogar in zwei Strophen enkan gemachet lachet : gewan gemachet lachet 110, 17—19. 24—26. Der tugendhafte Schreiber gebunden : entwunden : wunden MS. 2, 102[a]. Lied eines Ungenannten sich : ich : ich

MSHag. 3, 321[a]. Neidhart geleit : treit : leit 11, 5 Ben. endelîchen : sicherlîchen : strîchen 12, 8. hiure : stiure : hiure 19, 2. Gottfried von Neifen wendet : sendet : wendet 6, 22. stunden : wunden : underwunden 8, 35. wenden : senden : senden 9, 14. 40, 7. seldebære : bære : swære 21, 12. rôt : nôt : rôt 36, 33. belîben : lîben : vertrîben 43, 11. Heinrich von Türlein heil : meil : unheil Krone Bl. 1[b]. wert : swert : wert 3[d]. alle : valle : alle 12[d]. hantstift : stift : gift 15[b]. næme : genæme : widerzæme 68[a]. guot : wol gemuot : wol gemuot 30010. Ulrich von Wintersteten mich : grimmeclich : tougenlich MSHag. 1, 148[b]. gelîch : rîch : minneclîch 1, 158[b]. gelîch : fremdeclîch : rîch 1, 163[b]. sicherlîche : fröudenrîche : gelîche 1, 169[a]. Der Düring gewalteclîchen : entwîchen : minneclîchen MS. 2, 20[b]. Winli gewan : gewan : man und gerîchen : minneclîchen : berîchen MS. 2, 21[b]. Tanhäuser enzwei : hei : enzwei MS. 2, 61[b]. hei : hei : enzwei 3, 63[a]. gelîchen : rîchen : lobelîchen 2, 63[b]. jâ : jâ : wâfenâ 2, 66[a]. Schulmeister von Esslingen niht : iht : niht MS. 2, 93[b]. Walther von Breisach eigenlîche : gelîche : rîche und sinnerîche : gelîche : gelîche MS. 2, 95. Hermann der Damen wirt (Verb.) : verbirt : hellewirt MSHag. 2, 162[a]. Der um die Form immer besorgte Frauenlob gebraucht den zweizeiligen rührenden Reim in seinen zahlreichen reimerfüllten Gedichten überhaupt nur zweimal und nur in Zusammensetzungen (meisterschaft : ritterschaft S. 147 Ettm. und jæmerlîchen : unbarmeclîchen S. 234), 523 dagegen den dreifachen öfter, himelrîche : wirdeclîche : tegelîche 3 S. 42, 43. freislich : eislich : unmeislich S. 93. erzeiget : zeiget : geneiget S. 205. mir : dir : mir S. 249. Regenboge unbescheidenheit : leit : bescheidenheit und rîch : tugentlîch : gelîch MSHag. 2, 309[a].

Ein gleiches Verhältnis findet bei dem vierfachen Reim statt, sei es, dass zwei nicht rührende darunter stehen oder nur einer, Veldeke danc : twanc : danc : tranc MS. 1, 19[a]. danc : kranc : danc : sanc 1, 19[b]. Heinrich von Morunge winde : kinde : underwinde : vinde MS. 1, 54[a]. Singenberg in fünf Strophen MS. 1, 153[a] wære : wære : unmære : mære. leiden : leiden : beiden : beiden usw. Merkwürdig sind zwei Lieder, die unter Walthers Namen gehen, in den vier Strophen des einen (S. 122. 133) findet man

winde : erwinde : linde (Subst.) : linde (Adject.). wandelbære : bære : swære : gebære. gedingen : dingen : ringen : geringen. gemeine (Adj.) : gemeine (Verb.) : reine : gebeine; unter diesen Reimen ist kein rührender mit gleicher Bedeutung der Wörter. Das zweite Lied besteht aus einer Strophe von zwanzig Zeilen (47, 16—35). Die ersten sechs lauten

Ich minne, sinne lange zît:
versinne Minne sich,
wie sie schône lône mîner tage.
nû lône schône: dêst mîn stât:
vil kleine meine mich,
niene meine kleine mîne klage,

der vierfache Reim wird hier durch Schlagreime je in zwei Zeilen gebildet, und es ist Bedingung, dass der erste und vierte wie der zweite und dritte zugleich rührende sind. In den beiden ersten Zeilen sind es Wörter mit verschiedener, in den vier anderen aber mit völlig gleicher Bedeutung. Dieser Art sind in einer sonst gleich gebildeten Strophe eines Unbekannten (Lachmann zu Walther 47, 16) auch die beiden ersten, also steht hier herre : verre : verre : herre. hulde : schulde : schulde : hulde. niuwe : riuwe : riuwe : niuwe. Ist Walther der Dichter des Liedes Ich minne, sinne? Es wird in der Heidelberger Liederhandschrift (S. 9. 10) dem Reinmar zugelegt, das macht es schon zweifelhaft. Mich dünkt es nicht wahrscheinlich, dass Walther sich zu einer solchen überkünstlichen Spielerei mit dem Reim, wenn sich in seinen anderen Gedichten kein Gegenstück findet, herabgelassen habe, freilich auch nicht Reinmar, wiewohl sich anführen lässt, dass dieser mit unerträglicher Wiederholung des Worts minne, die einige Male einem Schlagreim gleicht und doch keiner ist (MS. 1, 776), etwas Ähnliches sich erlaubt hat, aber diese Strophe wird auch Heinrich von Rücke (MS. 1, 98) beigelegt. Auch das zuerst angeführte Lied Ein meister las scheint mir Gesinnung und Ausdruck nach nicht Walthers Geist zu verrathen, und ich stimme den Gründen Wackernagels (Altfranzösische Gedichte S. 218. Geschichte der Litt. S. 199) bei, der es ihm abspricht. Ich gebe noch weitere Beispiele eines solchen vierfachen Reims, von welchen Gottfried von Neifen die

meisten liefert, swinden : vinden : erwinden : underwinden 17, 35. gebunden : wunden : befunden : überwunden 18, 26. vertrîben : belîben : wîben : lîben 18, 34. gunde : enbunde : underwunde : erwunde 28, 8. güete : gemüete : güete : hüete 36, 4. minneclîchen : rîchen : inneclîchen : wîchen 39, 27. underwunden : befunden : wunden : unverbunden 50, 33. Ulrich von Wintersteten minneclîchen : tougenlichen : entwîchen : herzeclîchen MS. Hag. 1, 148[b]. Rudolf von Rotenburg sælekeit : stætekeit : werdekeit : breit MSHag. 1, 336[b]. Frauenlob S. 261. 1, 25—29 zange : twange : lange : twange.

Es versteht sich von selbst, dass bei weiterer Anhäufung die Einmischung rührender Wörter noch weniger Anstoss macht. Heinrich von Morunge sê : ê : mê : mê : ergê MS. 1, 51[b]. Neidhart gemuot : fruot : guot : behuot : tuot : behuot 37, 4 Ben. Gottfried von Neifen betwingen : ringen : singen : gedingen : gelingen : dingen : ringen : dringen 25, 22—34. gebunden : wunden : erwunden : underwunden : kunden : funden : wunden : stunden 26, 7—19. swære : enbære : fröidebære : gevære : swære : wære : mære : bære 26, 30—27, 4. Ulrich von Gutenberg getân : getân : kan : undertân : man : kan MSHag. 1, 118[b]. Taler an : getân : gân : wân : an : gân MS. 2, 100[b]. Frauenlob êwikeit : meit : wirdekeit : weit : bereit : treit S. 20. noch : bloch : doch : noch : joch : koch S. 115. lât : hât : stât : wât : hât : nât S. 116. zange : twange : lange : twange : umbevange S. 261.

Ich untersuche zunächst den rührenden Reim bei Walthers und Freidanks Zeitgenossen.

Hartmann bedient sich dessen nicht ganz selten, doch häufig nur in seinem ersten Werk, im Erek. Ich will zusammenstellen, was überhaupt bei ihm sich zeigt, sîn (Verb.) : sìn (Pronom.) Erek 2399. in : in (Pronom. und Partikel) Er. 1707. 2513. 9647. Gregor 2211. 2869. Iwein 6711 herren (Gemahl) : herren Er. 8969. dicke (Adv.) : dicke (Subst.) Er. 2625. leit (Verb.) : leit (Subst.) Er. 3449. 525 zagen (Feiglinge) : âne zagen Er. 4225. arme (Adj.) : arme (Subst.) 5 Er. 5891. swebte in wâge : mers wâge Er. 7061. dû wilt : wilt (Subst.) Er. 7181. dingen (Subst.) : ûz dingen (Verb.) Büchlein 1, 1353. hie (Prät.) : hie (Partikel) Greg. 2453. liuten (Verb.) : liuten (Subst.) Greg. 3587. ringe (Adv.) : ich ringe Büchl. 1, 1873. Lac : lac Er. 3389. 4437. 5035. Auch palas : Pallas Er. 8201 muss ich an-

führen. In der einen Zeile eine vorgesetzte Partikel, gedinge: dinge Er. 3045. Büchl. 1, 1864. walt: gewalt Er. 3113. 6759. 6827. gewert: wert Er. 3777. wünne: gewünne Er. 5625. entwesen: wesen Er. 3275. breit: zerbreit Er. 8725. lîch: gelîch Gregor 2756. Iw. 1333. 1669. 3595. verlôs: siegelôs Er. 947: lôs Büchlein 1, 815. ich mache: ungemache Büchl. 2, 35. dâ mite: vermite Er. 1059. wert: entwert Er. 4949: gwert 6471. füere: gefüere Er. 9973. vernement: nement Iw. 2171. enpfielen: vielen Iw. 6225. Armen: erbarmen Gregor 3277, das fast bei allen Dichtern vorkommt, kann ich übergehen, da man die Wurzel nicht wird erkannt haben. Auch ein Beispiel, wo in beiden Zeilen eine mitreimende Partikel vorgesetzt ist, belangen: gelangen Büchl. 1, 1880. -lich -lîche -lîchen zeigt sich nur im Erek häufig, gelich: hêrlich 287: lobelich 743: manlich 843: bliuclich 1319: wætlich 1851: lobelich 1909: rîterlich 2301: alsamelich 2285. 2317: samenlich 2321. grimmeclich: ungelich 9251. gelîche: lobelîche 781: rîterlîche 2457: friuntlîche 2896: müezeclîche 2940: billîche 3335: unmüezeclîche A 395: wærlîche 4857: wirdeclîche 5093: volleclîche 7147: klägelîche 7967: wunderlîche 9739. algelîche: volleclîche 2959. heimlîche: wîplîche 5105. barmeclîche: herzeriwelîche 5743. manlîchen: lasterlîchen 903. glîchen: rîterlîchen 1945: volleclîchen 2813: angestlîchen 3139: ungiudeclîchen 2381, sogar, was ich bei keinem anderen gefunden habe, zwîvellîchez: gelîchez 7067. In den übrigen Gedichten habe ich es viel seltener bemerkt, in den Büchlein heimlich: gelich 2, 77. billich: ungelich 2, 175. wærlîche: gelîche 1, 909: ungelîche 2, 171. müelîchen: gelîchen 1, 651. In den Liedern sæleclîche: ungelîche 15, 9. Im Gregor gelîche: wünneclîche 33: heimlîche 2761: bescheidenlîche 3159. Im Armen Heinrich mislich: gnislich 167. Im Iwein gelich: eislich 427: tägelich 753: wünneclich 1683: unmügelich 2659. gemelîche: gelîche 2217. gelîchen: flîzlîchen 3755. Die Zusammensetzung mit schaft nur im Erek, rîterschaft: hêrschaft 1977. geschaft: meisterschaft 7365. 7605. Die übrigen Sub-
526 stantivcompositionen lassen sich ebenfalls leicht übersehen, im
6 Iwein zeigt sich gar keine, in den anderen Gedichten schefte: rîterschefte Erek 2333. gewant: îsengewant E. 2407. stegereife:

goltreife E. 7669. hîrât : rât Arm. Heinr. 1453. Greg. 2049. îsenhalten : behalten Gregor 2818 : gehalten 2871. Ferner vâlande : lande E. 5647. misselunge : wandelunge Büchlein 1, 1153. Îmâin : in E. 175. 1315. montanje : Britanje E. 1913. Karnant : genant E. 2881. Marguel : Luntaguel E. 1934. ergân : Kardigân 2851. gelingen : Karlingen Büchl. 1, 1279. spêculâtor : tor A. Heinr. 1357. Henegöu : Haspengöu Gregor 1403. Hier liegt immer die Verschiedenheit der Bedeutung am Tage; Gleichheit desselben gestattet Hartmann nur, wo der rührende Reim durch das Hilfsverbum oder das persönliche Pronomen oder eine Partikel gebildet wird, er hât : ir hât Iw. 3411. daz minn ich : des sorg ich Iw. 7437. da verlüre niemen an wan ich. zwâre jâ bin ich (iedoch mîn selber vîent niht) Büchl. 1, 1451. dâ hân ich michel angest zuo : nû gedenke selbe ouch dar zuo Arm. Heinr. 1099. diu muoz verderben dâ mite, wan dâ verliuset sî mite Büchlein 2, 771.

Noch zurückhaltender als Hartmann erscheint Wolfram; ausser einem einzigen Beispiel ohne Composition, ê (Subst.) : ê (Partikel) Wilh. 465, 19, finde ich nur den Reim auf lôs, verlôs: lôs Parz. 693, 17 : helfelôs Parz. 501, 27. Wilh. 421, 7. 450, 5: rehtlôs Parz. 524, 25 : sigelôs Parz. 693, 27. Wilh. 421, 7. 450, 5, und dann noch (wenn ich nichts übersehen habe) teidinc: dinc Parz. 729, 5. Eigennamen und fremde Wörter sondere ich ab, im Parzival Kaylet : Dôlet 48, 7. 58, 28. Waleis : Kanvoleis 59, 23. 60, 9. 77, 19: leis 281, 11. Brandelidelîn : Lehelîn 67, 17. 85, 27. bàruc : ruc 108, 11. -lich kommt noch am meisten vor, -lîche selten, -lîchen habe ich gar nicht gefunden, gelîch : ritterlîch Parz. 104, 19. 534, 23: minneclîch Parz. 648, 21: werlîch Parz. 532, 27. Wilh. 57, 1: græzlîch Parz. 562, 5: werdeclîch Parz. 648, 21: wünneclîch Parz. 796, 13: unzallîch Wilh. 52, 25: kostlîch Wilh. 116, 7: unzerganclîch Wh. 216, 15. ritterlîch: ungelîch Parz. 24, 9. werlîch : ieslîch Parz. 351, 27. manlîch: ieslîch Wh. 260, 13. zorneclîche : sicherlîche Parz. 120, 19. gelîche : senlîche Parz. 704, 27. Im Titurel wie in den Liedern zeigt sich kein rührender Reim. Wolfram gebraucht nicht, wie Hartmann, Hilfsverbum, persönliches Pronomen und Partikel.

Gottfried lässt das Pronomen zu, enzwizchen sî (Isolt und

Tristan): hin dan lac er, her dan lac sî 427, 19. durch in : ir fuoge hæten under in 445, 1. sî meinde in : gelobtens under in 527 420, 5, wobei freilich Geschlecht, Numerus und Casus Unter- 7 scheidung bewirken. Mit verschiedener Bedeutung im Tristan ê (Subst.) : ê (Partikel) 42, 29. sîn : sîn (Verbum und Pronomen) 86, 21. 229, 21. 487, 7 habe (Eigenthum) : habe (Hafen) 223, 23. 224, 13. wîs (Subst.) : wîs (Adject.) 248, 39. ô wâfen : wâfen 254, 19. vaste (Adv.) : vaste (Subst.) 390, 33. arme (Subst.): arme (Adj.) 395, 1. wilde (Wildnis) : wilde (Hochwild) 429, 27. 433, 13. tranc : dranc Lobgesang 28, 9. Mit vorgesetzter Partikel genæme : sich an genæme 231, 37. gewar (Verb.) : gewar (Adject.) 360, 19. zehant : hant 75, 15. meine : ungemeine 484, 27. Zusammensetzungen mit Subst. und Adject., herberge : berge 139, 27. gedankhaft : haft 428. lîch : gotelîch 393, 21: wünneclîch 441, 33: schedelîch 442, 17. erbärmeclîche : lîche 393, 32. Nirgend -lich -lîchen, ein einziges Mal -lîche, unmüezeclîche : iegelîche 456, 29, das natürlich befremdet. Die Lesarten gewähren keine Abweichung der Handschriften, ich glaube dennoch, dass man ändern muss. Tristan und Isolt haben sich eingeschlossen, auch Brangäne hat sie verlassen und zu den Frauen sich niedergesetzt: da kommt der König und fragt nach der Königin vil harte unmüezeclîche. nu sprach ir iegelîche »si slâfet, herre, ich wæne«. diu verdâhte Brangæne diu arme erschrac unde geschweic. Es ist zu lesen ir gelîche, die mit Brangäne gleichen Dienst bei der Königin that; durch die substantivische Geltung von gelîche tritt der Reim aus der Reihe der hier nicht zulässigen.

Ich habe von den Meistern, die der Kunst des dreizehnten Jahrhunderts die Richtung gaben, jeden einzeln betrachtet, die übrigen fasse ich zusammen. Gleiche Bedeutung der Reimwörter wird nur gestattet, wenn sie aus dem Pronomen, Hilfsverbum und den Partikeln bestehen. Beispiele hat schon Hartmann und Gottfried gewährt: ich stelle hier zusammen, was sich bei den übringen Dichtern findet: von dem Volksepos wird besonders die Rede sein. Konrad von Fussesbrunnen reimt im Leben Jesu ir : ir (welhez meinet ir? dô sprâchen sie ze ir) 74, 75 und in der Urstende er : er (daz si geswigen unz er rehte ver-

næme waz er seltsænes wolde sagen) 109, 36. Herbort was: was (dô Hector genesen was und der fride gegeben was 9390). in: in (sie ranten zuo engegen in ûf den rinc under in) 9875. Heinrich von Türlein ist: ist (sît er uns gekündet ist: swer under uns der fruoste ist) Krone 25ª. Lichtenstein mir: mir (des kan si niht geweigern mir: ich helf uns drin, dir unde mir) 154, 8. verderben mich: bedenken mich 352, 1. besmiden mich: daz müet mich 544, 27. geviele niht: verswîgen niht 29, 7. für übel niht: von niemen niht 273, 29. geturniren niht: hôhes muotes niht 309, 23. Stricker wære: wære (ob der walt lemtic wære und niht wan ritter wære) Karl 80ᵇ scheint nicht ganz sicher, da vielleicht wære: bære zu ändern ist. Rudolf von Ems sîn: sîn (daz ir durch den willen sîn [mîn von Gr. übergeschrieben] iuch ruochet underwinden sîn) Wilh. v. Orlens 3974. Ulrich von Türheim gar: gar (der hals alsô diu guffe gar: daz houbet was gestellet gar nâch einer grôzen mûlîn) Wilh. . . . Tanhäuser von mir: nâch mir MS. 2, 62ᵇ. Passional hât: hât (daz fiwer vier tugende hât, die es mit grôzer tugende hât l. mugende hât) 117, 37. der: der (sage mir, herre, wer ir der? dô sprach Jêsus z'im »sich, der) 59, 2. im: im (ir erge wart her für gelesen: swaz si der hetten ie ûf im. sumelich gie dâ zu im) 65, 85. in: in (ir heubet neigete si ûf in und sach noch jæmerlîche ûf in) 73, 67. an: an (sîn gewonlîchez cleit tâten si im wider an und griffen arelîche in an) 68, 18. Doch nâch alle mînem willen dîn: wol mich liebez crûce dîn 210, 9 gehört nicht hierher: es ist zu lesen nâch allem willen mîn. Jüng. Titurel wâren: wâren (in Tasmê si wâren: gap allen die dâ wâren) 4451. Renner gemerken kan: (übergên) kan 5825. neben sich: hinder sich 6169. sprâchen niht: gesâhen niht: griffen niht: giengen niht: schrîen niht 10844—10849. Wigamur mir: mir (ritter balt, nu sage mir waz schulde hætest dû ze mir?) 654. Boner gelîchet sich: blât er sich 46, 11. stôzet sich: hüete sich 85, 67. wunderlîche sî: daz sî 74, 41. * Der Suchenwirt hat drei Gedichte mit rührendem Reim gemacht No. 43. 44. 45. Equivoca Meisterlied Haupts Zeitschr. 10, S. 307; vgl. das zweite Meisterlied. **)

528
8

*) * Gemahlt sein: bezahlt sein Goethe 5, S. 103. * [Zettel.]

Diese Grenze wird überschritten, wenn selbständige Verba, Substantiva und Adjectiva im zweiten Reimwort mit völlig gleicher Bedeutung wiederholt werden. Erlaubt ist dies nur, wie wir oben gesehen haben, bei dem drei- und mehrfachen Reim, nicht aber bei dem einfachen Reimpaar. Wo ein solcher Reim vorzukommen scheint, zeigt sich bei genauerer Betrachtung immer einige Verschiedenheit in der Bedeutung, die ihn zulässig macht, oder er beruht auf Verderbnis des Textes. Ich will die Stellen, die hier in Betracht kommen, soweit ich sie kenne, anführen. Bei Herbort elter vater : vater 17992 sind die Begriffe verschieden, ebenso lässt sich der welsche gast : der diutsche gast bei Thomasin Pfälz. Handschr. Bl. 224[a] erklären, auch noch al : über al (sô beredent in die al, diez im rieten über al) 199[a], dagegen wäre nicht zu entschuldigen vertragen : vertragen (der rîch durchz guot muoz vil vertragen unwirde, die ich niht wolt vertragen) 42[b]. Aber die Stelle ist offenbar verderbt, ich bemerke zu den von Rückert angegebenen Les-
529 arten, dass auch die Göttinger Handschrift haben setzt, was
9 richtig sein könnte, da Thomasin geben : pflegen 202[b] reimt. Bei Konrad von Heimesfurt ist statt wolte : wolte 1053 zu lesen solde : wolde; * wolte : wolte ist Druckfehler, l. wolte : solte Pfeiffer.* Pfeiffer (Haupts Zeitschrift 8, S. 159) bemerkt, dass auch sehen : sehen vorkomme, allein ich kann die Stelle in dem Gedicht nicht finden. * Es ist Urstende 111, 69 gemeint, wo winkelsehen : sehen vorkommt, es ist dafür winkelspehen zu lesen. Pfeiffer. Nein, es ist ein erlaubter rührender Reim. * *) In Heinrichs vom Türlein Krone 21362—21365 heisst es

sô harte in begunde
der herte slâf twingen
und solhe nüwe twingen
daz er sich niht mohte erholn.

Die dritte unverständliche Zeile ist etwa in solhe ruowe bringen zu lesen. Bei Herbort ist gesunt : wol gesunt 6417 in gesunt : ungewunt zu ändern, wie schon Frommann angezeigt hat, ebenso bei dem tugendhaften Schreiber beroubet : beroubet (MS. 2, 101[d]) in betoubet : beroubet und bei Reinbot erkorn : erkorn 2691 in erkorn : erborn. In Strickers Daniel sind einige verderbte Zeilen

*) [S. unten die Briefstelle.]

herzustellen, die ich, da das Gedicht noch nicht gedruckt ist, aus der Dresdener Handschrift anführen will,

»nu begund er bald er bauē (l. nû begunde er balder zouwen),
vn hatte schier gehauē
ein loch so breit vnd so hoch« Bl. 123.
»da der kunec Artus saz,
der was des herste ane saz« (l. hêrste ân widersaz.) Bl. 211. 212.
»der ist nit so versonē
das er habe der wicze kunst (l. gunst).
kunde ein mā alle kunst
die got auf der erden
ie geschuf ūn liess werden« Bl. 229.

Bei Rudolf ist güete : güete Gerh. 1039 in güete : blüete zu bessern, bei Raumelant verirret : verirret MS. 2, 226[b] in verirret : verwirret und beim Marner behaget : behaget MSHag. 2, 257[a] in bejaget : behaget; ich lese nämlich die erste Zeile diu dîn prîs vil wol bejaget. Statt solden : solden Herzog Ernst 3939 ist solden : wolden (auch statt mêr : mêr mare 4529 mê : sê) zu setzen. Bei Ulrich von Türheim kommen einige zweifelhafte Stellen vor, verdienen müeze : geleben müeze Trist. 518, 17 kann man zulassen, da müezen als Hilfsverbum steht, aber einer Stelle im Wilhelm, daz wir keines mannes ellen bedürfen zuo dîn eines ellen wäre nur durch eine Änderung zu helfen, etwa daz wir deheines hergesellen. Bei dem Litschauer steht swer in der riuhe rîten sol, sîn pfert er wol beslahen sol MS. 2, 237, aber die Lesart sol beslahen wol (MSHag. 3, 735) ist allein richtig. In Türleins Wilhelm heisst es wie sie gebâren solde, dô man si toufen solde Bl. 13[b], will man nicht toufen wolde lesen, was sehr passend scheint, so steht hier süln wie müezen in der vorhin angeführten Stelle aus Ulrich von Türheim. Im Passional ist wolken : wolken 106, 68 in volken : wolken zu bessern, bekumen : bekumen 126, 16 in bekumen : kumen und bôsen : bôsen 228, 58 in bôsen : lôsen. Für einen gebildeten, guten Mustern nachstrebenden Dichter, wie sich der Verfasser der Guten Frau zeigt, wäre mê : mê 1255 unerträglich: um ihn zu entschuldigen, hat der Herausgeber den Reim durch einen Abschnitt getrennt, aber ich zweifle nicht, die zweite Zeile ist verderbt, und man muss lesen nâch drin tagen oder ê. Sollte Konrad von Würz-

530 10

burg, der überall glättet, solche verwerfliche Reime gerade in seinem letzten Gedicht, im Trojanischen Krieg, geduldet haben, während sich in seinen übrigen Werken durchaus keiner findet? Es ist unglaublich, und ich bin überzeugt, dass sie sämmtlich auf Verderbnis des Textes beruhen. Es fällt gleich in die Augen, dass âne var 2383 und von dirre vart 23601 stehen muss. Bei den übrigen bessere man âne siure 2497, des kleides sîn 3101, dâ : sâ 5007, gesinde : kinde 5726, unde dâ 6346, rîchiu volle 6684, beidersît 10295, der slâf an im gelige 11071, ze sagenne : ze klagenne 11350, und sîn lîp 20257, überflüetec 20623, jugent 20959, gegerwet 22765, verkorn 22836. Eine Stelle in Heinrichs von Freiberg Tristan mit aller nôt : des tôdes nôt 3633 unterscheidet den allgemeinen und besonderen Begriff, und ebenso verhält es sich in einer Stelle des Gedichts vom Priester Johann (Altd. Blätter 1, S. 314), al der jâre (in der ganzen Zeit): drîzec jâre 226. Wo in der Heidelberger Handschrift des jüngern Titurels, die Hahn herausgegeben hat, ein solcher Reim vorkommt, ist sicher eine Verfälschung des Textes anzunehmen. Der alte Druck von 1477 bessert die meisten, danach ist zu lesen hitze : witze 317. füeren : rüeren 382. girde : wirde 3157. rîche : gelîche 4371. vinden : erwinden 4655. gewidert : gevidert 5719. fiere : schiere 6004. schulde : schulde 2824 ist die ganze Stelle verderbt, und statt gebende : entstehende, wie hier der alte Druck hat, ist jehende : entsehende zu lesen. Lohengrin S. 63 ist wahrscheinlich stalte : gevalte und S. 189 gestammet : gesâmet zu setzen. Bei Boner findet man 97, 40 Pfeiffer

531 vil bezzer ist daz zwêne man
11 ein frouwen haben denn ein man
zwei wîp.

Schwerlich hat der Dichter, der sonst nur genaue Reime gestattet und den rührenden selten anwendet, sich diese Rohheit zu Schulden kommen lassen; Benecke hat eine spätere Nachhilfe in den Text genommen. Ich ändere

vil bezzer ist daz zwêne hân
eine frouwen denn ein man
zwei wîp.

Im Wigamur ist zu bessern getwungen nuo 796, alle wunder

4660 und gên mittem tage gevienc 4579. Streng erwiesen scheint mir der verwerfliche Reim bei keinem gebildeten Dichter. Erst am Ende des Jahrhunderts, vielleicht erst im Anfang des folgenden kam der Schmied Regenboge auf den unglücklichen Gedanken in seinem langen Ton (MSHag. 3, 468[k]) fünf Strophen, jede von 23 Zeilen, man kann denken mit welcher Anstrengung, zusammenzuhämmern, wo alle weitgetrennten Reime nicht bloss rührende sind, sondern auch bis auf sint : hofgesint lauter unerlaubte, um so auffallender, als er in seinen übrigen Gedichten sich des rührenden enthält.

Wenn bei vollem Gleichklang der Wörter die Bedeutung verschieden ist, so gilt der Reim als kunstgerecht, und ich weiss kein grösseres Gedicht dieser Zeit, in dem er nicht vorkäme, bei einigen selten, bei andern häufig: am sichtbarsten tritt er hervor, wenn die Reimwörter bloss liegen, d. h. durch eine Zusammensetzung nicht gleich äusserlich unterschieden sind. Ich gebe die Beispiele so vollständig als möglich. Athis ê (Subst.) : ê (Partikel) C* 109. sluogin sporn zu sîtin : in andir sîtin A** 51. Eraclius marc (Münze) : marc (medulla) 1427. want (Verb.) : want (Subst.)* 3145. Lanzelet werden (Verb.) : werden (Adj.) 4583. Wigalois reit (Verb.) : reit (Adj.) 12, 5. wol getân : getân 30, 30. 203, 3. werden : werden 63, 30. sîn : sîn (Pronom. und Verb.) 109, 2. 170, 23. stat : stat 274, 14. Konrad von Fussesbrunnen im Leben Jesu in (Pronom): in (Partikel) 73, 17. 84, 61. hieze (genannt werde) : hieze (anordne) 75, 44. gemaches (Subst.) : gemaches (Verb.) 87, 84. bat (Subst.) : bat (Prät.) 88, 1. sage (Verb.) : sage (Subst.) 97, 46. Urstende alter (senectus) : alter (altare) 127, 84. Konrad von Heimesfurt wâren (Adject.) : wâren (Verb.) 53. ê (Subst.) : ê (Partikel) 45, 271. Welscher Gast ê (Partikel) : ê (Subst.) 71[b]. leit (Verb.) : leit (Subst.) 82[b]. muoz (Verb.) : muoz (Subst.) 83[a]. für übel guot : zem oberisten guot 94[b]. 532 schaffen : schâfen 107[b]. wîse (modus) : wise (Adj.) 108[a]. wîsen 12 (Verb.) : wîsen (Adj.) 108[a]. criuce : sich criuce 178[b]. ère (Subst.) : êre (Verb.) 202[a]. kunt (Verb. für kunnet) : kunt (Adject.) 217[a]. wern (dauern) : wern (gewähren) 223[a]. Herbort sîn (Verb.): sîn (Pronom.) 1401. mære (Adject.) : mære (Subst.) 1635. wert (Adject.) : wert (Subst.) 1865. 9062. wîs (Subst.) : wîs (Adject.)

3023. 10905. in : (Pronom.) : in (Partikel) 3735. 11959. 13574. 14452. 16172. lîde (Verb.) : lîde (Subst.) 5802. enden (Verb.) : enden (Subst.) 6191. habe (Verb.) : habe (Subst.) 11885. habe (Vermögen) : habe (Hafen) 17604. genâde (Subst.) : genâde (Verb.) 17976. ane (Subst.) : ane (Partikel) 18022. Heinrichs von Türlein [1]) Krone sîn : sîn 53^{d}. 30023. wirt : wirt (Subst. und Verb.) 60^{d}. habe (Hafen) : habe (Vermögen) 70^{c}. varn (Verb.) : varn (Nachen) 71^{c}. bergen (Subst.) : bergen (Verb.) 79^{b}. was (erat) : was (campus herbidus) 17470. wâc (Subst.) : wac (Verb.) 27672. habe (Verb.) : habe (Subst.) 27097. hân (Verb.) : han (Subst.) 29945. Stricker wert (Verb.) : wert (Adject.) Kl. Ged. XI, 29. sîn : sîn Karl 48^{b}. werde (Adject.) : werde (Verb.) 112^{a}. in (Pronom.) : in (Partikel) 113^{a}. dô si mich heten verrâten und mich schuofen in die nôt, daz rach ich; des gie mir nôt 128^{a} zeigt Verschiedenheit der Bedeutung. sîn : sîn Amis 945. in (Pronom.) : in (Partikel) 233. wirt : wirt 2255. Lichtenstein sîn : sîn 21, 31. 129, 17. 337, 19. 470, 30. 471, 5. sît (Subst.) : sît (Verb.) 80, 25. hân (Hilfsverb.) : hân (habere) 38, 31. 335, 21. hie (Präf.) : hie (Partikel) 209, 3. habe (Subst.) : habe (Verb.) 467, 21. hêr : hêr 472, 1. komen hinne: verbergen hinne 512, 18. Fleck*) gnâde sagen : singen unde sagen 3 sind die Begriffe getrennt, wie alt : fünf jâr alt 613. sîn: sîn 3731. 5179. wîse (Subst.) : wîse (Adj.) 2027. wîs (Subst.) : wîs (Adj.) 3459. sî (Pronom.) : sî (Verb.) 4097. 5533. wirt : wirt 3199. werde (Subst.) : werde (Verb.) 6017, doch vgl. die Anmerkung. man (Subst.) : man (Verb.) 6559. wert (Adject.): wert (Verb.) 7873. Gottfried von Neifen bar (Verb.) : bar (Adj.) 8, 31. wer (Pronom.) : wer (Verb.) 9, 18. heil (Adject.) : heil (Subst.) 21, 24. 24, 17. swære (Subst.) : swære (Adject.) 23, 18. man (Subst.) : man (Verb.) 23, 24. senden (Verb.) : senden (sehnenden) 24, 1. sende (Subst.) : sende (Verb.) 24, 2. guot (Adj.): [533/13] guot (Subst.) 39, 8. bluot (sanguis) : bluot (flos) 39, 11. solt

[1]) Ich gebe die Beispiele nach der Wiener Handschrift, die ich in der Berliner Abschrift benutzt habe, bevor die Ausgabe von Keller in meinen Händen war; diese tritt mit Z. 12062 ein.

*) [Das Beispiel aus Rudolf von Ems hat W. Grimm unter Verweisung auf S. 8 = oben S. 133 gestrichen.]

(Subst.) : solt (Verb.) 39, 26. leit (Subst.) : leit (Verb.) 39, 7. Meister Alexander val (Subst) : val (Adj.). lachen (Subst.) : lachen (Verb.). bat (Subst.) : bat (Verb.). want (Verb.) : want (Subst.). varn (Subst.) : varn (Verb.). wint (ventus) : wint (canis) MSHag. 3, 28[b]. Ulrich von Wintersteten ougen (Subst.) : ougen (Verb.) MSHag. 1, 145[a]. Ulrich von Türheim lachen (Verb.) : lachen (Subst.) Tristan. Häufiger im Wilhelm man (Subst) : man (Verb.). ellen (Mass) : ellen (Kraft). werde : werde. gewirket hât : sper bî ime hât. wâfen : schrien wâfen. leit (Subst.) : leit (Prät.). wege (Subst.) : wege (Verb.). wâge (fluctus) : wâge (lanx). armen : armen. wirt : wirt. hœren : ûf hœren. Herzog Ernst mære (Subst.) : mære (Adject.) 4599 und das ungenaue lûte (Prät.): liute 5305. Tanhäuser triuwe (Adject.) : triuwe (Subst.) MS. 2, 64[b]. Ulrich von Türlein kunden : kunden Wilhelm 19[a]. werde : werde 100[a]. 121[b]. werden : werden 116[a]. 124[b]. drî stunt : ze stunt 118[b]. er nam : für liebe nam 127[b]. was : gebluomter was 131[a]. nam (nomen) : nam (Verb.) 137[b]. ê : ê 144[a]. Passional got herre, den ich meine, dû bist, den ich meine 2, 87. wâr : war 23, 23. weich (Verb.) : weich (Adv.) 23, 58. sagete (dixit) : sagete (sägte) 49, 5. gruoben (Verb.) : gruoben (Subst.). berge : ze berge 95, 27. 101, 46. 108, 84. arme (Subst.) : arme (Adject.) wîse (Subst.): wîse (Adj.) 146, 10. genæme (Verb.) : genæme (Adject.) 212, 55. sal (Subst.) : sal (Verb. = sol) 278, 59. vaste (Adv.) : vaste (jejunium) 335, 37. stat (l. an der stat auf der Stelle): stat (urbs) 336, 83. Marienlegenden hin von mir wilt kêren : du salt dich dar an kêren 131, 163. arm (Adj.) : arm (Subst.) 231, 545. Heinrich von Meisen sîn : sîn Unservater 478. armen : armen 2260. Meisener muozen (Subst.) : muozen (Verb.). arm (brachium) : arm (pauper) : wazzers arm. wider (Partikel) : wider (vervex) Amgb. S. 43. Konrad von Landegge ich muote : muote (Dat.) : muote (Prät. von müejen) MS. 1, 199[b]. Boppe risen (Subst.) : risen (Verb.) MS. 2, 230[b]. Konrad von Würzburg gebraucht diesen Reim in den erzählenden Gedichten mit grosser Zurückhaltung: nur einige Male habe ich ihn im Trojanischen Krieg bemerkt: ê : ê 10192. wilde : wilde (Adject. und Subst.) 16203. erden (Welt) : erden (Heimath) 22148. diu (vart) wart erhaben : der apfel guldîn und erhaben 23519. Dagegen wird ihm ein Lied

von drei Strophen (MSHag. 2, 318[b]. XIII.) beigelegt, worin nicht bloss linde (Subst.) : linde (Adject.), dicke (Adv.) : dicke (Adj.), schône (Adv.) : schône (Verb.) vorkommen, sondern auch der dreifache Reim winterleit : leit (duldet) : leit (liegt). wert 534 (dauert) : wert (Adj.) : wert (gewährt). gewant (Partic. von wen- 14 den) : gewant (Subst.) : gewant (Prät. von winden). Ja, ein anderes von zwei Strophen (MSHag. 3, 453[b]) ist ganz aus solchen Reimen zusammengesetzt, z. B. künde (Subst.) künde (possem): künde (nuncio). ringen (Subst.) : ringen (luctari) : ringen (imminuere). scheiden (Dat. Pl. von scheide silurus) : von ir scheiden (Verb.) : scheiden (vaginæ) : spæne scheiden. In den übrigen Liedern sind sie gemieden, sogar in der mühsam gearbeiteten Vorrede zum Engelhart, wo sie gute Dienste hätten leisten können. Ja, wir werden hernach sehen, dass Konrad die andere Art dieses Reims, von welcher gleich die Rede sein wird, ebenfalls nur in den erzählenden Gedichten und auch da nicht minder sparsam gebraucht: in den Liedern macht lûterlich: wünneclich (MSHag. 2, 200[a]) die einzige mir bekannte Ausnahme: die Klage der Kunst, worin sicherlîchen : rîchen : kûnicrîchen : gelîchen vorkommt (MSHag. 3, 334[b]), darf als ein untergeschobenes Gedicht (vgl. Wackernagels Geschichte der Litteratur S. 114, Anm. 29) nicht angeführt werden. Der Gedanke liegt also nahe, auch jene beiden Lieder für unecht zu halten. Bei einem Ungenannten rinde (cortex) : rinde (bovi). linde (Subst.) : linde (Adject.). winde (Hunde) : luftes winde MSHag. 3, 4689. Jüng. Titurel der eine : eine (Adv.) 2836. ander (alius): ander (alter) 3080. Boner für wâr : war 57, 53. über ein : ein 70, 25. sîn : sîn 99, 65. Lohengrin solde (Verb.) : solde (Subst.) S. 163. Renner arm (Adj.) : arm (Subst.) 346. wider (Partikel): wider (Subst.) 1694. wirt (Subst.) : wirt (Verb.) 4559. 5353. 5553. 5611. 9256. 21203. guot (Subst.) : guot (Adj.) 3843. 4896. 9508. 10606. 20391. 21631. sparn (Subst.) : sparn (Verb.) 4815. 21072. alter (altaria) : alter (senectus) 5033. werden (Subst.) : werden (Verb.) 5061. dâ heime : heime (Grille) 5615. 5657. genuoc (Adj.) : genuoc (Verb.) 5832. leben (Subst.) : leben (Verb.) 6607. werde (Verb.) : werde (Subst.) 8168. schepfen (Schöffen) : schepfen (Verb.) 8410. esse (As im Würfel) : esse (Kamin) 11406. wâr:

war 13710. lachen (Verb.) : lachen (Subst.) 14092. 15934. lâgen (Prät. von ligen) : lâgen (insidiari) 14756. visch noch man (Mensch) : pfaffe noch man (Laie) 17898. under wegen : wegen (Verb.) 19046. wîse (Subst.) : wîse (Adj.) 19862. marc (medulla) : marc (Geld) 19891. mit lambes vellen : vellen (Verb.) 21529. gevallen (placere) : gevallen (delapsus) 21533. leit (Verb.) : leit (Subst.) 23384. Der spätere Suchenwirt, der noch am Schluss des 14. Jahrhunderts lebte, hat sich mit einem Gedicht von 118 Zeilen abgequält (S. 146), in welchem nur rührende Reimpaare vorkommen: fast alle sind dieser Art und keine unerlaubte darunter.

Stehen beide rührende Reimwörter oder auch nur eins in Zusammensetzung, so tritt der Unterschied der Bedeutung sogleich hervor und kann kein Bedenken erregen; ohnehin bietet sich dieser Fall öfter dar. Es scheint mir angemessen, die Reime auf -lich -lîche -lîchen, -heit, -schaft, -tuom und -haft abzusondern: da diese Wörter jetzt (das Adjectiv haft in Gottfrieds Tristan 23, 13 ausgenommen) nur noch in Zusammensetzungen vorkommen, so ist ihr Begriff verdunkelt und das Rührende wird weniger empfunden. (a) -lich, -lîche, -lîchen. Nur zweimal zeigt sich -lîcher bei Heinrich vom Türlein und im jüngeren Titurel, nur einmal -lîchez in Hartmanns Erek. Reinmar gelîchen : gemellîchen MS. 1, 83, der einzige rührende Reim, den er zulässt. König Tirol ritterlich : herteclich MS. 2, 250ª. Eraclius nur sicherlîche : minneclîche 3777. Lanzelet gelich : mennegelich 2975. senfteclîche : billîche 2235. gezogenlîche : minneclîche 3145. 3479. 8451 : rîterlîche 5283 : bitterlîche 6849. sæleclîche : algelîche 7299. güetlîche : nemlîche 7635. wirdeclîche : bescheidenlîche 8591. Wigalois sûberlich : tegelich 11, 10 : gelich 77, 8 : ieslich 187, 33. jæmerlich : gelich 123, 7. wunderlich : jegelich 43, 22. heimlich : tegelich 45, 23 : billich 51, 31. tegelich : unbillich 97, 35. ungelich : mislich 165, 19. gelîche : meisterlîche 24, 18. 26, 8 : gefuoclîche 27, 29 : minneclîche 28, 3. 73, 24. 238, 36 : wünneclîche 48, 24 : gemeineclîche 116, 29 : krefteclîche 171, 9. herzenlîche : väterlîche 246, 5. jæmerlîche : offenlîche 250, 39 : krefteclîche 171, 9. 262, 19. Bei beiden also, bei Wirnt und Ulrich von Zezichofen, kein -lîchen.

Ich habe bei den eben angeführten gebildeten, der besten Zeit zugehörigen Dichtern vollständig sein wollen, bei anderen, wenn sie nicht ausgezeichnet sind, genügt eine Auswahl. Im Welschen Gast alle drei Formen, doch -lîchen am häufigsten, frevelich : frowelich 7b. sicherlich 7b. nœtlich : gelich 23a. 79b. etelich : bœslich 26a: wunderlich 76b. wunderlich : gemelich 42a. etelîche : sumelîche 71b: sicherlîche 136b. ungelîche : wunderlîche 28a. tougenlîche : sicherliche 58b. gemeinlîche : höveschlîche 60b: genzlîche 94b. genzlîche : sicherlîche 164b. tegelîche : werltlîche 196b. müezeclîchen : lesterlîchen 3a. frowelîchen : hôchverticlîchen 4a. sicherlîchen : bœslîchen 5a. 5b: unhövischlîchen 11a: gelîchen 196b. 204b: frœlîchen 212b: übelîchen 214b: genzlîchen 220b. 224a: flîzeclîchen 221a: offenlîchen 222b. offenlîchen : tougenlîchen 222b. bœslîchen : frümeclîchen 157a: geistlîchen 171a: bescheidenlîchen 212a. unmæzlîchen : unkiuschlîchen : unredelîchen 536 155b. tegelîchen : übellîchen 167b. Konrad von Fussesbrunnen 16 in der Kindheit Jesu griulich : freislich 83, 3. gelich : grimmelich 83, 42. minneclîche : kintlîche 88, 29. gelîchen : êweclîchen 76, 69. 79, 20. In der Urstende erbarmeclîchen : gnædeclîchen 121, 83. gelîchen (Verb.) : jæmerlîchen 124, 48. Konrad von Heimesfurt gebraucht nur -lich und nur einmal, gelich : untœtlich 825, was gegen die Vermuthung Pfeiffers (Haupts Zeitschrift 8, S. 153) spricht, er sei auch der Verfasser der Urstende. Bei Herbort -lich und -lîche häufig iegelich : gelich 2929. 3177. 10755. 16874. 16906: grœzlich 6487. lügelich : mislich 3045. frœlich : engestlich 3195. tegelich : gelich 9362. hêrlich : gelich 15934. minneclîche : hübeschlîche 527. zorneclîche : werlîche 2094: gelîche 7777. hübeschlîche : stolzlîche 2425 : frevellîche 7447. gezogenlîche : bœslîche 8031. gelîche : iegelîche 10979. 16233. freislîche : gelîche 11709. jæmerlîche : unsæleclîche 14957. êweclîche : endelîche 15293. hêrlîche : gelîche 16750. 18433. unwîplîche : bœslîche 17254; nur einmal -lîchen, gezogenlîchen: iegelîchen 631. In Heinrichs Krone -lich, selten -lîche und lîchen und einmal -lîcher, ungelich : wunderlich 8a : kumberlich 38c: lügelich 17749: misselich 18073: sûberlich 14035: tugentlich 16324: rîlich 18341: wunneclich 29154. gelich : ieslich 40b. 26993. 27952: klegelich 45d: eislich 73b. 12780. 20895. 13402.

vorhtlich : ieslich 43[a]. Sodann kostelîche : gelîche 14747. iegelîche : gelîche 25387. gezogenlîchen : betlîchen 39[c] und iegelîcher : gelîcher 25904. Gottfried von Neifen minneclich : gelich. minneclîchen : gelîchen 34, 22. Auch im Mai -lich und -lîche häufig und nur einmal -lîchen, gelich : wünneclich 5, 23: frœlich 49, 31: unmügelich 50, 25: tugentlich 72, 31: flîzeclich 96, 3: minneclich 97, 3. 107, 29: werdeclich 116, 33: ungezogenlich 166, 11: willeclich 228, 1. ungelich : êweclich 2, 25. Ferner gelîche: bitterlîche 38, 35: innerclîche 93, 29: innerlîche 204, 15: willeclîche 210, 5: reiselîche 210, 17: êrlîche 240, 5 und lesterlîchen: gelîchen 156, 9. Eigenthümlich, dass hier immer gelich gelîche gelîchen ohne weitere Zusammensetzung in dem einen der beiden Reime steht, ungelich 2, 25 macht kaum Ausnahme, nur lieplîche : tugentlîche 242, 24: aber ich glaube, das Gedicht schliesst mit 242, 23 und halte die folgenden sechs Zeilen für einen unechten Anhang. Lichtenstein im Frauendienst sunderlich : gelich 94, 13. ernstlich : endelich 102, 3. ritterlich : wünneclich 188, 3: minneclich 231, 12: lobelich 272, 3. wunderlich : stæteclich 327, 21. minneclich : meisterlich 442, 12. schedelich : lesterlich 537, 12. nur im Frauenbuch einmal magetlîche : zorniclîche 625, 27 und heimlîchen : swachlîchen 613, 15, wiewohl man erwägen muss, dass klingende Reime im Frauendienst selten sind. Bei Stricker erscheint -lich sehr vereinzelt, gelich : billich Kleine Ged. I, S. 26: unbillich VI, S. 94. wünneclich : gelich Karl 15[b]. gelich : hèrlich 28[b]. helfelich : iegelich 51[b]. gelich : grôzlich (Adv.) 112[b]. Auch im Daniel nur gelich : minneclich Bl. 17. freislich : gelich Bl. 60 und einmal gelîche (Verb.) : grôzlîche (Adv.) Bl. 1. Unsicher ist spotelîche : müezeclîche in der Fabel von dem Fuchs und Krebs (Haupts Zeitschrift I, S. 398). Die Warnung zeigt bloss frœlich : gelich 1219. unbillich : griulich 3191. Neidhart lobelich: minneclich 24, 8 Ben.: wünneclich 54, 1. gelich : vîretegelich 32, 5 und gelîche : sumelîche 26, 2. In den verdächtigen Liedern gelich : minneclich MSHag. 3, 212[b]. gelîche : wærlîche 241[b]. Reinbot nur wünneclîche : gelîche 3284. Bei Rudolf von Ems zwar kein -lich, doch -lîche und zwar am häufigsten im Gerhart. Ich zähle sie sämmtlich auf, algelîche : minneclîche 753. 1979. vesteclîche : jæmercliche 1531. lobelîche : gewalteclîche 4317. frœ-

537 17

lîche : werdeclîche 5533. græzlîche : wünneclîche 5723. wünneclîche : gelîche 5937. stæteclîche : gelîche 6909, einmal sicherlîchen : güetlîchen 2209. Im Wilh. v. Orlens klegelîche : algelîche 4496. gelîche : herzeclîche 4997. rîlîche : gelîche 5213. minneclîche : trûreclîche 10421. Fleck gebraucht -lich und häufig -lîche (vgl. Sommer zu Flore S. 266): aber -lîchen durchaus nicht, gelich : edelich 469: hêrlich 3561: wætlich 6967. ungelich : minneclich 251. Von -lîche nur Beispiele, gelîche : bescheidenlîche 231: lûterliche 1767. hoveschliche 2001: nemelîche 4053: volleclîche 4243. algelîche : bescheidenlîche 1107. rîlîche : inneclîche 3467. verzegenlîche : flîzecliche 3865. unervorhteclîche : glîche 6803. Gottfried von Neifen minneclîchen : minneclîch : gelîchen : gelîch 34, 22. Otto von Botenlauben gnædeclîche : endelîche MSHag. 1, 11^b. klagelîchen : tougenlîchen MS. 2, 172^b. Walther von Klingen glîche : genædeclîche MS. 1, 31^b. Markgraf von Hohenburg minneclich : gelich MS. 1, 17^b. Jacob von Warte gelîche : sicherlîche MS. 1, 66^a. Marner nur manlîchen : gelîchen MS. 2, 172^b. Reinmar von Zweter wunderlich : gelich MS. 2, 135^a. ungelîche : sumelîche 2, 132^b. gelîchen : edellîchen 2, 128^b: sicherlîchen 2, 144^b. êweclîchen : sicherlîchen 2, 148^b. Bruder Wernher nur willeclîche : sicherlîche MS. 2, 162^a. Der wilde Alexander unendelich : gelich MSHag. 1, 306^a. Raumeland wîplîche : gelîche MSHag. 2, 370^a. Meisener minneclich : gelich MSHag. 3, 89^b. untugentlich : gelich 3, 109^b. lesterlîchen : gelîchen 3, 109^b. lüge-
538 lîchen : gelîchen 3, 110. -lîche nur im dreifachen Reim; himel-
18 rîche : vorhteclîche : gelîche 3, 93^a. Ulrich von Wintersteten grimmeclich : tougenlich MSHag. 1, 154^b. minneclîche : gelîche 1, 157^a. gelîche : herzecliche 1, 164^b. ungelîche : sicherlîche 1, 163^a. tougenlîche : minneclîche 1, 166^b. tougenlîchen : gelîchen 1, 159^a. Rudolf von Rotenburg gelîchen : minneclîchen MSHag. 1, 79^b. Der von Gliers gelich : wünneclich MSHag. 1, 106^b. Christian von Hamle gelîchen : minneclîchen MSHag. 1, 113^a. Der Schenk von Limburg minneclîche : gelîche MS. 1, 59^a. Reiman von Brennenberg lobelich : gelich MS. 1, 184^b. 185^a. wunderlîche : sicherlîche 1, 185^b. Christian von Lupin vorhteclîche : zornlîche MS. 2, 16^b. Ulrich von Muneger genædeclîchen : unendelîchen MS. 2, 46^b. Hug von Werbenwag gelîche : minnenclîche MS. 2,

50ª. Göli wünneclîche : gelîche MS. 2, 58ª. Der von Buwenburg minneclîchen : gelîchen MS. 2, 180ᵇ. Hadlaub gebraucht nur -lîche und überhaupt keinen anderen rührenden Reim gelîche : minneclîche MS. 2, 185ᵇ. ungelîche : minneclîche 2, 192ª. zartlîche : minneclîche MSHag. 2, 294ª. -lich setzt er aber in Verbindung mit anderen Reimen, wodurch nach der oben angeführten Regel die Berührung aufgehoben wird, wunderlich : ungelich : sich MSHag. 2, 300ᵇ. minneclich : hovelich : êrenrîch : ich 2, 306ᵇ. Der Kanzler wunderlich : unbegrîfelich MS. 2, 245ᵇ. Herzog Ernst gebraucht nur einmal -lich, das er auch im nicht rührenden Reim (gelich : sich 3315) verwendet, wünneclich : zühteclich, öfter -lîche, menlîche : redeliche 481. gelîche : willeclîche 1259: grôzelîche 1737: jæmerlîche 1951: behegelîche 1951: behegelîche 2090: minneclîche 2695: willeclîche 3312: wunderlîche 3727: getriuwelîche 5335, nur zweimal -lîchen, wo aber auch -lîche stehen könnte, strîteclîchen : nîtlîchen 1311. allertegelîchen : krefteclîchen 1385. In dem Passional kommt bloss -lich vor und auch dieses verhältnismässig (das grosse Werk enthält gegen 100000 Zeilen, wovon erst mit Einschluss der dazu gehörigen Marienlegenden etwa 40000 gedruckt sind) äusserst selten: ich habe nur bemerkt offelich : endelich 14, 73. güetlich : getrûelich 16, 58. ordenlich : êweclich 21, 10. vîentlich : gemeinlich 201, 83. Gute Frau tegelich : billich 809. gelich : unmügelich 2925. gelîchen : tegelîchen 2123, kein -lîche, wiewohl es sehr oft mit rîche gebunden wird 43. 233. 1130. 1295. 3238 usw. Heinrichs von Meisen Unservater zeigt häufig -lich, selten -lîche, gar nicht -lîchen, gelich : geistlich 443 : lobelich 630. 871: unsihtlich 1005: frühteclich 3183: mügelich 3374: unschedelich 4248. wirdeclich : tegelich 827. 936. unnützelich : tegelich 837. tegelich : klegelich 3151. freislich : engestlich 3014. 4534: lobelich 4453. Sodann gebruoderlîche : gelîche 185. wærlîche : gelîche 1922. Aus Ulrich von Türheim habe ich angemerkt gelîche : minneclîche Wilhelm Pfälz. Handschr. Bl. 250 und gelîchen : geselleclîchen Tristan 540, 37. In Ulrichs von Türlein Wilhelm nur gelich : sumelich 94ᵇ. gelîche : menschlîche. Bei Konrad von Würzburg ist -lich, -lîche selten genug, ich habe nur gefunden lûterlich : wünneclich MS. 2, 200ª. enges-

539
19

lich : minneclich Weltlohn 69. klägelich : minneclich Engelh. 2326. Von wünneclich : ungesihteclich Troj. Kr. 9918 wird gleich hernach die Rede sein, von dieplich : lieplich MSHag. 2, 323[a] weiter unten. Sodann gelîche : sicherlîche MSHag. 2, 315[b]. rîlîche minneclîche Engelh. 1620. gelîche : snelleclîche Engelh. 2699: inneclîche Engelh. 987. -lîchen kommt bei Konrad nicht vor. Heinrich von Freiberg gestattet im Tristan nur -lich, gelich: megetlich 693: kœstlich 1319: hêrlich 1347: tugentlich 4231. minneclich : friuntlich 1978. heimlich : listeclich 3024. lieplich: wünneclich 4929. klegelich : gemeinlich 6743. Dagegen im Johann von Michelsberg gelîche : wünneclîche 12 und prîslîchen: wünneclîchen 65. Man müsste die Verschiedenheit aus früherer Abfassung dieses Gedichts erklären, aber ich habe noch weitere Gründe, den Heinrich von Freiberg, der sich darin nennt, für einen anderen zu halten. Im jüngeren Titurel, wo lauter klingende Reime gebraucht werden, kann nur -lîche oder -lîchen vorkommen. Sie sind nicht häufig, tegelîche : ungelîche 159: hurteclîche 555. ungelîche : sæleclîche 805: hovelîche 4112. gelîche : herzenlîche 1090: menlîche 1203: flühteclîche 1383: ritterlîche 1466 (und so ist auch 2801 zu lesen): behendeclîche 2554: sunderlîche 2830: êweclîche 3085: verborgenlîche 3297: ungenædeclîche 3786: ritterlîche 5563. 5928: werdeclîche 5984: tegelîche 6165. menlîche : krefteclîche 3541. Die Heidelberger Handschrift hat noch einige mehr, die aber vor den besseren Lesarten des alten Drucks verschwinden, hôch und rîche statt betwungenlîche 798. fürsten, frîen, grâven, arm und rîche statt fürstenlîchen an ir herren stat vil wunder werdeclîche 1077. triuwenrîche statt hovelîche 1096. trügelisten rîchen statt trügenlîche 1558. rîche statt gelîche 2545. krefte rîche statt krefticlîche 2921. 3401. rîche statt sunderlîche 4301. jâmers rîche statt 5945. Sigune in der Klage über Tschionatulanders Leiche spricht:

540 »ich meine ûf erde in solchen nœten lebende,
20 ich wæn von mîner nœte
wære ein lewen herze tôt ûf hebende«.

Von meinem Klagegeschrei würde ein Löwenherz lebendig werden, mit Hindeutung auf die Sage von dem Löwen, der

seine Jungen lebendig schreit. Das hat der Bearbeiter des Heidelberger Textes nicht verstanden und setzt eine Albernheit dafür:

> »ich mein ûf erde mit klage sô klegelîche:
> ez wirt diu klage bernde
> an mir noch vil der klage jæmerlîche« 5159.

Sodann -lîchen, frevellîchen : meisterlîchen 337. güetlîchen : sicherlîchen 723. werdiclîchen : lieplîchen 1244. ritterlîchen : gelîchen 2021. hurticlîchen : gelîchen 2109. krefteclîchen : gelîchen 2316. kristenlîchen : ordenlîchen 2801. volleclîchen : unhovelîchen 2884. werdeclîchen : menlîchen 3604. gelîchen : flühteclîchen 3910 : lobelîchen 4958. menlîchen : kostlîchen 4182. tegelîchen : gewalteclîchen 6130. -lîchen wird in der Heidelberger Handschrift nicht vermehrt. Überhaupt höchst selten ist ungelîcher : billîcher 2586 (s. oben S. 535 [= S. 141]). Im Reinfried von Braunschweig, den ich in K. Gödekes Auszügen benutzen kann, finde ich -lîch und -lîche, kein -lîchen, griuwelîch : sicherlîch S. 67. keiserlîch : minnenclîch 104, wozu noch geistlîch : meistlîch 50 kommt. Sodann endelîche : minneclîche 12. tougenlîche : minneclîche 14. grimmeclîche : gelîche 45. wunderlîche : behendeclîche 97. eigenlîche : ungelîche 100. Bei Frauenlob habe ich nur jæmerlîchen : unbarmeclîchen S. 234 bemerkt. Auch im Lohengrin ist der Reim höchst selten, ritterlîch : ungelîch S. 71. zühteclîche : gelîche S. 59. ritterlîche : gelîche S. 139. Im Wigamur alle drei Formen, hêrlich : tœrlich 423. lobelich : ungehiurlich 478. gemelich : tegelich 514. mislich : lieplich 1102. kintlich : wærlich 1310. gnôzlich : grôzlich 1434. hovelich : minneclich 1548. grôzlich : ungelich 1710. gelich : gezogenlich 1952 : hovelich 1982 : ritterlich 2326 : tugentlich 3437 : minneclich 5725. tugentlich : ritterlich 2042 : zierlich 2326. minneclich : gemelich 4361. Sodann gelîche : wunderlîche (so ist zu lesen) 1025 : ritterlîche 1229 und werlîchen : ungehegelichen l. unbehegelîchen 664. gelîchen : wærlîchen 3425. So häufig in Hugos Renner -lich und -lîchen, so selten -lîche, gelich : lesterlich 922 : edellich 2461 : sunderlich 2804. 10376 : werltlich 4241. unbillich 4975. 6131 : unzimlich 5729 : jæmerlich 7376. 16830 : kreftеclich 7886 : zwîvellich 11942 : klœsterlich 12080 : heimlich 20665 : tiuvellich [541 21]

23891: getriuwelich 24212: ungelich 3759. 24565: gîteclich 24645. unbillich : ungelich 2834. werltlich : ungelich 4241. lûterlich : inneclich 4669. wizzentlich : êweclich 4679. unbarmherzeclich : jæmerlich 6799. unverspelteclich : velschlich 7772. jæmerlich : offenlich 9071: frœlich 15492. unordenlich : unhœvelich 9169. unêlich : unzimlich 9171. unkristenlich : unêrlich 9173. unmuoterlich : unbruoderlich 9174. ungesellich : unendelich 9176. unredelich : unfriedelich 9182. unordenlich : unbarmherzeclich 9240. ungelich : schedelich 9348. offenlich : sunderlich 10375: jæmerlich 24050. gîteclich : ungelich 10734. sunderlich : inneclich 10965. tegelich : wertlich (so liest die Frankfurter Handschrift S. 202[a]) 13662. heimlich : offenlich 17078 (so ist zu bessern, wie in den anderen Stellen steht) 21793. 24305. veterlich : inneclich 15758. rîlich : jæmerlich 16322. willeclich : heimlich 17098. ordenlich : effenlich 17900. unordenlich : unbruoderlich 18079. engestlich : minneclich 19134. tougenlich : dêmüeteclich 20729. reineclich : sunderlich 22802. güetlich : minneclich 23268. menschlich : götlich 23809. Nur zweimal habe ich ein sicheres -lîche bemerkt, wunderlîche : gelîche 88. offenlîche : ernestlîche 19855. Von -lîchen Beispiele genug, edellîchen : esellîchen 1458. einvelteclîchen : ernestlîchen 6437: frumeclîchen : lesterlîchen 7100. êweclîchen : gelîchen (Verb.) 13510. jæmerlîchen : êweclîchen 14003. 17036. 18382: minneclîchen 17241. gelîchen (Verb.) : tugentlîchen 15092: wünneclîchen 20075. frœlîchen : volleclîchen 20718. wærlîchen : versûmeclîchen 21875. willeclîchen : unnützelîchen 21881. Bei Boner, der sich selten einen klingenden Reim erlaubt, nur -lîch und nicht oft, gelîch : trügenlîch 83, 11: senfteclîch 69, 3: hêrlîch 82, 33. ungelîch : valscheclîch 33, 37. * Cato ed. Zarncke rührend 273 guetlîchen : volleclîchen. * [Zettel.]

Noch ist etwas Eigenthümliches bei diesem Reim zu bemerken: manchmal berühren sich darin cl nl rl, ohne dass zugleich die vorhergehende Silbe mit zum Reim gehörte. Dies lassen aber nur einige zu. Hartmann einmal in dem minder ausgebildeten Erek barmeclîche : herzeriweclîche 5743, wo Haupt herzeriwelîche bessert. Wirnt wünneclîche : gesellecliche 22, 24. jæmerlîche : sicherlîche 258, 30. Thomasin mæzeclîchen : dê-

müeteclîchen Pfälz. Handschrift Bl. 158^a. offenlîchen : tougenlîchen 222^b. sicherlîchen : lesterlîchen Götting. Handschr. Bl. 142^a und Dresdner Handschr. unmæzeclîch : unstæteclîch. Urstende erbarmeclîche : gnædeclîche 121, 83. Wernher von Teufen zühteclich : minneclich MS. 1, 44^b. Lichtenstein züchteclîch : minneclîch 170, 1. manneclîch : trûrelîch 315, 31. sunderlîch : ritterlîch 542 76, 17. 193, 29. 268, 25. 487, 26. ritterlîch : jæmerlîch 221, 19: 22 kumberlîch 235, 17. wunderlîch : meisterlîch 444, 12. Rudolf vesteclîche : jæmerclîche (wo aber wohl jæmerlîche zu bessern ist) Gerhard 1531. minneclîche : trûreclîche Orlens 10421. Fleck unbescheidenlîche : gezogenlîche 3137. Ulrich von Wintersteten minneclîche : senfteclîche MSHag. 1, 557^b. Konrad von Kilchberg zühteclich : minneclich MS. 1, 14^b. Reinmar von Zweter werdeclich : sünderlich MSHag. 3, 468^b. Christian von Lupin wærlîche : sunderlîche MS. 2, 17^b. Herzog Ernst wünneclich : zühteclich 5057. Rabenschlacht volleclîchen : trûreclîchen 18. Rosengarten D wünneclich : gewalteclich 583. Konrad von Würzburg nur wünneclich : ungesihteclich Troj. Krieg 9918. Jüng. Titurel krefticlîche : gewalticlîche 34. senfticlîche : krefticlîche 2839, wo aber der alte Druck senftelîchen : kreftelîchen liest. Hugo hat kein Bedenken bei diesem Reim und setzt ihn häufig, ansihteclich : zühteclich Renner 561. gîteclich : flîzeclich 1978: jæmerclich 7376: mildeclich 7646. minneclich : willeclich 2900: êweclich 6448. willeclich : êweclich 6045: gedulteclich 20749. einvelteclich : wünneclich 10390: êweclich 12008. flîzeclich : inneclich 12188. inneclich : milteclich 24543. volleclich : unflæteclich 15918. êweclich : minneclich 24330: genædeclich 2440 und êweclîchen : minneclîchen 1868. Sodann ordenlich : effenlich 17900. tougenlîchen : offenlîchen 12470. kumberlich : unêrlich 2676. Das sind alle Beispiele, die ich gefunden habe. Dieser Reim kommt also bei den Dichtern, die als Muster voranstehen, wie Wolfram, Gottfried von Strassburg, Singenberg und Gottfried von Neifen, nicht vor: bei Walther und Freidank ist er unmöglich; wir werden unten sehen, dass er sich nur in dem inneren Reim einer unechten Strophe der Nibelungen zeigt, auch nicht in der Klage und im Dietleib. Gebildeten Dichtern, Lichtenstein etwa

ausgenommen, entschlüpft er nur als seltene Ausnahme, und Lachmann hat Recht, wenn er ihn (zu den Nibelungen 70 und zum Iwein S. 546. 550) für kunstlos erklärt.

(b) Den rührenden Reim mit dem in Zusammensetzungen stehenden -heit meiden gänzlich nicht bloss Walther, Freidank, Hartmann, Wolfram, Gottfried und Neidhart, sondern auch die meisten ihrer Nachfolger. Zweimal im Lanzelet manheit: vermezzenheit 7721: wârheit 7809. Bei mehreren nur einmal, Eraclius baltheit: kristenheit 2351. Heinrichs Krone schalkheit: gewonheit 27[b]. Mai bôsheit: manheit 67, 31. Flore wârheit: ge- 543 legenheit 3601. Stricker tôrheit: manheit Daniel Bl. 80. Bei 23 Reinmar von Zweter und dem Meisner goteheit : kristenheit MS. 2, 136[a]. MSHag. 3, 92. Auch bei Konrad nur das einzige, auch in anderer Beziehung merkwürdige klârheit: wârheit Troj. Krieg 20967. Bei Herbort dagegen ist dieser Reim nicht selten, manheit: zageheit 3057: krankheit 11171: veikheit 17676. snelheit: schœnheit 6303. wîsheit: pfafheit 10686. 18248: manheit 10851. 16670. 17676. wârheit : kuonheit 1189: smâheit 9468. gewonheit: gewisheit 15281. gotheit: zierheit 16316. Noch häufiger bei Thomasin arkheit: leckerheit 6[a]. wârheit: sicherheit 41[b]: manheit 81[a]: schalkheit 86[a]: trâkheit 117[a]. 206[b]: snelheit 151[a]. 206[a]: leckerheit 153[a]: trunkenheit 156[a]. 196[a]: kristenheit 171[a]: bôsheit 194[b]: kintheit 210[a]: trügenheit 220[b]: zageheit 222[b]. leckerheit: trunkenheit 67[b]. 115[a]. 195[b]: trâkheit 195[b]. trügenheit: lôsheit 115[a]. bescheidenheit: sicherheit 116[b]: wârheit 134[a]: schœnheit 152[b]. lurzheit: goukelheit 217[a]. trâkheit: zageheit 153[a]: snelheit 206[a]. Passional wîsheit: gotheit 10, 25. kintheit: wârheit 56, 22. zierheit: wîsheit 119, 17. gewonheit: cristenheit 167, 6: smâheit 345, 78. Marienlegenden tôrheit: kristenheit 247, 235. Renner bescheidenheit: verstandenheit 928. kristenheit: gelîchsenheit 12016: gewonheit: kristenheit 13623. 16866: unverstandenheit 16187: trunkenheit 16800. Wenn ein wurzelhaftes ch an heit stösst, wo dann beide h in einander übergehen, so ist allerdings ein rührender Reim noch anzunehmen: ich kenne nur Lanzelet rîcheit: wârheit 2831. Passional wârheit: rîcheit 281, 47 und Reinfried von Braunschweig rîcheit: kristenheit S. 49. Ein Gleiches gilt aber nicht von sch: h, das ebenfalls nur wenige

gebrauchen, Herbort manheit:hübescheit 902. gotheit: menscheit 1701. 18214. Thomasin kintheit:nerrischeit 12b: hövischeit 24b: wârheit: girischeit 15a. 183a. 212a. 215b: nerischeit 21a. girischeit: zageheit 114b: bôsheit 182b. 212a: bescheidenheit 214b. menscheit: gotheit 129a. 150a. nerrescheit: tumpheit 111b: trunkenheit 153a. Passional kûscheit: gewonheit 11, 61: kintheit 12, 25. wârheit 261, 45: wîsheit 324, 19. gotheit: menscheit 19, 32. 78, 45. 107, 80. 244, 37. Heinrichs von Meisen Unservater goteheit: menscheit 277: underscheit 283. Noch weiter aus einander steht kûscheit: rîcheit, dem ich nur einmal begegnet bin im Passional 248, 44. Sehr selten ist -scheit: -scheit, Welscher Gast tœrischeit: nerrischeit 43b zweimal, und in den Marienlegenden kûscheit: menscheit 23, 67; wir werden es noch bei Eilhart finden. Öfter -keit: -keit; tritt nämlich die Ableitung ec ic zu heit, so wird der Laut durch k ausgedrückt, und damit bilden einige, doch fast nur diejenigen, welche auch -heit:-heit zulassen, jenen Reim. Herbort unsælikeit: süezekeit 7564: erbarmherzikeit 9444. manicvaldikeit: fünfvaldikeit 7603. süezekeit: stætekeit 17690. Bei Thomasin genügen Beispiele, sælikeit: blœdikeit 11b: duldikeit 72b. frümikeit: unstætekeit 16a: kündikeit 139b. stætikeit: werdekeit 38b. Lichtenstein stætikeit: sælikeit 41, 11: werdikeit 425, 19. Fleck gîtekeit: behendekeit 4781. Otto von Botenlauben werdekeit: sældekeit 1. sælekeit MSHag. 1, 31a. Reinman von Brennenberg unstætekeit: werdekeit MS. 1, 184a. Passional barmherzikeit: bitterkeit 68, 58. wildekeit 391, 47: edelheit 148, 14. heilikeit: innikeit 129, 5. reinikeit: hertikeit 320, 14. 322, 47: irrekeit 205, 8. blindekeit: irrekeit 298, 77. Marienlegenden innekeit: reinekeit 108, 79: barmherzikeit 230, 523. Heinrich von Meisen Unservater werdekeit: hertekeit 1453. In dem Renner habe ich nur einmal und zwar in einem erweiterten Reim bemerkt driveltekeit: einveltekeit 11278. Boner lässt -keit:-keit allein zu, bitterkeit: süezekeit 2, 17. 4, 11. 13, 33. 25, 49. 33, 39. senftekeit: hertekeit 66, 47. schalkeit: kündekeit 71, 71. Dagegen -keit: -heit ist kein rührender Reim. Ihn gebrauchen Lanzelet sælikeit: schônheit 5159. Wirnt manheit: frümekeit 20, 35. 194, 22: sælikeit 107, 27. Herbort stætikeit: manheit 12134. Thomasin unstætekeit: wârheit 39a: bôsheit 61b.

544
24

wârheit : unsælikeit 73[a]. 78[a]: üppekeit 218[a]. duldekeit : zageheit 155[b]. kintheit : stætikeit 210[b] usw. Heinrichs Krone wârheit : werdikeit 21[b]. Heinrich von Freiberg manheit : wirdekeit Trist. 2007. Reinmar von Zweter trügeheit : stætekeit MS. 2, 150[a]. Passional kûnheit : heilikeit 6, 91. swindekeit : kintheit 12, 51. wîsheit : bitterkeit 13, 15: êwikeit 119, 87. einvaldikeit : wârheit 25, 66. unvollkomenheit : lûterkeit 80, 23. süzikeit : klârheit 133, 71. Heinrichs von Meisen Unservater werdekeit : hêrheit 1439 : hertekeit 1353 : goteheit 2304. einekeit : wârheit 4827. Reinfried von Braunschweig rehteheit : kristenheit S. 52. Wigamur kintheit : gevüegekeit 342. unsinnekeit : stolzheit 5069. Auch Konrad scheut ihn nicht; im Silvester kommt er am häufigsten vor, kristenheit : sælikeit 43: irrekeit 1560: girekeit 2044. gesuntheit : süezekeit 493. grimmekeit : pfafheit 1225. manicvaltikeit : gotheit 2817. Sonst noch im Engelhart gesellekeit : bescheidenheit 363. unwerdekeit : smâheit 5613. Im Partenopier werdekeit : klârheit. Im Troj. Krieg edelkeit : sicherheit 4277. gesellikeit : trügenheit 17692. werdekeit : tumpheit 18176. grimmekeit : zageheit
545 18711. Renner heilikeit : gelîchsenheit 21221. Ebenso wenig
25 kann ch : k und sch : k als rührend betrachtet werden, die ein Paar Mal bei Konrad vorkommen, siecheit : ûzsetzikeit Silv. 922 : werdekeit Engelh. 5857 und menscheit : sælikeit : stætikeit Silv. 4105. 4373. fremdekeit : jüdischeit Gold. Schmiede 1717. Dieses sch : k erscheint mehrmals. Bei Thomasin girischeit : sælikeit 25[a] : kündekeit 127[a] : üppekeit 206[b]. nerrischeit : kündekeit 155[b]. 188[b] : unsælikeit 167[b]. unhövischeit : unstætikeit 195[b]. Auch im Passional stætikeit : kûscheit 14, 66. 16, 10: valscheit 321, 2. menscheit : heilikeit 18, 9: bitterkeit 61, 86: miltikeit 90, 9. îtelkeit : valscheit 198, 6. Marienleg. werdikeit : valscheit 27, 159. Wigamur valscheit : stætekeit 1129. miltekeit : hübscheit 2645.

(c) Auch -schaft : -schaft zeigt sich nur bei einigen. Es ist schon oben (S. 525 [= S. 130]) bemerkt, dass Hartmann im Erek rîterschaft : hêrschaft reimt, daran schliesst sich Wirnt rîterschaft : heidenschaft 236, 11: gesselleschaft 293, 9. valschaft : meisterschaft 64, 23. Herbort ritterschaft (die Ritter) : ritterschaft (ritterliches Fest) 3015: geselleschaft 3015. 3333. 4001 : friuntschaft 4085. 11121 : boteschaft 7999. 8039. 14271. 15355 :

vîntschaft 16722 : wirtschaft 17850. Thomasin meisterschaft : eigenschaft 137[b] : gesellescbaft 166[b]. künneschaft : geselleschaft 152[b]. Heinrichs Krone ritterschaft : lantschaft 25[b] : boteschaft 44[c] : geselleschaft 14006. 27983 : wirtschaft 14895 : manschaft 15422 : hûsgenôzschaft : ritterschaft 19480. Lichtenstein ritterschaft : botschaft 43, 27. Rudolf von Ems ritterschaft : hêrschaft Wilh. v. Orlens 5780. Fleck gnôzschefte : friuntschefte 873. heidenschaft : friuntschaft 2525. Boppe MS. 2, 232[b]. ritterschaft : keiserschaft. Passional hêrschaft : heidenschaft 25, 26. 166, 67. Marienleg. vîntschaft : hêrschaft 196, 49. Gute Frau ritterschaft : geselleschaft 1469 ist ungewiss. Frauenlob ritterschaft : meisterschaft S. 147. Wigamur ritterschaft : gesellschaft 4605. Jüngerer Titurel nur einmal (2598 ist verderbt) heidenschefte : ritterschefte 2326. Lohengrin ritterschaft : boteschaft S. 48, wenn nicht zu lesen ist: mit sîner stolzen ritter kraft. Renner meisterschaft : ritterschaft 487 : eigenschaft 3827 : geselleschaft 13780. Boner bîschaft : meisterschaft Vorrede 41. vîgentschaft : friuntschaft 95, 75. -schaft : -haft bildet so wenig einen rührenden Reim als -scheit : -heit, daher öfter bei Konrad von Würzburg, Engelh. geselleschaft : tugenthaft 351. Trojan. Krieg ritterschaft : jâmerhaft 13127 : fröudenhaft 17596. redehaft : grâveschaft 17966. boteschaft : tugenthaft 18015 : samenthaft 18101. Lieder wunderhaft : geschaft MSHag. 312[a]. meisterschaft : sigehaft 331[a]. Der Kanzler 546 mâcschaft : sippehaft MS. 2, 246[b]. Aus dem Flore merke ich 26 an dienesthaft : manschaft 4861. Wigamur ritterschaft : zwîvelhaft 503 : tugenhaft 3403.

(d) -tuom : -tuom gewähren Eraclius wîstuom : rîchtuom 369. Welscher Gast bistuom : herzentuom 54[a]. Flore rîchtuom : wîstuom 1601. Passional bistuom : wîstuom 110, 5.

(e) -haft : -haft ebenfalls nur bei wenigen. Welscher Gast tugenthaft : namhaft 56[a]. untugenthaft : schadehaft 82[a] : zagehaft 83[a]. 179[a]. Heinrichs Krone manhaft : zinshaft 45[c]. Herzog Ernst manhaft : wârhaft 4517. Wigamur tugenthaft : schadehaft 1852. Schon im 12. Jahrhundert kommt dieser Reim, wie wir unten sehen werden, vor, auch bei Heinrich von Veldeke. Bei Reinolts von der Lippe vierfachem Reim geschaft : samethaft : kraft : sigehaft MSHag. 3, 50[a] findet keine Berührung statt.

Noch sind die übrigen mit Substantiv-, Adjectiv- oder Partikelcompositionen, in seltenen Fällen mit Ableitungen gebildeten Reime zu betrachten. Eraclius ritterschaft : schaft (Subst.) 2665. berge : halsberge 4479. Lanzelet âküste : küste 1335. herbergen : bergen 3225. war : gewar 7614. heim : œheim 8461. Konrad von Fussesbrunnen wart : bewart 73, 37. kunden : urkunden 80, 15. heilant : lant 81, 70. Anegenge nam : vernam 103, 61. wîse : ich bewîse 104, 49. Wirnt rîterschaft : schaft 19, 7. 46, 30. 119, 34. 230, 34. haben : erhaben 41, 28. 51, 5. 284, 24. zehant : hant 53, 10. 108, 23. 241, 35. wunden : überwunden 82, 2. verlôs : sigelôs 193, 36 : valschlôs 208, 9. Herbort ôtmüetec : hôchmüetec 139. zît : hôchzît 209. beswærnisse : übelnisse 631. gevencnisse : verrætenisse 6713. zoubernisse : verrætnisse 13237. vinsternisse : gevencnisse 17582 : gesteltnisse 18211 (dieser Reim auch in den Marienliedern der Hanöv. Handschr., die noch ins 12. Jahrhundert gehören). halsberc : berc 1301. 4998. halsberge : berge 8701. stat : walstat 1541. 1565. 5773. 7037. êrsam : lustsam 2941. hônsam : lobesam 2998. lussam : gruozsam 3211. -sam : -sam kommt im 13. Jahrhundert nur hier und im Mai vor, früher war es weniger selten; wir werden es in Heinrichs Gedicht vom gemeinen Leben, Hartmanns Credo, in der Litanei, im Himmelreich, in Wernhers Maria und in einem Alram von Gresten beigelegten Lied finden. bestât : stât 3955. warnunge : samenunge 4157. stuont : bestuont 3997. fride : bercfride 6193. wunden : überwunden 8695. genâde : ungenâde 9451. hôrten : gehôrten 8626. gewizzen : wizzen 10417. 547 hant : zehant 10531. 11781. ware : geware 11862. unbescheiden : 27 scheiden 12211. liez : geliez 14955. verlôs : triuwelôs 16974 : sigelôs 17362. 17432 : lôs 17110. schult : verschult 16976. untriuwe (Subst.) : ungetriuwe (Adject.) 16982. gaz : vergaz 17658. gemache : ungemache 17794. furt : zefuort 17808 : gefuort 18128. ruowe : unruowe 17818. Thomasin hant : zehant 8^b. 62^a. 186^b. gevallen : vallen 10^b. minne : unminne 19^b. er (Pronom.) : unêr 20^b. vingerlîn : blüemelîn 21^b. gemuot : muot 48^a. rât : hîrât 54^b. tugent : untugent 83^b. 98^a. genomen : vernomen 113^b. 205^a. 223^a. ritterschaft : schaft 116^c. wizzen : verwizzen 121^b. vergeben : geben 132^a. ich enschilt : schilt (Subst.) 142^b. rîche : tugende rîche 143^b. einvalt : manicvalt 150^a. dêmuot : übermuot 155^c. nemen : ver-

nemen 163^a. 198^b. 201^b. 203^a. 215^b. versuochet : suochet 277^b. hôchvart : vart 182^b. 183^a. getân : undertân 185^b. 200^b. entweich : weich 193^b. dinge : gedinge 220^c. Heinrichs Krone gewizzen : wizzen 1^c. 35^c. 38^a. unwirde : ich wirde 3^d. unwirdet : wirdet 6^a. 34^a. geboten, erboten : boten 12^b. 68^b. œheim : heim 17^c : vaterheim 16359. getiuret : untiuret 22^a. halsberc : berc 22^d. herberge : berge 15066. 17320. halsbergen : bergen 87^a. nam : vernam 29^c. gefüere : widerfüere 31^d. gewalt : walt 45^c. 74^a. ungaz : vergaz 70^d. bergen (Dativ Pl.) : sich bergen 79^b. hôchvart : zuovart 79^c. haft (Subst.) : manhaft 12693. lîch (Subst.) : gelîch 14380. 16526. widerfuor : fuor 19333. missefuor : erfuor 29421. Konrad von Heimesfurt zwelfboten : geboten 67. entboten : boten 407. herberge : berge 149. gehiez : hiez 443. gelîch : lîch 513. bestaten : gestaten 649. * Urstende 111, 69 winkelsehen : sehen * [s. S. 529 = oben S. 134]. Der von Singenberg vinde : enpfinde MS. 1, 155^b. Gottfried von Neifen walt : gewalt 8, 23. 38, 26. bant : gebant 9, 2. lôs : fröidelôs 9, 10. langet : belanget 14, 27. verber : ber 38, 36. gewer : wer 39, 2. ervar : var 39, 7. In einem anderen Liede (34, 26) folgen immer fünf rührende Reime auf einander, und die Schlusszeilen der vier Strophen sind ebenfalls unter sich mit rührenden Reimen gebunden. (1) erwinden : winden (canibus) : winden (ventis) : ze Winden : überwinden, want. (2) seldebære : gebære (Subst.) : offenbære : fröidebære : verbære : gebære (Verb.). guot (Subst.). (3) erlouben : louben (Subst.) : louben (Verb.) : gelouben (Verb.) : gelouben (Subst.) : Bottenlouben. steinwant. (4) bescheiden (Infin.) : gescheiden (Partic.) : scheiden (Infin.) : bescheiden (Adject.) : verscheiden : wir scheiden. guot (Adject.). Mai schaft : ritterschaft 4, 15. verlôs : lôs 134, 23. herrenlôs 491, 6. zehânt : hant 166, 29. 212, 33. 234, 13. gewære : wære 170, 15. vart : hôchvart 209, 4. gehôrsam : lobesam 212, 7. Lichtenstein sinnelôs : verlôs 70, 21. 361, 25. 365, 23 : lôs 361, 25. [518] ze hant : hant 83, 23. 99, 21. 263, 31. 488, 11. gestaten : unstaten [28] 169, 6. ûf gehaben : haben 187, 17. gebat : bat (balneum) 228, 29. danc : gedanc 360, 11. welt : erwelt 363, 17. 364, 1. 9. werden (Verb.) : unwerden 645, 1. Auffallend selten bei Rudolf von Ems. Ich habe nur anzuführen aus dem Wilhelm Orlens sigelôs : verlôs 1297. enden : verenden 4554. Strickers Karl verlôs :

sigelôs 71[b]. 80[b]: lôs 121[a]: sældelôs 122[b]. wenden:erwenden 104[a]. wert: gewert 131[a]. in (Pronom.): in (Partikel) 113[a]. gejagt: verjagt 72[b] ist zu bessern in gejagt: verzagt; vgl. Roland 199, 12. Amis herzogen: gezogen 893. wære: alwære 943. Daniel jungelingen: gelingen Bl. 26. sitzen: entsitzen 33. boten: verboten 134. 235. enpfangen: ane gepfangen 185. belîbe: lîbe 205. Bei Fleck sehr häufig; das Verzeichnis bei Sommer S. 265. 266 ist nicht ganz vollständig, erwenden: missewenden 907. ich wîse: der unwîse 931. wis: gewis 1031. lange: belange 1129. ende: verende 1217. verlôs: sigelôs 1633: helfelôs 5093. 5339: trostelôs 5983: endelôs 7267. verwîzen: itewîzen 2191. wîz: itewîz 6899. bereit: reit 3261. gemüete: heimüete 3355. füere: gefüere 3395. verrihte: enrihte 3399. bîme wege: after wege 3493. ich meine: gemeine 3639. ellenden: vollenden 2721. wint: erwint 3773. missewende: wende 4191. bebluot: bluot 4451. næme: genæme 4527. 7507. verlust: gelust 4693. scheide: bescheide 4953. danc: gedanc 4775. 5191. danken: gedanken 5877. ze muote: muote (Verb.) 5453. dinges: gedinges 5239. tegedinc: dinc 5465. leit: ûf geleit 5555. vermæren: mæren 5641. wissè: gewisse 5921. gewar: war 6129. wart: bewart 6139. herzogen: gezogen 6539. missetân: getân 6807. entweich: weich 7207. geviel: enpfiel 7227. erboten: boten 7649. Bei Reinbot dagegen nur enphâhen: umbevâhen 1702. Herzog Ernst zehant: hant 479. ritterschaft: geschaft (Verb.) 4405. Rudolf von Rotenburg geschaft (Subst.): meisterschaft MSHag. 1, 85[b]. Winli ent stân: stân MS. 1, 22[a]. Reinmar von Brennenberg agetstein: îsenstein MSHag. 3, 329[b]. Türheims Tristan ungemache: mache 557, 37. ungehabe: habe. Wilhelm überwinde: underwinde. hôchvart: vart. entwarf: warf. enbirt: gebirt. einander: ander. behangen: umbehangen. unrehte: rehte. ungemaches: du maches. ich mache: mit gemache. Türleins Wilhelm ritterschaft: schaft 32[b]. Passional geschaft: meisterschaft 1, 57. underscheit: menscheit 18, 11. vurwart: wart 16, 16. 549 anderweide: weide 20, 25. ôsterpflâgen: pflâgen 21, 48. maneger 29 leie: leie 80, 33. vergezzen: ungezzen 95, 57. vuor: ervuor 116, 34. unbehende: hende 132, 86. haben: uberhaben 170, 51. vur wâr: gewâr 172, 13. zehant: hant 184, 70. * 151, 51 Köpke. * owê: wê 214, 93. wirt (Verb.): hellewirt 237, 92. entweich: weich

220, 60. geleit:leit 301, 59. haben:erhaben 359, 39. wirt(Subst.): entwirt 366, 62. halden : enthalden 373, 77. itewîzen : verwîzen 373, 85. * durchschrapfen : schrapfen (Subst.) 172, 9 Köpke. * Marienlegenden engelden: vergelden 107, 49. Gute Frau müedinc: dinc 1879. tuome: heiltuome 2405. Heinrichs von Meisen Unservater samenunge : ordenunge 1283. Bei Konrad von Würzburg, zumal wenn man den grossen Umfang seiner Gedichte bedenkt, sehr selten, im Silvester gewant : want (Prät.) 1962. dannoch : noch 3485, zuht : unzuht 4701, und im Engelhart hein (heim): dehein 1541. wæren : bewæren 6059. Heinrich von Freiberg hant : zehant Trist. 4719. leit (Subst.) : überleit 6123. geberndé : enbernde 6417. In der Strophe eines Ungenannten verswinde: swinde. erwinde : ich winde MSHag. 3, 468[a]. Jüng. Titurel ander: einander 2344. herbergen: bergen 2383. ervarnde: varnde 2636. hende: behende 5668. wunden: erwunden 5950. Bei dem grossen Umfang dieses Gedichts äusserst wenige Beispiele, wie sich auch (S. 534 [= S. 140]) von den nicht in Zusammensetzung stehenden rührenden Reim nur zwei fanden. Es ist schon oben S. 530 [= S. 136] bemerkt, wie durch Verderbnis des Textes in der Heidelberger Handschrift die unstatthafte Berührung sich eingedrängt habe, hier muss ich hinzufügen, dass auch für unseren Fall eine ähnliche Erscheinung eintrete. Es zeigt sich nämlich eine Anzahl zwar unerlaubter rührender Reime, die aber absichtlich in den Text dieser Handschrift eingeschwärzt sind, da sie manchmal mit weiteren Veränderungen in Zusammenhang stehen. Der Urheber derselben hat dem Gedicht eine Zierde beilegen wollen, an welcher der Dichter selbst kein Wohlgefallen gehabt hatte. Der alte Druck ist frei von diesen Verfälschungen, und ich will hier seine offenbar besseren Lesarten angeben, die den rührenden Reim immer aufheben, sinneclîche statt sinnerîche 537. wilden und unbilden statt wilden und unwilden 703, 2. bendec statt wendec 762. minneclîche statt zühticrîche 1049. unverwendet statt unverendet 1122. mit dienste sunder wanken statt mit worten mit gedanken 4206. undervachet statt undermachet 4818. sumersunne oder (nach der Hanöverschen Handschrift), was den Vorzug verdient, ôstersunne statt ôsterwunne 5406. freude wernde statt freude bernde

5412. zouberschefte statt zouberkrefte 5665. gewidert statt gevidert 5719. verzagte statt versagte 5797. klagende statt tragende
550 5882. stürme, wetter herte statt grôz michel ungeverte 5557.
30 Wigamur mânôt:nôt 1216. ritterschaft:sperschaft 4977. Renner leit : verleit 152. bergen (Subst.) : verbergen 583. manger leie : leie 841. laden : geladen 946. verboten:boten (Subst.) 1070. wirt (Verb.):hellewirt 3209. 5091. 12805. himelrîch:künecrîch 3495: ertrîch 7636. 8303. 16370. 17678. 18438. 18884. 19849. 21150: genâden rîch 8102. künecrîch : rîch 16086. ertrîche : himelrîche 4917. zigen (Subst.) : gezigen 4195. gazzet : vergazzet 5461. hant:zehant 6313. tât:missetât 6357. walt:gewalt 6859. werde: unwerde 7470. huote : îsnehuote 7496. schiuhelinc : griuwelinc 8096. zerinne:entrinne 8110. sibenvalt:einvalt 8677. lîbe:belîbe 11918. gehœre : hœre 13418. kumberjâr : hungerjâr 13548. für wâr : war 13710. drîer leie : leie 14042. maneger lei : leie 16040. 16248. 23318. witze : wanwitze 14894. setzen : entsetzen 16600. lîch : ungelîch 17142. verborgen : borgen 17180. stuollachen: lachen (ridere) 17346. belîben : lîben 17744. under wegen : wegen (Verb.) 19046. ungeschriben : geschriben 19190. bilde : unbilde 19633. gewunnen : wunnen 19979. sinnec : unsinnec 20043. vergilt : engilt 20377. deckelachen : lachen (Subst.) 21223. Boner torwart : banwart 15, 41. diupstâl : stal 22, 31. zergieng : gieng 43, 31. ze hant 34, 27. 60, 27. 86, 21. 89, 35. 91, 13. 65: über hant 56, 51. entwirt : wirt (Subst.) 63, 57. gedanc : danc 85, 9. geben : vergeben 89, 12. gevalt : manecvalt 96, 49. * er (der Bär) ebnet zw seim (des Menschen, der sich todt stellt) munde ob er noch athem funde do er keines empfunde lies er in an der stet, Meisterlieder cod. Arnim (Ms. germ. 23) No. 36. * [Zettel.]

Fremde Wörter und Eigennamen stelle ich zusammen, bisande : sande Eracl. 751. tier : tehtier Eracl. 473: forehtier Parz. 592, 9. Wolframs Wilh. 379, 25. Lanz. 731. Marroc : roc Lanz. 4427. Dîomêdes:des Herbort 7463. 8939. 8967. 9009. 9410. 9913. Pâlimêdes:Dîomêdes das. 11755. Kastôr:Nestôr das. 281. 1439. Êsîônam : nam das. 1945. rîch : Friderîch Welsch. Gast 180[a]. Lichtenstein 468, 1. Neidhart 28, 2 Ben. Bruder Wernher MSHag. 3, 10[b]: Heinrîch Lichtenstein 8, 17. 78, 1. 191, 5. 469, 19. 527, 9. Türleins Wilhelm 92[b]: Ysterîch Lichtenst. 106, 13: Oesterîch 350, 15 das.: Uolrîch 199, 9 das.: Dieterîch das. 490, 20. Lohen-

grin S. 109. Dieterîch : himelrîch MS. 2, 64[b]. rîche : Oesterrîche Welsch. Gast 194[a]. des : Orcades Heinrichs Krone 21777. Îgern : gern das. 22331. kleinôt : nôt 26198. 28606. tjostiure : tiure das. 27992. man : Herman Lichtenst. 193, 3. Genelûne : lûne Strickers Karl 77[a]. nam : Helenam Fleck 1609. Rennewart : wart. Rennewarten : warten Türheims Wilhelm. Tantrîsel : rîsel Heinrichs von Freiberg Tristan 3401. 4327. 4555. Ludewîc : Brûnswîc MS. 2, 85[a]. Babilôn : lôn Lohengrin S. 115. Anchardassîn : sîn S. 121. dô : crêdô Passional 115, 85. Hêrôdes : des das. 46, 3. 156, 83. 167, 79. 350, 95. Hêrôdîâdes : des das. 350, 85. trût : Gêrdrût Gute Frau 3041. Albarôse : liljenrôse Jüng. Titurel 5295. Canadicke : dicke Wigamur 4747. Hugewitze : witze Renner 6359. 551 31

Wir haben oben (S. 524 [= S. 129]) gesehen, dass bei Anhäufung der Reime dazwischen- oder danebengestellte nicht rührende Reime die Berührung aufheben: ebenso scheinen auch unerlaubte zulässig, wenn sie mit erlaubten gemischt sind, eine Strophe des Meisners (Amgb. S. 43) gewährt Beispiele, rat (rota): rât (Verb.) : rat (rota) : Kuonrât : unrât : rât (Subst.) : rât (Verb.): rât (Subst.). stæte : unstæte : stæte.

In diesem ausgedehnten und bei einzelnen wiederum sehr beschränkten Gebrauch zeigt sich der rührende Reim während des dreizehnten Jahrhunderts: gehen wir seiner ersten Erscheinung nach, so begegnen wir ihm schon im Althochdeutschen. Otfried bedient sich seiner mit voller Freiheit und zeigt uns die Bedingungen, unter welchen er angewendet ist, am deutlichsten. Ich ordne die Beispiele aus ihm mit ziemlicher Vollständigkeit, wie ich hoffe, den bisher angewendeten Unterscheidungen gemäss. Gleicher Laut und gleiche Bedeutung erscheint nicht selten bei dem Hilfsverbum sîn und dem Pronomen. Von jenem wird nur so ist, was und sî (sit) gebraucht, worolt ist : druhtìn ist I 3, 42. gidân ist : iz ist II 1, 41. unser ist : in worolt ist II 4, 67. ther hinana ist : thanana er ist II 13, 19. kind ist : liebesten ist II 13, 33. kreftigèr ist : in worolti ist III 2, 18. unredina ist : wanan er ist III 16, 56. bilemit was : geloubig ni was I 4, 76. sôsiz was : queman was I 16, 17. untar iu sì : er suntilôser sì III 17, 39. biliban sì : thar er sì III 23, 55. gewis sì : uppigaz sì V 1, 18. 30 usw. 24, 26. abwertaz sì : war iz sì V 23, 41. Persönliches ungeschlechtiges Pronomen, fona thir : mit thir II 4, 57.

untar thir : widar thir III 7, 83. weiz thih : hiluh thih V 8, 37. hilu thih : gurtit anderêr thih V 15, 42. untar iu : sagên ih iz iu III 13, 39. zimit iu : untar iu IV 11, 49. untar iu : fora iu IV 13, 8. zi iu : untar iu IV 23, 19: forahtet ir iu V 4, 37. Persönliches geschlechtiges Pronomen, gimuatfagôta er in : was thar mit in II 44, 113. zi in : untar in III 16, 51. V 12, 14: ingegin in IV 20, 9. fon in : untar in III 25, 39. gizalta iz allaz in : mit in V 11, 46. untar in : mit in IV 18, 12. V 10, 27. bran in in : 552 mit in V 10, 29. Pronom. demonst., nirwelit thaz : bî thaz II 32 12, 58. wizist thû thaz : gisceinta siu thaz III 11, 15. thaz : umbi thaz III 14, 102. wizit ir thaz : er ni deta thaz III 16, 25: ubar thaz III 20, 17. wizist thaz : ubar thaz III 12, 28. 35. 20, 17. V 23, 112. sagên ich iu thaz : umbi thaz III 14, 99. wirdit innan thes : brest imo thes V 23, 139. bî thiu : thiu II 14, 90. after thiu : bî thiu III 13, 43. fora thiu : bî thiu IV 1, 12. zi thiu : bî thiu II 21, 11: after thiu III 1, 24: in thiu IV 13, 10. Possessives und persönliches Pronomen, drûhtîn mîn : irgazi thû mîn IV 33, 17. Possessives, lêra mînu : nist si mînu III 16, 13. in wâr mîn : thaz wesan mîn III 11, 62. Von Partikeln habe ich nur ein Beispiel zaltun wir io : sâhen wir nan êr io I 17, 15. Gleichlaut mit Verschiedenheit der Bedeutung duam : duan (facere) I 1, 44. III 20, 179. wunnî (Subst.) : wunni (Verbum) II 6: 39. nim es gouma : goumâ III 7, 42. wîsu (Adject.) : wîsu (Subst.) III 17, 24. lîbe (Subst.) : lîbe (Verbum) III 19, 37. gelîcho (Adverb.) : gelîcho (Subst.) III 20, 36. V 25, 56. eino (unus) : eino (solus) V 7, 15. ubar al : al II 1, 36. maht : thû maht III 20, 44. duat : wola duat Hartmann 78. sîn : sîn (Pronomen und Verbum) I 27, 57. II 6, 46. III 14, 38. 19, 2. IV 36, 24. V 11, 30. mîn (Pronomen possessiv.) : mîn (persönliches Pronomen) IV 33, 17. in : in (Pronomen und Partikel) III 23, 28. IV 9, 9. 16, 10. 23, 30. 34, 6. 35, 5. Da bei Otfried völliger Gleichlaut der Vocale und Consonanten nicht nothwendig ist, so will ich noch anführen wâri : wîari III 4, 3. mâron : mêrôn III 7, 86. garnô : gerne I 5, 12. selidon : sâlidon I 7, 24. ungimezen : gimazen V 10, 24. rehte : rihte I 10, 26. 26, 14. rehte : irrehte III 7, 68. er : êr I 27, 55. werke : wirke II 12, 10. III 1, 10. wîsôn : weisen I 18, 24. IV 15, 47. lîbe : liabe, liebe III 14, 8. IV 37, 14. V 20, 45. 23, 55. 188. gewisso : wasso III 13, 20. githunkit : githenkit III 13, 36. gibirgi : giburgi III

8, 3. stullî: stilli III 8, 48. wirdî: wurdi IV 19, 45. thenke: thunke IV 19, 68. terren: thurren IV 26, 52. garno: gerne IV 29, 33. hanton: hunton III 10, 34. mannon: minnôn III 12, 2. IV 6, 55. 11, 52. V 12, 65. 71. 78. 15, 6. 23, 74. kunsti: konsti III 16, 7. ubili: ubiri V 23, 75. sâre: sêre IV 34, 19. nuzzin: nezzin V 13, 10. lûto: liutô IV 24, 13. 26, 6. lûtî: liutî IV 33, 32. leibta: liubta V 11, 43. worte: wirte II 10, 13. Gleichlaut, wenn eins von beiden Reimwörtern in Zusammensetzung steht, wobei sich Verschiedenheit der Bedeutung alsbald ergibt, thegankind: kind I 14, 21. houbit: mannahoubit II 6, 52. rîchi: himelrîchi I 28, 12. II 12, 61. 16, 31. 21, 29. IV 4, 50. V 18, 11. 23, 70. 86: kuning- rîchi IV 7, 79: woroltrîchi V 19, 59. rîches: himilrîches Salom. 37. III 26, 22. umbiring: ring V 1, 32. schuldheizo: heizo III 3, 5. IV 34, 15. fazzôn: liohtfazzon VI 16, 15. alalîchî: lîchî IV 29, 45. gualîchî: lîchî V 12, 45. sumilîche: lîche V 25, 71. gilîchan: missilîchan III 5, 14. zi wâru: alawâru Hartm. 60. alawâri: wâri I 22, 12. II 4, 15. 9, 75. III 2, 28. V 7, 46. 9, 12. nôti: ebonôtî I 23, 24. einôti: nôti II 3, 59. 4, 30. Am häufigsten erscheint Zusammensetzung mit Partikeln, worin beide Reimwörter stehen können, âleibô: leibô III 6, 55. nuzzi: annuzzi IV 33, 5. giheizan: heizan II 14, 75. III 12, 31. wirdît: firwirdit II 17, 7. bihiazi: hiazi IV 20, 17. lâzet: bilâzet II 21, 41. giswîchi: biswîchi III 15, 44. biswîches: giswîches III 13, 17. giswîchit: biswîchit V 23, 156. bigè: gigè V 23, 363. gab: firgab V 12, 60. firliazi: biliazi II 6, 33: giliazi V 33, 18. wurti: firwurti I 17, 7. wurtîn: firwurtîn III 6, 47. firwerde: werde III 8, 32. firbârun: bârun IV 6, 6. firburgi: burgî IV 6, 22. wizzi: firiwizzi III 20, 41. 126. V 18, 4: itwîzi IV 30, 21. duam: giduan IV 6, 29. ward: giward III 6, 44. giwerde: werde III 13, 18. giligge: ligge III 23, 56. antwurtî: giwurtî I 5, 34. 22, 38. III 20, 109. V 15, 15: wurti IV 27, 29! giwurtî: wurti III 2, 30. 4, 20. 11, 62. 15, 68. IV 15, 58. 29, 16. V 22, 16. wîzi: itwîzi IV 31, 2. ungerno: gerno I 17, 32. ummahtî: mahtî III 23, 21. urheize: biheize IV 23, 28. minnu: urminnu I 4, 40. giang: zigiang III 8, 15. wiht: niawiht I 25, 27. V 19, 57. niwiht: niawiht II 5, 12. III 13, 35. tharawert: geginwert V 7, 58. sun: herasun I 19, 21. 22, 41. II 3, 26. 4, 29. 6, 48. 7, 11: heimortsun II 4, 73: tharasun II 6, 6 usw. thara-

553
33

sun : herasun V 23, 46: wîsun V 18, 6. Auch gifnah : nah V 5, 10 mag hier stehen. (a) Wenige Zusammensetzungen mit -lîh, häufige mit lîcho, gilîh : gilumflîh I 25, 25: sumilîh III 3, 17. iagilîh : samalîh V 25, 65. gilîcho : guallîcho I 13, 24: driulîcho I 16, 10: frawalîcho I 17, 56. II 9, 14. 13, 14. 16, 32: baldlîcho I 27, 40: gomilîcho I 27, 47: lugilîcho II 4, 62: blidlîcho II 4, 64. giwaralîcho I 17, 46. III 16, 22. drugilîcho II 6, 13: geistlîcho II 10, 16. 14, 70: kraftlîcho I 23, 34. II 11, 10. IV 7, 42. V 4, 23: garalîcho II 21, 26: follîcho II 23, 6. III 22, 18: wênaglîcho III 10, 14: jâmarlîcho III 24, 8. theganlîcho III 26, 40: suazlîcho IV 1, 18: kuninglîcho IV 22, 28: liublîcho IV 29, 35. 37, 18: forahtlîcho I 15, 24. II 4, 96. V 20, 12. 20. baldlîcho : theganlîcho IV 13, 21. hêrlîcho : guallîcho IV 19, 55. iagilîcho : geistlîcho V 23, 203. Nicht -heit : -heit, nur heit : zagaheit IV 7, 76. -tuom nur in suâsduam : duan II 7, 20: giduan V 10, 7. wîsduam : duan I 1, 50. IV 1, 50. 19, 2. Mit Verschiedenheit der Vocale gifartin : fuartin IV 35, 25. githiganô : theganô II 9, 12. giwisso : wasso III 13, 20. giwissi : wessi IV 18, 30. elilente : lante V 9, 17. liobo : giloubo III 23, 8. IV 13, 28. liubî : giloubi V 20, 44. liuben : gilouben III 26, 12. leibta : liubta V 11, 43. lîbe : geliabe V 20, 39. widarwerto : wortô II 4, 93. 104. worte : antwurte II 14, 74: êwarte IV 19, 15. worton : widarwerton I 23, 20. III 16, 26: êwarton I 17, 35. III 24, 108. IV 3, 9. 8, 13. 19, 15. 27, 27. 30, 19. 36, 2. 37, 26. geginwertî : wurti II 10, 8. geginwertî : giwurtî V 24, 21. giweltî : wolti IV 17, 16. wollet irwellet IV 22, 11. irwellent : wollent V 23, 32. ubarlût : liut III 6, 31. suntilôsan : firliasan IV 26, 22. dôti : gidâti V 7, 41. lantliutô : lûto IV 26, 5. Auch durch Ableitungen und Flexionsendigungen kann der rührende Reim gebildet werden, rehtaz : thaz II 12, 56. thaz : fliazantaz II 14, 30. scînantaz II 17, 11. thaz : blidaz IV 33, 6. furdir : thir III 13, 13. thes : mithontes II 24, 12: heimortes III 14, 47. thes : nahtes III 23, 31: sindes III 24, 104: tôdes IV 30, 16: muates V 20, 83. fartes : mithontes V 13, 36. heilant : lant I 13. 23, 32. III 4, 2. 24, 1. IV 1, 13. 4, 64. lante : heilante V 9, 23. henti : rouhenti I 4, 20: wîhenti I 4, 74. thanne : widarstantanne III 26, 50. got : bimunigôt IV 19, 47: bredigôt V 16, 28. nôt : firdamnôt II 5, 24. III 13, 34. V 2, 16. 16, 34: gieinôt III 15, 2. IV 1, 2: zeinôt

IV 23, 23: bizeinôt IV 5, 20: redinôt IV 6, 46: biredinôt V 19, 17: pînôt IV 7, 77: weinôt IV 26, 32: biseganôt V 3, 15: gisamanôt V 11, 2. bibinôta: nôtta IV 34, 1. nôtî: thionôti I 13, 12. V 20, 90: regonôti II 1, 18. ebonôti III 5, 13: steinôti III 17, 31: spentôti III 14, 12. gisamanôti III 10, 26. 26, 47. nôtin: warnôtin IV 14, 7: steinôtin III 22, 34. wîsun: sun II 9, 34. 87. 97. 12, 68. gewissi: sî III 19, 6. IV 20, 19. 22, 7. 26, 37. V 6, 11. 23, 37. wîsi: sî I 3, 15. III 20, 51. IV 22, 7. 28, 21. V 6, 11. 15, 13. lindo: thô IV 23, 39. sô: giwisso III 5, 15. 6, 13. 10, 35. 18, 47. 24, 23. IV 19, 33. 29, 2. V 9, 31. egiso: sô V 4, 22, 39. drâgon: stetigon V 17, 31. thingon: mennisgon III 20, 22. V 19, 19. 41 usw. samanungu: manungu III 15, 10. mammunti: munti V 23, 29. 59. 131. 173. 185 usw. Ein rührender Reim mit gleicher Bedeutung, 555 sô wer so ouh muas eigi, gebe themo ni eigi I 24, 7, fällt weg, 35 sobald man richtig neigi ausspricht, wie auch eine Handschrift schreibt: ebenso kommt vor nist: ist II 4, 47. 13, 23. 54. III 6, 52. 20, 137. zin: in I 17, 43. II 7, 16. III 10, 23. IV 24, 34. ziu: iu IV 10, 13. 15, 51. 22, 12. Das kurze Ludwigslied gewährt skluog her: stah her 109, 1. hio was: thurft was 110, 5. Der Leich*) auf den heiligen Georg aus dem neunten Jahrhundert wereltrîche: himilrîche 5. In den wenigen Gedichten, die aus dem elften Jahrhundert auf uns gekommen sind, sehen wir Otfrieds Regel festgehalten.

Die Schöpfung (Diemer 93—103) lässt nur das Pronomen zu, an demo sehstin dagi worhter in (den Menschen): disiu werilt al irwart durch in 95, 11. sînis undankis dienôt er: gotis holdin, mit vorhtin machit er 100, 1. Sodann geisti hêri joch vil edili: woli gizam den edilin (substantivisch) 94, 8. in scalkis wîs: in sunis wîs 99, 5. zuovirsicht: anisicht 99, 3. (a) mislich: gelich 99, 21. (b) dôticheit (l. dôtheit): gotheit 96, 21. Anzumerken ist mennischeit: gotheit 97, 10. Das ältere Anegenge (die vier Evangelien bei Diemer 319—330) ich lobe dich: gih ich an dich 320, 21. sîn: sîn (Verb. und Pronom.) 329, 25. gesin (Verstand): wir sîn 320, 19. (a) wunterlich: gelich 323, 16. In der Weltbeschreibung (Merigarto) findet sich noch folgende

*) [Änderung W. Grimms für: Das Lied.]

Stelle »dǒne maht ih heime vuese, dǒ skouf in ellente min vuese« 5, 3; das wäre der erste unzulässige Reim. Aber ich halte den Text für verderbt und lese done maht ich heime haben muoze, dô skuof ih in ellende mîne fuoze. Lob Salomons (Diemer 107—113) (a) gilîchin (Verbum): rîchlichin 113, 17. (b) cristenheit: wîsheit 107, 7: wârheit 113, 23. (d) rîchtuom: wîstuom 108, 2. (e) ginôzschaf: hêrschaf 112, 9. Ungenau disc: laudis 113, 26.

Auch bei den Gedichten aus dem zwölften Jahrhundert halte ich eine Absonderung der verschiedenen Arten des rührenden Reims, wie ich sie bei dem dreizehnten Jahrhundert durchgeführt habe, nicht für vortheilhaft, da ihre Anzahl geringer ist: man wird lieber übersehen, was jedes einzelne enthält. Die Bücher Moses (Fundgruben 2) gewähren öfter Hilfsverbum und Pronomen, von jenem, fast wie Otfried, nur ist, was, sî, sîn, alsô iz ist: der dâ ist 92, 20. ungewizzen was: ungenesen was 87, 42. dir wole sî: mir hie sî 58, 21. daz wâr sî: dâ heime sî 63, 15. gewis sîn: hêrre sîn 53, 24. gelouben dir: erscinen dir 93, 35. zuo mir neige dich: ich begrîfe dich 28, 29. (giengen) nâch ime: ir rede pevulhen si ime 68, 3. sîne bruoder forhten in: si engulten wider in 82, 39. trûtchint mîn: den munt min 38, 42. Zu 556 diesen tritt, und hier zum ersten Mal, der Reim mit derselben Par- 36 tikel, furhtet iu nieht: missedunch iu nieht 69, 37. Sodann ze wâre: wâre (Verb.) 47, 37. worten (Partic.): worten (Dat. Pl.) 57, 27. rîche (Subst.): rîche (Adject.) 73, 38. stat: stât 91, 9. wunne: wunne 36, 5 ist in wunne: kunne zu bessern, was schon Wackernagel (Lesebuch 173, 7) gethan hat. Da hier ungenaue Reime vorherrschen, so will ich noch anführen trinchen: trunchen 38, 40. der: dir 39, 29. ziehen: zîhen 46, 15. herte: harte 100, 26. antwurte: worten 93, 16. 96, 30. 99, 3. Egiptum: rîchtuom 72, 3. Mit Zusammensetzungen engele: hôchengele 11, 5. heim: ôheim 43, 45. 46, 32. fercholen: cholen 69, 6. gewâre: wâre (Verb.) 90, 41. freissam: gehôrsam 13, 17. uberwant: unterwant 49, 6. (a) Zusammensetzungen mit -lich öfter, mit -lîche und mit -lîchen selten, gelich: minneclich 10, 5: forhtlich 13, 21: egelich 26, 20: êrlich 73, 11: wunderlich 86, 23. 88, 4. êrlich: zierlich 19, 3: tugentlich 55, 30. mannegelich: untôtlich 23, 10. iegelich: same-

lich 33, 34. zuhtlich : umpillich 56, 27. grôzlich : êrlich 83, 36. misselich : ungewârlich 93, 30. minnichlîche : âmerlîche 48, 32. gelîche : samelîche 99, 27. wîslîchen : tumplîchen 37, 29. fridelîchen : wîelîchen 62, 43. vrôlîchen : minnechlîchen 89, 35, aber keine Zusammensetzung mit -tuom und -heit. Ich merke noch an spottes : des 29, 13. dô : rehto 39, 41 : wortô 45, 45. gedienôt : nôt 56, 45. dienôten : nôten 100, 21. In der ganz abweichenden Bearbeitung der Vorauer Handschrift von den Büchern Moses findet sich Hilfsverbum, Pronomen und Partikel, dar inne was : geordinet was 12, 23. gelegen was : geheizen was 25, 14. geboren wart : erslagen wart 10, 28. dich : dich 24, 5. stiez in ûz : warf in ûz 9, 27. dô er under wegen chom, der engel im engegene chom 37, 8, wo der Unterschied der Bedeutung in under wegen und ingene liegt. Sodann sîn : sîn (Pronomen und Verbum) 14, 18. 26, 75. 23. frowe Sâre : sâre 19, 23. Mit Zusammensetzungen, heimwart : êwart 16, 7. ze wâre : wâre (Verb.) 16, 9. 52, 14. 65, 3. minnelîchen : lîchen 25, 3. ôheim : heim 25, 6. nerigen : irnerigen 38, 26. ubermuot : muot 39, 17. man : nieman 51, 8. nôt : bezeichenot 39, 21. 43, 24 : virdamnôt 39, 4. genôte : dienôte 25, 12. 26, 9 : gesegenôte 28, 11. wesenunge : offenunge 82, 12. (a) -lich öfter, zwei Mal -lîche, gelich : êrlich 7, 4. 82, 5 : vreislich 12, 28 : wunderlich 69, 12 : sunderlich 79, 15. anelich : unsuntlich 88, 23 und sumelîche : ungelîche 68, 10. gewaltielîchen (gewalticlîche?) : wîslîche 8, 16. (b) trâcheit : verwizecheit 7, 24. Drei Gedichte, überschrieben Vom Recht, Die Hochzeit, Der verlorne Sohn (in Karajans Denkmälern), die wahrscheinlich von demselben Verfasser herrühren, wol gezogen sîn : viel unbetrogen sîn 13, 2. beslôz er : liez er 43, 2. Ferner vor trage : nâch trage 15, 9. winnet (ejulat) : gewinnet 21, 20. êwarte : warte 27, 12. rîche : himelrîche 29, 12. (a) iegelich : êrlich 29, 5 und, nach wahrscheinlicher Ergänzung, wunderlich : gelich 47, 17. Leben Jesu (Vorauer Handschrift bei Diemer 229—279, in den Fundgruben I, S. 130—193 nach einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts, die aber vollständiger ist, indem das Leben des Evangelisten Johannes 130—141 voransteht) gewährt auffallend viel Beispiele von dem Reim mit dem Hilfsverbum, dem persönlichen Pronomen und einigen Partikeln,

557
37

vom Hilfsverbum sîn nur ist, was, sint, seltsæne ist : geheizen ist Fundgr. 137, 45. wâr ist : der iz ist Diemer 248, 26. F. 164, 13. diu werlt ist : gegeben ist D. 253, 16. mîn pluot ist : gegeben ist D. 253, 21. F. 168, 19. sîn hêrre ist : gesendet ist D. 254, 22. F. 160, 33. ergangen ist : versaget ist D. 266, 14. F. 181, 21. verholn was : umbegurtet was D. 258, 19. F. 173, 25. sælig sint : gewirsert sint F. 137, 45. geborn wart : gesehen wart D. 233, 25. F. 144, 11. mir : mir D. 254, 9. F. 169 und (wo D. eine Lücke hat) 149, 23. dir : dir D. 252, 7. F. 131, 21. iu : iu D. 255, 1. F. 169, 43. D. 269, 27. F. 184, 35. D. 270, 16. F. 185, 16. was dâ : wonete si dâ D. 231, 21. er sluoc si ûz : tragen ûz D. 251, 2. sluoc iz allez dar ûz : tragen ûz F. 166, 18. ruore mich niht : ich ne kome niht D. 267, 20. F. 182, 29. zwîfelôten si niht : was dâ niht D. 269, 2. F. 183, 45. Der gewöhnliche rührende Reim fehlt nicht, wâre (Verb.) : ze wâre D. 247, 24. 268, 27. F. 163, 7. ze wâre : wâren F. 170, 1. die hêrren : unsereme hêrren (Christus) D. 272, 20. F. 187, 7. rîche (Adject.): rîche (Subst.) D. 252, 18. sîn (Verb.): sîn (Pronom.) F. 131, 21. ûf gie : gie D. 267, 5. F. 182, 5. danne gie : wider gie D. 267, 25. F. 182, 37. sagen : wîssagen D. 229, 2. F. 140, 13. ze wâre : miteware D. 277, 1. F. 191, 19: wære (Verb.) F. 168, 5. gebetten : gebeten D. 235, 12. heilant : lant D. 234, 4. 245, 14. 275, 26. ein plint man : ein guotman D. 248, 17. hîrât : rât F. 141, 8. Jêsus : alsus D. 242, 14. 256, 18. F. 171, 27. ir minnet : ich hân geminnet D. 254, 15. F. 169, 23. gedinge : dingen D. 278, 3. F. 192, 11. chindes : des D. 238, 24. tôdes : des 259, 10. verendôt : tôt D. 262, 19. F. 177, 31. Als unvollkommener Reim minne : manne D. 254, 17. F. 169, 25. (a) grôzlich : wunneclich D. 250, 16. F. 165, 39. êrlich : gelich D. hêrlich : gelich F. 145, 27. gotlich : wîslich F. 149, 19. trûrlîchen : kintlîchen D. 154, 6. trûreclîchen : kintlîchen F. 169, 9. (b) -heit in gotheit : menesheit D. 265, 5. F. 180, 9 nur einmal wie (d) -tuom in wîstuom : hêrtuom D. 264, 25. F. 179, 89. Unerlaubt wäre über vierzec tage : vor sînen marterlîchen tage D. 249, wenn man nicht vierzec tage als einen besonderen engeren Begriff will gelten lassen: aber ich bin überzeugt, dass diese zwei Zeilen einen unechten Zusatz enthalten, wie sie auch in F. nach 165, 4 fehlen.

558 38

Auf das Leben Jesu folgen in beiden Handschriften (Diemer S. 280, Fundgr. S. 193) unmittelbar hinter einander noch zwei Gedichte, der Antichrist und das Jüngste Gericht, als enthielten sie eine Fortsetzung: in F. sind sie äusserlich gar nicht getrennt, bei D. nur durch einen grösseren Anfangsbuchstaben: auch hat man bisher in diesen dreien nur ein Ganzes gesehen. Die Vergleichung der rührenden Reime lehrt aber, dass das Leben Jesu einem anderen muss beigelegt werden. Diese Reime nämlich sind hier nicht nur sparsamer, sondern auch bloss in Zusammensetzungen angewendet, und unter diesen findet sich -schaft, das dort nicht, im Lob Salomons und hier zuerst vorkommt. Antichrist (d) bistuom : herzochtuom D. 280, 9. F. 194, 8, wo herzentuom geschrieben ist. irrecheit : cristenheit D. 281, 14 wird auch hier nicht als rührender Reim gelten. Jüngstes Gericht (a) wunneclich : gelich D. 287, 13. F. 200, 7, (b) wârheit : sicherheit D. 292, 8. F. 204, 39. (e) winescapht: trûtscapht D. 291, 9. F. 204, 1. Am Schluss des Jüngsten Gerichts nennt sich die Dichterin Ava:* sie verleugnet auch nicht ihr Geschlecht, denn wer würde sonst bei dem elften Tag (286, 1) an den Untergang des Geschmeides der Frauen gedacht haben? Dass sie auch den vorangehenden Antichrist verfasst habe, kann man vermuthen, die Reime sind nicht dagegen, doch bei dem geringen Umfang des Antichrists zu keiner Überzeugung gelangen. Der Herausgeber hält (S. XVI. XVII. * s. Diemer Kleine Beiträge zur älteren deutschen Sprache und Litteratur, im Anfang *) die beiden Kinder, deren Ava gedenkt, für den älteren Hartmann, von welchem wir das Credo besitzen, und für den Heinrich, der das Gedicht Von dem gemeinen Leben verfasst hat. Wenn er aber (S. XXXV) noch weiter annimmt, Ava habe das Leben Jesu wo nicht ganz, doch zum grösseren Theil gedichtet und Hartmann sei ihr Mitverfasser gewesen, so steht die Verschiedenheit der Reime entgegen. Wie ich daraus habe schliessen müssen, dass das Leben Jesu, der Antichrist und der Jüngste Tag nicht von einem und demselben Dichter herrühren können, so geht auch daraus hervor, dass Hartmann, der Dichter des Credo, keinen Antheil an dem Leben Jesu gehabt habe: bei ihm kommt, wie sich nachher

559 zeigen wird, kein Hilfsverbum und kein persönliches Pronomen
39 vor, die dort so häufig sind, auch kein -lîchen, dagegen -heit öfter, das wir dort nur ninmal und streng genommen in einem nicht rührenden Reim fanden; vgl. oben S. 543 [= S. 150]. Soll dieser Hartmann der Sohn der Ava gewesen sein, so muss es sich auf anderem Weg erweisen lassen, was vielleicht den weiteren Forschungen Diemers gelingt; von Heinrich wird gleich die Rede sein. In der älteren Judith (Diemer S. 117—123) zeigen sich keine rührende Reime, vielleicht weil das Gedicht nur einen so geringen Umfang hat, wohl aber in der jüngeren (S. 127—180), bewollen bin : gevaren bin : gewesen bin 172, 11. Ferner gelîche:ze lîche 142, 8. wart:êwart 150, 11. stat (Subst.): stât 151, 14. entlîbe : lîbe 172, 15. halsberge : berge 175, 12. ze wâre : wære (Conjunct.) 176, 6 führe ich an, weil beim Verbum der Umlaut fehlen konnte. Einmal (a) algelîche : gnædeclîchen (wohl gnædeclîche) 141, 20. Das Loblied auf Maria (Diemer S. 295—316) enthält keinen rührenden Reim und kann daher nicht wohl, wie der Herausgeber S. XXXV vermuthet, von dem Dichter der Litanei verfasst sein. Das Loblied auf den heiligen Geist von dem Priester Arnolt (Diemer S. 333—357) kennt, wie der Herausgeber S. L nachweist, die Kaiserchronik und die meisten in der Vorauer Handschrift enthaltenen Gedichte. Ich finde bei ihm nur krefte : halpkrefte 342, 11. Das Gedicht von dem himmlischen Jerusalem (Diemer S. 361—372) hat keinen rührenden Reim. Ebenso fehlt er in den Gedichten einer Frau (Diemer S. 375—378), und das ist der Vermuthung nicht günstig (vgl. Diemer S. XXXV), die sie der Frau Ava beilegt, denn diese gebraucht ihn. Der Physiologus (Karajans Denkmäler) bevangen sint : beswæret sint 81, 11. in mislîchen steten ist : sô heitirer ougen ist 92, 13. Ferner nôt : meinôt 87, 4: gewîzenôt 93, 21. (a) gelich : wildelich 81, 75. geistlich: vleischlich 96, 5 und sumelîche : geistlîche 102, 12. Die umfangreiche Kaiserchronik gewährt nur weniges, des dar ist : irvullet ist 2969. dirre hof ist : wàr ist 5797. tôt ist : warm ist 12453. Ferner vur wâr hân : gesaget hân 2954. der heilige man : man (Ehemann) 4016. wuoterîche : rîche 7699. gesunden: sunden 7945. gebot : gebôt 9495. mânôt : nôt 12735. (a) allir-

menneglich : billich 1007. gelich : wunderlich 2440 : êweclich 3450. bewegelich : tôtlich 2442. eislich : mennneclich 5837. geistlich : êweclich 9634 und hêrlîche : vlîzeclîche 4753. guotlîche : vorhtlîche 6111. (b) wîsheit : kristenheit 1093. wârheit : bôsheit 1770. (d) vizzetuom : hêrtuom 12259. Mit gleicher Bedeutung wîssagen : wîssagen 9630 und ère : êre 14071 ist gewiss nach den Lesarten in wissagen : verdagen, ère : mère zu bessern. Des älteren Hartmanns Credo zeigt kein Hilfsverbum und keine Partikeln, nur einmal das Pronomen demonstrativum gedenke an daz : râte ich dir daz 2820. Sodann frowen : frowen (Subst. und Verb.) leit (Verb.) : leit (Adject.) 1581. gnâde : gnâde (Subst. und Imperat.) 3112. âne ende : ich ende 3701. gewerde : werde 455. want : gewant 2070. wunne : dû gewunne 2540. lîbe : belîben 1063. 1905. 2018. 3048. bewaren : ware 2942. gaz : vergaz 2695. geware : beware 2634. verlôs : erbelôs 621. wollust : verlust 2494. zwirlîche (sûberlîche?) : misselîche (Verb.) 3703. gemuotsam : gehôrsam 239. In unvollkommenen Reimen selben : selden 2050. volewîge : entwîchen 3032. Nicht selten (a) -lich, gelich : ungesihtlich 87 : wîslich 279. semelich : tagelich 2782 : iegelich 2822. mugelich : gelich 583 : tagelich 2810. sunderlich : wunderlich 91. 337. allertagelîch : alsamelich 1025. -lîche nur einmal, inniclîche : minniclîche 1886, wo vielleicht -lich zu ändern ist. (b) -heit öfter, goteheit : magetheit 729. kristenheit : versûmeheit 2940 : wârheit 2968. 3633. wîsheite : goteheite 145. 197 : klârheite (so ist zu lesen) goteheite 1439. Heinrichs Gedicht vom gemeinen Leben oder von des tôdes gehugede, (a) untugentlich : gebrûchlich 827. ernstlîche : frôlîche 561. gelîchen : wislîchen 235 : sumlîchen 358. (b) girischeit : schalkheit 799 ist oben S. 543 [= S. 150 f.] erörtert. (d) rîchtuom : frîtuom 135. cristentuom : wîstuom 383. Auch ungehorsam : lobesam 828. siechtuom : getuon 612. Statt ruofen : ruofen 689 ist ruofen : wuofen zu lesen. rihtære : widervehtære 283 gehört nicht hierher. Heinrich gebraucht also nur die Berührung verdunkelnde Zusammensetzungen, wie wir ein Gleiches im Antichrist und im Jüngsten Gericht bemerkt haben. Diese Eigenthümlichkeit hebe ich hier hervor, weil dadurch die Vermuthung (vgl. Diemer S. XVI), dass dieser Heinrich zugleich der Dichter der Litanei

560
40

sei, unwahrscheinlich wird. Es sind zwei Handschriften der Litanei bekannt, beide aus dem zwölften Jahrhundert: die Strassburger, abgedruckt in Massmanns Gedichten des zwölften Jahrhunderts S. 43—63, ist etwa um fünfhundert Zeilen vollständiger, als die Grätzer, die Hoffmann in den Fundgruben 2, S. 216—238 bekannt gemacht hat. Die Sprachformen scheinen in jener etwas alterthümlicher zu sein, sonst stimmen beide ziemlich überein, und keine zeigt Neigung, den Text zu ändern: um so überraschender ist es, dass in einer Stelle, die ein Gebet enthält und am Ende vorkommt, 1393-1460 M. 235, 38-237, 24 H. eine auffallende Verschiedenheit sich zeigt, die einer Über-
561 arbeitung gleicht, während in den acht Schlusszeilen, die nicht
41 mehr zu dem Gebet gehören, wieder Übereinstimmung herrscht. Die Lesarten der Strassburger Handschrift verdienen in der Mehrzahl entschieden den Vorzug; ich will das hier nicht ausführen, wo es uns nur auf eine Stelle ankommt: sie lautet in der Strassburger:

samene, herre, dînes vater kint
in der himelischen Jêrusalêm
(dar ûz ne lâ niht bestên)
den orthaben dirre getihte),
daz wir von gesihte zuo gesihte
bescôwen dih selben
in den himelischen selden.

Dagegen in der Grätzer, dîe ich buchstäblich hersetze,

samene i herre uater diniu chint
in der himilischen ierusalem
der selben gnaden la niht bisten
dinen scalch Heinrichen
der uil harte einlichen
sich dar ûf giflizzen hat
swer mit sinne dizze gibet uerstat
swelhe gnade er damit erwerue
daz er der teilnumftich werde.

Hier zeigt sich, wie es scheint, eine Überarbeitung, und die Strassburger enthält wahrscheinlich das Echte. In der ersten Zeile ist i, ein Schreib- oder Lesefehler, zu streichen: in der dritten und vierten Zeile ist zu bessern niht entstên dînem und einlîchen in der fünften nur verständlich, wenn man dafür emez-

lîchen setzt. Es ist daher Grund vorhanden, den Namen Heinrich für eingeschwärzt zu halten. sal : sal l. sol : sol (volutabrun) 461 M. sol : gisol 224, 42 F. lîbe : entlîbe 1361 M. 234, 45 F. herban : Columbân 896 M. fehlt in F. Bei M. findet sich nur (a) -lich, gelih : tagelih 249, wo F. 220, 6 mit einer Änderung glîchen (Verb.) : tägilichen hat. In den übrigen Stellen stimmen beide zusammen, unwonlih : lobelih 365. tagelih : unvertregelih 684. redelih : unbewegelih 871. tugintlih : lobelih 1325. bruoderlih : gemeinlih 1393. (b) -heit mehrmals, magitheit : wârheit 381 : gnædicheit 1064. armicheit : gnædicheit 772 : heilicheit 904. reinicheit : gnædicheit 988 : gedulticheit 1309. wârheit : frumicheit 1323. (d) rîchtuom : frîtuom 327 : wîstuom 860. irretuom : rîchtuom 1429. datum (latein.) : siechtuom 918. (e) berhaft : werhaft 1120. Einmal wunnesam : alsam 1327. F. allein wære (Verb.) : ze wâre 224, 34, wo M. besser wære : toufære 454 hat. Dass der Dichter der Litanei nicht zugleich der Dichter des älteren Anegenge sein kann (S. XXXV), beweist die Vergleichung der Reime. Antichrist Elias und Enoch (Fundgr. 2, S. 106—134) dêmuot : hôchmuot 109, 6. werde (Verb.) : unwerde 118, 41. manlîh : gelîh 123, 24. (a) gelich : egeslich 116, 21 : gramelich 122, 20 : dobelich 122, 28. algelîche : stæteclîche 121, 9 : wærlîche 130, 32 : 131, 24. Bruchstück von Johannes dem Täufer (Fundgr. 2, S. 129—141) wâr ist : komen ist 141, 16. (a) geistlîchen : misselîchen (Verb.) 140, 10. ertrîche : himelrîche 140, 14. Das Himmelreich (Haupts Zeitschrift 8, S. 145) besteht aus 378 Zeilen, deren Reime durchaus rein sind. gesehen sint : erwenet sint 359. untôtlîchen : lîchen (Verb.) 55. leitwente : mûrwente 215. wirt (Verb.) : wirt (Subst.) 77. heilsame : freissame 164. (c) wirtschefte : wertschefte 239. hêrschefte : genôzschefte 341. Jüngeres Anegenge daz des lebens wære : er danne wære 19, 27. (a) gewalticlîche : êwiclîche 7, 13. Sodann siechtuom : tuon 3, 17. wîstuom : getuon 6, 17. 39. 57. 9, 55. 10, 14. ordenôt : nôt 3, 67. was : wahs 4, 11 kann wohl nicht als rührender Reim gelten, so wenig als mære : mêre 24, 53. Aber geborn : geborn 21, 13 wäre ein unerlaubter mit gleicher Bedeutung, wenn nicht der Zusammenhang nothwendig auf die Änderung verlorn : geborn führte. Albers Tundalus gitân : wol gitân 46, 59 : übel

562
42

gitân 46, 67. verlôs : batelôs 54, 68. genuhtsam : alsam 42, 9. ketenlîn: glöckelîn 63, 16. (a) freîslich: jæmerlich 51, 62. eislich: schedelich 52, 61. unvertregelich : klegelich 52, 82: ungemechlich 54, 54. jæmerlich : gelich 56, 62. hêrlich : êrlich 60, 2: mislich 63, 37. wunneclich : ummugelich 62, 12. billîchen : gelîchen 50, 11. (b) schônheit: wârheit 59, 6. gotheit 64, 43. Aber unerlaubt ist got muoze dîn walten : dîner herverte muoz er walten 64, 69, wenn hier nicht ein Fehler steckt: vielleicht ist zu bessern got muoze dich behalten und dîner hervart walten. Wernhers Maria ê : ê (Subst. und Partikel) 151, 17. wart: bewart 154, 18. 211, 27. lîch: wætlîch 165, 31. gewern: entwern 169, 11. dû wære: gewære 171, 39. werden (Verb.) : erwerden 190, 9. heilant : lant 196, 16. 204, 7: Egiptelant 208, 17. (a) bezeichenlich: wunneclich 206, 11. tugentlîche : kuneclîche 163, 30. algelîche : grôzlîche 166, 15: frôlîche 172, 30. gemeinlîche: lobelîche 168, 17. allîche: maneclîche 192, 563 17. frôlîche: willeclîche 193, 24. herzeclîche: verstantlîche 205, 39. 43 mortgelîchen : tobelîchen 208, 5. (b) gewârheit : gotheit 201, 14. trugeheit : wârheit 201, 22. (c) meisterschaft : lantschaft 169, 7. hêrschefte: trûtschefte 180, 16. Statt vinster: vinster 208, 31 ist vinster : winster zu lesen. Rolandslied von in : unter in 234, 18. ich gevolget hân: schaden hân 203, 20. sînes herzen tougen newesse nieman innen : dâ wurzilt der tiuvel inne 103, 32. gelouben : irlouben 44, 16. rasten : raste (Verb. und Subst.) 156, 1. (a) hêrlich [l. heimelich]*): gelich 22, 26. gremlich: hêrlich 23, 5. mislîche: sumelîche 105, 25. gelîche : wârlîche 215, 10. tôtlîche: gemeinlîche 277, 8. (b) bôsheit: gewareheit 66, 20. kristenheit: wârheit 123, 17. 294, 14. 301, 13. Bei Eigennamen dâ: Brechmundâ 264, 6. sâ : Precîôsâ 272, 15. 278, 7. 289, 11. Josûê : ê 243, 14. Tarmarke : marke 96, 2. Targilîsen : Bilîsen 276, 8. Aber es kommt noch folgende Stelle vor, vil tiure er hin ze gote rief mit trânenden ougen : dô sach er mit flaisclîchin ougin den engel von himele 2, 22. 23. Das scheint ein sicheres Beispiel von dem nicht erlaubten Reim, aber man muss erwägen, dass hier ein Unterschied vorausgesetzt wird zwischen den zu Gott schauenden trauererfüllten Gedanken und den wirklichen Augen,

*) [Mittheilung Ed. Schroeders.]

die den Engel erblicken, und so ermuntert auch Turpin die Helden zum Kampfe, mit flaisclîchen ougin scult ir sîn (Gottes) antlutze gesehen 130, 29. Der Ausdruck kommt auch anderwärts vor, er sach dà diu tougen diu vleisclîchiu ougen niht mugen vol sehen Tundalus 64, 7. daz er sî mohte beschouwen mit fleischlîchen ougen Heil. Margareta 253 (Haupts Zeitschr. 1, S. 166). Lambrechts Alexander gebraucht Hilfsverbum, persönliches Pronomen und Partikel, dà du hèrre niwit an ne macht wesen : nàh mînem rate wesen 4105 (Weismann). verwandelôte sih : vertunkelôte sih 135. si gànt nackit allizane und hànt lutzil umbe unde ane 4617. Sodann wìs (Subst.) : wìs (Adj.) 380. habe (Subst.) : habe (Verb.) 917. glesen (glesîn): gelesen 3399. heris kraft : vôr mit micheler kraft 3913. grùben (Verb.): grùben (Subst.) 4599. màlen (Verb.): zô dem màle 5442. sal (Subst.): sal (Verb.) 5788. wîsen (Subst.): wìsen (Verb.) 6808. getàn : ùf getàn 282. getàn : undertàn 115. lugenmère : ummère 89. hôe : ebenhôe 931. berchfride : fride 979. rîche : entrîche 1386: himelrîche 7092. 7136. walt : gewalt 3357. 4912. 6738. bote : gebote 3367 : urbote 6358. sigelòs : frowedelòs 5443: verlòs 4069: êrenlôs 6350. half : andirhalf 4295. zewàren : wàren (Verb.) 4603. 4882. 5268. 5574. 5672. 5742. 6393. 6970. wàre (Verb.) : zwàre 4093. wert : bewert 5354. abe ginc : ane ginc 5095. vollenginc : zeginc 5188. irzoge : herzoge 6178. herzogen: irzogen 1624. Zusammensetzungen mit -lich, -lìche, -lìchen, -heit, -tuom, -schaft und -haft, (a) freislich : eislich 252. 1658. 5659. gelich 5246: tagelich : ungeloublich 5875. glich : sterblich 4705: hèrlich 5816. 5854. 5857. gelìche : freislìche 338. hèrlìche 5368: wìslìche 6488. smèlìche : frevillìche 488. tagelìche : zagelìche 2907. unfridelìche : wìslìche 4927. gezogenlìche : algelìche 6366. fròlìche : trùwelìche 6647. listeclìche : wèrlìche 6920. sicherlìchen: freislìchen 4279. hèrlìchen : gròzlìchen 7098. (b) wìsheit : rìcheit 73. wîsheite : degenheite 2380. (c) vìentscaft : frùntscaft 6213. (d) wîstuom : rîchtuom 7068. (e) wàrhaft : èrhaft 3651. 6736. Graf Rudolf nur (b) dorpericheit : edelicheit 7, 2. manheit : degenheit 19, 25: geilheit 20, 18. Bonus (Haupts Zeitschrift 2, S. 208) (a) unmügelich : trӕglich 9. sich gelichen : flìzeclìchen 230. Das Gedicht von den Martern der heiligen Margareta (Haupts Zeit-

564
44

schrift 1, S. 152), das aus 762 Zeilen besteht, gestattet den rührenden Reim nur in den Zusammensetzungen mit -lich (a) wunneclîch : gelîch 275. grimmeclîch : ebengelîch 289. grûslîch : suntlîch 325. sicherlîch : fleischlîch 321. unbarmeclîch : grûslîch 363. gelîch : billîch 761. Einmal mit -lîchen, grûslîchen : mortlîchen 433. Wernher vom Niederrhein ich dir sagin sal : den du dragin sal 55, 30 (du sol auch im Welschen Gast, s. Reinhart Fuchs 384, 30), hier steht das Hilfsverbum in Verbindung mit einem zweiten Reim. Unterschied der Bedeutung läge in stên undi griez : des meres griez 4, 27, aber die Stelle ist verderbt; vgl. die Anmerkung. Zu bessern ist di nie sunden bigan (l. sunden mochte bigân) : antwurten bigan 9, 23. clagit he mê : conturbavit mê 51, 9 : -lich, -lîche, -lîchen wird gemieden, auch finde ich nur einmal (b) mildecheide : rênicheide 58, 2. Statt irlôst : irlôst 46, 13 ist zu lesen irlôst : gilôst. Unerlaubt würde sein steit : steit 53, 13, aber ich bessere dan de in dem êwangêlje steit, de von deme urteile ûz geit. Die niederdeutschen Marienlieder der Hanöverschen Handschrift, die gegen 5000 Zeilen enthalten, gebrauchen weder Hilfsverbum noch Pronomen oder Partikel: sonst aber (a) êwelich : sûverlich Bl. 1^a. gelich : sêlich 4^b. 22^a: sûverlich 22^a. 54^a. 87^a: heimelich 44^a. sûzelich : sûverlich 19^a. minneclîche : sunderlîche 2^a. lûterlîche : êwelîche 9^a. vollîche : gelîche 10^a. sûverlîche : gelîche (Verb.) 21^b. gelîche : êwelîche 36^b. wunderlîche : sunderlîche 37^a. bitterlîche : schemelîche 38^a. sunderlîche : gelîche 48^b. 91^b. êwelîche : sunderlîche 56^b. 58^b. unmêzlîche : gelîche 77^a. (b) sûzicheit : selicheit 5^b. heilicheit : 565 einveldicheit 9^a. gerechticheit : gehôrsamecheit 9^a. edelcheit : reine- 45 cheit 9^a. bittercheit : sûzicheit 29^b. otmûdicheit : stêdicheit 39^b: werdicheit 41^a. barmherzicheit : unverdoldicheit 45^b. heimlicheit : îdelcheit 50^b: otmûdicheit 51^a: einveldicheit 58^b. senftmûdicheit : mildicheit 91^a. wârheide : bôsheide 6^b. sûzicheide : drîveldicheide 6^b. mildicheide : unverfluzicheide 26^b. vrôlicheide : trûricheide 30^b. heimlicheide : senftmûdicheide 41^b. otmûdicheide : sêlicheide 47^a: werdicheide 53^a. drunkenheide : bescheidenheide 50^b. sûzicheide : heimilicheide : wisheide : sêlicheide 52^b. wîsheide : reinicheide 57^d: einveldicheide 58^b. heimlich 61^a. reinicheide : gelusticheide 91^a. sicherheide : barmherzicheide 93^a. (d) richedûm : heilichdûm 8^b.

Auch minnesam : lovesam 8b. 9b und das hier zuerst erscheinende und hernach nur noch bei Herbort vorkommende uperstentnisse: bedrûvnisse 30b. Sodann êre (Subst.) : êre (Verb.) 1b. geiste: geiste abstract und persönlich genommen (sô gerne wanede he in dîneme geiste, de aller meiste uver alle geiste) 2b. schade (Schatten) : schade (Schaden) 5a. leven (Subst.) : leven (Verb.) 5a. 87b. sanc (Subst.) : sanc (Verb.) 9a. worden (verbis) : worden (Part. praet.) 20b. 50a. 61a. 63b. 64c. 66a. 82b. salven (Subst.): salven (Verb.) 24a. wîs (Adj.) : wîs (Subst.) 23b. 48a. 75b. spîse: engele spîse (bildlich) 24b. armen (Subst.) : armen (Adj.) 27b. êren (Subst.): êren (Verb.) 40a. rûchen (Subst.) : rûchen (Verb.) 40a. du brandes: brandes (Subst.) 64b. geboden (Subst.): geboden (Part. praet.) 66b. sîn (esse) : sîn (Pronom.) 66b. wirt (Subst.): wirt (Verb.) 71b. have (Subst.) : walehave (Adj.) 77a. minnen (Andenken): minnen (Lieben), ich will die Stelle ganz hersetzen, he lovet dîne (der Jungfrau Maria) schônheit bit dîner minnen in dem sange geistlîcher minnen 79b. sal (Verb.) : sal (Subst.) 92b. ich getrûwe : getrûwe (Adj.) 93a. In Zusammensetzungen alzehant : hant 4a. nemen: vernehmen 5a. 75a. gebrichet : zebrichet 5a. gedenken : verdenken 5a. erlûchtet : lûchtet 10b. wurdes : antwurdes 11a. iezû : zû 18b. haven : erhaven 40b. 78a. 85b. 86b. vollekumen: kumen 47b: willekumen 82b. gevellet: bevellet 53a. offerman : man 56b. himelrîche : kunincrîche 38b: rîche 57a. rîche: ertrîche 69b. ertrîche : himelrîche 77a. rîches : keiserrîches 92b. geboden (Subst.): geboden (Part. Praet.) 66b. ungezzen: vergezzen 76a. sanc (Subst.) : gesanc (Verb.) 85a. gemach : enmach 91a. kêre : umbekêre 93b. Der unerlaubte Reim ist nur einmal ausser Zweifel, van sîner minnen, van sîner rôsin werdent geverwet alle rôsin 72b, * spîse : der engele spîse 24b. * Ein ander Mal, denn alle engele die sint in deme sesteme chôre : si havent mê êren wan die vonf chôre 39b soll wohl die beigefügte Zahl 566 einen Unterschied begründen, und in einer dritten Stelle 19a 46 steht zwar beide : beide mit gleicher Bedeutung neben einander, aber es folgt unmittelbar beide (Subst. = bîte) : leide : gescheide, wodurch die Berührung aufgehoben wird. Albertus gebraucht im heil. Ulrich wert: wert 41 und sun: suon 882 mit Verschiedenheit des Begriffs, trugelich : gelich 620. Heinrîche: Nordentrîche

794. mæzlîchen : gelîchen 448. Dass im Reinhart Fuchs, heil. Aegidius und dem ersten Text von Eilharts Tristant kein rührender Reim sich zeigt, erklärt sich leicht aus dem verhältnismässig geringen Umfang der Bruchstücke, die sich davon erhalten haben. Ich will noch die Liederdichter dieses Jahrhunderts anführen, welche diesen Reim gebrauchen, wiewohl ihre Gedichte von geringem Umfang sind. Dietmar von Eist walt : gewalt MS. 1, 41[a]. Kürenberg (a) schedelich : lobelich 1, 38. schedelich : gelich MS. 1, 38[b]. Spervogel (b) gotheit : kristenheit MS. 2, 229[b]. Meinlo von Sevelingen mir : mir MS. 1, 97[a]. Volkslied ir : ir (war went ir : neig ih ir) Carmina burana S. 153. Das unter Alram von Gresten stehende Lied lobesam : minnesam MS. 2, 110[a]. Dass Reinmar, der noch in das dreizehnte Jahrhundert reicht und dessen Lieder zahlreicher sind, keinen anderen rührenden Reim zulässt als (a) gelîchen : gemelîchen MS. 1, 83[a] habe ich oben (S. 521 [S. 126]) bemerkt, wohl aber finde ich bei Ulrich von Gutenberg habe danc : ungedanc MS. 1, 114[a]. undertân : wol getân 116[a] : missetân 118[b].

Ich habe Heinrichs von Veldeke noch nicht Erwähnung gethan: er dichtete zwar die Äneide in den achtziger Jahren des zwölften Jahrhunderts, aber Bildung und Kunst stellen ihn an die Spitze der folgenden Periode. Bei ihm sucht man die mit dem Pronomen, Hilfsverbum oder der Partikel gebildeten rührenden Reime vergeblich: die unerlaubten darf man gar nicht erwarten, und mit Sicherheit ist füeren : füeren 128 in füeren : rüeren, minne : minne 9146 in minne : sinne zu bessern, ebenso wider : wider 1750 in wider : nider (vgl. 7187), was durch die Berliner Handschrift bestätigt wird. daz her : daz her 9170 ist gleichfalls verderbt: nach der Wiener Handschrift (in der Berliner fehlt die Stelle) sind die beiden Zeilen zu lesen ez was niht durch wer : dar in herbergetez her. Richtig steht ich mac : mâc 2176. genuogen (Prät.) : genuogen (Adject.) 2951. Ferner verlôs : sigelôs 4420 : erbelôs 8102. schaft : boteschaft 4168. halsberge : berge 5972. 6434. 7124. 8329: herberge 6434. worten : antworten 8498, müedinc : teidinc 12526. Marroc : roc 6286. -lich 567 und -lîche nur dreimal, (a) lobelich : mannegelich (nach der 47 Wiener Handschrift ieglich) 5848. eislich : freislich 3195. sunder-

liche : sicherlìche 12068 (die Stelle fehlt in der Berliner und Wiener Handschrift). -lìchen kommt nicht vor, denn listlichen : sunderlìchen 3533 ist verderbt, und mit der Berliner und Wiener Handschrift sind die beiden Zeilen zu lesen mit listeclìchen dingen albesunderlingen. (b) warheit : wìsheit 1505: ungezogenheit 8502: bòsheit 11248: girheit 12396. (c) boteschaft : herschaft 3900: gesellescbaft 3874: friuntschaft 4104: wirtschaft 4128. ritterschaft : hèrschaft 4510. 9380: gesellschaft 3299. 5189. 7260. 8736. 9006. meisterschaft : vìentschaft 5776. friuntschaft : gesellescbaft 7560. hèrschaft : wirtschaft 13000. (d) rìchtuom : wìstuom 405. 2374: magetuom 4234. (e) èrhaft : werhaft 5036: wàrhaft 18414. Aus diesen Reimen geht hervor, dass Veldeke in keiner Beziehung zu dem späteren Herzog Ernst steht, wo -lìche viel öfter vorkommt (oben S. 538 [= S. 144]), dagegen das hier nicht seltene -heit (denn lòsheit : wirdekeit Ernst 47 ist kein rührender Reim), -schaft und -tuom mangelt. Das alte Bruchstück (Fundgr. 1, S. 228—230) enthält nur 126 Zeilen, es lässt sich also daraus nichts beweisen; indessen zeigt sich darin kein Reim dieser Art. Der Dichter des Pilatus steht der Zeit wie der Bildung nach neben Veldeke. Er reimt rehte : unrehte 1, 107. genàde : ungenàde 1, 110. gewalt : walt 2, 9. heimuote : armuote 2, 95. kunincrìche : rìche 2, 141. lant : heilant 2, 407. Herodes : des 2, 411. Sodann (b) semftikeit : barmherzikeit 1, 100 und (c) gesellescaf : bereitscaf 2, 29. Dass -lich -lìche und -lìchen fehlen, kann in dem geringen Umfang des Gedichts seinen Grund haben. Ganz anders bei dem Dichter des Servatius, der ebenfalls als Zeitgenosse Veldekes angesehen wird (Haupts Zeitschrift 5, 76), denn er gebraucht in 3548 Zeilen den rührenden Reim fast nur in der Zusammensetzung mit -lich (a) tägelich : unverträgelich 169: klägelich 743. 1777. grœzlich : kunterlich 1953. unmeglich : klegelich 2193 und einmal gärlìche : sæleclìche 841. Sonst noch (d) bistuome : tuome, auch lande : heilande 817. [heilant : lant]*) 2353. manlich (Subst.) : glich 291. 2581. Endlich will ich hier der Überarbeitung von Eilharts Tristant eine Stelle geben, weil sie in metrischer Beziehung dieser Zeit

*) [Mittheilung Ed. Schroeders.]

zuzugehören scheint. Wir finden darin niht als Subst. und Partikel, wenn he enwolde wîbes niht, ez wære in liep iht oder niht 1111. sîn (Verb.) : sîn (Pronom.) 3237. 5863. werde (Adj.): werden (Verb.) 4451. Sodann lässt sie den rührenden einige Male zu, wo er sich dem unerlaubten nähert, doch noch erträglich ist, daz was von rôtem golde rîche (prächtig): daz gap im 568 al der künic rîche (mächtig) 619. er tet als im der hêrre hiez: 48 Tristant im hundert schillinge geben hiez, wo zu lesen ist Tristant im hundert schillinc hiez (verhiess) oder der im hundert schillinc geben liez 6250. diu frowe den boten gewinnen hiez: Pilâse der knappe hiez, die Bedeutung des Reimwortes ist hinlänglich verschieden, vielleicht ist auch hier zu ändern gewinnen liez 6060. zuo dem sê kam er gân (l. gegân) : dâ vant er vil schiffe gân (fahren) 7137. -lîchen in Zusammensetzungen als Adverbium ist nicht selten, (a) menlîchen : freislîchen 125. getrûwelîchen : frôlîchen 2518. zornlîchen : wærlîchen 3075. ernestlîchen : inneclîchen 3379. 4842. spottlîchen 6493. wærlîchen: offenlîchen 7153: tôrlîchen 7602. sicherlîchen : wîslîchen 7259. lieplîchen : jæmerlîchen 7327. tegelîchen : heileclîchen 7670. Nur einmal das Adjectiv hêrlîch : unmæzlîch 299. Einmal wærlîche: gelîche 1145, wenn man nicht wærlîchen lesen will mit freierem Reim, wie bitterlîchen : gelîche 97 steht. (b) -heit in wârheit: wîsheit 1445: wizzenheit 3515. Sogar hovescheit : unkiuscheit 141 (s. oben S. 543 [= S. 150]). frümikeit : manheit 1231 enthält, wie oben gezeigt ist, keinen rührenden Reim, auch nicht hêrschaft : schadehaft 2162 oder frûntschaft : unbehaft 5724. Ich merke noch an bist : liebist 2234.

Von der Volksdichtung rede ich absichtlich zuletzt. Älterer Laurin kleine sîn : gewaltic sîn S. 11. ôheim mîn : gruoz mîn 59. dâ : dâ 72. Sodann wîse (Adj.) : wîse (Subst.) 68. über al : al 25. vernam : nam 33. sîn : gesîn (Pron. und Verb.) 39. ze hant: hant 75. (a) êrlich : genzelich 48. sicherlich : lobelich 53. (b) wârheit : kristenheit 46. Auffallend würde man : man 44. 76 mit gleicher Bedeutung sein, wenn wir nicht die rohe Arbeit eines Spielmanns vor uns hätten. Rother her genôzte sich in : he sazte sie ineben in 1319. sîn (Pronom.) : sîn (Verb.) 1859. (a) tagelich : hêrlich 1383. Sodann hêrre : hêren 2454. Dagegen

guot : guot 2237 (Adject.) mit gleicher Bedeutung fällt der Spielmannsdichtung zu. Im Dietleib steht der rührende Reim mit gleicher Bedeutung beim Hilfsverbum und persönlichen Pronomen, ich müge ûf iuwer triuwe hân : daz irz ze guote wellet hân 8086. dâ ich so grôzen schaden mohte wol gewunnen hân : swaz ich noch her gestriten hân 12736. daz bin ich : jâ hân ich 12450. Doch statt dâ : dâ in helme dôz und swerte klanc hôrt man von in beiden dâ : Walther von Spâne was ouch dâ 11199 ist sà : dâ, ein hier häufiger Reim, zu lesen, auch hin : in 1569 statt hin : hin. getân : wol getân ist zulässig, allenfalls auch under sie komen : danne komen 1606 bei dem Gegensatz in der Bedeutung, aber ich zweifle nicht, es ist zu ändern under sie bekomen. Dagegen wäre began : began 2785 nicht zu entschuldigen. Die Stelle lautet sîn gewæfen und den volen Hagene prüeven dô began : sinnen er also begân, der sîn ze koufen hæte begert, ez wære tûsent marc wert : ich glaube, es ist zu lesen dô sinnete er alsô der man. Sonst habe ich noch angemerkt haft : ritterschaft 2465. herzoge : gezoge 12228. hiez : gehiez 13368. Gelfrât : rât 845. Gelfrâten : râten 6245. Hâwart : wart 1241. Dieterîch : rîch 5257. 7545. 7921. 12510. Helferîch : Dieterîch 10380. 11568. 11754. rîche : Dietrîche 4585. 5731. 11256. Helfrîche : rîche 11999. Helferîchen : rîchen 11946. Imbrecke : recke 5659. 7635. 9892. 12858. Imbrecken : recken 4597. 4767. 10674. 11206. Liudegaste : gaste 5051. rinc : Îrinc 8750. 10496. 12083. Dietleip : beleip 4909. 7535. 11178. 11604. 12764. Wikêr : hêr 7797. rât : Wolfrât 10282. Gernôt : nôt 10600. bewæren : wæren 11570. gewizzen : verwizzen 6461. 10880. itewîzen : verwizzen 12504. kindelîn : tohterlîn 4205. (a) lasterlich : gelich 2555 : ungelich 498. offenlich : hêrlich 4987. flîzecliche : gelîche 2023. lobelîche : ritterlîche 6257 : angestlîche 7439 : heimlîche 7925 : hêrlîche 11322. Klage als in diu vrowe geleit hât : mîn sin der krefte niht enhât 1891. Ferner mære (Adject.) : mære (Subst.) 1001. haben : erhaben 2040. verlôs : houptlôs 433 : untriwelôs 1025. Herrât : rât 2120. Dancwart : wart 1894. Giselhêr : hêr 1517. Gunthêr : Giselhêr 95. Sigehêre : hêre 781. (a) wizzenlich : tägelich 24. ungelîch : islîch 1423. minneclîche : gelîche 1512. freislîchen : loblîchen 1966. (b) gotheit : kristenheit 492. Die Be-

569
49

handlung des rührenden Reims macht schon wahrscheinlich, dass beide, Dietleib und die Klage, selbst in dieser Abfassung älter sind, als unser Nibelungelied. Die verderbte Zeile 190 ändere ich nicht wie Lachmann in der Anmerkung mit dem Reim komen : komen, sondern von grôzen schulden sô bekomen: sie wàrn ins rîches æhte komen. In der Überarbeitung der Klage ist hât : hât 3859 geblieben, haben : erhaben in erhaben: begraben 4239 geändert, weiter sind eingeführt arme (Adject.): arme (Subst.) 1591. mære (Adject.) : mære (Subst.) 3423. tôt (Subst.) : tôt (Adject.) 4410. bewart : wart 1307. var : missevar 3097. spileman : man 1463. zît : hôchgezît 4137. (a) unfriuntlîche : tobelîche 2747. gelîche : minneclîche 3141 : jæmerlîche 3209. In den Nibelungen wird der rührende Reim sehr mässig angewendet: der mit dem Hilfsverbum, dem Pronomen oder einer Partikel von gleicher Bedeutung gebildete ist gänzlich ausgeschlossen. In den echten Strophen sîn (Pron.) : sîn (Verb.) 965, 3.
570 wart : bewart 21, 1 : Eckewart 1041, 1. 1223, 1. bewart : Hâwart
50 1285, 1 : Dankwart 1592, 1. Liudgast : gast 139, 3. spilman : man 1416, 1. wol getân : getân 1245, 3. stên : bestên 1776, 3. vernam : nam 2242, 1. Nur (a) islich : lobilich 304, 1. gelîch : lobelîch 2150, 3. Aber hof : bischof 1448, 1 (auch in der Klage 1652. 1677. 1701) bildet keinen rührenden Reim (vgl. oben S. 545 [= S. 153]). In den unechten Strophen Eckewart : bewart 9, 3. stat (ripa) : stat (urbs) 1228, 3. man : spileman 195, 1. 1416, 1. Liudgêr : gêr 212, 3. haben : erhaben 347, 3. meit : gemeit 1168, 1. gebôt : enbôt 1388, 1. stên : bestên 1776, 2. In der Überarbeitung sind sie (im Gegensatz zu der Überarbeitung der Klage, wo sie vermehrt sind) verschwunden bis auf spilman : man 12339. vernam : nam 1931. (a) ieselich : lobelich 2455. gelich : lobelich 8376. Eine Stelle muss ich näher betrachten, desn sult ir niht engelten : ich wil iu wæge sîn durch mînes sunes liebe; des sult ir gar ân angest sîn 8982—8985. In dem alten Text: des sult ir niht enkelten : ich tuon iu triwen schîn durch iwers mannes liebe unde des edelen kindes sîn 1014, 3. 4. Nach meinem Gefühl lautet der Text der Überarbeitung besser und natürlicher: die Änderung könnte es glücklich getroffen haben. Da aber auch die Lesart von B (wo der Text von der Über-

arbeitung nicht berührt wird) des sult ir gar ân angest sîn sich dahin neigt, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, hier liege das Echte und die anderen Handschriften hätten den rührenden Reim sîn : sîn mit gleicher Bedeutung, den sie nirgend zulassen, wegschaffen wollen. Das Nibelungelied zeigt manchmal überschlagende Reime in der Cäsur und unter diesen auch rührende. Ehe ich davon rede, will ich eine Bemerkung einfügen.

Überschlagende Reime kommen in den echten Strophen nur etwa sechzehnmal vor, in den unechten häufiger, mehr als noch einmal so oft, ja Strophe 1 und 17 in beiden Hälften: sie sind mithin in den unechten, die ungefähr den vierten Theil des ganzen Liedes ausmachen, verhältnismässig viel weiter vorgedrungen. Bemerkt man ferner, dass sie in der Gudrun und den Bruchstücken von Walther und Hildegund abermals sich steigern, so darf man aus diesem Fortschritt schon auf ein höheres Alter der überschlagenden Reime in den echten Strophen zurückschliessen. Nun ergibt sich aber ein Unterschied, die überschlagenden Reime der echten Strophen gehören zugleich zu den unvollkommenen, wie wir sie aus den Dichtungen des zwölften Jahrhunderts kennen, also Hagne : degnen 120, 1. Hagnen : degnen 1974, 3. lâzen : mâze 2153, 3. mære : êren 21, 3. mære : verre 138, 1. mère : mære 583, 1. mære : wæren 106, 1. recken : rechen 968, 1. gère : swære 1881, 3. küniginne : Rîne 794, 1. gewinnen : mînen 160, 1. Sigemunde : friunde 679, 1. triuwe : getrouwen 2114, 3. Genau sind nur mære : swære 2137, 1. mère : sère 2071, 1 und gelobte : ertobte 2143, 1. Gerade umgekehrt zeigen die zahlreichen überschlagenden Reime der unechten Strophen die Regelmässigkeit des dreizehnten Jahrhunderts, mære : wære 324, 1. 807, 1. gebære : mære 102, 11. mære : videlære 1372, 1. mæren : lobebæren 1, 1. berge : herberge 454, 2. degene : engegene 102, 7. êre : mère 128, 1. êren : gèren 656, 1. leide : beide 17, 3. dinge : ringe 802, 3. gedingen : ertwingen 114, 1. küniginne : inne 1846, 1. belîben : wîben 17, 1. rîche : degenlîche 102, 5. rîchen : tougenlîchen 147, 1. Rîne : Pilgerîne 1435, 3. zîten : rîten 1537, 1. hochgezîten : strîten 1, 3. schiere : viere 880, 1. wolde : solde 1054, 1. gesunden : wunden 1893, 1. gesunden : verchwunden 238, 1. 1796, 3. gerouwen : zerblouwen

571
51

837, 1. guoter : muoter 341, 5. Die wenigen ungenauen lassen sich leicht beseitigen, sedele : edelen 243, 3 ist nach den Lesarten zu berichtigen, êren : hêrren 43, 1 könnte mitgehen, und statt den zinnen : küniginne 377, 1 dürfte man unbedenklich der zinne setzen. Diese reinen Reime der unechten Strophen und ein Paar aus Wolframs Parzival darin aufgenommene Wörter (Lachmann zu 423, 2. 417, 5, Heldensage S. 65) weisen auf einen bestimmten Zeitpunkt ihrer Abfassung. Ich kann mir den Gegensatz, in welchem sie zu den alterthümlichen Reimen der echten Strophen stehen, am natürlichsten durch die Annahme erklären, jene echten Strophen seien im zwölften Jahrhundert damals entstanden, als die bei Kürnberg zuerst auftauchenden, bei Friedrich von Hausen schon ausgebildeten überschlagenden Reime *) aufgekommen waren, und der spätere Sammler oder Ordner des Nibelungeliedes habe zwar die Endreime der Regel seiner Zeit näher gebracht, die überschlagenden aber unberührt gelassen, da sie höchstens als eine Zierde, nicht als eine Nothwendigkeit betrachtet wurden. Merkwürdiger Weise zeigt Gudrun ein ähnliches Verhältnis, nämlich in den überschlagenden Reimen erscheint dort neben den überwiegenden genauen eine nicht unbeträchtliche Anzahl alterthümlich freier (z. B. degene : lebene. gelouben : ougen. wære : sêre), die man in den Endreimen vergeblich sucht. Durch diese wie die nächstfolgende Beobachtung wird zugleich die Annahme unechter Strophen, die Lachmann mit Scharfsinn herausgefunden hat, 572 aufs Neue bestätigt, wenn er auch den Heptaden zu Liebe einige 52 mit Unrecht dazu geschlagen hat. In der Gudrun sind sie nicht zu verkennen. * Müllenhoff S. 8. *

Doch ich kehre zur Betrachtung des rührenden Reims zurück. Er findet sich nicht in den überschlagenden Reimen der echten Strophen des Nibelungeliedes, man müsste denn Kriemhilt : Prûnhilt 784, 3. 789, 1 dazu rechnen, oder recken : rechen 968, 1 und triuwe : getrouwen 2114, 3 als rührende ansehen. Aber eine Stelle muss ich in ihrem Zusammenhang hersetzen, »ob ez dir wol gevalle, vil liebe vrouwe mîn, sô wold ich gerne

*) * Der Schreiber Wernhers vom Niederrhein gebraucht überschlagende ungenaue Reime Vorr. VI. Vgl. Wackernagel Gesch. der Lit. S. 135. *

senden nâch den vriunden dîn die mînen videlære in Burgonden lant. die guoten videlære hiez er bringen sân ze hant 1347. videlære : videlære wäre als rührender Reim unerhört und so roh, dass man ihn dem Ordner des Gedichts nicht zutrauen darf; die Handschriften Ih haben die guoten boten beide geändert, aber es war nicht nöthig: hier wird an einen Reim gar nicht gedacht, sondern es ist die natürliche, altepische Wiederholung. In den unechten Strophen finden sich die regelrechten überschlagenden Reime berge : herberge 454, 3. jâmerlîche : sumelîche 963, 1 und der höfischen Dichtern anstössige (oben S. 541 [= S. 148]) trûrielîche : minneclîche 70, 1. aber vil gerne : vil gerne 1358, 3. 4 ist unerträglich; hier steckt ein Fehler, und die Besserung in der Handschrift D des sæhen in zen Hiunen gern diu ougen mîn ist geschickt. Die Überarbeitung hat recken : rechen 8610. triuwe : getrouwen 18095. berge : herberge 3970. trûreclîche : minneclîche 545. jâmerlîche : sumelîche 8570 beibehalten, aber vil gerne : vil gerne nicht geduldet 11870, sodann neu eingeführt der genesen wære : gesunt wære 18455. gewunne : wunne 15100 und die ungefälligen (oben S. 541 [= S. 148]) bitterlîche : jæmerlîche 8362. volleclîche : willeclîche 14424. flîzeclîche : minneclîche 2358. Für ein blosses Versehen halte ich recken : recken 8618, zumal das richtige degne : recken 969, 1 in dem alten Text steht. In der Gudrun erscheint der rührende Reim noch seltener als im Nibelungelied, ich habe nur gefunden sîn : sîn (Verbum und Pronomen) 631 (158, 1). 2719 (680, 1). began : gân 8027 (1324, 1) und sant : alle sant 3003 (751, 1). Zusammensetzungen mit -lich, -lîche und lîchen nicht oft, (a) lobelich : tegelich 1891 (473, 1): anelich 4965 (1241, 1). minneclich : anelich 4957 (1239, 1). lasterlîche : gelîche 1153 (288, 3). grimmeclîche : lobelîche 3737 (934, 3). gelîche : lobelîche 5371 (1342, 3). frœlîchen : trûreclîchen 3897 (974, 3). Sodann daz sî die ritterschaft niht wol geben kunden : sô si aller beste kunden 2897 (724, 3), was zulässig ist; das ist aber nicht ân êre : sîner tohter êre 1765 (441, 3), wo man sîne tohter hêre bessern muss, was schon Ziemann gethan hat. In den häufigen überschlagenden Reimen nur mæren (Subst.) : mæren (Adj.) 2808 (702, 3). In den alten von Lassberg herausgegebenen Bruchstücken von Ecke

573

53

mich : mich Str. 8. Sodann hêr (Adj.) : her (Part.) 97. fürsten êre : êre (Sieg) 145 und Zusammensetzungen mit -lich, -lîche und lîchen, (a) sicherlich : fridelich 232. sicherlîche : willeclîche 226: lasterlîche 228. jæmerlîchen : gelîchen 141. Sigenot bei Lassberg volge mir : hât geholfen mir Str. 40 und (a) klegelîche: krefteclîche 31. In den wenigen Bruchstücken von Walther und Hildegund und in den zehn Strophen, die vom Goldemar Albrechts von Kemenaten übrig sind, kommt kein rührender Reim vor. Ortnit (bei Ettmüller) entweich : weich Str. 24 S. 50. Engelman : man Str. 28 S. 7. Alberîch : rîch Str. 57 S. 23 und öfter. geschaft : hêrschaft Str. 38 S. 20. an (avus) : an (Partikel) Str. 22 S. 105. Ich will noch unreinekeit : kristenheit Str. 23 S. 6 anführen, es gilt aber nicht für rührend. Unter den überschlagenden Reimen zeigt sich mit gleicher Bedeutung füeren: füere Str. 38 S. 41, aber die ohnehin schlechte Strophe ist gewiss unecht, sie steht nur in einer Handschrift, und die übrigen haben etwas Anderes und Besseres. In den Bruchstücken aus der Dietrichssage Dietrîch : rîch Altdeutsche Blätter 1, S. 341. Dietrichs Flucht daz diu werlt erstorben ist : als wîte sô diu erde ist 742. Dagegen statt ich : ich 5083 ist ich : ich mich zu lesen in Übereinstimmung mit der Starhemberger Handschrift. samt in (Pronom.) : in (Partikel). man : nieman 3291. 8017. ergân : abe gân 3397. rîch : Wolfdietrîch 2286. 2295: Dieterîch 4892: Friderîch 2717 usw. Ermrîch : Friderîch 2455: Dietrîch 2515. 2567. 2639. 3071 usw. Hugdietrîch : Francrîch 2356. Dietrîch : Helfrîch 5901. Isterîch : Dietrîch 8191. rîche : Francrîche 2349: Dietrîche 3963. rîchen : Dietrîchen 2969. Dietrîchen: Ermrîchen 3325. 6629. Sigehêr : her 5841. -lich, -lîche und -lîchen, (a) tugentlich : gelich 1211. sicherlich : endelich 4701: gelich 6915. gelîche : sicherlîche 6471 : grimmeclîche 6497. heimelîche (Subst.) : getriuwelîche 945. kurzlîche : endelîche 1971. sicherlîche : hêrlîche 2003. jæmerlîche : lobelîche 3775. bescheidenlîche : ungetriuwelîche 5229. küneclîchen : sicherlîchen 8147. (a) ritterschaft : hêrschaft 8194. In der Rabenschlacht erscheint was : was 160. Ich setze die ganze Strophe her, wie ich sie mit Hilfe der Starhemberger Handschrift berichtigt habe:

Dô diu starke samenunge 574
z' Ezelburc komen was. 54
ez jâhen alte und junge
und allez daz dâ was.
daz ûf der breiten erde
nie zusamne kæm sô manic recke werde.

Statt und allez daz dâ indert was, wie im Druck steht, hat die Starhemberger als uns das buoch las, worin ich nur eine absichtliche Änderung des Reims sehe. Ferner rîch : Dietrich 32. 333. 395. 1115. 1120. 1140. rîche : Helfrîche 576. rîchen : Dietrîchen 83. 1133. Ermrîchen : Dietrîchen 487. -lich, -liche und lîchen, (a) lobelich : sicherlich 524. klägeliche : heimliche 14: lobelîche 318. sicherlîche : unmæzeclîche 500: hertelîche 429: eislîche 624. gelîche : endelîche 148: manlîche 594. sicherlîchen: ritterlîchen 250: untrœstlîchen 271: andehteclîchen 512: vîentlîchen 648: etlîchen 665: lobelîchen 982: jæmerlîchen 1086. Schon oben habe ich volleclîchen : trûreclîchen 18 angeführt. Rosengarten C lieben bruoder mîn : die ringe mîn 471. entwesen: gewesen 1027. rîch : himelrîch 995: freuden rîch 999. In den überschlagenden Reimen (a) frumeclîchen : keiserlîchen 3. vîentlîchen : grimmeclîchen 1906. Rosengarten D dich : dich 1531. sîn (Conj.) : sîn (Inf.) 431. Dietrîch : rîch 61. 66. (a) sicherlich : gelich 49: lobelîch 435. Auch hier wünneclich : gewalteclich 583. Laurin (Druck vom Jahr 1500) sîn (Pronom) : sîn (Verb.) 1247. seitenspil : spil 1851. Dieterîch : rîch 1291. 1553. 2417. 2399.

II.

Den Schlagreim bilden zwei unmittelbar auf einander folgende Reimwörter, die innerhalb der Zeile und unabhängig von dem Endreim stehen. Freidank sagt singen springen sol diu jugent : die alten walten alter tugent 52, 6. 7 und in dem 48. Abschnitt S. 165—169 ist liegen triegen durchgeführt; mit triuwen (minder beglaubigt ist die Lesart triuwe) triuwe gelten 44, 11 gehört nicht hierher. Verbleibt die Strophe Ich minne, sinne lange zît, wovon die sechs ersten Zeilen (oben S. 3 [= S. 128]) erörtert sind, bei Walther, so wäre der Schlagreim auch bei

ihm gefunden, der sich ausserdem in den vier letzten Zeilen nochmals zeigt,

575 wære mære stæter man,
55 sô solte, wolte si, mich an
eteswenne, denne ouch sehen,
sô ich gnuoge fuoge kunde spehen.

In der gleichgebildeten Strophe eines Unbekannten (Walther S. 175) lauten sie:

êre sêre mich verriet:
si liuget, triuget vil der diet.
Krist der wîse, wîse dar
mich dâ dîn wünne künne wesen gar.

Ein geringer Unterschied besteht darin, dass in der vorletzten Zeile der Reim zugleich ein rührender ist. Dies sind die ersten strengen Schlagreime, die ich bemerkt habe, es müsste denn ein Lied des tugendhaften Schreibers (MS. 2, 103[b]) noch älter sein, wo er mit vierfacher, aber durch eine Zeile geschiedener Wiederholung des Reimworts erscheint, und zwar in drei Strophen,

Der heide leide ist worden bar, man hœret dâ
vil manegen süezen vogelsanc:
vil kleide beide grüene gel rôt unde blâ
der meie in gît; des habe er danc. usw.

Neidhart bringt in ein Paar leichtfertigen Zeilen (MS. 3, 80[b]) botzel botzel und urrâ burrâ vor, was aber ein volksmässiger Ausruf zu sein scheint, kein absichtlicher Reim. Burkart von Hohenfels führt den Schlagreim durch in der ersten und dritten Zeile eines fünfstrophigen Liedes (MS. 1, 88) niden lîden muoz diu reine. schelten gelten kann sie kleine usw. Albrecht von Raprechtsweil (MSHag. 1, 342) in der ersten, vierten und achten eines dreistrophigen. Auch drei Strophen Wernhers von Teufen (MS. 1, 44[a]) und Winlis (MSHag. 2, 29) sind hier anzuführen, wo er in der letzten Zeile steht. Häufiger und unmittelbar auf einander folgend zeigt er sich bei dem Taler in zwei Sätzen eines Leichs (MS. 2, 99[b]. 100[a]): ich merke daraus zwei Zeilen mit stumpfem Reim an, diu bluot tuot in den ougen und in herzen wol und der walt gestalt ze froidên ist der dœne vol. Mariengrüsse (Haupts Zeitschrift 8) hillet schillet, hîâ hîâ! 279.

swigen nîgen; dîn munt sprichet 499. Konrad von Würzburg ir lîp trûter lûter- var : hilf uns allen wallen dar : tuo von swachen sachen gar MS. 2. 201ᵇ. Aber er hat es nicht lassen können, diesen Reim, der in einzelnen Fällen angemessen und wirksam ist, auf eine übertriebene Weise herbeizuziehen: in dem überkünstlichen Eingang zum Engelhart wird er häufig an- 176 gewendet, gleich in den vier ersten Zeilen und dann regel- 36 mässig im Beginn oder in der Mitte bestimmter Zeilen (ich lese Z. 66 si stiuret tiuret rehten muot); hier ist er immer klingend. Noch weiter treibt es Konrad in zwei Strophen eines Liedes (MSHag. 2, 326), wo dieser Reim in jeder der sechzehn Zeilen, aus welchen sie bestehen, angebracht ist, und zwar ist er in der ersten Hälfte und in den zwei letzten Zeilen stumpf, in der zweiten klingend. Um das Mass voll zu machen, ist er in der letzten Zeile jeder Strophe sogar verdoppelt, der ger lâzen spil wil hie. lîp wîp flehen sol wol dir. Bei Frauenlob (Etmüller S. 260, MSHag. 3, 426 als Lied eines Ungenannten) in der ersten Zeile der beiden Stellen und des Abgesangs, Durch dinster vinster nebel dicken. Diu frouwe gnouwe dise wîse. Der werde swerde sprach in leiden usw. Endlich in der achtzehnzeiligen Strophe eines Ungenannten (MSHag. 3, 418), wie bei Konrad, in jeder Zeile und in den beiden ersten mit Wiederholung des Reims,

Sô zart enwart geborn nie wîp
von art bewart ir kiuscher lîp.

wie Zeile 10 und 11

diz wunder under wîlen tuot
besunder munder mir den muot.

Zeile 14 ist das Pronomen dazwischen gesetzt,

wie garwe ir varwe erquiken kan.

Aber schon früher kommt es vor, dass die beiden Reimwörter sich nicht unmittelbar berühren, sondern durch ein einsilbiges Wort, Pronomen, Partikel oder Hilfsverbum, getrennt sind, ja diese Art des Schlagreims ist die ältere. In dem Gedicht vom Himmelreich (Haupts Zeitschrift 8, S. 145), das in den Anfang des zwölften Jahrhunderts gehört, findet man zwischen anderen Langzeilen folgende. sint bescirmit, sint gefirmit alter

unde jugent 16. dere du waltes und gehaltes, rihtes jouh phlihtes ungelîche 38. daz èriste, daz hêriste ist daz firmamentum 45. da ist der bezziste, der suoziste waz 76. vone den verlogenen, den ungezogenen werltminnæren 210. die hungerigen, die durstigen werdent dâ gehabet 238. Ferner in Heinrichs Gedicht vom gemeinen Leben daz er gên und stên niht enmac 547. Der tugenthafte Schreiber dar inne ich brinne, und sol mir niht ze helfe komen MS. 1, 103[b]. Freidank swie 577 der man sich kan bewarn 34, 13. Gottfried von Strassburg wie 57 gànt si vrüetend (l. flüetend) unde wüetend über al MSHag. 2, 277. Lichtenstein nur in dieser Weise:

reht als ein wunder sò sunder sô sêre
minn unde meine, si reine, si sælic, si hêre.

Ebenso in den folgenden vier Strophen S. 394. 395. Boppe genennet und erkennet ist Galadrîus MS. 2, 231[b]. der sus, der sô, kraft unkraft was dar under MSHag. 2, 382[a]. Konrad von Haslau mit ungenauem Reim swà niht swîgt und wîcht ein jüngelinc Haupts Zeitschrift 8, S. 555, 175.

Frauenlob und Witzlav steigern den Schlagreim zu einem dreifachen, doch nur mit einsilbigen Wörtern. Bei jenem findet man in der 17. und 21. Zeile von drei Strophen (Ettm. 261, MSHag. 3, 426) Nuo zuo fruo dîn hinnevart! ich sprich »sich des tages schîn, Wie die hie sint singens bar; sie hie lie den wahter stân, Ei hei schrei daz reine wîp (die entsprechende Zeile fehlt). Bei diesem in der 7. Reihe von drei Strophen (MSHag. 3, 84[a]) Hô frô sô stet des meien blüete; Wàn sàn hân ich der frouwen mîne. Snel hel gel schrîe ich dînen namen. Als blosses aber nicht günstiges Spiel des Zufalls betrachte ich bei Ulrich von Zazichoven die Zeile waz daz was daz in twanc Lanz. 1369.

Aufgehoben wird der Schlagreim, wenn die Wiederholung des Reims vervielfacht und der Endreim mit hineingezogen wird. So findet man bei Frauenlob in einem Leich mîn muot guot tuot (: luot : fluot : gluot) S. 8 Z. 13. mîn schar gar klar var (: spar : zwàr : wâr) S. 8 Z. 32 oder Wie die dœne schœne lœne : balde trœne krœne frœne S. 13. 18, 1. 8.

Auch die unmittelbare Wiederholung desselben Worts rechne ich nicht dahin; rührende Reime konnte man darin nicht sehen, denn es wären unerlaubte gewesen. Singenberg fröit iuch, fröit iuch, fröiderîchen MS. 1^a, 152^b. Gottfried von Neifen ziert damit immer die erste Zeile der fünf Strophen eines Liedes (16, 8); Sælic sælic sì diu wunne 1. Niemen niemen kan erdenken 2. Wâfen wâfen über die Minne! 3. Frouwe frouwe, sælic frouwe, 4. Wol dir, wol dir, wîbes güete, 5. In dem Refrain eines anderen Liedes (49, 13) jedes Mal diu guote, diu guote, diu guote, die reine. Vereinzelt wil diu guote mir ir helferîche helfe senden 3, 21. in den fröiden fröiden âne 6, 20. kan si liebe liebe machen. swâ si liebe liebe machet 6, 32, 33. minne minne, trûte minne, swîc, ich wil dich wagen 52, 15. 24. Lichtenstein wol wol wol mich 450, 3. Bei ihm auch in dem Endreim frô frô frô 507, 23 und wol wol wol 521, 6, wie bei [578] Walther hâhâ hâhâ hâhâ 38, 4. Rudolf von Rotenburg küsse [58] küsse küsse mich MSHag. 1, 79^b. Wachsmut von Mülnhausen in den Anfangszeilen von drei Strophen summer summer summerzît. Frouwe frouwe frouwe mîn. Rôse rôse rôsen bluot MS. 1, 178. Steimar im Refrain schœne schœne schœne schœne, trœste mich MS. 2, 107^b und sumer sumer süeze 109^a. Bei Geltar ebenfalls im Refrain hei hei hei hei hei MS. 2, 119^a. Noch weiter ab liegt die Wiederholung desselben Worts in einer Zeile zwischen anderen, wie bei Walther Der guote wîn wirt selten guot, wan in dem guoten vazze 106, 17.

III.

Den Binnenreim nehme ich an, wenn die Reimwörter innerhalb der Zeile so weit aus einander gerückt werden, dass man nicht mehr einen Schlagreim darin sehen kann. Begreiflich kommt er nur bei längeren Zeilen vor. Er erscheint in allen Strophen eines Liedes bei Wolfram (7, 41 ff.), z. B. es ist nu tac, daz ich wol mac mit wârheit jehen. Der tugendhafte Schreiber gebraucht ihn in einem Lied von fünf Strophen (MS. 2, 102^b), lieb unde leide habent beide pfliht ûf mînen schaden: owê leider ich bin beider überladen usw. Nach Lachmanns Besserung steht bei Walther brinc si des inne, daz

werdiu minne twingen kan 98, 39. Bernge von Horheim in einer Strophe (MS. 1, 172) nû lange ich mit sange die zît hân gekündet usw. Ferner Christian von Lupin (MS. 2, 16[b]) und Hadlaub (MSHag. 2, 288. 289). Abermals weiter ab liegen überschlagende Reime, wenn sie in mehrere Zeilen vertheilt sind, wie z. B. bei Lichtenstein S. 18: als solche müssen nach Lachmanns Anmerkung zu 98, 40 bei Walther 9319, 22 ze gebenne : ze lebenne angesehen werden. Dreifach zeigen sie sich schon bei Heinrich von Rücke in zwei Liedern (MS. 1, 99[b]. 100[b]).

Etwas Anderes ist die Wiederholung desselben Wortes, die der Sinn herbeiführt, und die in anderen Strophen des Liedes auch nicht wiederkehrt: auf den Reim ist es dabei nicht abgesehen, und er braucht auch nicht vollkommen zu sein. Ich will Beispiele aus Reinmar von Zweter anführen, der solche Wiederholungen überhaupt liebt, gehoft und ungehoft, verhoft der mir diu driu beschiet MS. 2, 124[a]. swer minnen wil nâch minne site 2, 133[a]. zwîfel machet zwîfelmuot 2, 134[b]. swer bannen wil und bannen sol 2, 143[b]. ein gelle ir gellen nîden 579 muoz 2, 144[b]. ein bruoder sînen bruoder sluoc 2, 149[a]. ich 59 wîse an wîser liute rât 2, 151[a]. Mit Überladung got aller wunder wunder ê gewundert hât mit wunder wunder unde wunder mê 2, 153[b]. Lichtenstein Ist der wîbe güete und ir schœne schœne ob aller schœne 423, 26. Konrad von Heimesfurt dâ wünne bernde wünne birt 920. In einer Strophe Singenbergs (MSHag. 1, 290[b]), in zweien Gottfrieds von Neifen (29, 14—35) und in einer des Markgrafen von Hohenburg (MSHag. 1, 34[b]) wird mit dem Wort minne in beständigen Wiederholungen gespielt.

IV.

Der Schlagreim steht innerhalb der Zeile und ohne Berührung mit dem Endreim; ein anderes Verhältnis tritt ein, wenn sich an das letzte Wort einer Zeile in dem Anfang der nächstfolgenden ein zweites Reimwort anschliesst: dies Reimpaar kann allein stehen, es kann sich aber auch noch mit einem dritten und vierten Reim verbinden. Ich nenne diesen Reim,

der natürlich nur in lyrischen Gedichten erscheint, den übergehenden. Unbekannt ist er in den Liedern des zwölften Jahrhunderts, auch noch bei Veldeke, Hartmann, Wolfram, Gottfried von Strassburg und Walther: aber des Letzteren Schüler, der von Singenberg (starb 1219 20), stattet die vier ersten Zeilen von fünf siebenzeiligen Strophen (MS. 1, 153ª) damit aus, z. B.

> Wie gerne ich mit fröiden wære,
> wære unfröide niht sô wert.
> nu ist dem rîchen fröide unmære:
> mære ist swer ir ze rehte gert.
> Ich muoz lieben unde leiden,
> leiden trost von schulden geben:
> triuwe und êre verret beiden:
> beiden niemen kan geleben. usw.

Auch in den folgenden Strophen besteht jedes dieser Reimpaare aus demselben Wort, das auch meistens dieselbe Bedeutung hat: da aber der Reim zugleich vierfach ist, so hebt sich die unerlaubte Berührung auf. Künstlicher verwickelt den übergehenden Reim Gottfried von Neifen. Aus einem Liede von fünf zehnzeiligen Strophen (21, 2) will ich die erste ganz hersetzen:

> Ich hœr aber die vogele singen,
> in dem walde suoze erklingen:
> dringen siht man bluomen durch daz gras. 580
> was diu sumerwunne in leide, 60
> nu hât aber diu liebe heide
> beide bluomen unde rôsen rôt:
> meige kumt mit maneger bluot.
> tuot mir wol diu minnencliche,
> seht, sô wirde ich fröiderîche,
> sunder nôt vil maneger sorgen frî. usw.

Man sieht, er besteht zweimal aus dem einfachen Reimpaar, und zweimal ist er dreifach. Ich bemerke ausdrücklich, dass der getrennte Reim rôt : nôt in der sechsten und zehnten Zeile nicht hierher gehört. Fünf neunzeilige Strophen eines anderen Liedes (38, 26) zeigen ihn vierfach mit überschlagenden Endreimen, so in den ersten sechs Zeilen:

> Sumer, nu wil dîn gewalt
> walt den anger und die heide
> beide kleiden: dast dien kleinen vogelen nôt.

man siht bluomen manicvalt,
valt an maneger stolzen meide:
reide löcke tragents unde mündel rôt. usw.

In einem dritten Lied von drei zehnzeiligen Strophen (42, 35) steht er in den beiden ersten Zeilen, ein dritter entsprechender Endreim folgt erst in der sechsten:*)

Ich solt aber dur die süezen
grüezen meigen walt heid ouwe
und der kleinen vogele süezez singen,
lieze eht mir an ir gelingen
trût mîn trost, mîs herzen frouwe,
daz si mînen kumber wolde büezen. usw.

Ulrich von Wintersteten im Abgesang von zwei elfzeiligen Strophen (MSHag. 1, 151[a]):

nement war
wie winter gegen uns ziehe.
leider, kreftic ist sîn schar:
so ist der sumer schiehe.
fliehe, winter hât daz mezzer bî dem hefte. usw.

581 Steinmar in drei sechszeiligen Strophen mit dreifachem Reim
61 (MS. 2, 109[a]). Ich wähle die zweite als Beispiel:

Der ich hân dâ her gesungen,
diust ein kluogiu dienerinne:
nâch ir minne
hân ich vil gerungen:
gelungen ist mir niht an ir,
wan si wolte guot von mir.

Bei dem Schenk von Limburg in dem Kehrreim eines Liedes von drei Strophen (MS. 58[b]) ein vierfacher Reim:

Frowe, mache
daz wir swache
leitlich sache
lache mir unt dir.

Konrad von Würzburg in drei elfzeiligen Strophen (MSHag. 2, 323), wo ein sechsfacher Reim beide Stellen füllt:

Jârlanc von dem kalten snê
valwent bluomen unde klê:

*) * S. Burkhart von Hohenfels MS. 1, 83[b]. 84[b]. *

mê siht man grüenes loubes in dem walde niht.
schouwet wie der anger stê
jæmerlîche aber als ê;
wê manegem kleinen vogelîn dâ von geschiht. usw.

Ferner im Kreuzes Leich S. 16:

2. 2 dîn in dir unspâte
drâte gienc ze râte.

8, 7 der mit golde was betroffen
offen wandel meinte?

10. 9 wart dunstic truht der touwes vollen
wollen! vorgedenken schuof daz giezen.

13. 4 der vierde kam in âles wîse
spîse. kriuze. dîner hôhen wirdekeit.

In einem Liede von drei Strophen mit 34 Zeilen (S. 260), das ihm Ettmüller mit Wahrscheinlichkeit beilegt, in Verbindung mit dem Schlagreim:

Durch dinster vinster nebeldicken
blicken siht man grâwen tac;
ich wecke, schrecke zwên getriute 582
liute sô ich beste mac. usw. 62

Andere verdoppeln den im Anfang der Zeile stehenden Reim, so dass drei Reimwörter unmittelbar aufeinanderfolgen. Winli gebraucht in drei zwanzigzeiligen Strophen (MSHag. 2, 29) beide Arten:

Maneger leie blüete
güete waltet
und enthaltet
sich al durch den sumer frô.
jô sô singent schône
vogelîn in ir dône
willeclîchen hô.
sô des meien künne
wünne machet usw.

Der Düring in drei Strophen (MS. 2, 20), wovon ich die erste hersetze

Ich hân selhen trost besunnen.
wunnen sunnen glîche ist sie gestalt.
diu mir tuot mîn leit verswinden:
binden swinden muot kan ir gewalt.

ja ist ir güete mêr dan tûsentvalt:
sie kan friunde trôst bewîsen,
grîsen wîsen machen fröiden balt.

V.

Klingt ein Wort in derselben Zeile mit dem Endreim zusammen, so entsteht ein Mittelreim. Ich habe ihn nur bei wenigen Dichtern gefunden: aus dem zwölften Jahrhundert liefert das in seiner Form überhaupt eigenthümliche Gedicht vom Himmelreich ein Paar Beispiele, an daz fiur ne leget mê neweder bloh noch stoch 248. daz uns gewerren ne mege nâhen noch verren 338. Eilhart ez wære in liep ieht oder niht 1112. Eingang von Albertus heil. Ulrich redelîch und wunneclîch 17. uber ein er ist rein 21. sich ime ergît, swem sunder nît 23. Gottfried scheint ihn zu lieben, im Tristan die enphlegent niht, sie widerphlegent 2, 12, sogar in zwei Zeilen hinter einander mit doppeltem Reim die dîne stege, die dîne wege: wol im der 583 si wege und stege 2, 19. 20. Sodann bescheidenheit schuof unde 63 sneit 116, 17. und alsô rîch daz iegelîch 116, 26. wâ unde wâ: dâ unde dâ 232, 7. weiz got, Brangæne, ich wæne 458, 18. Walther dô gotes sun hien erde gie 11, 18. Öfter bei Freidank diu Krist gebar ân argen list 7, 14. slüffe ein schalc in zobels balc 49, 19. êst lützel namen âne schamen 53, 13. ûf minne und ûf gewinne 55, 19. des mannes sin ist sîn gewin 56, 5. den milte ie bevilte 86, 22. der sol sîn guot niht lân zergân 91, 19. ein reine wîp hât reinen lîp 101, 17. swer guot wider übel tuot 107, 4. gienge ein hunt tûsent stunt 138, 5. * 32, 19 ie læser und ie læser, ie bœser und ie bœser. Hier ist der rührende Reim an sich ein unerlaubter, aber das Formelhafte ist mächtiger. Sodann 60, 19 sich huop nît unde strît. * [Nachtrag auf S. 187.] * Mit vierfachem rührendem Reim ein tugent minnet d'ander tugent, als tuot ein jugent die ander jugent Freid. 52, 18. 19. * Singenberg ich welle, sone welle, sô fürhte ich daz dîn minne mich MS. 1, 153[b]. gedanke füegent wol gemach und ungemach MSHag. 1, 299[a]. Reinmar von Zweter die engel sint noch engel kint MS. 2, 131[a]. Rudolf von Ems daz ich verkêrte mich, unt ich Barl. 278, 4. Boppe öfter

in einer Strophe, z. B. sîn hôher gwalt versigelt und verrigelt MS. 2, 232ᵇ. Litschauer sîn pfert er sol beslahen wol MS. 2, 237ᵇ. Der Refrain in den fünf Strophen eines Liedes Konrads von Landecke schliesst jedes Mal mit mir gegen ir. Jüng. Titurel altissimus der hôhste, einvaltec und drivaltec 936, 1. Konrad von Haslau (Haupts Zeitschrift 8, S. 567) der im setzt ein sprüzzel undern drüzzel. Hugo wird ihn seinem Meister Freidank abgesehen haben, der sînen rât an den bœsen lât Renner 1835. Mit Doppelreim swaz swendet bluot und blendet muot 6411. Vierfach, sô ein gevater gên ir gevatern beginnet snatern über den gatern 18228, und mit Wiederholung derselben Wörter und also auch mit rührendem Reim, der hier sogar ein unerlaubter ist, als bringt ein sal den andern sal, und bringt ein val den andern val 20401. Noch ein späteres Beispiel, ouch saget man von ir wunder vil besunder Laber 657.

VI.

Pausen werden zwei Reime genannt, wovon der erste in der Regel am Anfang, der andere am Schluss entweder derselben Zeile oder einer der folgenden oder auch der ganzen Strophe steht; sie sind immer stumpf, meist einsilbig, können aber auch zweisilbig sein (z. B. lobe : tobe Walther 67, 24). Ich habe sie nur bei wenigen gefunden. Es ist sehr zweifelhaft, ob Heinrich von Morungen, der als Zeitgenosse Reinmars zu den ältesten Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts gehört, sie schon gebraucht hat: im Anfang der dritten Strophe eines Liedes (MS. 1, 51ᵇ) steht Owê und am Schluss in der neunten Zeile ein entsprechendes wê; es scheint aber zufällig, da die letzten Zeilen aller fünf Strophen diesen Reim zeigen, doch sonst keine im Anfang. Unzweifelhaft sind die Pausen bei Walther von der Vogelweide, der sie aber nahe bei einander hält: in den vier zehnzeiligen Strophen eines Liedes (62, 6) stehen sie jedes Mal am Anfang und Schluss der fünften und zehnten Zeile: 584 64

ein klôsenære, ob erz vertrüege? ich wæne, er nein.
daz und ouch mê vertragê ich doch dur eteswaz. usw.

In den fünf zwölfzeiligen Strophen eines anderen (66, 21) Zeile 5. 6 und 7. 8:

des habet ir von schulden grœzer reht dan ê:
welt ir vernemen, ich sage iu wes.
wol vierzec jâr hab ich gesungen oder mê
von minnen und als iemen sol. usw.

Freier behandelt Gottfried von Neifen die Pausen und häuft zugleich die Schwierigkeiten. In fünf achtzeiligen Strophen (8, 22) entspricht das erste Wort der ersten Zeile dem letzten am Schluss der Strophe; ausserdem ist der Reim, doch nur in diesem Lied, ein rührender. Ich wähle als Beispiel die zweite Strophe:

Bar mîn herze ie bernde wunne,
daz was swenne ich sach ir wunneclîchen schîn
unde ir ougen sam der sunne
dur mîn ougen liuhten in daz herze mîn.
dar nâch wart mir leit in kurzen stunden.
owê Minne wunden!
wie hast du sus dich mîn underwunden
daz ich sender siecher bin noch fröiden bar.

In einem anderen Lied (9, 26) ist der Reim ebenso gestellt, nur, da die Strophen aus elf Zeilen bestehen, noch weiter auseinandergerückt, wobei jede Wirkung aufhören muss. Ich bemerke die weiteren Verschiedenheiten: in fünf vierzehnzeiligen Strophen (32, 14) trägt die erste Silbe der zehnten Zeile den ersten Reim, so dass er von dem Schlussreim nur durch drei Zeilen getrennt ist. In drei zehnzeiligen Strophen (43, 26) enthält die vierte und letzte Zeile die Pausen, in zwei siebenzeiligen Strophen (46, 17) die dritte und siebente. Aber Gottfried erlaubt sich auch die Stellung des ersten Reims zu ändern, in zwei neunzeiligen Strophen (die dritte ist unvollständig) stehen sie (14, 8) in der ersten und letzten Zeile, aber der erste Reim
585 ist in die zweite Silbe vorgerückt, Sich hât : rât. Wie kan : gran.
65 Sodann nimmt er in zwei zehnzeiligen Strophen (42, 1) die dritte Silbe ein, Sumer, dîn : mîn. Frouwe, ir sît : lît. Ferner die vierte Silbe in fünf elfzeiligen (4, 1) und drei zwölfzeiligen Strophen (47, 10), Owê, winter, dîn : schîn usw. Nu siht man die : hie usw. Endlich die fünfte Silbe in fünf neunzeiligen Strophen (38, 26), Sumer, un wil dîn : mîn. Wil si daz mich leit (Subst.) : leit (Verb.). Ach wie ist so gar : bar usw. Liechten-

stein hält sich in den Schranken Walthers: der erste Reim steht alle Zeit in der ersten Silbe, der zweite ist nicht weit von ihm getrennt und folgt meist am Schluss derselben Zeile: auch beginnt er nie eine Strophe mit diesem Reim, wie Gottfried thut, sondern bringt ihn innerhalb derselben an.

S. 399 sechs neunzeilige Strophen, fünfte Zeile:

Sì nimt mir freude. diu mich sorgen solde machen frî.
So rîcher freuden wünsch ich. daz mich tuot daz wünschen frô. usw.

Doch folgt hier in der letzten Zeile am Schluss noch ein dritter Reim, also zu sî : frî noch bî, zu sô : frô noch hô usw.

S. 518 fünf siebenzeilige Strophen, letzte Zeile:

sô daz du sîst herzenlîchen frô.
tuot mir dîn lîp wol. sô bistu guot. usw.

In der siebenten Strophe sind aber die drei letzten Zeilen damit geziert:

lâ mich drîn : ich tuon dir sanfte dâ.
Dar wil ich und niender anderswar.
kum ich dar, ez ist uns beiden frum.

S. 553 fünf siebenzeilige Strophen, letzte Zeile:

sô dem gefüegen wirt gelônet hô usw.

S. 571 sieben siebenzeilige Strophen, fünfte Zeile:

Hât ein frowe missetât usw.

Sodann in verschiedene Zeilen vertheilt,

S. 421 sechs siebenzeilige Strophen, sechste und siebente Zeile:

wâ hât freude sich verborgen?
die envinde ich hie noch dâ.
waz bedarf ich sælden mêre?
wie kan mir gelingen baz. usw.

S. 512 zieben siebenzeilige Strophen, fünfte und siebente Zeile:

Wie der tac ûf gât. der wahter von der zinnen 586
ist gegangen. iwer friunt sol hinnen: 66
ich fürht er sî ze lange hie.
Der tac ist hôch ûf: ich kan niht komen hinne.
maht du mich verbergen iender hinne?
daz ist mîn rât und ouch mîn ger. usw.

VII.

Körner heissen die in verschiedene Strophen vertheilten Reime: Lachmann zu Walther 11, 32 zweifelt nicht, dass sie von den Welschen entlehnt seien; vgl. Cl. Friedr. Meyers Gesichte des deutschen Reims S. 47. Reinmar setzt sie in die vorletzte Zeile, von drei siebenzeiligen Strophen, zît : strît : zît MS. 1, 63ª. Walther wiederholt in zwei siebenzeiligen Strophen die drei letzten Reime enkan gemachet lachet : gewan gemachet lachet 110, 12, und in der siebenten Zeile von vier neunzeiligen Strophen sît : lît : nît : zît 119, 23. Bei Heinrich von Morungen reimen die Schlusszeilen von fünf neunzeiligen Strophen, sê : ê : mê : mê : ergê MS. 1, 51ᵇ. Lichtenstein hat in drei zehnzeiligen Strophen Körner und Pausen vereinigt, und Anfang- und Schlusssilbe reimen, Wol : hol. Wol : vol. Wol : sol 449, 11. Bei Gottfried von Neifen reimen in vier siebenzeiligen Strophen die letzten Zeilen unter sich und zwar überschlagend want (Verb.): guot (Subst.) : steinwant : guot (Adject.) 34, 26. Aber er hat ein noch viel schwierigeres Kunststück zu Stand gebracht, ein Lied von vier siebenzeiligen Strophen (11, 6) ist ganz aus Körnern zusammengesetzt, und diese sind mit strenger Regelmässigkeit so versteckt, dass es zuerst den Eindruck eines völlig reimlosen macht. Zu einander gehören 1, 1. 2, 3. 3, 1. 4, 3 meigen : eigen : leigen : erzeigen. 1, 2. 3, 2 heide : scheide. 1, 3. 3, 3 gesingen : gelingen. 1, 4. 3, 4 wîse : prîse. 1, 5. 3, 5 aleine : meine. 1, 6. 3, 6 güete : gemüete. 1, 7. 3, 7 hât : rât. Der erste vierfache Reim also bindet alle vier Strophen, die folgenden einfachen bringen die erste und dritte Strophe zusammen, und ebenso verhalten sich die zweite und vierte zu einander, 2, 1. 4, 1 verderben : erwerben. 2, 2. 4, 2 rôsen : lôsen. 2, 4. 4, 4 verdirbe : stirbe. 2, 5. 4, 5 kinde : vinde. 2, 6. 4, 6 rîche : helfeclîche. 2, 7. 4, 7 hân : getân. Merkenswerth, dass Walther, Lichtenstein und Gottfried zu denen gehören, welche auch Pausen gebraucht haben.

587

VIII.

67

Auch den grammatischen Reim, die Abwandelung eines Wortes durch verschiedene Formen der Flexion und Ableitung,

haben einige Dichter den Welschen abgesehen; vgl. Wackernagel Altfranzösische Lieder S. 172. 218. Veldeke füllt eine Strophe damit, sange : muot : lange : guot. muoten : guoten : sanc: lanc MS. 1, 21[a]. Reinmar wendet ihn sehr mässig an, nur in einigen Zeilen einzelner Strophen, tage : tac (: mac) 63[a]. geschehen : geschach : gesehen : gesach 83[a]. Hartmann brant : brende : bant : gebende : hant : hende : gesant : sende Büchl. 1, 1691—1697. armuot : armüete : unbehuot : behüete : bluot : blüete : gruot : grüete : guot : güete : verwuot : verwüete : ungemuot : ungemüete, dazwischen bluot : glüete, dann wieder fluot : flüete : wuot : wüete : Büchlein 2, 1785—1805. Er allein gebraucht ihn auch in erzählenden Gedichten, zwar geswîche : heimlîche. entwîchen : unbeswîchen Gregor 241—244 kann man kaum hierher rechnen, bestimmter muote : guote 437. 438. 447—450 und guotes : muotes 439. 440, zwischen dem angehäuften Reim muot : guot. Ähnlich im Iwein gemüete : güete. muote : guote. guote : muote 1877—1882. 2905—2910. ergangen : undervangen. undervienc : ergienc 3145—3148. haz : vaz. hazze : vazze 7017—7025. Am vollständigsten, mit beständigem Wechsel der Formen, gulte : engulte. gelten : engelten. engiltet : giltet. engolten : vergolten. galt : engalt 7151—7160, wo sich gelten : schelten. scheltære : geltære anschliesst. Burkart von Hohenfels in drei achtzeiligen Strophen sehent : sâhen. verjehent : verjâhen. funden : findent : entwunden : windent. strichen : strîchent : entwichent : entwîchent MS. 1, 86[a]. Lichtenstein führt ihn in fünf sechszeiligen Strophen (S. 563) ganz durch, singen : sanc : gelingen : gelang : twingen : twanc usw. Am meisten Wohlgefallen daran zeigt Gottfried von Neifen, in fünf siebenzeiligen Strophen gewährt ihn die dritte in den vierzehn Zeilen, banden : minnebant : handen : hant 514—517. Innerhalb der vierten Strophe eines anderen Liedes lachen : lachet : machen : machet 6, 28. 29. 32. 33. In fünf achtzeiligen Strophen die vierte in den vier ersten Zeilen, singen : sanc : ringen : ranc 15, 30—34. In vier Strophen von dreiundzwanzig Zeilen (34, 35) ist er an verschiedenen Stellen angebracht, in der ersten Strophe Zeile 4. 5 kleide : bekleide, und wahrscheinlich soll auch Zeile 13. 14 meide : gemeit als ein solcher Reim gelten. In der zweiten Strophe Zeile 1—4. 8. 9

588 betwingen : twanc : ringen : ranc : gelingen: gelanc. In der dritten 68 Zeile 1. 2. 8. 9 gebunden : bant : kunden : erkant. In der vierten Strophe kommt er nicht vor. In fünf elfzeiligen Strophen (9, 26), die zugleich mit Pausen ausgestattet sind, fehlt er nur in der ersten und vierten Zeile und in der letzten mit der Pause, (heide:) kleide : bekleit : leide : leit. verswinden : verswant : enbinden : enbant usw. Ganz durchgeführt ist er in einem Lied von drei zehnzeiligen Strophen (33, 33), bekleidet:bekleiden:kleit:leiden: leidet : leidet : leit : blüete : bluot : güete : guot usw. Zu den genannten müsste ich auch Konrad von Würzburg gesellen wegen eines Liedes, das unter seinem Namen geht (MSHag. 2, 318[b]), dessen Echtheit aber schon oben (S. 533 [= S. 139]) aus anderen Gründen ist angezweifelt worden. Darin ist dieser Reim zwischen den rührenden gestellt, und aus diesen beiden Arten ist er ganz zusammengesetzt, blüete : guot : wundergüete : guot. flüete : wuot : wüete : fluot, und so in den beiden folgenden Strophen.

IX.

Der gebrochene Reim beruht auf der Trennung eines zusammengesetzten Wortes, dessen erster Theil den einen Reim ausmacht, dessen zweiter meist in den Anfang der nächsten Zeile übergeht; vgl. Wackernagel Altfranzösische Lieder S. 218. 219. Gottfried von Neifen hat ihn gekannt, gebraucht ihn aber nur einmal und zwar in einer Pause, wîp-lich : lîp 43, 31. Ulrich von Türlein zeigen: eigen-lîchen Wilhelm 3[a]. Konrad von Würzburg scheint eine besondere Zierde darin gesehen zu haben und verwendet ihn öfter. Goldene Schmiede wandel : mandel-kerne 432. gürtel : türtel-tûbe 570. Ebenso in einem seiner Lieder der zweite Theil der Zusammensetzung in der folgenden Zeile, morgen-sternen: verborgen MSHag. 2, 319[b]. Er kann aber auch bei ihm in derselben bleiben:

Dâ diu liebe nahtegal ir sanc
lûte dœnet under:
wunder- lîcher stimme klanc
erhillet dâ MSHag. 2, 323[b].

Im Schlagreim ir lîp trûter lûter-var MS. 2, 201[a]. kein herze-

smerze trûren birt Engelhart 49. Endlich mit fehlerhafter Trennung

> Wünne -elîcher varwe schîn
> hât daz velt an sich geleit.
> swer mit zühten frœlich sîn — 589
> künne, der sî der lieben zît gemeit. MSH. 2. 317b. — 69

Elisabeth Swâben : Bâben-bere Diutisca 1, 354.

X.

Für den ungenauen Reim galt im Althochdeutschen die Regel, dass bei gleichem Vocal verschiedene Consonanten, die aber nicht ungleichartig sein durften, bei gleichen Consonanten verschiedene Vocale zulässig waren; vgl. Wackernagel Altfranzösische Lieder S. 215. Geschichte der Litteratur S. 59. Cl. Friedr. Meyer hat in dem zweiten Abschnitt seiner Geschichte des deutschen Reims von Otfried an bis auf Konrad von Würzburg in den einzelnen Dichtungen sowohl [erschöpfend?] als übersichtlich die Abnahme und das fast gänzliche Erlöschen dieser Freiheit mit Sorgfalt nachgewiesen. Ich will hier keine Nachträge liefern, sondern nur Veranlassung nehmen zu bemerken, dass ein (S. 26) dem Freidank beigelegter ungenauer Reim siget: gibet bei diesem so wenig als bei Walther vorkommt. Durchaus reine Reime zeigt zuerst der Verfasser des Gedichts vom Himmelreich, dann der Dichter des Pilatus und Heinrich von Veldeke, die beide ziemlich gleichzeitig sein mögen. Der ungenaue machte sich zuletzt geltend in dem Gedicht von der heiligen Margareta: im dreizehnten Jahrhundert erscheint er nur vereinzelt.

XI.

Der Doppelreim, bei dem sich die Silben suchen (Lachmann zu den Nibelungen 876, 3, zu Walther 98, 40, zu Iwein 7248), erscheint in verschiedenen Graden. Ich rede zuerst von dem Fall, wo der Endreim nur einmal verdoppelt wird, entweder in der ersten oder in der zweiten Zeile, wobei meist das Reimwort der anderen Zeile sich wiederholt. Ich unterscheide hier nicht, ob der vorstehende Reim in der Senkung steht, was bei dem einsilbigen das Gewöhnlichste ist, oder ob er eine

Hebung trägt, was natürlich den Eindruck verstärkt. Schon bei Otfried er : wás er êr I 27, 55. er êr : belibanêr III 23, 50. io sô : egiso V 4, 39. Erst mit der beginnenden Kunstbildung werden die Beispiele häufiger. Marienlieder der Hanöverschen Handschrift ich : ich dich Bl. 10[b]. Albers Tundalus sprach : ach ach 65. 35. Altes Bruchstück aus Eilharts Tristant sî : sî bî Fundgr. 1, S. 238, in der Überarbeitung bî : sî sî 1183 Dresdner Handschrift. dô : sô hô 6565. frô : sô hô 6751. Wernher vom 590 Niederrhein mich : ich dich 40, 20. Veldekes Äneide frô : sô hô 70 227. sîn sin : in 3127. Veldekes Lieder si sî : bî MS. 1, 18[b]. Walther ein : ein zein 15, 31. hein : ein stein : zein 30, 27. Freidank sî : si bî 100, 8. sin : hin in 133, 13. kein bein : stein 164, 17. Auch will ich anführen hân : lân zergân 91, 18. Hartmann ich : ich mich Erek 1217. Iwein 480. 3555. sîn schîn : sîn Erek 2023. sô hô : dô Erek 10039. in : in drin Armer Heinrich 993. Büchlein ich : ich dich 1, 959. künigin : hin in Iwein 97. bin : mîn sin 3573. sich : ich mich 4143. ich mich : sich 5923. Parzival ir : ir mir 155, 25. sô frô : sô 509, 7. in sîn : sin 539, 21. Wolframs Wilhelm in in : sin 444, 29. Gottfrieds Tristan dô dô : sô 18, 17. doch : noch doch 155, 25. doch : doch noch 285, 23. iesâ : iesâ dâ 171, 39. er : er der 409, 17. ich dich : mich Lobgesang 55, 1. Wigalois geschiht niht : geschiht 32, 23. sê : wê wê 56, 19. ê : wê wê 113, 4. mê : wê wê 119, 9. Reinmar sô : frô alsô MS. 1, 66[b]. si sî : bî 67[b]. 81[a]. si sî : frî 72[b]. mich : ich dich 71[a]. Der tugendhafte Schreiber ich dich : mich MS. 2, 102[b]. * schelten : schelten gelten Freid. 63, 2. * muot : guot tuot Freid. 107, 5. In den Nibelungen zeigen diesen Reim nur unechte Strophen, lant genant : hant 5, 3. an gewan : man 98, 3. hân getân : gestân 135, 3. hân getân : man 227, 1. In einer echten 828, 1 sind gerade die Worte understân : hân getân verderbt. Auch in der Gudrun sind sie vermieden, denn in nieman dan : begân 1609, 2 ist wohl niemen anzunehmen, und man gân : getân 1037, 1 gehört kaum hierher; nur etwa in wîn : sîn 1305, 1. Die Wiederholung mit ir juncfrouwen : mit ir juncfrouwen schouwen 1306, 4 ist so ungeschickt, dass ich vermuthe, es ist zu lesen, und ir schœnen meide schouwen. Einige Male im Dietleib in : in hin 3219. hin in : sin 8356. nam : name zam

11660. In der Klage besten : besten westen 1996. Dieterichs Flucht in : hin in 1707 und ich : ich mich 5083. Auch will ich batwât : hât 9041 anführen. Eraclius redelich : ich dich 579. ir:ir mir 2074. Herbort in:in hin 579. ir:ir mir 2074. in:in drin 5735. unde unde:enkunde 13647. sîn sin:bin 14159. Konrad von Heimesfurt tougenlich: ich mich 773. kâmen : âmen âmen 1129. Neidhart drî:si sî 42, 3 Ben. Mai ir : ir gir 12, 39. hin : sin sîn 104, 34. frouwen : frouwen getrouwen 154, 7. sich : ich mich 189, 24. Lichtenstein ich dich : mich 151, 27. ich mich : ich 552, 13. ich mich : sich 181, 9. 191, 25. iu niu : iu 374, 14. bî : si sî 421, 24. Stricker hin : in sin Daniel Bl. 92. hân : hân getân 188. Flore sî sî : bî 1513. ir : ir mir 3685. er : er ger 7995. Rubin frô : sô hô MS. 1, 167ª. Konrad von Kilchberg si sî : bî MS. 1, 14ª. Reinbot ich : ich mich 1608. 3466. Wernher von Honberg si sî : frî MS. 1, 25ª. Heinrich von Morungen sô hô : frô MS. 1, 49ᵇ. Buwenburg bî : si sî MS. 2, 180ᵇ. Hadlaub sì : si bî MS. 2, 188ª. sô hô : sô 2, 197ª. Rudolfs Gerhart in : sîn sin 1093. Barlaam ich dich : mich 49, 33. 350, 35. ich dich : ich 336, 15. ich dich : unmügelich 361, 23. Orlens hân : hân getân 9114. ich dich : mich 10558. Passional dâ : jâ jâ 251, 93. in in : sin Marienlegenden 107, 39. Gute Frau sîn sin : bin 1229. ir : ir mir 2291. Heinrichs von Meisen Unservater alsô hô : alsô 3719. Der von Gliers hin : hin in MSHag. 1, 105ª. si sî : frî 1, 105ᵇ. ich mich : dich 1, 106ª. Wachsmut von Mülnhausen ich dich : mich MS. 1, 178ᵇ. Ulrich von Wintersteten si sî : bî MSHag. 1, 172ª. Konrads Trojan. Krieg sich : ich mich 4854. Freibergs Tristan schîn : in în 561. in în : schrîn 801. sîn : hin în 847. hin în : sîn 3081. hin în : künegîn 3667. Kaedîn : hin în 4375. in : in hin 6053. Auch mûshûs : Artûs 2901 ist zu bemerken. Reinfried von Braunschweig dâ : nâ nâ S. 73. Stolle sich : ich mich MSHag. 3, 8ᵇ. Frauenlob in hin : Sin S. 97. Witzlav jâ : aldâ â â MSHag. 3, 84ᵇ. Boner ir : ir gir 86, 5. ich dich : mich 95, 41. 53. 2) Häufiger wird in beiden Zeilen ein zweites und drittes, auch wohl viertes Reimwort vor den Endreim gesetzt, der gleichsam ein Gefolge hinter sich herzieht. In der Regel, doch nicht immer, wird dieser doppelte Reim mit einem und demselben Wort und zwar in gleicher Bedeutung gebildet und nimmt dann den Schein

eines rührenden Reims an, und zwar eines unerlaubten. Otfried gewährt nur einige Beispiele und nur mit Partikeln, thara frua: thara zua Salomon 39. mit muatû : mit guatû 46. iu ein : iu heim I 27, 28. ni derre : ni merre II 4, 65. zi gamane : zi samene IV 22, 20. Ebenso Moses (Vorauer Handschrift) in ûz : in ûz 9, 27. ne suochte : ne ruochte 10, 24. Karajans Sprachdenkmale liefern schon ein Beispiel von einem nicht rührenden Participium und von einem Adverbium, was in dieser Zeit befremdlich ist, gezogen sîn : unbetrogen sîn 13, 2. willichlîchen geben : cristenlîchen leben 30, 3. Hartmanns Credo vil verne : vil gerne 349. oder gê : oder stê 2450. ze lebene : ze wesene 2804. ir fleisc : ir geist 3000. Heinrich vom gemeinen Leben und nît : unde strît 195. unde hêr : unde sêr 737. Anegenge*) si bewarn : si harn 6, 67. und daz holz : und daz smalz 11, 47. er im gab : er in bat 14, 35. Kaiserchronik ûf ruckete : ûf zuckete 592 5227. dir kom : dir wol 10427. unde sælec : unde gnædec 11021. 72 unde êre : unde hêrren 15185. unde zuht : unde genuht 15168. vil rôte : vil breite 14265. alsô wîse : also lîse 15713. noch sô mehtec : noch sô kreftec 6395. si sich garten : si sich scharten 14969. Marienlieder der Hanöverschen Handschr. dîner mûder êre (Subst.) : dîne mûder êre (Verb.) Bl. 1[b]. dich meine : dich leine 2[a]. de van dîneme lîve quam : de van dîneme lîve nam 14[b]. * wie vrôlîche sêzes du dâ he saz : wie vrôlîche îzes du dâ he az 30[b]. wat vroweden mochte dîn herze haven : wat vroweden mochte dîn herze laven 31[a]. ich enweiz of mich dâ iman bekenne : ich enweiz of mich dâ iman nenne 78[a]. bit grôzeme schalle he zû dir gienc : bit grôzeme schalle he dich entfienc 90[b]. * sô sêre : sô sêre êre 40. wie he dir lône : wie he dich crône 78[b]. sô hô : sô frô 92[b]. Albers Tundalus unde schrîen : unde glîen 51, 46. dâ lie : dâ gie 57, 4. âne nît : âne strît 61, 27. Lambrechts Alexander verwandelôte sih : vertunkelôte sih 135. wol geschaffen : wol offin 167. dînis gemuotis : dînis guotis 2895. unde mêr : unde hêr 4490. ze nemenne : ze gebenne 4651. wol gezieret : wol gewieret 5418. ime sîne sculde : ime sîne hulde 6774. Kürenberg dâst schedelich : dâst lobelich MS. 1, 38[a]. Wernher vom Nieder-

*) [L. jüngeres Anegenge (als Anegenge ist sonst immer Ezzos Lied bezeichnet). Ed. Schroeder.]

rhein lässt ein nicht rührendes Verbum zu, sagin sal : dragin sal 55, 30. Albertus heiliger Ulrich er vol : er sol 15. er sêre : er êre 147. Die Kunstdichter gebrauchen diesen Reim öfter, aber schon bei Eilhart sînen landen : sînen handen 271. he was : he genas 941. sînen gesellen : sînen willen 1695. ein teil : ein heil 2135. iuweres wîbes : iuweres lîbes 4227. aber wider : aber nider 4579. ze dir : ze mir 6721. niht sehen : niht geschehen 7098. Reinmar an mir : an ir MS. 1, 74ª. niht angiht : niht ensiht 78ª. Pilatus ubir tal : ubir al 2, 81. Aus den häufigen Beispielen in Veldekes Äneide nur eine Auswahl, sîn lîp : sîn wîp 138. ze guote : ze muote 1145. wol gewieret : wol gezieret 7105. sal gân : sal irslân 2092. aller hêrst : aller êrst 5010. unde samît : unde ravît 12986. unde guot : unde bluot 5138. unde singen : unde springen 12960. vil frô : vil hô 13060. und von Salerne : und von Volterne 5094. und wol gehêret : und wol gelêret 12766. Noch weiter geht diu in screip und in behielt : diu in sneit und in gevielt 11120. Der Dichter des Servatius ist viel zurückhaltender damit, beschränkt sich auch mehr, denn er lässt nur das Pronomen zu, si mâzen : si vergâzen 777. er spâte : er drâte 2841. die mûre : dîe gebûre 2891. sich regete : sich wegete 3415, und bei unvollkommenem Reim einem ekke : ein lekke 553. sînen hort : sîn wort 2209. Walther ist diesem Reim wie Veldeke geneigt, er geht nur weiter und lässt auch Substantiv, Adjectiv und unabhängiges Verbum zu, unde reht : unde kneht 9, 6. mînen sanc : mînen danc 41, 26. dîne tage : mîne klage 64, 18. ze gebenne : ze lebenne 93, 19. mir nimmer : mir immer S. 178. Mit geringer Unvollkommenheit behuote sich : behüete mich 113, 24. sô lachent ir : sô lachen wir 29, 22. Drei Reime, alle frowen var : alle frowen gar 49, 7. iedoch frô : hie noch sô 98, 6. der ist frô : der ist sô 110, 28. Noch weiter, mir ist umbe dich : dir ist umbe mich 49, 21. Ja, zwei Zeilen sind fast ganz auf diese Weise zusammengesetzt: liuget er, sie liegent alle mit im sîne lüge : und triuget er, si triegent mit im sîne trüge 33, 17. Ebenso Freidank, ein bast : ein gast 73, 14. ich war : ich var 124, 16. nie glouc : nie betruoc 169, 20. unt jugent : unt tugent 176, 17. unde katzen : unde kratzen 138, 15. umbe minne : umbe gewinne 58, 19. * wirt vergezzen : wirt ge-

593
73

mezzen 46, 3. * wâren driu : wâren diu 19, 25. ieman treit : man seit 164, 2. wassers gê : wassers mê 41, 20. gerne stilt : gerne spilt 49, 5. dunke sleht : dunke reht 50, 24. ander tugent : ander jugent 52, 18. glîche hellent : glîche schellent 58, 8. affen (Verbum) wil : affen (Subst.) spil 83, 5. erkennen wol : erkennen sol 102, 4. kristen mite : kristen site 129, 7. müezen wesen : müezen genesen 161, 2. Sodann ze rehte hân : ze rehte stân 50, 16. so vil geliuget : sô vil getriuget 169, 10. Auch einige nicht ganz vollkommene Reime, gelouben niht : gloubet iht 70, 18. Zweimal nicht dasselbe Wort, dîn guot : sîn huot 42, 1. mich iemer : ich iemer 51, 1. Verhältnismässig weniger häufig lässt Hartmann diesen Reim zu, Erek und zendâle : und gemâle 377. ze lîbe : ze wîbe 567. ze stunde : ze munde 9623. Auch im bôt : im unnôt 1409 will ich anführen. sî frô : si dô 1527. er frô : er dô 3599. mit triuwen : mit riuwen 7001. sî vermiten : sî riten 7815. an mir : an ir 9529. wol gunnen : wol begunnen 10073. Unvollkommene Reime, ritter guot : ritters muot 897. 6945. êren sterben : êre verderben 9363. ein man : eine an 9557. glîche riuwe : glîcher triuwe 9933. Einmal drei Reime, noch ze lanc : noch ze kranc 7341. Gregorius unde lîp : unde wîp 99. unde lanc : unde blanc 2734. unde guotes : unde muotes 3731. mit muote : mit guote 448. sî begie : sî lie 639. sî nie : sî hie 3525. Einmal vier Reime, und an der jugent : und an der tugent 693. Büchlein unde sagen : unde jagen 1, 681. unde gert : unde wert 1, 443. unde got : unde spot 2, 775. an mir : an dir 1, 913 : an ir 2, 269. âne dich : âne mich 1, 1024. über dich : über mich 1, 527. ze klagenne : ze tragenne 2, 337. ich doch : ich noch 2, 499. Unvollkommen: sînem muote : sîne huote 1, 25. eine heil : einen teil 1, 1385. Drei Reime: unde an jugent : unde an tugent 2, 519. Armer Heinrich nicht enfliuhest : niht enschiuhest 421. ein stoup : ein loup 723. hât gezogen : hât betrogen 742. Zwei Zeilen gehören ganz hierher: wird er mir liep, daz ist ein nôt : wird er mir leit, daz ist der tôt 765. Iwein dise sungen : dise sprungen 67. unde brâ : unde grâ 446. unde jugent : unde tugent 1925. sî ane : sî dane 1697. ir fuoz : ir gruoz 2283. ir hulden : ir schulden 2729. vil gestriten : vil geriten 4393. sîn

594
74

guot : sîn muot 4841. von iu : von diu 5721. ein wint : ein kint 5784. Drei Reime, doch nicht ganz vollkommen: die sî liten : diu sî riten 4933. Ein Paar Mal ein anderes Wort: stein gôz : ein dôz 993. bî ir : sî mir 7751. Unvollkommene Reime: grînen kan : grînet an 877. wizze krist : gewizzen ist 5485. Hartmann unterscheidet sich von Walther und Freidank darin, dass er für den zweiten Reim bloss Pronomina und Partikeln und einmal das Hilfsverbum verwendet; nur wenn die zweiten Reime unvollkommen sind, gestattet er auch Substantiva und Verba, woraus man schliessen kann, dass er nicht eigentlich doppelte Reime darin sieht. Wolfram ist damit noch sparsamer als Hartmann: Parzival uns beiden : uns scheiden 9, 1. dâ rief : dâ slief 166, 27. ze kranc : ze lanc 339, 29. ze gebenne : ze lebenne 373, 21. ze sparne : ze varne 819, 11. er fuorte : er ruorte 343, 3. al gemeine : al eine 230, 23. sîme wîbe : sîme lîbe 497, 25. si sprach : si sach 531, 21. ze teilen : ze veilen 538, 5. Nur einmal ein Substantiv: strîtes wer : strîtes ger 688, 19. Wilhelm ie geranc : ie getwanc 61, 3. ze bejagenne : ze sagenne 78, 7. ze klagenne : ze sagenne 450, 13. si fuorte : si ruorte 315, 3. si riten : si striten 423, 13. unt die : unde hie 225, 1. sîner jugent : sîner tugent 387, 7.. Einmal drei Reime: sîn ein lîp : bin ein wîp 168, 13. Nicht hierher gehört velschen gerne : valsch gelerne Parz. 439, 17. dâ gewuoc : dô genuoc Wilh. 67, 5. hât gepflegen : hân bewegen 158, 7. Gottfried hält es wie Walther und Freidank: sîn hâr : sîn gebâr Trist. 19, 35. im zuo : im tuo 71, 37. im geriet : im schiet 141, 1. mit mir : mit dir 101, 17. er gât : er hât 104, 7. er sol : er wol 346, 27. an mir : an dir 113, 39. an muote : an guote 115, 23. unde brâht : unde bedâht 131, 36. unde swach : unde gemach 292, 1. unde altet : unde kaltet 328, 29. unde lant : unde erkant 329, 19. unde gêret : unde gehêret 395, 39. unde blanc : unde unlanc 434, 21. zenphâhene : ze gâhene 140, 36. ze rehte : ze vehte 171, 25. ze mir : ze dir 271, 3. ze rîtene : ze bîtene 402, 37. ze lange : ze ange 459, 15. dem her : dem mer 179, 15. was erkant : was gewant 199, 24. ein wint : ein kint 208, 21. für sich : für mich 386, 7. umbe waz : umbe daz 427, 2. 595 sîn herze : sîn smerze 440, 32. Ferner vergebene hin : lebene 75

bin 3, 1. lêre kam : lêre nam 58, 27. bluomen dar : bluomen war 118, 11. alle wîs (Subst.) : alle wîs (Adject.) 248, 39. Nicht unmittelbar anschliessend: gap ich dir : gap ez mir 109, 15. Nicht dasselbe Wort: saget mir : klaget ir 301, 29. Unvollkommener Reim: süeze wîp : süezen lîp 31, 20. sîn guot : sînem muot 142, 39. edeln kint : edele sint 155, 29. sîn ahte: sîne trahte 79, 10. dîne hant : mîn lant 130, 34. sînen handen : sînem anden 179, 9. wîlent sô : wîlen frô 327, 26. Brangænen lêre : Brangæne sêre 348, 31. Drei Reime: an dem guote : an dem muote 142, 32. wâ unde wâ : dâ unde dâ 232, 7. Auch ohne völlige Uebereinstimmung: und wis unbetrogen : und wis wol gezogen 127, 29. klage daz Riwalîn erstarp : klage daz Blanscheflûr verdarp 47, 33. Vier Reime: ez ime gevallen wol : ez ime gevallen sol 1, 15.

Auch das Volksepos kennt den doppelten Reim. Die echten Strophen des Nibelungeliedes gewähren ihn mit Partikel und Präposition: vil leit : vil gemeit 152, 1. dâ geschach : dâ gesach 235, 1 (dâ geschach : gesach 1895 Lassb.). unde wel : unde snel 425, 3. der tac : der mac 1766, 3. in bôt : in nôt 2065, 1. Einmal drei Reime: er dô sach : er dô sprach 795, 1 (er dô sach : er sprach 7179 Lassb.). Einmal verschiedene Wörter: sîn gewant : dîn hant 847, 1. Mit Substantiv und Adjectiv nur in wenigen Stellen: leger stuont : jeger tuont 876, 3. manegen stîc : manegen wîc 1735, 1. angestlîchen slegen : zierlîchen degen 2286, 3 (angestlîchen slegen : ûz erwelter degen 19476 Lassb.). Mit unvollkommenem Reim: frœlîchen reit : grœzlîchez leit 243, 3 (frœlîchen reit : grœzlîche leit 1963 Lassb.). hêrlîche wîp : wünneclîcher lîp 1010, 3 (hêrlîche wîp : wünneclîche lîp 8934 Lassb.). Ebenso die unechten Strophen: mîn gewant : mîn lant 395, 1 (mîn gewant : daz lant 3399 Lassb.): alsô verbarc : alsô starc 1080. an den munt : an der stunt 1233, 1. mîn lant : sîn ervant 1344, 3 (mîniu lant : mîn ervant 11750 Lassb.). sînen man : sîn getân 1131, 1 (sînen man : hân 10019 Lassb.). Ferner: Prünhilde lant : Kriemhilde hant 363, 3 (Prünhilde hant : in die hant 3059 Lassb.). zegelîche nôt : schemlîchen tôt 1523, 3. wünneclîche wîp : minneclîchen lîp 1618, 3 (wünneclîche kint : minneclîche sint 13970 Lassb.). Gudrun iu sagen : iu klagen 311, 1. unde wîp : unde lîp 347, 1. unser leit : unser arbeit 424, 1. sô

gewert : sô gebert 794, 1. niht tragen : niht gesagen 991, 1. niht triegent : niht enliegent 1185. wol kunt : wol gesunt 1174. wol gesagen : wol behagen 1174, 1. sîn lant : sîn hant 569, 1. sîme gesinde : sîme kinde 826, 3. ir lant : ir pfant 1593, 1. Ein Substantiv nur einmal, und zwar bei unvollkommenem Reim: herren biten : hêren siten 295, 1. Ein Verbum kommt gar nicht vor. Zwischen dem zweiten und dritten Reim liegt ein ganzer Fuss: sî sô giengen : sî dô herberge viengen 465, 3. Aus den verdächtigen Strophen bemerke ich unde marc : unde starc 65, 1. nie verlôs : ie erkôs 556, 1. daz ich im verzêch : daz im lêch 879, 1. Dietleib in riten : in erstriten 2407. ze schanden : ze handen 3034. den wegen : den degen 3087. in sâhen : in nâhen 3275. si holt : sie golt 4925. ich sol : ich wol 7551. vil hêre : vil sêre 10119. dâ gewesen : dâ genesen 10516. niht verzîhen : niht gelîhen 13254. wart erkant : wart genant 13340. Mit Substantiv und Verbum sehr selten, voget vie : voget hie 3961. fürsten wîp : fürsten lîp 6839. wolte bestân : wolte er gân 10808. Drei Reime, noch die wege : noch die stege 927. und ouch den lîp : und ouch diu wîp 9666. wol ze suone : wol ze tuone 12524. Unvollkommener Reim, was wâr : daz jâr 3403. mîn wîp : mînen lîp 4191. wâren komen : war genomen 5969. Klage mich enphie : mich nie 1012. ie geschach : nie gebrach 1829. ir triuwe : ir riuwe 1865. Ferner er kunde : er stunde 2053. die mîne : die sîne 2062. und geschach : unde sach 2153. Also nur mit Pronomen und Partikel, bei unvollkommenem Reim auch mit Hilfsverbum, wâren komen : war genomen 1763. hât gesant : het bekant 1803. mîne nôt : mînen tôt 502. 2129. mîn lant : dîne hant 2130, kein dreifacher Reim. Aus der Rabenschlacht bemerke ich immer wê : immer mê 892. Aus dem Haugdieterich (Pfälzer Handschrift Bl. 29b) führt Wackernagel (Altfranzösische Lieder S. 249) an, giengen im balde nâch : ze walde gâch.

596
76

Bei Hartmann, Wolfram, Gottfried wie bei Walther und Freidank bin ich ausführlich gewesen, bei den übrigen Dichtern dieses Jahrhunderts kann ich mich kürzer fassen: sie gebrauchen sämmtlich den doppelten Reim, etwa Ulrich von Türheim ausgenommen, in dessen (mir vollständig noch nicht bekannten) Wilhelm ich nur daz her : daz mer bemerkt habe. Bloss Par-

tikel und Präposition (wenn mir nichts entgangen ist) wenden dabei an Konrad von Fussesbrunnen, der Dichter des Athis, des Eraclius (bei spæher list : spæher ist 705 verdient die Lesart bezzer ist ohne Zweifel den Vorzug), Ulrich von Zezichoven, Herbort, Thomasin und der Dichter der Warnung: so hatten 597 es schon, wie wir gesehen haben, mit einer geringen Ausnahme 77 die Dichter des zwölften Jahrhunderts gehalten: Walther und Freidank waren zuerst weiter geschritten. Die Freiheit, deren sich diese wie einige Male das Volksepos bedienten, wenn man die Unterdrückung der früheren, auf einem natürlichen Gefühl beruhenden, dem einfachen Reim sein volles Gewicht lassenden Beschränkung so nennen will, gilt ausser bei Gottfried auch bei der Mehrzahl der Übrigen. Ich werde aus ihren Gedichten meist nur Beispiele von dieser weiteren Entwicklung ausheben. Wirnt triuwe wol : triuwen wol 38, 20. frouwe hêre : frouwen êre 191, 35. Der zweite Reim ist, wie man sieht, nicht ganz vollkommen. Heinrich von Sax ûf der sælden tür : ûf der sælden kür MS. 1, 36[a]. Neidhart gippen gappen : hippen happen MS. 2, 80[b]. ich mîne sinne : ich sîne minne 82[a], die einzigen Beispiele, leicht aber gehören diese Lieder zu den unechten. Fleck sage mirz : sage dirz 1121. wolte werben : solte sterben 3869. kleine war : gemeine gar 6529; vgl. Sommer zu 1121, wo aber die doppelten Reime mit Partikel und Pronomen nicht vollständig angegeben sind: man findet ausserdem wie sie sungen : wie sie sprungen 821. und die merren : und die herren 259. noch sô wîs : noch sô gris 4411. sô wîsen : sô grîsen 7559 usw. Rudolf von Ems michel êre : michel sêre Gerhart 2044. friunde sîn : friunt mîn Barl. 121, 33. lêre geben : lêre leben 404, 27. gân zuo mir : gân zuo dir 189, 32. und ie strenger : und ie lenger 396, 25. geste wol : geste sol Wilhelm von Orlens 3473. sô gar ûf reht : sô gar ûf sleht Wilhelm von Orlens 3782. Konrad von Heimesfurt fröiden hœret : fröide stœret 417. Mai wart gerant : wart bekant 9, 1. êre gar : êren bar 204, 39. ein teil : ein heil 217, 37. Heinrichs Krone * die ûf was gedozzen : het ûf was geslozzen 17374. * ritters art : ritters vart 24732. vil lange : vil ange 28773. Aber unmöglich echt kann folgende Wiederholung sein:

29723 wolt iegelîcher, möhte ez sîn,
für in lîden, möhte ez sin,
mit gelîchem kumbers valle.

In der zweiten Zeile ist etwa zu lesen:

für in lîden disen pîn.

Lichtenstein mir gram : ir sam 30, 19. rôsen gar : rôsen var 229, 11. ist bekant: ist genant 478, 9. über sie: über die 616, 27. Ein dreifacher und vierfacher Reim, und ir triegen: und ir liegen 644, 9. mich freut ir jugent: mich freut ir tugent 594, 10. Ähnliche formelhafte Wiederholungen, ze mâzen tump, ze mâzen karc: ze mâzen milt, ze mâzen arc 452, 11, und noch ausgedehnter, dâ sint si tump, dâ sint si karc: dâ sint si snel, dâ sint si starc. dâ sint si junc, dâ sint si grîs: dâ sint si kint, dâ sint si wîs 609, 31. Mit unvollkommenem Reim, bereiten sich: bereitet mich 164, 25. werder man: werden kan 342, 21. Strickers kleine Gedichte alle krône : alle schône VIII, 15. kristenlîchen wirbet: kristenlîchen stirbet VIII, 49. immer mê: nimmer mê Karl 75[a], und so ist auch Daniel Bl. 15 zu lesen. solde leben: solde geben Amis 1771. Heinrich von Morungen mit verschiedenen Wörtern, betwungen stât: gesungen hât MS. 1, 56[b]. Gottfried von Neifen minnenclîch gedinge : minnenclîch gelinge 5, 8. Konrad von Landegge lieber machen: lieben sachen MS. 1, 196[a]. Der Düring güetlich lachen : müetlich machen MS. 2, 20[a]. Boppe dir wol zungec: dir wol klungec MSHag. 2, 383[b]. Raumelant kopfer sîn: kopfer schîn MSHag. 3, 64[b]. Ulrich von Gutenberg ich strebe: ich lebe MSHag. 1, 116[a]. Reinbot sô karc: sô starc 2624, und mit geringer Abweichung selbes frô: selber sô 2518. Herzog Ernst pflegen wol: pflegen sol 269. Passional ist gesant: ist enbrant 1, 54. den ich meine: den ich meine 2, 87. gûte hûte: gûte lûte 32, 18. der tur: her vur 60, 41. ich nu bin: ich nu hin 72, 92. ûf in: rûf in 73, 67. tugende hât: tugende (l. mugende) hât 117, 37. unde hô: unde ô 147, 89. im wil: im vil 165, 15. ein teil: ein heil 170, 85. sîn raste: sîn vaste 198, 28. mit guote: mit muote 288, 40. unde sàzen: unde àzen 294, 26. in (l. an) der stat: in der stat 336, 81. was zer hant : was erwant 353, 60. ist erkorn: ist verlorn 371, 85. Gute Frau mâze alt: mâze balt 169.

598 78

und von lande : und von gwande 183. Heinrichs von Meisen Unservater engel schar : engel gar 1866. hân gesaget : hân gedaget 1987. uns niht enwirret : uns niht enirret 2553. sînes knehtes : sînes getrehtes 3538. Türleins Wilhelm gar ein vuhs: gar ein luhs 13[b]. freude dort : freuden hort 136[b]. Auch zwei völlig auf einander reimende Zeilen, des triuwe lôn mich hât belônet : des triuwe krôn mich hât gekrônet 102[a]. Konrad von Würzburg führe ich mit mehr Vollständigkeit an, unde für: unde spür Goldene Schmiede 413. unde muot : unde guot Trojan. Krieg 2524. unde wert : unde gert 8477. unde starc : unde barc 10686. unde komen : unde genomen 11871. unde leben : unde geben 18521. und vische : und frische 3740. ze tragenne : ze sagenne Silvester 4587. ze sagenne : ze klagenne Troj. Krieg 11350. 12901. Andere Partikeln habe ich bei ihm nicht bemerkt, wohl aber Artikel, Pronomen und Hilfsverbum, ein kint: ein rint Goldene Schmiede 1593. ein kleine : ein reine Engelh. 599 909. des hers : des mers Goldene Schmiede 1593. die mîne : 79 die pîne Pantaleon 1357. mir beschert : mir vert Engelh. 572. ir tugent : ir jugent Troj. Krieg 4414. sîme heile : sîme teile Engelh. 577. sîne minne : sîne sinne 1875. Unvollkommen sîne klûse : sîme hûse Trojan. Krieg 13652. hæte gar : hæte dar Partenopier 52, 11 Massm. Auch wart vor dem Particip, wart gekrœnet : wart beschœnet Schwanritter 699. wart bereit : wart geleit Alexius 1273; sonst kein Verbum. Adjectivum in einem unvollkommenen Reim, minneclîcher lîp : wünneclîchen wîp Silvester 996. Substantivum nur in einem dreifachen und vierfachen, dem willen sîn : dem willen mîn Silvester 1142. vor den liuten starc : vor den liuten barc Engelh. 6237. Auch ist anzumerken für baz mêr : daz êr Troj. Krieg 9734. Renner des iht: des niht 1636. niht wol gevellet : niht wol gesellet 5499. sîn vater hæte : sîn vater tæte 8256. der ist ein kint : der ist ein rint 12318. ir (l. wir) kinder : wir rinder 12480. ân alle fruht: ân alle zuht 12550. als ein glas : als ein gras 20045. Mit unvollkommenem Reim, bœse tât : bœsen rât 1835. tiuvels kint: tiuvel sint 7056. sünder niht : sünden siht 10688. irdischen muot : irdisch guot 22786. Boner junge man : jungen kan 19, 5. Heinrich von Freiberg ein dahs : ein wahs Tristan 5908. si trat:

si bat 1477. sîne trite : sîne site 5171. hân ernert : hân verzert 3501. ritern guot : ritern fruot 1735. zürne doch : zürne noch 4266. Drei Reime wil er gern : wil er wern 1453. Brunwart von Augheim si sî : si frî MS. 2, 55[a]. Frauenlob dir in mich: mir in dich S. 237. in mir : in dir S. 238. Regenboge ritter ern : rittern nern : ritter wern MSHag. 3, 309[a]. Hugo von Langenstein und ouch ze arm : und ouch ze warm Martina (Diutisca 2, S. 127). Hadlaub gegen ir : gegen mir MS. 2, 188[a]. ir ie : mir nie 2, 190[a]. ir kinne : ir tinne MSHag. 2, 293[b].

Ich bemerke einige eigenthümliche Stellungen doppelter Reime, Renner Marthâ Marthâ : wartâ wartâ 8919. Sebretel (Haupts Zeitschrift 6, S. 174) nu bîzâ bîz! nu limmâ lim! nu kratzâ kratz! nu krimmâ krim! 257. Im Renner wiederholen sich in zwei Zeilen zugleich mit einem Mittelreim fast alle Wörter, als bringt ein sal den andern sal : und bringt ein val den andern val 20401. Noch weiter geht der Kanzler, lêrs (l. lère) ouch sendiu herzen gern : lern (l. lère) ouch sendiu herzen gern (l. wern) MS. 2, 242[a].

Noch gehören, wenigstens halb, die Reimpaare hierher, wo nur in einer Zeile (meist ist es die zweite) zwei Wörter den Reim bilden. Am leichtesten geschieht es, wenn eine mitreimende Partikel oder ein mitreimendes Pronomen vor dem Schlusswort in der Senkung steht, ergie : er ie Gottfrieds Trist. 180, 17. genôze : ze lôze 151, 1. 153, 3. einbære : ein mære 61, 33. ersach : er sprach Gudrun 648, 1. Türheims Wilhelm Pfälzer Handschr. 267[d]. erschrac : er lac Eraclius 3141. er starp : erwarp Barlaam 86, 11. 397, 35. er sterbe : erwerbe 335, 23. erklingen : er singen Konrads Troj. Krieg 5450. Gewichtiger ist Didô : si sô Friedrich von Hausen MS. 1, 91[b] nach der Besserung von Lachmann (Iwein S. 550 Anm.), noch mehr Didô : sî dô Erek 7557. wæn ich : wænlich Iwein 1959. wider senden : wider wenden Jüng. Titurel 4666. Auch will ich nóch volbringen : wól gelingen Gudrun 1862, 3 (4250) anführen. Aus Otfried bemerke ich wìsî : ni sì Hartm. 10. sàr in : bredigàrin I 22, 23. fuart er : muater I 11, 26 und mit unvollkommenem Reim erdringe : ni gè II 17, 12. Dreisilbig bei Lichtenstein dienest an : dienestman 308, 31. Renner wider abe : widerhabe

600
80

20171. Aus Walther gehört iedoch frô : hie noch sô 98, 6 auch hierher. Sonst noch einige unvollkommene Reime, herzeklage: herzen trage Gottfrieds Trist. 38,18. unde roc : underzoc Schwanritter 285.

XII.

Der erweiterte Reim ist dem Doppelreim ähnlich, nur dehnt sich hier der Gleichklang in einem Worte aus und wächst gleichsam zurück. Ich sondere die verschiedenen Abstufungen.

1. Häufig reimen unter sich die zu einem Endreim gehörigen untrennbaren Partikeln: da sie aber niemals betont, vielmehr, wenn sie zur Senkung an dieser Stelle nicht dienen, ganz verschluckt werden, so kann man nur eine leichte Zuthat zu dem Reim darin erblicken. Bei Otfried kommt dies so oft vor, dass ich nur einige Beispiele anzuführen brauche, girustês: girestês I 1, 50. gifiangin : gigiangin I 23, 11. giwezzit : gisezzit I 23, 51. giwartent : gihaltent II 19, 10. giwurtî : giburtî II 12, 40. gibirgi : giburgi III 8, 3. ginuag : giwuag III 14, 83. giwankô: githankô III 19, 36. giwâti : gidâti IV 19, 58. ginuagen : gifuagen V 25, 90. Seltener sind ir und bi, irthuesben : irlesgen I 17, 52. irquiktôs : irwaktôs III 1, 21. irwuntan : irstantan V 4, 47. irfuntan : irstantan IV 37, 28. V 7, 60. birînit : biscînit II 1, 50. biwelze : bisturze II 17, 16. biginne : bibringe II 12, 9. bifillit : bistellit IV 23, 13. zi nur in zisamane gegenüber dem abgetrennten zi sehanne III 9, 3. int, in und, was mehr zu verwundern ist, fir habe ich gar nicht gefunden. Das sind Beispiele, wo die Partikeln sich berühren, weil sich dies am häufigsten trifft, aber keine Bedingung ausmacht, denn es reimt öfter gi- : bi-, z. B. ginuagi : biluagi II 3, 47. gidoufit : bisoufit II 3, 53. gigiangun : bifiangun III 8, 11. gisprah : bisah V 7, 43. bigunni : gizungi V 25, 11. Ein Paar Mal zi- : gi-, zisliaz : gihiaz II 11, 50. giflîzan : zislîzan IV 30, 10. Hier erscheint auch firim Reim auf ir-, irqualtun : firsaltun V 9, 29.

601
81

Diese mitreimenden Partikeln sind in der folgenden Zeit fortwährend in Gebrauch: bloss in Dichtungen von geringem Umfang könnten sie fehlen, wie ich sie in der Schöpfung (Diemer 93—103) und der älteren Judith (Diemer 117—123) nicht bemerkt habe.

Ich werde die wichtigeren berücksichtigen. Leben Jesu ge-, ver- (verschrannet : versperret Diemer 257, 6. verschranchet : versperret Fundgr. I 172, 7. verholne : verstolne D. 265, 10. F. 180, 17) und ge- : be- (gewalte : behalten) D. 278, 13. 26. F. 192, 25. 43). Auch die drei ersten und ältesten Gedichte in Karajans Denkmälern S. 1 — 70 enthalten auffallend wenige solcher Reime, selbst mit ge-, die reichlich bei allen anderen vorkommen, nur einige (gestàn : getàn 4, 6. 5, 24. geschach : gesach 23, 10. geschihet : gesihet 37, 22. getragen : getwagen 40, 12). Ausserdem bloss zerstôret : zerfuôret 522; kein be-, er-. Sodann be- : ge- (gevaren : bewaren 7, 12. 13, 22. 14, 10. 22. begàn : gestàn 21, 7. gemeite : bereite 25, 6. gefluoch : betruoch 41, 6. beroubet : geloubet 42, 2) und dehein : beschein 38, 11; kein ge- : ze-, er : ver-. Moses (Fundgr. 2) ge-, be-, ver-, ent- (betriugen : beriuwent 32, 42. benomen : betrogen 45, 7. verlîhit : verzîhit 34, 9. verkiesen : verliesen 89, 15. inthiez : intslief 85, 23). Sodann ge- : be-, er- : ver- (gefrouwen : peschouwen 65, 38. gidoubit : biroubit 78, 19. beginnen : gewinnen 89, 25. besehen : geschehen 93, 46. verschiet : ergiench 86, 11. vergàzen : erlàzen 86, 45). Hartmanns Credo ge-, be- (nur beschînit : beglîmet 117). er- (irchundit : irvollit 691. irquebit : irhebit 2398. irworben : irstorben 3054. irwurbe : irsturbe 3781). ver- (verlàzen : verwàzen 1813. verkiusit : verliusit 2886. verlorn : verkorn 2586). Sodann be- : ge- (bescheinet : geheilet 913. geniezen : berieze 1910. gewalden : behalden 2578). er- : ver- (verlorn : irkorn 1387. irrèren : verkèren 2966). Moses (Diemer 3—90) ge-, er- (nur irgezzen : irsezzen 25, 28, denn statt irsunken 46, 23 ist virsunken zu lesen). ver- (nur verstolen : verholen 26, 22). be- habe ich nicht gefunden. Sodann be- : ge- (becheret : gelèret 17, 29. gegangen : bevangen 22, 8. gelogen : betrogen 23, 26. 25, 25. began : getàn 29, 5. gezogen : betrogen 48, 24. geseriben : beliben 55, 10). er- : ver- (virsunchen : irtrunchen 13, 21. irtrenket : virsenket 17, 23. irborn : virlorn 22, 15. virbrante : irkante 34, 9. ertrenchen : versenchen 45, 11). Kaiserchronik ge-, be- (bequam : began 711. bewaren : behaben 3332. belangen : bevangen 12391). er- (irhangen : irgangen 827. irgienc : irhienc 7772. erwern : ernern 10725. irhôrten : irvorhten 14687. irswitzet :

irhitzet 16747). ver- (virliesen : virkiesen 5181. 7853. 13411. 12555. virmezzen : virgezzen 7011. 15707. 13823. virlorn : virkorn 8237. 14793. virbrennen : virhengen 10919. virwizzen : virgezzen 12057. virschiet : virliez 15597). ze- (zevuoret : zestôret 907. zestôrte : zevuorte 15583). Sodann ge- : be- (gemezzen : besezzen 2452. bewaren : geschaden 3338. bedenken : gewenken 11985. gerechen : besprechen 12577). er- : ver- (virsunken : irtrunken 1745. irtrenket : virsenket 11875. irkorn : virlorn 12589). ze- : ge- (zestôre : geirre 11039. zevuoren : geruoren 11177). Albers Tundalus ge-, be- (bivangen : bigangen 52, 6. bislîchen : beswichen 66, 35). ver- (verkorn : verlorn 46, 73. verlâzen : verwâzen 47, 19. verstoln : verholn 50, 35. verkôs : verlôs 56, 55). en-, ent- (enbunnen : enrunnen 56, 59). er- kommt nicht vor. Sodann ge- : be- (gitân : bigân 47, 76. 53, 28). er- : ver- (ergie : verlie 45, 13. verlorn : erkorn 45, 71. ersterben : verderben 46, 11), be- : ze- (beruorte : zefuorte 57, 8). ge- : de- (gisteine : deheine 59, 64). Lambrechts Alexander ge-, er- (irslagen : irzagen 3334 Massm. irlangen : irgangen 4360). ver- (versunken : vertrunken 1065. versezzen : vermezzen 1629. verwunnen : vergunnen 3734. verklagen : verslagen 3788. verjaget : verzaget 4458). ze- (zevuoren : zestôren 973. zestôret : zefuoret 6169). be- habe ich nicht gefunden. Sodann ge- : be- (getihtet : berihtet 15. gesihte : berihte 155. betuon : geruon 302. beschrîte : gerîte 316. geliegen : betriegen 258. getân : bestân 1527. bestuonden : gebunden 1605. behaget : gesaget 2378. bekant : gesant 3148. gesehen : bejehen 3154. besehen : geschehen 3382. bevangen : gegangen 5367 : gehangen 5575). er- : ver- (vernemet : irgremet 1523. versezzen : irgezzen 3072. irslagen : verklagen 4622). ge- : ze- (gerechen : zebrechen 1001. gezam : zeslân 1515. gesprochen : zebrochen 3962. zespielt : behielt 7273. zestunt : gesunt 402. 1420. beschalt : ze balt 1585). be- : ne- (beschein : nehein 5291. 6577). Bei Veldeke ge- häufig wie bei allen, doch hebe ich hervor, dass es an einer Stelle dreimal hinter einander steht (genesen : gewesen. gesehen : geschehen. genozzen : geschozzen 10996). be- (bezwicket : bestricket 825. bereit : bespreit 1326. betrahte : bedâhte 1976. beleiten : bereiten 2595). er- (ersturben : erwurben 102. ersterben : erwerben 10176. er-

603
83

langen : ergangen 11908). ver- (verkorn : versworn 1932. verlorn : verkorn 2036. verkiesen : verliesen 4396. vermezzen : vergezzen 9434. verholn : verdoln 10328. verzigen : verswigen 11988). en- (engienc : enphienc 751). ze-, zer- gebraucht er nicht. Sodann ge- : be- häufig, so dass Beispiele nicht nöthig sind. er- : ver- (versunken : ertrunken 585. erkorn : verkorn 1043. 1545. erliten : vermiten 7634. erslagen : verklagen 7980. 8524). ge- : ze- (zebrochen : gerochen 62. gehôrt : zestôrt 468). Hartmann ge-, er- (häufig im Erek, ersigen : erwigen 5719. erstechen : errechen 6065. ergetzet : ersetzet 6247. 7273. 9775. ersetze : ergetze 6391. erwecket : erstrecket 6595. erwinden : ervinden 7932. Auch einmal ersach : er sprach 7893. Seltener in den übrigen Gedichten erwirbe : erstirbe Gregor 1297. erwerbe : ersterbe Büchlein 1, 1905. erworben : erstorben Iwein 15. erwern : ernern Armer Heinrich 214. Büchlein 2, 841. Iwein 4079. ernerte : erwerte Büchlein 2, 49. ernert : unrewert Armer Heinrich 214. erhal : erschal Iw. 301). be- (ich habe nur im Erek bekam : benam 3647 gefunden, denn begât : bestât Gregor 3815 hat Lachmann selbst in Haupts Zeitschrift 5, S. 69 begêt : stêt gebessert, aber ich glaube, dass auch im Erek zu ändern ist, der ruowe die sî dô gewan, dô man ir diu ros benan). ver- (im Erek verpflac : verlac 2969. verstolne : verholne 3063. verlorn : verborn 3161. 4135. verliesen : verkiesen 5875. verkiusest : verliusest 8105. Ausserdem verliesen : verkiesen Armer Heinrich 493. Büchlein 2, 371. Iwein 7319. verkürest : verlürest Büchl. 1, 407. verkür : verlür Büchl. 2, 795. verkorn : verlorn Iw. 2997. Büchl. 2, 107. verlorn : verborn Lieder 19, 7 und unverlorn : verlorn : verborn 8, 5. versêret : verkêret Büchl. 1, 427. verlâzen : verwâzen Büchl. 2, 795. verholn : verstoln Greg. 273. verholne : verstolne Greg. 536. Iw. 1765. verzigen : verligen Iw. 2863. versezzen : vergezzen Büchl. 2, 513. versaz : vergaz Iw. 3055. verstiez : verliez Iw. 7339. verendet : verpfendet Iw. 7719). en- (enbunden : enpfunden Erek 911. enphliehe : entziehe Greg. 431). zer- (nur im Erek zerbrach : zerstach 2589. zerbrochen : zerstochen 2812). Ich bemerke die Verneinung en- (enfliuhest : enschiuhest Arm. Heinr. 421. enwolten : ensolten Arm. Heinr. 871. enwolde : ensolde Iw. 2307. engunde : enkunde Greg. 2851), die ich nur noch in einer unechten Strophe des

Nibelungeliedes gefunden habe (s. unten [S. 220]). Sodann ge-: be-, ge- : ze- (gerochen : zebrochen Erek 1037. 6105. 9271. gesprochen : zebrochen Iwein 154. gestochen : ze brochen E. 2603. 604 Iwein 7113. zebrach : gesprach E. 5346: gesach E. 5037: ge- 84 schach Iw. 3351. zehant:genant E. 2769. 4180: gewant E. 3931. Iw. 4319. 3593. zesæte : getæte E. 3819. zestat : gebat E. 3501. gestroufet : zeroufet E. 5321. zeslagen : geklagen E. 5595: getragen E. 9141. Iw. 6724. zestœret:gehœret E. 7549. zerbreit: geleit E. 7717. 7750. zefüere : gefüere E. 9272. gewunnen : zerunnen E. 9759. gesunt : zestunt Armer Heinrich 1189. 1369. Greg. 3613. Iw. 3429. getân:zegân Büchl. 2, 167. ze gote:gebote Greg. 3399). be- : ze- (beginnet : zerinnet Büchl. 1, 410. zevuorte : beruorte Iw. 5383). de- : ge- (deheine : gesteine Greg. 3215). er- : ver- (im Erek verdorben : erworben 2981. 8531. verderben : ersterben 3367. verstieze : erlieze 3699. vertragen : erslagen 3983. 5431. versagen : erslagen 4071. ergienge : vervienge 4453. erstarp : verdarp 5157. 5215. ersterbet : verderbet 6161. erkür : verlür 8401. In den anderen Gedichten erkôs : verlôs Lieder 14. 15. erkorn : verlorn Büchl. 1, 109. Iw. 1655. 1843. 6037: verborn Greg. 2035. erslagen : vertragen Büchl. 1, 387. Iw. 6767: verklagen Iw. 7279. erjagen : versagen Greg. 1529. erloufen : verkoufen Greg. 1533. erwerben : verderben Armer Heinrich 219. Iw. 3817. erwirbet : verdirbet Büchl. 2, 703. verdarp : erwarp Büchl. 2, 109. verderbet : ersterbet Greg. 3191. Iw. 717. ergienge : vervienge Arm. Heinr. 947. Iw. 3851. verbrant: erwant Iw. 7999. ersprenget:verhenget Büchl. 1, 1559. verstêt: ergêt Büchl. 1, 1579. erlischet: vermischet Arm. Heinr. 107. unervorht:verworht Iw. 2567). ver-:zer- nur einmal (vervât:zergât Büchl. 1, 1769), und in einer langen Reihe gleicher Reime, wo es kaum hierher gehört. Walther ge-, be- (betaget: behaget 1, 28. benomen : bekomen 65, 29. 73, 23). ver- (versaget : verschraget 80, 11: verzaget 121, 4. versezzen : vergezzen 13, 19. verlorn : verborn 95, 18). er- und ze-, zer- habe ich nicht bemerkt. Sodann ge- : be- (beladen : gebaden 7, 39. bewegen : gepflegen 30, 33. gezogen : betrogen 52, 31. 57, 7. geniezen : besliezen 62, 3. gevarn : bewarn 67, 20. gerechen : besprechen 79, 6. gesogen : betrogen 101, 5. beschœnet : gekrœnet 106, 6. gelogen : betrogen

116, 1). er- : ver- (erwurbe : verdurbe 8, 12. vermîden : erlîden 50, 23. verdorben : erworben 52, 28. verswern : erwern 61, 24. erkorn : verlorn 67, 82. 79, 29. erstirbet : verdirbet 82, 26. erstorben : verdorben 83, 3. erwirbest : verdirbest 91, 29). Freidank ge-, be- (begât : bestât 14, 10). er- (erwern : ernern 63, 8. 69, 13. ernert : erwert 163, 3. erbal : erschal 109, 19). ver- (verkiuset : verliuset 20, 26. verstoln : verholn 47, 8. verlorn : verborn 50, 10. 98, 1. vergizzet : vermizzet 131, 21). Ferner ge- : be- (gesiget : bewiget 30, 21. gezogen : betrogen 64, 19. berouben : gelouben 134, 18. betrogen : gelogen 150, 6. 151, 13. 172, 2: gezogen 154, 10. 171, 21. gebrâten : berâten 162, 10. begraben : geschaben 162, 16. beschœnen : gehœnen 162, 22. glouc : betrouc 169, 20). er- : ver- (verlorn : erkorn 6, 17. verdarp : erwarp 53, 25. 87, 16. erworben : verdorben 87, 18. erborn : verlorn 111, 10. verdurben : erwurben 160, 8. verlür : erkür 87, 24. verswern : erwern 99, 5). Einmal ze- : ge- (zebrochen : gerochen 4, 4). Wolfram ge- : be- (besluzzen : beguzzen Lieder 3, 13. benennen : bekennen Parz. 472, 9. bejageten : betageten Wilh. 7, 5. benennet : bekennet Wilh. 151, 3). er- (ersprenget : erklenget Parz. 60, 25. erklenget : erlenget 122, 5. erkant : erwant 122, 1. erwerben : ersterben 151, 15 usw.). ver- (vergêt : verstêt Parz. 2, 15. verkorn : verlorn 51, 3. verkür : verlür 58, 9. vergüzze : verdrüzze 151, 1. vermiten : versniten 234, 22 usw.). Ferner ge- : be- (gebouc : betrouc Parz. 4, 13. betoubet : geloubet 10, 20). er- : ver- (erkôs : verlôs Parz. 12, 17. 346, 17. Wilh. 5, 21. versagn : erslagn 150, 23. verdarp : erwarp Wilh. 7, 27. erdinsen : verzinsen 97, 1). Gottfried im Tristan ge-, be- (besageten : beklageten 431, 33. bemæret : bewæret 432, 33), er-, ver-, aber auch zer- (zerlie : zergie 20, 13) und ent- (entwæten : entnæten 73, 33. entbestet : entlestet 74, 35). Ferner ge- : be-, er- : ver- und ze- : be- (zehant : besant 145, 37).

Klage ge-, be- (bekomen : benomen 1068. behaben : begraben 1990. bestân : begân 2000). er- (erwerben : ersterben 256. erstorben : erworben 641). ver- (nur versêret : verkêret 55). Sodann ge- : be-, er- : ver-, ge- : ze- (zebrochen : gesprochen 326. gesant : zehant 1971). be- : ze- (bekant : zehant 1806), Dietleib ge-, be- (beruochte : besuochte 128, 5. bekomen : benomen 6079.

605
35

behande : besande 13094). er- (nur erwerben : ersterben 7599). ver- (vergezzen : vermezzen 2007. versehen : verjehen 4113. verholn : verstoln 2243. 4380). Sodann ge- : be-, er- : ver-, aber nicht ze- : be- oder ze- : ge-. Nibelungelied ge-, be- (nur bekomen : benomen 1751, 3). ver- (verstoln : verholn 791, 1. verzagt : versagt 2079, 1). Ich will hier auch die Verneinung en- in einer unechten Strophe anführen, ensach : ensprach 615, 1. In einer solchen Strophe entran : enkân 880, 4. Sodann ge- : be-, er- : ver-, ge- : ze- (zehant : gewant 537, 1. 116, 3 : bekant 857, 1. geschach : zebrach 1940, 3). Gudrun ge-, er- (nur erwerben : 606 ersterben 865, 3 und ersach : er sprach 648, 1). ver- (vermezzen : 86 vergezzen 248, 3. 1097, 3. verjehen : versehen 1374, 1). Kein be-. Ferner ge- : be- (gevangen : belangen 1080, 3. besliezen : geniezen 1381, 3). er- : ver- (verswindet : ervindet 377, 4. verjehen : ersehen 614, 1. erkôs : verlôs 1079, 3. verderben : ersterben 1270, 3. 1505, 3. erkiese : verliese 1351, 3. erdiezen : verdriezen 2443, 3). Auch hier bemerke ich nebenbei gêrstange : erlange 447, 3. Dietrichs Flucht ge-, be- (bejaget : betaget 2371), ver-, kein er-. Sodann ge- : be- (gefüeget : benüeget 3544. bereit : gekleit 7447. began : getân 7751. begraben : gehaben 9987). er- : ver- (verderbet : ersterbet 7975. erslagen : vertragen 9489. erkorn : verlorn 9679. 9685. 9739. 9881. 9997). Rabenschlacht ge-, be- (bedenke : bekrenke 506). ver- (vermezzen : vergezzen 90. 251. 580. 710. 727). er- (erwahte : erschrahte 125. ersterben : erwerben 509. 903. erlangen : ergangen 698). Ferner ge- : be- (gedenket : bekrenket 1084). ge- : ze- (gesprechen : zebrechen 130. zehant : genant 384). be- : ze- (begunde : ze stunde 102). er- : ver- (verderben : ersterben 770. verlorn : erkorn 806. 909. 1064). ver- : zer- (verstâchen : zerbrâchen 688). Ich will auch enblanden : entranten 662 anführen.

Man kann bei allen auf die grossen Meister folgenden Dichtern voraussetzen, dass sie ge-, be-, er-, ver- und be-, er- : ver- auf diese Weise verwenden. Neidhart (16, 3 Ben.) gebraucht ver- sogar in dreifachem Reim, verrîden : vermîden : versnîden; Ausnahmen würde ein Zufall oder der geringe Umfang eines Gedichts erklären. Ich will also nur noch die selteneren Fälle hervorheben. Eraclius zeroufet : gekoufet 1367. Herbort

zebletzet : zequetzet 5861. gehœret : zestœret 5919. Mai enzücket : entrücket 15, 25. 204, 37. entnihtet : entrihtet 24, 7. enblecket : entecket 206, 39. Heinrichs Krone zerîzent : zerwîzent 26021. entsweich : entweich 28320. entrinnen : entrinnen 28388. Lichtenstein zerlie : ergie 107, 17. zehant : zesant 540, 27. Albrechts von Kemenaten Goldemar (Haupts Zeitschrift 6, S. 520) zerbrochen : zerstochen 7, 7. Stricker zergê : erstê Kleinere Gedichte XII, 591. Flore entwarf : endarf 553. vervangen : zergangen 6491. zersleif : ergreif 7213. zerinnet : beginnet 1213. 7211 (wo zerrinnet ungenau geschrieben ist). zerünne : gewünne 2611. zehant : genant 4039 : gewant 4655. Konrad von Heimesfurt zersant : zehant 365. Ulrich von Wintersteten zerkliebe : zerstiebe MSHag. 1, 141ᵃ. Ulrichs von Türheim Wilhelm entsitzet : entwitzet Bl. 263ᶜ Pfälzer Handschrift. Passional entgangen : entfangen 341, 87. Bei Konrad von Würzburg muss 607 ich wieder ausführlich sein, ge-, be- (beschiet : beriet Engelhart 87 5253. beschouwet : bestrouwet Turnier 19, 1. beslozzen : begozzen Goldene Schmiede 1789. beswære : bewære Engelh. 5531. beswæret : bewæret Pantal. 291. Trojan. Krieg 7572. 7879. 12097. behagest : bejagest Trojan. Krieg 14164. bejaget : betaget 10832. bekleit : bereit 11925). er- (erliuhten : erfiuhten Engelh. 99. erfiuhtet : erliuhtet Silv. 5139. Trojan. Krieg 9990. ergeben : erleben Engelh. 1573. erwerben : ersterben Engelh. 5907. Otto 227. Trojan. Krieg 5907. erkracheten : erwacheten Troj. Krieg 12193). ver- (verholne : verstolne Engelh. 6297. verlürst : verkürst 1521. verswigen : verzigen 2063. verzern : verhern Pantal. 1541. versigelt : verrigelt Weltlohn 311. verrihtet : verslihtet Silv. 3615. verrihten : verslihten Trojan. Krieg 4686. 8036. verwizzen : verslizzen Alexius 93. verkiesen : verliesen Trojan. Krieg 1591. 8314. 17924. verküre : verlüre 22509. vermezzen : vergezzen 9354). en- (endecket : enblecket Silv. 972. enschelten : engelten, wie zu lesen ist, Goldene Schmiede 869. engernt : enbernt Silv. 2089. engenzet : enschrenzet Troj. Krieg 3992). Kein ze-, zer-, denn vierfacher Reim würde nicht in Betracht kommen, wenn das Gedicht auch echt wäre, wizzen : zerizzen : zeslizzen : glizzen Klage der Kunst MSHag. 3, 335ᵃᵇ. Sodann ge- : be- (besach : geschach Engelh. 937. 947. beschehen : gesehen Alexius 1003.

beslozzen : geschozzen Turnier 149, 3. gebremet : beschremet Troj. Krieg 2979. 20138). ze- : be- (zespielte : behielte Goldene Schmiede 1489). er- : ver- (erwerben : verderben Engelh. 2373. Trojan. Krieg 11618. verdarp : erwarp Pantal. 1247. erwürbe : verdürbe Trojan. Krieg 2728. verdorben : erstorben Herz 295. verbrennen : erkennen Pantal. 2123. erwindet : verwindet Engelh. 53. erkôs : verlôs 3089. ernert : verzert 6337. verschamt : erlamt MSHag. 2, 313[a]. erschein : verswein Silv. 1204. erwendet : verswendet Troj. Krieg 3556. erkorn : versworn 8570. erkennet : verbrennet 9238. 9890. verhern : erwern 9886). Einmal zer- : er- (zerflecket : erschrecket Pantal. 1843) und zer- : ver- (zergangen : vervangen Troj. Krieg 4790). Heinrichs von Freiberg Tristan zergie (l. zegie) : zelie 983. Hug von Langenstein zerspennen : zerdennen Martina 161[c]. Frauenlob entzücket : entnücket S. 193. Renner zeströuwet : gefröuwet 4747.

2. Die Partikel un- zeigt sich freilich nur untrennbar, aber da sie häufig betont wird und eine Hebung tragen kann, so steht sie doch mit den anderen untrennbaren Partikeln nicht auf 608 einer Linie. Sie erscheint mitreimend nicht oft. wi's undôtlich : 88 úngeloublich Evangelienharmonie aus dem Anhang des zwölften Jahrhunderts (Haupts Zeitschrift 7, S. 445, 9). ế unkunt : úngesunt Veldekes Äneide 9670. genúoge unmínne : vón unsinne Freidank 101, 1. úngeræte : gár unstæte 117, 22; in Walthers Liedern war das nicht wohl anwendbar. nóch unschult : úngedult Herbort 13181. víl unsuoze : únmuoze Strickers Daniel Bl. 103[b]. In diesen Beispielen ist die Partikel nur einmal betont, dagegen beide Male in folgenden, úngemechlich : únvertreglich Albers Tundalus 54, 54. úngelâze : únmâze. úntriuwe : úngetriuwe Herbort 10199. 16982. únverholn : únverstoln. únvergolten : únbescholten Parz. 303, 25. 361, 13. úngenant : únbekant Lichtenstein 15, 21. MSHag. 3, 468[ee]. únverzaget : únversaget Passional 335, 83. úngezæme : úngenæme Warnung 385. 423. 447. únverhagelt : únvernagelt Jüng. Titurel 3756. úngewenket : únverschrenket 4649. únerstorben : únverdorben 5077. únenthalten : únverschalten Reinfried von Braunschweig Bl. 6[a]. únsinnec : úngewinnec. únflætec : ungetætec Hugs Martina 66[d]. 133[c]. úngenennec : únerkennec 284[b]. úngewizzen : úngeflizzen Wigamur

580. Unbetont in beiden Zeilen, gár unbendec : wás unwendec Meisner MSHag. 3, 93[b]. unkündec : unsündec Heinrichs von Meisen Unservater 345. unlæzec : unmæzec Hugs Martina 61[c]. unzühtegen : unflühtegen das. 34[d]. lîp unlîdec : êre unnîdec Renner 269[d]. unmuoterlîch : unbruoderlîch 9174. unlüstec : unküstec das. 9178. 11976.

3. Ähnlich verhält es sich mit den trennbaren Partikeln. Es kann zunächst nur von dem einsilbigen durch die Rede sein, das ich aber nur in ein Paar Stellen gefunden habe, nóh durhstechen : dúrhbrechen Lambrechts Alexander 6375. wás durchstochen : dúrchstochen Konrad von Heimesfurt 1037. dúrchstochen : wárt durchbrochen Heinrichs Krone 18305. Auch die zweisilbigen Partikeln begegnen selten, uberfluz : ubergnuht Moses 40, 6. überstrebt : überlebt Freid. 84, 16 Lesart. überstrîten : überrîten Barlaam 61, 35. überflüetet : übergüetet Jüng. Titurel 27, 3. übermüete : überflüete 3038, 1. underligen : underdigen Servat. 91. undertân : understân Barlaam 354, 1. widerbrâht : widerdâht Heinrichs Krone 25462. Otfried gebraucht die trennbaren Partikeln nicht in diesem Verhältnis, doch muss ich missifiangin : missigiangin, das sich jedoch nur einmal (II 11, 41) zeigt, hier anführen; denn welche Ansicht man auch über den Ursprung von missi- hegen mag (Grammatik 2, S. 470. 587), so vertritt es in der Zusammensetzung die Stelle einer Partikel. Auf ähnliche Weise setzt Heinrich von Meisen 609 volbrâht : voldâht Unservater 128, das ich bei keinem anderen 89 gefunden habe.

4. Aber der Reim kann auch in beiden Zeilen aus einem einzigen mehrsilbigen Wort bestehen. Ich betrachte zuerst den zweisilbigen oder als zweisilbig geltenden, der sich von dem klingenden dadurch unterscheidet, dass er statt des unbetonten e in der zweiten Silbe einen anderen schwerer wiegenden Vocal oder einen Diphthong hat. Verhältnismässig fallen die meisten Beispiele in das zwölfte Jahrhundert, tegelich : unvertregelich Litanei 684. klegelich : unvertregelich Tundalus 52, 82. hêrlich : êrlich 60, 2. freislich : eislich Lambrechts Alexander 352. 1658. 5659. dêôrum : dominôrum Kaiserchronik 2414. antichristum : bistuom Entechrist Elias und Enoch 121, 33. tägelich : kläge-

lich Servatius 743. 1777. unmegelich : klegelich 2193. Mit ungenauem Reim Ênoch : ienoch Moses Vorauer Handschrift 12, 1. geistlich : fleischlich Karajans Sprachdenkmale 96, 5. heilsame: freissame Himmelreich 164. Von den folgenden gebildeten Dichtern haben ihn nur wenige zugelassen, Veldeke eislich : freislich Äneide 3195. Dîdô : Cupîdô 739. 857. 10978; auch will ich êrhaft : werhaft 5036 anmerken. Hartmann einmal mislich : gnislich Armer Heinrich 167. * lobtest : tobtest Iwein 2085. * Heinrich von Morungen krôn ist : schônist : lônist MS. 1, 53. Buch der Rügen (Haupts Zeitschrift 2) geislich : freislich 911. fridelich : sitelich 1635. Heinrich von Meisen werdekeit : hertekeit 1453. tegelich : klegelich 3151. Passional wîstuom : bistuom 110, 4. Mariengrüsse (Haupts Zeitschrift 8) sámît : hâmît 201. fröulich : dröulich 499. Boppe nîdinc : glîdinc MS. 2, 234[b]. Auffallend ist bei dem regelrechten Konrad von Würzburg klârheit : wârheit Troj. Krieg 20967, um so mehr, als man bei ihm weiter kein Beispiel eines rührenden Reims auf -heit findet. Dieser Reim steht einsam wie irdisch : unwirdisch Goldene Schmiede 1003, wo man jedoch irdesch : unwirdesch schreiben kann. Unangreifbar scheinen dieplich : lieplich MSHag. 2, 323[a] und güetlich : müetlich Goldene Schmiede 589 (vgl. Lachmann zu Iwein 7248), wiewohl Konrad den rührenden Reim auf -lich äusserst selten gebraucht; der Reim gilt hier als klingender. Ferner bei ihm reidiu : beidiu Troj. Krieg 11040. mîniu : dîniu 15896 (vgl. Lachmann Auswahl XIX, zu Nibel. 2091, 3) und nach Haupts sehr wahrscheinlicher Besserung heinlîchiu : rîchiu Engelh. 74. Reinfried von Braunschweig meistlich : geistlich S. 50. geislich : freislich 51. Hug von Langenstein lieplich: dieplich Martina 94[b]. frîlich : rîlich 92[b]. 158[d]. 266[a]. heinlich :
610 einlich 273. strîtlich : nîtlich 276[b]. verschamptiu : beklamptiu
90 106[a]. unrehtvertigiu : widerwertigiu 96[d]. Frauenlob freislich : eislich : unmeislich S. 93. 94. Wigamur gnôzlich : grôzlich 1434. 2280. Renner Marthâ : wartâ 8910. unertic : hôchvertic 5989. freidic : meineidic 5990. In den zum Volksepos gehörigen Dichtungen bin ich diesem Reim nicht begegnet und will nur aufmerksam darauf machen, dass in der Gudrun in der zweiten Halbzeile eines Reimpaars (641, 3. 4 = 2565—2566) ze Gâleis:

ze Wâleis steht, weil dies als Endreim aus der Quelle des Gedichts könnte übergegangen sein.

Enthält der Reim drei oder vier Silben mit zwei Hebungen, so entspricht er bei Zusammensetzungen dem vorhin behandelten Doppelreim mit ebenso viel Silben. Auch dieser Fall ist nicht häufig. Anegenge 5, 53 kumftigære : vernunftigere. Hartmanns Credo sunderlich : wunderlich 91, 337. innicliche : minnecliche 1886. Lambrechts Alexander tagelîche: zagelîche 2907. Marienlieder Hanöv. Handschrift wunderlîche : sunderlîche Bl. 37ᵃ. 65ᵃ. Mit unvollkommenem Reim, Himmelreich 239 wirtschefte : wertschefte. Pfaffenleben (Altdeutsche Blätter 1) 299 armecheit : barmecheit. Veldeke gewalkieret : gebalzieret Äneide 5170. Hartmann Garredômechschìn : marlômechschîn Erek 1665. geltære : scheltære Iwein 7163. Athis C 7 Dôrîlâus : Korîlâus. Wolfram gränselìn : flänselîn Parz. 113, 7 Lesart. sundersiz : underviz Parz. 230, 1. Malatons : Malacrons Wilh. 438, 39. Gottfried hovebære : hovemære Trist. 57, 7. 331, 29. ebengelîch : ebenrîch 126, 30. Herbort ritterschaft : ritterschaft 2753. manecvaldekeit : fünfvaldekeit 7603. Thomasin stætekeit : unstæte seit 153ᵃ. Rudolf von Ems zouberære : zoubermære Barl. 190, 33. Gottfried von Neifen minneclîchen : inneclîchen 39, 27. Herzog Ernst minneclîche : inneclîche 2695. Ulrich von Winterstetten minneclich : inneclich MSHag. 1, 153ᵃ. Der von Obernburg unminneclîche : ungelîche MS. 1, 159ᵇ. Düring senderinne : swenderinne MS. 2, 20ᵃ. Tanhauser hermelîn : ermelîn MS. 2, 61ᵃ. Mariengrüsse himelslüzzel : himelsprüzzel 241. Lieder von Unbekannten wunderlich : sunderlich MSHag. 3, 468ᵉᵉ. sunderlich : munderlich : wunderlich MSHag. 3, 46ʸᵃ. reinikeit : einikeit : gemeinikeit MSHag. 3, 468ᵃ. Hug von Langenstein bredegerìn : ledegerîn Martina Bl. 80ᵇ. sinneclich : minneclich Bl. 109ᶜ. 268ᵃ. kempferîn : stempferîn Bl. 109ᵈ. sunderlich : wunderlich Bl. 141ᶜ. Am häufigsten im Renner kamerær : hamerær 637. kindelìn : gesindelîn 1326. gewendelîn : Schendelîn 1816. hiuselîn : miuselîn 2740. wentelîn : mentelîn 5993. 20481. genselîn : flenselîn 12446. schiu- 611 weline : griuweline 8096. wunderlich : sunderlich 2170. un- 91 muoterlich : unbruoderlich 9174. inneclich : minneclich 13128. 19678. almehtekeit : âmehtekeit 10940. drîveltekeit : einveltekeit

11278. salliute : zalliute 20409. Regenboge unbescheidenheit : bescheidenheit MS. 2, 197[b].

Dreisilbige Reimwörter mit langer Wurzel und zwei unbetonten Endsilben sind eben so unhäufig, pfingesten : ringesten gilt im Jüng. Titurel 6158 und in Freibergs Tristan 512 als klingend. handelte : wandelte aus dem zwölften Jahrhundert Mones Anzeiger 1835 S. 287, 14. freidigten : leidegten Himmelreich 211. Passional wanderte : veranderte 102, 84. 282, 2. sunderte : wunderte 115, 55. handelte : wandelte 171, 36. minnerte : innerte 237, 67. neigete : veigete 389, 6. ferner lengete : besengete Marienlegenden 256, 493. hunderten : sunderten Engelhart 2677. handelte : wandelte 5143. Am meisten wird noch das Participium auf diese Weise gebraucht, doch immer nur von einigen, Servatius sitzende : switzende 3435. Athis springinde : singinde C*, 97. Gottfried von Strassburg lachende : machende Trist. 80, 20. 345, 12. 483, 7. trahtende : ahtende 91, 17. 367, 31. 404, 5. 487, 27. fliehende : ziehende 139, 23. nîgende : swîgende 277, 19. weinende : erscheinende 333, 29. wetzende : setzende 340, 3. streichende : smeichende 351, 9. trûrende : amûrende 374, 35. kôsende : lôsende 483, 9. Marner stîgende : sîgende MS. 1, 170[b] als klingender. Rudolf von Ems fliezende : niezende Weltchronik 63, 214 Vilmar. erstummende : slummende Marienlegenden 122, 101. Konrad von Würzburg lâgende : frâgende Engelh. 1273. unfröuwende : töuwende 2179. stechende : brechende 2739. mêrende : êrende 2869. wachende : machende 3211. klingende : springende 5345. weinende : meinende 5960. rüefende : wüefende Silv. 982. rüemende : blüemende 3555. 3917. hœrende : stœrende 4645. geloubende : roubende 5143. kroygierende : prüevierende Turnier von Nantes 195, 5. glüejende : blüejende Partenop. 27, 34 Massm, Alexius 215. swîgende : nîgende Troj. Krieg 7506. gedenkende : krenkende 11392. biuwende : getriuwende 13371. suochende : geruochende 12692. glîzende : flîzende 14566. fliezende : begiezende 23145. Heinrich von Freiberg gedenkende : wenkende Trist. 167. sturmrûschende : lûschende 791. kôsende : lôsende 1233. 2165. glestende : vestende 1627. trahtende : ahtende 2727. 3051. 6643. suochende : geruochende 3897. weinende : erscheinende 6781. Ludwig von

Thüringen lachende : machende 2790. Elisabeth contemplêrende: speculêrende Diutisca 1, 422, 465. Hug von Langenstein fliehende : schiehende Martina Bl. 31^d. wüefende : rüefende 65^a. râsende : mâsende 83^b. schallende : wallende 159^c.

Diese Reime sind bei einigen unbezweifelt als klingende gesetzt und sollen wohl überall als solche gelten: sie unterscheiden sich aber von diesen, die aus zwei Silben bestehen und in der zweiten ein unbetontes e verlangen. Noch weiter von dem klingenden, obgleich äusserlich ganz mit ihm übereinstimmend, stehen die Reime ab, die auf das sonst unbetonte e die letzte Hebung legen, mithin stumpf sind (vgl. Lachmann zu den Nibelungen 1362, 2); sie erscheinen als genaue, aber auch als freie. Nur letzterer Art in einem beim Kürenberg (MS. 1, 38) stehenden Lied, wunné : kundé. zinnén : singén. betté : weckén. hemedé : edelé. fliegén : riemén. geweiné : scheidén. Ebenso in einem dem Dietmar von Eist (MS. 1, 39^b. 40^a) beigelegten Lied und in einer Strophe, die unter Alram von Gresten (MS. 2, 110. Fundgruben 1, S. 266. 267) angeführt wird. Unter den Liedern Gottfrieds von Neifen findet sich eins (44, 20), das Inhalt und Ton nach von den übrigen ganz abweicht und in einer Strophe die Reime kundé : bundé : gundé zeigt. Es scheint ein umgearbeitetes Volkslied zu sein, aus welchem diese der gebildeten Kunst entfremdeten Reime beibehalten sind; als klingende gebraucht sie Gottfried anderwärts häufig. Lachmann hält es nicht für unwahrscheinlich (zum Iwein 617), dass auch Hartmann nideré : wideré Iwein 617: gevideré 679, 2127 und ze klagenné : ze tragenné Büchlein 2, 337 zugelassen habe; ob fremedé : hemedé oder fremde : hemde im Iwein anzunehmen sei, lässt er unentschieden. Im Herzog Ernst, der sonst einen ungenauen Reim nicht zulässt, scheint das Sprichwörtliche in einer Stelle diesen Reim erhalten zu haben, als in beiden wohl gezam dem künec und Ernsten alsam, dem wirte ze gebenné, dem gaste ze nemenné 4853—4856. Im Volksepos findet sich dieser Reim nicht ganz selten, der genaue sowohl als der freie, immer aber, wie beim Kürenberg, nur in der ersten Hälfte der Strophe (Lachmann zu den Nibel. 1362, 2). Bis auf drei Ausnahmen, Uotén : guotén 14. Hagené : ze tragené 330: ze jagené

873, zeigt er sich nur in dem zweiten Theil des Nibelungeliedes (vgl. Lachmann zu 1916, 1), Hagené : ze tragené 1636. (Ueberarbeitung Hagené : ze habené 14111). 1682. 1776 (Hagené : ze dagené 15277). 2131 (milt : schilt 18228). 2137 (die Strophe fehlt nach 18274). 2297 (gezemen : nemen 19417). 613 Hagené : ze sagené 1440. 1483. 1666. 1862. 2278. Hagené : 93 erslagené 1663. genâmén : quâmén 1571. mæré : wære 1803. mærén : wærén 1653. schildé : Kriemhildé 2133. woldé : soldé 2132 (Hagené : ze tragené 18235). verborgén : sorgén 1467. huobén : uobén 1462. Uoté : guoté 1449. Alle diese stehen in den echten Strophen; in den unechten finde ich nur Hagené : ze tragené 330. sandé : landé 1362, wo man jedoch nach Lachmanns Bemerkung auch gesant : lant lesen kann, und ze dagené : Hagené 2044 (degené : Hagené 17516). Der freie Reim in den echten Strophen des ersten Theils nur dreimal und nur mit Hagené : degené 84. 810. 813. Häufig ist er im zweiten Theil, einige Male mit verschiedenen Consonanten, Hagené : gademé 2248 (ze sagené : Hagené 19177). 2280 (Hagené : degené 19425). Hagené : menegé 1619 (Hagené : ze sagené 16468), sodann Hagené : degené 1123. 1143. 1403. 1676. 1678. 1688. 1719. 1726. 1748. 1787 (degen : pflegen 15317). 1855. 1889. 1896 (Hagené : gademé 15309. Es fehlt ein Halbvers, den die mit der Ueberarbeitung stimmende Lesart von C gewährt). 1966 (Hagené : ze klagené 16892). 1993 (Hagemé : ze sagené 17100). 2144. 2270. 2275. 2283 (Dieterîch : lobelîch 10449). In den unechten Strophen bloss Hagené : degené 386. 1129. 1403. 1740. 1825. 1942. 1949. Die Ueberarbeitung hat, wie man sieht, einige dieser Reime mit genauen vertauscht, andere gemildert: ausserdem fügt sie noch hinzu âzén : lâzén 15909. mæré : swæré 14352. 16668. mærén : wærén 3343. soldé : woldé 9619. Uoté : guoté 9563. 9603 und mit verschiedenen Consonanten Hagené : zesamené 16828, womit aber in dem älteren Text 1960 die Lesart C übereinkommt, so dass diese als alterthümlicher vielleicht vor degen : gepflegen der übrigen Handschriften den Vorzug verdient. Der Dichter der Klage und des Dietleibs hat, scheint es, Reime dieser Art nur bei Eigennamen und bei degen, die häufig in seiner Quelle vorkommen mochten, beibehalten. In der Klage ze sagené:

Hagené 369. Hagené : ze klagenné 1707. Hagené : gademé 589. degené : Hagené 544. 1548. Im Dietleip Sabené : ze habené 10994. Rabené : degené 4741. Hagené : degené 771. 3081. 4543. 5005. 5829. 6065. 6315. 6681. 7153. 7213. 7233. 8486. 9461. 10132. 11170. Hagenén : degenén 2741. 6019. Ferner degené : begegené 3715. 5463. 10182. engegené : degené 5567. 8412. 9123. 9510. 13102. Einmal degené : lebené 5865. In der Gudrun kommen Reime dieser Art nicht vor, engegene : degene 1120, 3. sedele : edele 1631, 3 stehen klingend.

Von Reimwörtern mit langer Wurzelsilbe, einem unbetonten und einem tonlosen e habe ich beim Adjectivum nur ein Paar Beispiele, tiuvelwinnegen : unsinnegen Servat. 783. liutsælege: mælege Engelh. 883, wo man indessen auch tiuvelwinnigen: unsinnigen und liutsælige : mælige mit dem Nebenton setzen kann, wie frühtigen : miselsühtigen Engelh. 5243 steht. Heinrich von Meisen gebraucht schuldegen : geduldegen 3284. 3489. Hug von Langenstein geht weiter und erlaubt sich üppegiu : gelüppegiu Martina 707ª. Hierher gehören aber schwache Präterita, sobald sie unverkürzt stehen, was nur nicht immer zu erweisen ist. Mit Sicherheit kann man sie bei Konrad von Würzburg annehmen, wo sie am häufigsten sich zeigen, geluogete : fuogete Engelh. 957. machete : lachete 1907. mischete : wischete 2623. swacheten : lacheten 3103. wâgete : betrâgete 3963. wîsete : prîsete Schwanritter 143. geswachete : machete (so ist zu lesen) Silv. 3933. 4481. dröuwete : fröuwete Tournier 180, 1. mûzete : lûzete Gold. Schmiede 367. erfrischete : mischete 1385. grâzeten : mâzeten Troj. Krieg 3902. erswachete : wachete 4234. machete : geswachete 5454. 7888. lachete : swachete 5662. steckete : leckete 6062. wachete : machete 8914. lûschete : vertûschete 16589. wâgete : gelâgete 20555. Bei Fleck hat sie Sommer (zu Flore 603) stehen lassen, weiss aber nicht, ob mit Recht. Für wahrscheinlich halte ich sie bei denen, die auch das Particip. Präs. in dieser Stellung gebrauchen, wiewohl nicht nothwendig Eins das Andere bedingt. Mit dieser Rücksicht will ich anführen beroubete : houbete (Subst.) Gottfrieds Tristan 276, 7. wîsete : prîsete Reinbot 1902. Passional 96, 36. 286, 39. 368, 51. neigete : veigete Reinbot 5366. Ferner im Passional irrete :

614
94

virrete 294, 40. geloubete : vertoubete 336, 21. neigete : zeigete 349, 45. kôseten : lôseten Freibergs Tristan 4797. 5865. schœnete: krœnete 6793. erzeigete : neigete 6825. erkôsete : erglôsete Hugs Martina 114^e. Ulrich von Türheim scheint diesen Reim zu gebrauchen, obgleich ich das Part. Präs. bei ihm nicht finde, trûrete : sûrete Tristan 517, 29. erwachete : lachete 539, 35. Aus dem Wilhelm habe ich mir bemerkt versmâhete : gâhete. gâheten : nâheten. sûmeten : rûmeten. lengete : mengete. minneten : sinneten.

Drei- oder mehrsilbige mit dem Nebenton sind sehr selten, heilígest : meilígest führt Lachmann (Auswahl XIX) aus Rudolfs Weltchronik an. unzühtígen : unflühtígen Martina 34^d. unrehtvertígiu : widerwertígiu 90^d. unrehtvertíger : widerwertíger 112^b. hôchvertígen : verzígen 273^d.

615 95 5. In den althochdeutschen Gedichten liegt der Reim auf der letzten gehobenen Silbe. Häufig findet sich auch ein zweisilbiger Gleichlaut, der in einigen Capiteln Otfrieds (z. B. IV 35. 36. 37) die Mehrzahl ausmacht. Schon im Wessobrunner Gebet undarstantanne : piwîsanne. Aus Otfried nur ein Paar Beispiele reini : kleini I 1, 6. rehtaz : slehtaz I 1, 7. ruachent : suachent I 1, 24. wahsenti : hentî I 9, 40 und so auf jeder Seite. Auch der ungenaue oder freie zweisilbige Reim ist so häufig, dass wenige Beispiele genügen, Muspilli farprunnan : bidwungan 119. Otfried wâres : Abrahâmes Hartmann 138. scônaz : schînaz I 17, 18. sindes : heiminges II 5, 10. waltent : thultent II 16, 13 usw. Ludwigslied Hludwîgan : rîtan und Vrankon : lango. Von dem dreisilbigen will ich einige Beispiele mehr anführen, zuerst solche, die durch Vorpartikeln gebildet werden, bigunnun : gisunnun Otfr. Hartm. 69. githrewita : gistewita I 1, 89. irthuesben : irlesgen I 17, 52. biruaren : gifuaren II 4, 107 nirwanta : firsankta II 6, 28. biginne : bibringe II 12, 9. irquicktôs : irwaktôs III 1, 21. ziklekît : bithekît IV 33, 37. Sodann forahta : worahta Otfr. Hartm. 43. IV 33, 14. forahtun : worahtun III 20, 102. IV 31, 11. V 20, 8. 22, 6. widiri : nidiri Hartm. 155. gamane : gisamane Hartm. 167. redinôn : predigôn I 2, 7. V 12, 82. dragenti : scamenti I 4, 85. selidôn : sâlidôn I 7, 24. bilide : himile I 12, 30. ladôta : sageta I 17, 41. nerita : biwerita II 7, 13. redinû : zehinu II 8, 32. kamaru : gamanû II 9, 9. lebeta : klebeta

II 9, 37. korôti: woroltî II 10, 5. III 1, 4. gizeliti: queliti III 17, 48. manôta: sageta III 22, 48. thenita: nerita III 8, 43. faranne: korônne IV 13, 24. theganâ: seganâ IV 15, 63. seganon: theganon V 3, 18. managên: garawên IV 16, 16. sabane: bigrabanne IV 35, 33. wonenti: lobenti IV 37, 39. grubilô: ubilo V 25, 64. mendenti: stantenti V 25, 100. redinû: ebinû Ludwig 14. Mit der Vorpartikel viersilbige, firloranê: erboranê II 2, 30. gibredigôt: giredinôt II 13, 40. githigini: gisidili IV 9, 19. Allein steht missigiangin: missifiangin II 11, 41.

In allen diesen Stellen ist der Zusammenklang der der letzten Silbe voranstehenden Laute eine Erweiterung des einsilbigen Reims, die wohl als Zierde galt und die Absicht hatte, den Reim deutlicher hervorzuheben. Äusserlich erscheint er, zumal wenn er zweisilbig und rein ist und die zweite Silbe ein e zeigt, als klingender, kann aber doch nicht als solcher gelten. Das Lied von dem heiligen Georg steht noch auf 616 gleicher Linie mit Otfried, auch das unter dem Namen Meri- 96 garto bekannte Gedicht erträgt noch Reime wie genuogiu: truogin. pergâ: erdâ, wiewohl jenes e sonst vorgerückt ist. In der etwas späteren Schöpfung (Diemers Vorauer Handschrift 94) müsste man das i der Endigungen für e gelten lassen, doch widerstreben Reime wie geheilôt: virdeilôt 98, 7. Erst im alten Anegenge (Diemer 319, vgl. Wackernagels Geschichte der deutschen Litteratur S. 86), das in die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts gehört, ist die Endsilbe mit e durchgedrungen. Die erweiterten Reime schwanden im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bis auf die vorhin zusammengestellten Überbleibsel, weil sie mit dem klingenden sich nicht vertrugen.

XIII.

Wir gelangen zu der Anhäufung des Reims. Die Form der ältesten Gesänge, die auf uns gekommen sind, besteht in einer Strophe von zwei unmittelbar auf einander folgenden kurzen Reimpaaren, mit welchen der Sinn schliesst. Dieser Art sind mehrere Leiche (ich gebrauche diesen Ausdruck nach Wackernagels Ansicht), das Gebet zum heil. Petrus, die Samariterin, der Schlachtgesang von König Ludwig III. die Legende vom heil. Georg. Hier sind die beiden Reimpaare

immer verschieden, und es zeigt sich keine Strophe mit vier gleichen Reimen, was man indessen aus dem geringen Umfang dieser Leiche erklären könnte. Bei Otfried dagegen finden sie sich nicht ganz selten, und zwar in mehreren Abstufungen. Zuerst Beispiele mit einiger Verschiedenheit des Reims oder mit Einmischung eines ungenauen, guato : gimuato. muates : guates Salom. 47. wolle : allê. irwellen : gizellen Hartmann 95. muate : guate. muat : guat 215. wâr : thâr : wâre : hiare 141. thînan : mînan. thîna : mîna I 2, 3. woroltî : sprechenti. geheizenti : hentî I 7, 21. mîn : sîn. druhtîne : sîne I 40, 19. erdente : biwente. brieventi : hentî I 11, 18. sâr : thâr. al : gibar II 1, 9. giwâran : mâran. gimeinan : einan II 2, 1. wurti : giburtî. giwurtin : hirtin II 3, 11. giwurtî : wurti. wurti : firstulti III 14, 21. deil : heil. deile : heile III 14, 65. mohti : dohti. nôtî : dâtî III 20, 65. wîb : lîb. lîbe : wîbe V 8, 57. Mit genauen Reimen seltener, mîn : thîn. mîn thin I 2, 1. managaz : managfaltaz. thaz : gilîchaz I 20, 21. mih : iuih. iuih : mih II 16, 35. muat : duat. muat : duat II 21, 9. thaz : ûfhaldaz. thaz : allaz V 1, 37. got : nakot. got : gilokôt V 20, 75. brustî : gilustî. brustî : angustî V 417 23, 143. Man sieht, dass hier fast immer eins der Reimwörter 97 wiederholt wird oder auch beide, wobei kein rührender Reim anzunehmen ist. Unbedenklich gebraucht Otfried den Reim des zweiten Paars in dem ersten Paar der nächsten Strophe, so dass dann vier gleiche Reime an einander stossen, z. B. wurti : giburtî. Wurti : firwurti I 17, 7. wâr : jâr. Wâr : thâr I 19, 25. analîchî : rîchi. Rîchi : guallîchî II 4, 82. sîn : wîn. Mîn : wîn II 8, 44. mâri : wâri Wârî : ziarî III. 22, 6. umbiring : woroltring. Thing : woroltring V 1, 32. fram : gizam. Gizam : ginam V 4, 54. weist : meist. Geist : meist V 12, 66. wâr : thâr. Wâr : thâr V 20, 42. Dagegen habe ich nie gefunden, dass er die vier gleichen Reime einer Strophe in der zunächst daran stossenden fortgeführt habe, so dass acht oder auch nur sechs gleichlautende neben einander gekommen wären. Die von einem Priester gedichteten niederdeutschen Marienlieder der hanöverschen Handschrift gehören ins 12. Jahrhundert, kennen aber schon den überschlagenden Reim, wonach sich ihre Zeit näher bestimmt. Der grösste Theil derselben ist in der vierzeiligen volksmässigen

Strophe mit zwei Reimpaaren abgefasst; manchmal ist ein drittes Reimpaar zugesetzt, so dass sie dann aus sechs Zeilen besteht, * wie im altfranzösischen Gedicht von Leodegar Schades sechszeilige Strophe * [s. unten S. 167]. Vorherrschend sind die verschiedenen Reimpaare; doch kommen auch Strophen vor, wo derselbe Reim durchgeführt ist, der auch in die nächste Strophe so weit übergeht, dass wohl sechs, was, wie wir gesehen haben, Otfried nicht zuliess, doch niemals acht ganz gleiche Reime an einander stossen. Der Dichter sah ohne Zweifel in dieser Anhäufung eine Zierde, und deshalb sind gleich die drei ersten (das zweite und dritte mit dem Akrostichon Jesus und Maria) aus fünf und sechs Strophen bestehenden Lieder, wie das letzte, in dieser Weise abgefasst. Ich gebe zugleich von allen Fällen der gleichen Reimpaare Beispiele, wenn ich aus jenen drei Liedern die Reime anführe, I Vrôwen : beschôwen. bedôwen : vrôwen. Love (Subst.): hove. bischove : love (Verb.). Dich : mich. êwelich : sûverlich. Rîzen : bîzen. verwîzen : wîzen (Adject.). Bevolen : verholen. colen : geholen. II Kunt : unbewunt. sunt (Sünde) : bunt. Ère : êre. lêre : lerère. Halven : salven. salven : allenthalven. Enbeide : barmhercecheide. geleide : underscheide. Wis : prîs. is : sîs. Sûverlich : mich. dich : louelich. III Barmhercicheide : geleide. beide : stêdicheide. Aleine : reine. meine : leine. Bôsheit : entfeit. reinicheit : bereit. Minne : minnêrinne. sinne : kêserinne. Himelrîche : wunderlîche. minnenclîche : sunderlîche. Von Otfried weicht er, ausser dass er keinen ungenauen Reim zulässt, noch darin ab, dass er êre in gleicher Bedeutung unmittelbar neben einander stellt. Er wiederholt nur einmal in der dritten und vierten Zeile die Reimwörter der ersten und zweiten, II 3 Halven : salven. salven : allenthalven, was sich Gottfried in den Strophen zum strengen Gesetz gemacht hat, die das Akrostichon im Eingang zum Tristan bilden und einige Male (5, 11. 7, 32. 128, 29. 131, 17) die Erzählung mit einer Betrachtung unterbrechen. Bei ihm folgt also Niht : geschiht niht : geschiht. Guot : tuot. guot : missetuot oder in anderer Stellung List : ist. ist : list. Pflegent : wegent. wegent : widerpflegent; sogar wiederholt er (7, 32) brôt : tôt. tôt : brôt genau in der unmittelbar daran stossenden Strophe, was Otfried ge-

618 98

mieden hatte. Herbort rückt (14035—14078) mitten in die gewöhnliche Erzählung elf solcher Strophen, welche die Klage der Hecuba aussprechen. Die zwei Reimpaare enthalten jedes Mal denselben Reim, aber nicht dieselben Reimwörter, also Gebende: hende. ellende : ende. Gebar : var. war : dar. Ist : frist. bist : brist usw. höchstens Varn : verwarn. barn : bewarn. Gesehen: geschehen. sehen : jehen. Die Carmina burana liefern einige solcher Strophen, hân : begân. stân : getân S. 181. walt : balt. manecvalt : kalt S. 182. sumerzît : lît. gît : widerstrît S. 214. Ich führe auch Walthers Leich an, wenn er mit geschlossenem Sinn zusammenstellt Gêret : gemêret. geunêret : lêret 3, 21. Jaget : verzaget. versaget : maget. betaget : behaget 3, 25. Stunt: grunt. kunt : gesunt. wunt : funt 6, 11. Ein Lied Gottfrieds von Neifen (17, 17) von fünf Strophen mit achtzehn Zeilen enthält in jeder Stophe zweimal vier nahe neben einander stehende Reime, anger : langer ; twanger : swanger und singen : entspringen : dringen : ringen usw. Vielleicht wirkte diese Form in dem künstlichen Eingang zu Konrads Engelhart, wo solche vier gleiche, mit verschiedenen Wörtern gebildete, allzeit klingende Reime zwischen anderen vorkommen und geschlossenen Sinn haben, also Wæte : hæte. stæte : ræte. Wangen : bevangen. verlangen : zergangen usw. Angewendet auf lange Zeilen, ebenfalls mit klingenden Reimen findet man sie in einem fünfstrophigen Lied bei Veldeke (MS. 1, 22[a]) und in einer Strophe der Carmina burana (S. 186). Durchaus gemieden sind sie in den 150 Strophen der Mariengrüsse (Haupts Zeitschrift 8, S. 227 ff.).

Der Zusatz eines dritten Reimpaars, dessen ich gedacht habe und der in den Marienliedern nicht selten ist, ändert noch nicht die Natur der alten Strophe, sie ist aber aufgehoben, wenn Gottfried von Neifen (34, 26) je in vier Strophen sechsmal
619 denselben klingenden und dabei rührenden Reim (s. oben S. 547
99 [=S. 155]) setzt und eine siebente Zeile mit einem anderen stumpfen Reim hinzufügt. Sie ist auch nicht mehr anzuerkennen, wenn fünf gleiche Reime auf einander folgen, weil sich diese nicht in Paare abtheilen und insoweit mit Strophen von drei gleichen Reimen, wovon Ulrich von Gutenberg (MSHag. 1, 114[b]) ein

Beispiel liefert, zusammenstellen lassen. Eine fünfzeilige Strophe enthalten die Marienlieder (Bl. 19[a]), beide : beide : beide (mora): leide : gescheide, und die Carmina burana (S. 177), verlân : getân : an : getân : zergân; zwei findet man bei Walther (39, 1—10) auf al und ît. Der Schulmeister von Esslingen (MS. 2, 94[b]) theilt Strophen von fünfzehn Zeilen in fünffache stumpfe Reime. Walther geht weiter und lässt (S. 75. 76) in fünf siebenzeilige Strophen jede Strophe auf einen der langen Vocale reimen, blâ : anderswâ : dâ : nebelkrâ : jâ : übergrâ : brâ und so auf ê î ô û, wozu hernach Singenberg (MS. 1, 157[b]), Rudolf der Schreiber (MS. 2, 181. 182) und Seifried Helbeling (Haupts Zeitschrift 4, S. 208. 209) Gegenstücke geliefert haben. Bei Lichtenstein ein Lied (S. 394. 395), wo die fünf Zeilen (neben dem inneren Reim) der fünf Strophen jedes Mal auf denselben klingenden Reim ausgehen. Er hat (S. 443) auch ein Lied von fünf siebenzeiligen Strophen mit stumpfen Reimen gedichtet, worin die zwei Strophen, in welchen der Mann spricht, auf ân und agen endigen, während in den zwischengestellten beiden Strophen, in welchen die Frau antwortet, die Reime Zeile für Zeile sich entsprechen, so dass alle Wirkung des Reims verschwindet: eine Überkunst, wie sich Wackernagel (Altfranz. Lieder S. 217) ausdrückt. Die fünfte Strophe zeigt wieder eine andere Spielerei; die vier ersten Zeilen reimen auf ât, und die drei letzten entsprechen den drei letzten Reimen in den Antworten der Frau, so dass sie dreimal vorkommen. Fünf gleiche Reime mitten in fünf Strophen stellt Gottfried von Neifen (17, 17) zusammen, meigen : leigen : heigen : reigen : zeigen usw. Abermals weiter schreitet ein Unbekannter (MSHag. 3, 468) und liefert drei Strophen von zehn Zeilen auf ünde, at, eine und eine fünfzehnzeilige auf inde. Am weitesten geht der Kanzler (MS. 2, 243. 244), der in drei Strophen den Reim alt, eit und ant nicht weniger als zwanzigmal wiederholt.

Ich berühre noch einen anderen Fall, wenn mehrere gleiche, unmittelbar auf einander folgende Reime den Sinn nicht abschliessen, sondern ihn in andere Reime überschreiten lassen. So kommen in einem zweistrophigen Liede Heinrichs von Rücke (MS. 1, 98[d]. 99[a]) erst fünf Reime auf unde und æte, und daran schliessen sich vier verschiedene. Veldeke setzt (MS. 1, 20[c]) 620 100

Wâr : jâr : hâr : swâr : prîs : amîs : wîs : prîs. Min : bin : sin : zin. golt : holt : ungedolt ohne Unterbrechung des Sinnes, und Walther 74, 14—19 wunde : munde. wunde : grunde. wunde : Hiltegunde. Ebenso kann er in Leichen in einen anderen Absatz oder in andere Reime übergehen, wiewohl es nicht nothwendig ist. Jenes bei Walther (3, 21. 6, 17. 7, 35), aber auch dieses bei ihm (3, 6. 5, 9), bei Ulrich von Gutenberg (MSHag. 1, 215[a]), dem Tanhauser (MS. 2, 61[b]) und Frauenlob (S. 3. 4. 5): auch der Abcleich (MSHag. 3, 468[z]) ist anzuführen.

Hier, wo nur von der ununterbrochenen Folge gleicher Reime die Rede ist, gehe ich nicht auf die Wiederholung bei überschlagenden, verschlungenen oder grammatischen Reimen ein, wie z. B. Friedrich von Hausen (MS. 1, 92[a]) wechseln lässt getân : algemeine : kan : alterseine : kleine : hân : gewan : enkeine : lân, oder Gottfried von Neifen (24, 35) in vier Strophen jedes Mal denselben Reim achtmal vorbringt. Ferner finden sich Beispiele, dass mit geringer Unterbrechung derselbe Reim in einer Strophe festgehalten wird, so bei Heinrich von Morungen (MS. 1, 55[ab]) in drei Strophen, heide : sanc (Subst.) : beide : kranc : gedanc : ranc : swanc : sanc (Verb.) : spranc usw. Auch ein mehr erwähntes Lied Gottfrieds von Neifen (34, 26) gehört hierher. Hartmanns erstes Büchlein enthält am Schluss (77—85) ein Gedicht von vierzehn Strophen, die verschiedene Länge haben. Die grösste, die vorangeht, umfasst zweiunddreissig Zeilen, die kleinste acht. Bei einfacher Verschlingung werden in jeder Strophe nur zwei Reime, ein stumpfer und ein klingender, durchgeführt, Eit : unde. Ant : ende usw.

Die nichtstrophischen Gedichte bedienen sich bekanntlich des einfachen Reimpaars. Zuweilen wird am Schluss eines Abschnitts ein dritter Reim hinzugefügt; das Bruchstück von der Bekehrung des heiligen Paulus (Haupts Zeitschr. 3, S. 519), das Gedicht von Bonus (das. 2, S. 208) und vom Pfaffenleben (Altdeutsche Blätter 1, S. 217) liefern Beispiele aus dem zwölften Jahrhundert, aus der folgenden Zeit Wirnts Wigalois, Heinrichs vom Türlein Krone, Lichtensteins Frauendienst, Heinrichs von Meisen Unservater, Ulrichs vom Türlein Wilhelm, das Passional (nur am Schluss der Vorrede 5, 10—12), Helbeling

IX, X, Wiener Meerfahrt, Ruprecht von zwei Kaufmännern. Das ist nicht zu tadeln, der Schluss wird damit nachdrücklicher bestimmt, dagegen wird die Natur des einfachen Reimpaars verkannt, wenn mitten in der Erzählung, da, wo kein Abschnitt zulässig ist, ein dritter Reim eingeschoben wird. Der Dichter des Passionals macht sich allein, soviel ich weiss, dieses Miss- 621 brauchs schuldig, und zwar nicht etwa einmal, sondern öfter, 101 und ohne Zweifel sah er darin eine Zierde, geschehen: bejehen: geschehen 213, 73. Nach einer anderen, aber immer paarweisen Anhäufung des Reims noch veilen: teilen: heilen und machen: sachen: virswachen 233, 79—85. sagen: tagen: getragen 234, 37. betaget: maget: gesaget und unholden: solden: wolden 276, 89—94; darauf noch vier gleiche Reime. begienc: vienc: hienc und ungehabe: abe: grabe 383, 24—29. genûc: slûc: trûc und lant: gewant: lant 383, 50—55. schatze (l. schat): stat: trat 389, 36. * Auch bei Jeroschin, der sie aus dem Passional gelernt hatte, Pfeiffer LII ff., bei Seb. Brant Zarncke 288. * Auch in den Marienlegenden willekur: tur: vur 176, 77. schouwen: unverhouwen: vrouwen 176, 82. beschouwen: gehouwen: vrouwen, und daran schliesst sich Marîen: vrîen: schrîen 242, 79—84. Im Renner 7083 steht zwar nahtgengel: engel: bengel, aber die mittlere Zeile ist unecht, wie sie auch in der Frankfurter Handschrift fehlt. Die Wiederholung des Reims in einem zweiten Paar, so dass vier gleiche unmittelbar auf einander folgen, ist ganz unbedenklich und kommt in allen Gedichten vor: wir betrachten also nur den Fall, wo darüber hinausgegangen wird. Da Gedichte mit dem einfachen Reimpaar gesprochen wurden, nicht gesungen, also von keiner wiederkehrenden Melodie abhängig waren, so war der Anhäufung der Reime an sich kein Ziel gesetzt, ausser etwa in dem seltenen Fall, wo die Absätze an eine bestimmte Zahl von Zeilen gebunden waren, wie in Türleins Wilhelm an 32.

Bis zum dreizehnten Jahrhundert ist die Anhäufung der Reime selten und wird gewöhnlich durch besondere Umstände herbeigeführt. Von den im Übermass gehäuften Reimen in zwei Stellen der Litanei war schon oben beim Mittelreim die Rede, und sie können als ein ausserordentlicher Fall, aus dem sich

auf eine Gewohnheit nicht schliessen lässt, kein Gewicht haben. Ich kenne nur eine Paar vereinzelte Beispiele eines sechsfachen Reims aus dieser Zeit: in den drei ersten Gedichten, die Karajans Denkmäler bekannt machen, kommt vor diuwe : triuwe. vrouwe : triuwe. triuwe : diuwe 7, 15. chnehte : rehte. chneht : unreht. chneht: unreht 8, 2. chneht: reht. chneht: reht. chneht: unreht 21, 12, aber jedes Mal steht hier das dritte Reimpaar in dem Anfang eines neuen Abschnitts und trennt sich dadurch von den beiden ersten ab. Im Moses gaben Eigennamen die Veranlassung, Chananêus: Ethêus. Amorrêus: Vêrezêus. Êrîêus: Jebusêus. Gêresêus: sus Fundgr. 2 S. 91, 27—31. In der Kaiser-622 chronik 381—386 wird bei der Aufzählung rheinischer Städte 102 dreimal der Reim guote : ze huote wiederholt, was noch weniger hierher gehört. Lambrechts Alexander Mŷnjatan : Bâtrân. wân : man. quam : gewan 3315—3320 Weism. verwan : Persîam. Indîam : undertân. sân : man 4775—4789. Bei Wernher vom Niederrhein finde ich ungireit : reit. steit : rênicheit. steit : geit 45, 9—14.

Die Anhäufung beginnt, wie es scheint, mit Veldeke, der auch öfter als andere die vierfachen Reime gebraucht. Er setzt in fünf Reimpaaren sinne : minne. inbinne : minne. irkenne : gotinne (wie er auch seiner Mundart gemäss erkenne : minne 10360 und trinken : denken 10800 bindet). minne : küniginne. minne : sinne 10092 (früher nicht) und auf gleiche Weise, d. h. sodass in jedem Reimpaar minne steht, in sechszehn Zeilen (10948-10963). Hartmann hat noch grösseres Wohlgefallen daran; am Schluss des zweiten Büchleins 821—826 findet man sechsmal den Reim auf êre, im Gregor 437—552 wechseln in sechszehn Zeilen muote : guote. guot : muot, dazwischen einmal guotes : muotes. Im Iwein folgt 1879-1884 nach gemüete: güete sechsmal muote: guote. guote: muote. guot: entuot und nochmals 2905-2910 guot : muot. guote : muote. gemuot : guot. Daselbst wird in einer langen Stelle 7017—7052 die Spielerei mit dem Reim haz: vaz. hazze: vazze durchgeführt, dazwischen einige Male baz daz laz und ein Paar andere Reime. Ferner wird 7151—7160 gelten in verschiedenen Formen wiederholt gulte: engulte. gelten: engelten. engiltet : giltet. engolten : vergolten. galt : engalt, und

gelten : schelten macht den Übergang. Merkenswerth, dass diese Anhäufung im Erek und im Armen Heinrich (wenn man diesen seines geringen Umfangs wegen anführen darf) noch nicht vorkommt: man sieht, es war eine neue Künstlichkeit. Freidank reiht sich an, wobei ich bemerke, dass die zweite Ordnung, in welcher die Bescheidenheit überliefert ist, durch veränderte Stellung der Sprüche mehrmals die Anhäufung stört. Er setzt (106, 18—107, 15) dreimal hintereinander tuot : guot. guot : tuot, so dass derselbe Reim dreiundzwanzigmal auf einander folgt. In anderen Stellen muot : guot. guote : muote. guot : huot (56, 9—14) und guotes : muotes. guot : muot. tuot : guot (57, 8—13). Sodann tugent : jugent. jugent : tugent. jugent : tugent. tugent : jugent, so dass einmal jugent an jugent, das andere Mal tugent an tugent stösst. Ferner hunt : pfunt. stunt : hunt. hunt : stunt (138, 3—8). man : kan. man : kan. kan : man (80, 6—11). hân : lân. man : enkan. man : kan (99, 7—12) und nît : strît. zît : nît. 623 niht : geschiht; meist also sind dieselben Wörter beibehalten. 103 Konrad von Fussesbrunnen schliesst die Kindheit Jesu (S. 102[b], vgl. die Anmerkung S. 146) mit dem siebenfachen Reim auf az. Die Urstende endigt in vierzehn Zeilen auf ît, Konrads von Heimesfurt Himmelfahrt der Jungfrau Maria in zwölfen auf ôz und ôs. Lichtenstein reimt, jedoch an dem Schluss eines Absatzes, in einem Büchlein (45, 2. 8) sechsmal auf ant, Fleck (5323—5328) auf ât. Der Dichter von Mai und Beaflor setzt (64, 5—9) sechsmal unt, Rudolf von Ems kintheit : gemeit. kleit : sneit. kintheit : gemeit Gerh. 2903. gebot : spot. tôt : nôt. tôt : bôt Barl. 209, 17. kère : lère. verkèren : lèren. kère : lère 219, 15. gebote : gote. got : spot. tôt : nôt 231, 17. muot : guot. guotes : muotes. muotes : guotes. muote : guote. muot : guot Wilhelm von Orlens 3329—3332, und am Schluss dieses Gedichts erst siebenmal den Reim auf ich und unmittelbar darauf neunmal auf ât. In der Warnung folgt zehnmal der Reim auf ære (361—370) und achtmal (380—386) mit denselben Wörtern, genæme : widerzæme. genæme : widerzæme. genæme : zæme. ungenæme : ungezæme. Der Dichter des Passionals zeigt sich, wie bei seiner Erfindung des dreifachen Reims zu erwarten stand, der Anhäufung geneigt. Nicht bloss an dem Schluss der Ab-

sätze findet man drei Reimpaare mit Gleichklang, mîn:schrîn. dîn : schîn. kunigin : sîn 154, 53—58. vrist : mitwist. ist : genist. Crist : bist 333, 15, sondern auch anderwärts, mûte:gûte. hûte: grûte. glûte : vlûte 208, 34—39. genant : alzuhant. gesant : unvolant:lant:bekant 233, 34—79. * Vier Paare 186, 5—12 Köpke sagen:jagen. tagen:tragen. gnagen:geslagen. hagen:ungetwagen.* Er stellt auch fünf Paare zusammen, sprach : ungemach. sach : geschach. stach:brach. swach:bejach. rach:virbrach 226, 35—44, sogar sechs, woltât:rat. versmât:entphât. gât:lât. hât:entstât. grât:slât. unvlât: wât 233, 62—73, an welche sich die zuletzt angeführten drei Paare schliessen, und an diese wiederum die oben bemerkten drei Reime, so dass Zeile 62—85 mit solchen Künsteleien ununterbrochen angefüllt sind. Man bemerke, dass er hier allzeit die Wiederholung desselben Reimworts meidet, was er sogar bei den drei Reimen (oben S. 621 [= S. 237]) fast immer beachtet. Die Mariengrüsse sind strophisch abgefasst, nicht aber die Vorrede und Zwischensätze, wo das gewöhnliche Reimpaar angewendet ist. In der Vorrede tragen 39 Zeilen (29—66) denselben Reim auf an oder ân; es scheint eine Zeile zu fehlen. Auch Hugo von Trimberg liebt die Anhäufung und hat wahrscheinlich diese Kunst seinem Vorbild, dem Freidank, 624 abgelernt. Häufig genug sind drei Paare, troc : stoc. soc : roc. 104 narreboc : gedroc Renner 365; ebenso, ich will sagen immer mit verschiedenen Reimwörtern, sind gebildet 491. 1747. 4653. 7262. 7270. 7334. 8182. 8541. 8745. 9014. 9029. 9133. 9602. 10710. 11122. 11713. 12098. 13253. 14098. 14566. 15198. 15482. 15926. 18026. 19164. Er weicht nur bei besonderen Veranlassungen davon ab; 16750 wird die ganze Zeile 16746 wiederholt, weil es der Zusammenhang verlangt, und 22134 folgt, der Gegenüberstellung wegen, dreimal werc : berc, ist aber durch Freidank 82, 9 veranlasst. Die Anhäufung steigt weiter; vier Paare auf -keit und -heit 2992, auf -ære 16144, auf -ærn 24381. Auch hier Verschiedenheit der Reimwörter, doch absichtlich wiederholt, der Gegenüberstellung wegen, ist hôvart 511, guot 86147, gesellеschaft 13780. Sechs Paare auf ort 10340, wo in jedem Paar die Zeile: bekenne dich selbe ist ein wort formelartig wiederholt wird. Ebenso in acht Paaren glîchsenheit und

gîtekeit 21235. Acht Paare auf eit 17043, darin zweimal, doch weit getrennt, treit. Zehn Paare auf -lîch 9169; es fehlt eine Zeile hinter 9170, die nach der Frankfurter Handschrift ungesponnen, unêlich lautet. Ferner auf -ære 16990, auf ort 17686, wo wort dreimal und ort zweimal verwendet wird. Verschieden hiervon ist ein anderer Fall 10844; hier ist siebenmal niht gesetzt, aber das dazugehörige Verbum bewirkt jedes Mal Verschiedenheit des Begriffs, wovon nur gesâhen niht 10845 und sehen niht 10852 als Ausnahme kann betrachtet werden. Boner lässt zwei Reimpaare mit einander wechseln, gleichsam überschlagen, sol:wol. tuot:guot. wol:sol. guot:tuot 90, 31—38. Heinrich von Freiberg Gâwân : Tristan. hân : Gâwân. Tristan : hân. Gewân : Tristan. Gâwân : man Tristan 1847—1856. Seifried Helbling nur am Ende der Abschnitte, êr : verkêr. unêr : lêr. her : gewer II 1509. Dreizehnmal auf enden VII 1247—1269 und am Schluss getân : wân. began : plân. erlân : kan. man : ân XV 847. Rüdiger der Hundhofer setzt am Schluss der Erzählung vom Schlegel (Kolocz. S. 188) achtmal den Reim auf eit.

Die anderen Dichter verschmähen diese Anhäufungen, und unter ihnen ist Wolfram, Gottfried, Wirnt, Otte, Ulrich von Zezichoven, Herbort, Thomasin, Stricker, Konrad von Würzburg. Ich wiederhole, dass sie zwei Reimpaare mit gleichen Reimen unbedenklich zulassen, und zwar öfter, so dass Beispiele nicht nöthig sind. Hier will ich nur zwei Fälle auszeichnen: erstlich den, wo in dem zweiten Reimpaar manchmal, doch nie als Regel, die Reimwörter des ersten wiederholt werden, wozu sich, wie wir gesehen haben, in den vierzeiligen Strophen, schon von Otfried an, die wahrscheinlich volksmässige Neigung zeigte; auch bei den grösseren Anhäufungen haben wir sie zu bemerken Gelegenheit gehabt. Bei Hartmann im Erek einmal vernæme : dar kæme. dar kæme : vernæme 5856. Öfter bei Freidank, verheln : steln. heln : steln 47, 4. gewinne : sinne. gewinne : minne 55, 19. spart : wart. wart : spart 87, 20. gert : gewert. begert : gewert 112, 5, und unvollkommen, missetete : bete. missetæte : bæte 100, 12. Gottfried iemer daz : âne haz. niemer daz : âne haz. Tristan 212, 14. Rudolf von Ems hôchgemüete:

625 105

güete. hôchgemüete:güete Wilhelm von Orlens 3955. Passional trûgen : vûgen. entrûgen : gevûgen 131, 35. geswigen : ligen. ligen: verswigen 194, 68. Barnabas : was. Barnabas : was 322, 54. Renner vindet: verswindet. vindet: verswindet 5891. kunst: gunst. kunst: gunst 13426. vol: hol. vol: hol 21725. senken: gedenken. versenken: gedenken 24653. Heinrich von Meisen Unservater irlôste: trôste. irlôst: irtrôst 317. Der andere Fall, den ich in Heinrichs Krone bemerkt habe, zeigt sich darin, dass, im Gegensatz zu dem Vorigen, die vier Reime nur dann zugelassen werden, wenn das eine Reimpaar durch einige Verschiedenheit sonst verwandter Vocale oder Consonanten von dem anderen sich unterscheidet, also rôt: bôt. bot: spot 9^d. sprach: gesach. mac: slac 28^b. wâgen: frâgen. sagen: bejagen 35^b. guoter: muoter. bruoder: luoder 87^a.

Noch ist das Volksepos übrig. Wir finden auch in den Nibelungen, in den echten wie in den unechten Strophen, zuweilen die vier gleichen Reime, auf an gemischt mit ân 513. 729* (der Stern bezeichnet die unechten. * Lachmann zu 615, 1 nennt die vier Reime äussere Kennzeichen jüngerer Strophen*). 1971*. Auf ac 1899, auf ach 615* und auf ant 877. 2299. Doch kann nur ein Reimwort und nur getrennt in der Strophe wiederholt werden, nicht beide, wie bei Otfried, dan : gewan. man : dan 645*. dan: spileman. dan : getân 1431*. man: Aldrîan. man : hân 1691. man : gân. man : getân 1704. gân : stân. man : bestân 2104. gân : man. bestân : gân 2190. dan : lân. man : dan 2237. Wie bei Otfried, kann sich auch der Reim des letzten Reimpaars in dem ersten der nächsten Strophe wiederholen, man : gewan. Hân : undertân 7* 8*. tôt: nôt. Erbôt: Gernôt 1020. 1021*. sach : ungemach. Gâch : vâch 1515. *1516.* vart : bewart. Eckewart: vart 1572*. 1573. getân: man. Hân: gân 1846*. 1847. getân : gewan. Gân : hân 1935*. 1936. leit : geseit. Gemeit : leit 2044*. 2045. Diese gehören entweder ganz in die unechten Strophen oder sind durch Anschiebung dieser an echte entstanden. Wichtiger sind die überspringenden Reime in den echten Strophen, weil sich daran die Bemerkung knüpft, dass nur ein einziges Beispiel in dem ersten Theil des Nibelungenliedes vorkommt, lân : getân. Man : hân 120. 121. Im zweiten

626 106

sind sie häufiger, lant:hant. Vant:hant 1839. 1840. gân:getân. Ergân: bestân 2033. 2034. understân: lân. Stân: getân 2074. 2075. gân: getân. Gân: gestân 2185. 2186. spileman: gewan. Man:dan 2224. 2225. Dieterîch: rîch. Dieterîch: lobelîch 2256. 2257. Auf diesem Weg kann auch sechsmal derselbe Reim zusammenkommen, wenn die vorangehende Strophe mit ihrem letzten oder die folgende mit ihrem ersten Reimpaar an eine Strophe stösst, die vier gleiche Reime enthält, also man: hân. lân: bestân. Man: bestân 1971*. 1972. hân: bestân. Gân: stân. man: bestân 2103. 2104, vgl. 644*. 645*. Dagegen so wenig als bei Otfried folgen zwei Strophen auf einander, die in allen acht Zeilen denselben Reim tragen. Was endlich die Wiederholung beider Reimwörter eines Reimpaars betrifft, die, wie vorhin bemerkt, in derselben Strophe nicht gestattet wird, so ist sie doch beim Überspringen in eine andere Strophe zulässig. In den unechten Strophen habe ich dies Verhältnis fünfmal gefunden, tragen: sagen. Sagen: tragen 390*. 391*. stuont: tuont. Stuont: tuont 454*. 455*. tor: vor. Tor: vor 456*. 457*. lant: bekant. Lant: bekant 1271. 1272*. dan: spilman. Dan: spilman 1953*. 1954*. In den echten nur zweimal und auch nur im zweiten Theil des Liedes, wîp:lîp. Wîp:lîp 1797. 1798. Blœdelîn:sîn. Blœdelîn:sîn 1859. 1860. In der Gudrun wird das Verhältnis insofern etwas verändert, als das zweite Reimpaar einen klingenden Reim enthalten muss. Hier finde ich mer:her. sêre: mêre 337—340 (85). mêr:sêr:hère:mère 807—810 (202). spranc: erklanc, fiurvanken: gedanken 1443—1446 (361). rant: hant. Môrlanden: anden 2847—2850 (712). Gêrlint: kint. ingesinde: vinde 3879-3882 (970). Tenelant: erkant. lande: sande 5481-5484 (1370). dan: undertân. dannen: manne 6225—6228 (1556). dîn: mîn. küniginne: gewinnen 6557—6560 (1639). Dieselben Reimwörter, gemuot: guot. Hartmuoten: guoten 4863—4866 (966). mîn: sîn. mînen: sînen 5957—5966 (1489). Ich will noch anmerken, dass einmal in zwei Strophen 3378—3386 (845. 846) dieselben Reime wiederkehren, was im Nibelungelied minder genau 1900. 1901 vorkommt. Mehrmals springt der Reim in die nächste Strophe über, 2254. 2255 (563. 564). 2298. 2299

16*

(574. 575). 2702. 2703 (675. 676). 2850. 2851 (712. 713). 3190. 3191 (787. 788). 3262. 3263 (815. 816). 3878. 3879 (969. 970). 4956. 4957 (1238. 1239). 5116. 5117 (1378. 1379).

627
107

XIV.

Nach dieser Darstellung des altdeutschen Reims glaube ich die äusseren Einwirkungen betrachten zu müssen, denen er ausgesetzt war. Mit den Romanen standen die Deutschen allzeit in näherer Berührung, der Einfluss lateinischer Dichtungen hat nie aufgehört und war oft mächtig genug: dahin also haben wir den Blick zu richten.

Zunächst begegnet uns im Hexameter und Pentameter der leoninische Reim, dessen hergebrachten Namen ich beibehalte, wenn er auch unrichtig ist. Man legt nämlich die Erfindung desselben einem gewissen Leo bei, über dessen Person man sich aber nicht einigen kann. Santen (Terentianus Maurus S. 215. 216) und Schuch (de poësis latinae rhythmis et rimis S. 70. 71) haben die verschiedenen Meinungen über ihn zusammengestellt: wir werden sehen, dass sie alle ohne Grund sind und diese Erscheinung in weit ältere Zeit hinaufgeht, mithin von einer Erfindung, wie sie hier gemeint wird, nicht die Rede sein kann.*)

*) [Folgende Schriften hat W. Grimm hierzu auf Zetteln noch notiert: * Dr Fried. Dörr, Der Reim bei den Griechen mit besonderer Berücksichtigung des Sophokles. Ein Beitrag zur Geschichte des Reims, nebst einem Anhang, 100 Reimsprüche aus den Versen der Alten. Leipzig 1857. — Latin Hymns of the Anglo-Saxon Church with an interlinear Anglosaxon Glossery. Aus einer Handschrift des 11. Jahrhunderts. Durham 1852. 8. Gehört zu der Sammlung der Schriften der Surtaes [?] Society. — Dr G. A. Königsfeld, Lateinische Hymnen und Gesänge aus dem Mittelalter, deutsch unter Beibehaltung der Versmasse mit beigedrucktem lateinischem Urtexte. Bonn bei Ed. Weber 1847. — Ein alter lateinischer Aesopus von einem gewissen Balbo. In Du Meril Poésies inédites du moyen âge p. 213. 258. Der Herausgeber deutet S. 215 an, dass er nicht älter als das 12. Jahrhundert sein könne und auch nicht unter das 13. herabgerückt werden dürfe. Vgl. Benfey Gött. Anz. 1857 No. 189. Seine Reime sind zu untersuchen. — Poésies populaires latines du moyen âge par Edelstan du Meril 1847. 2 Vol. 8°. — Mone hat lateinische Hymnen aus Palimpsesten herausgegeben 1843 oder 1853. — Karolellus. Beitrag zum Karlssagenkreis. Aus dem einzigen Pariser Drucke herausgegeben von Dr Merzdorf, Grossh. Oldenburg. Bibliothekare. Oldenburg 1855. 80 Seiten in 8. »Das erste Buch ist in gereimten Hexametern geschrieben, die nach und nach ihre Reinheit verlieren und im vierten Buch allmälig verschwinden, hier und da wieder auftauchen und mit einzelnen leoninischen

Ich beginne mit Lucretius. *) Bei ihm finden sich schon leoninische Reime und zwar nicht selten: manchmal (1, 823—824. 2, 514—515. 533—534. 6, 15—16. 644—645. 749—750. 902—903) in zwei auf einander folgenden Zeilen, einmal (2, 1302—1304) in dreien; vielleicht ist es nur Zufall, dass dann auch die Stellung der Reime bis auf eine geringe Abweichung dieselbe ist. In den 1117 Hexametern des ersten Buchs kommt er gegen achtzigmal vor; ich merke das an, um das Verhältnis zu bezeichnen, und hebe natürlich nur Beispiele aus.

Am häufigsten steht er als Mittelreim in der Hauptcäsur des dritten Fusses,

(a) 1, 179 tuto res teneras effert in luminis oras?
211 quae nos fecundas vertentes vomere glebas
789 quod facere haud ullo debent primordia pacto.
2, 274 nam tum materiem totius corporis omnem
1124 plura sibi adsumunt quam de se corpora mittunt,
3, 934 luctibus indulges? quid mortem congemis ac fles?
4, 217 corpora quae feriant oculos visumque lacessant:
5, 33 asper, acerba tuens, immani corpore serpens
1302 inde boves lucas turrito corpore, tetras,
anguimanus, belli docuerunt volnera Poeni
sufferre et magnas Martis turbare catervas. 628
6, 395 turbine caelesti subito correptus et igni? 108

fast ebenso oft im vierten Fuss, so dass man diese beiden Stellungen als die Regel betrachten kann,

(b) 1, 125 commemorat speciem lacrimas effundere salsas
475 clara accendisset saevi certamina belli,
823 quin etiam passim nostris in versibus ipsis
multa elementa vides multis communia verbis.

Versen gemischt sind«, Vorwort S. V. Ich bemerke dazu, dass die gereimten Hexameter alle zweisilbig sind. Der Verfasser fieng also mit dem Reim an, setzte ihn aber nicht durch. — Herm. Adalbert Daniel, Thesaurus hymnologicus. Halle und Leipzig 1842—1851. 3 Vol. Sive hymnorum canticorum, sequentiarum circa annum MD usitatarum collectio amplissima Tomus 1—3. Elias Maior, Renatus Moraeus, Dissertatio de versibus leoninis. In Gebauers Dissertat. antholog. reculis. Unbedeutend. *]

*) [Vgl. K. Lehrs De Aristarchi studiis Homericis p. 473 [3] und unten den Brief von Wackernagel mit dem von Pfeiffer.] * Fabricius B. L. II. c. X. p. 538 sagt, die Alten hätten den leoninischen Reim nicht gebilligt. Vgl. Diction. encyclop. 9, 390. *]

2, 514 materiem quoque finitis differre figuris.
denique ab ignibus ad gelidas iter usque pruinas
873 intempestivis ex imbribus umida tellus;
3, 49 conspectu ex hominum, fœdati crimine turpi,
946 si tibi non annis corpus iam marcet et artus
4, 678 dissimilis propter formas. ideoque per auras
5, 1107 ingenio qui praestabant et corde vigebant.
1363 arboribus quoniam bacae glandesque caducae
1390 haec animos ollis mulcebant atque iuvabant
6, 193 in statione locata sepultis undique ventis;
544 terra superne tremit magnis concussa ruinis,
subter ubi ingentis speluncas subruit aetas:
703 sunt aliquot quoque res quarum unam dicere causam
1139 finibus in Cecropis funestos reddidit agros

seltener im zweiten Fuss,

(c) 1, 228 redducit Venus, aut redductum daedala tellus
2, 353 turicremas propter mactatus concidit aras,
5, 1122 et placidam possent opulenti degere vitam,
6, 453 asperiora, moris quae possint indupetita
706 conspicias hominis, fit ut omnis dicere causas
970 barbigeras oleaster eo iuvat usque capellas,

nur einige Male im fünften Fuss,

(d) 2, 533 fecundamque minus naturam cernis in illis,
at regione locoque alio terrisque remotis
5, 347 causa, darent late cladem magnasque ruinas.
1230 [ventorum pavidum paces animasque secundas],

einmal, wenn ich nichts übersehen habe, im ersten,

629 (e) 6, 549 tecta, viam propter, non magno pondere tota.

109 Nicht minder häufig als der zweifache ist der dreifache, und zwar in verschiedenen Stellungen,

(f) 1, 97 perfecto posset claro comitari Hymenaeo,
115 etsi tenebras Orci visat vastasque lacunas,
120 etsi praeterea tamen esse Acherusia templa
897 At saepe in magnis fit montibus« inquis »ut altis
2, 385 suptilem magis e parvis constare figuris,
851 naturam, nullam quae mittat naribus auram,
3, 119 principio fit uti detracto corpore multo
4, 75 et volgo faciunt id lutea russaque vela
5, 1163 suscipiendaque curarit solemnia sacra,
1368 avia per nemora ac silvas saltusque reperta,

6, 644 fumida cum caeli scintillare omnia templa
cernentes pavida complebant pectora cura,
776 texturas inter sese primasque figuras.
1280 perturbatus enim totus trepidat, et unus

zuweilen ein vierfacher,

(g) 1, 800 posse eadem, demptis paucis paucisque tributis,
2, 8 edita doctrina sapientum templa serena.
552 sed quasi naufragiis magnis multisque coortis
3, 13 aurea, perpetua semper dignissima vita.
5, 950 lubrica proluvie larga lavere umida saxa,
6, 1117 finibus. inde aliis alius locus est inimicus
1215 multaque humi cum inhumata iacerent corpora supra.

Ein anderer geht noch weiter,

(h) 4, 517 prava cubantia prona supina atque absona tecta.

Der Binnenreim ist nicht selten und steigert sich manchmal zum dreifachen, einmal (6, 1036) zum vierfachen,

(i) 1, 18 frondiferasque domos avium camposque virentis
111 aeternas quoniam poenas in morte timendumst:
2, 408 Omnia postremo bona sensibus et mala tactu
4, 974 adsiduas dederunt operas, plerumque videmus,
5, 867 omnia sunt hominum tutelae tradita, Memmi:
903 visceris in terris quodcumque et sanguinis extet,
1160 et celata mala in medium et peccata dedisse. 630
1171 et magis in somnis mirando corporis auctu 110
6, 543 his igitur rebus subiunctis suppositisque
720 flumine, quae gelidis ab stellis axis aguntur:
749 est ut Athenaeis in moenibus, arcis in ipso
vertice, Palladis ad templum Tritonidis almae,
902 quam tetigit flammam, taedamque pari ratione?
multaque praeterea prius ipso tacta vapore
1036 omnibus est rebus circum datus adpositusque.
1083 nec me tam multam hic operam consumere par est,
1155 rancida quo perolent proiecta cadavera ritu.
1172 in fluvios partim gelidos ardentia morbo
1185 sollicitae porro plenaeque sonoribus aures.

Auch zwei Reimpaare in einer Zeile, und zwar auf einander folgend,

(k) 2, 533 fecundamque minus naturam, cernis in illis,
at regione locoque alio terrisque remotis
5, 94 tris species tam dissimilis, tria talia texta,

6, 43 Et quoniam docui mundi mortalia templa
124 cum subito validi venti conlecta procella
839 dispergunt animas per caulas corporis omnis.

oder in einander verschränkt,

(l) 2, 102 indupetita suis perplexis ipsa figuris,
5, 1191 noctivagae faces caeli, flammaeque volantes,
6, 387 hinc flammis, illinc ventis, umoreque mixto.
899 semina habent ignis stuppaeque taedaeque tepentis.
1150 debilitata malis, motu gravis, aspera tactu.

auch einmal als Binnenreime,

(m) 2, 511 naribus auribus atque oculis orisque sapori.

Der rührende Reim ist mir nur zweimal begegnet,

(n) 5, 206 quod super est arvi, tamen id natura sua vi
1429 dum plebeia tamen sit, quae defendere possit.

Wiederholung des Reimpaares in zwei auf einander folgenden Zeilen,

(o) 1, 823 quin etiam passim nostris in versibus ipsis
multa elementa vides multis communia verbis,
631 6, 15 atque animi ingratis vitam vexare querellis
111 passimque infestis cogi saevire periclis.

Sogar der dreifache ist wiederholt,

6, 644 fumida cum caeli scintillare omnia templa
cernentes pavida complebant pectora cura.

Bisher war nur vom einsilbigen Reim die Rede, der natürlicher Weise fast immer auf Endigungen ruht: schwerer wiegt der Gleichklang, wenn die vorangehende Silbe, in welcher die Wurzel liegen kann, noch mit hineingezogen wird. Die Fälle sind nicht häufig; ich will sie daher sämmtlich und zwar in der bisher beobachteten Ordnung anführen.

(a*) 1, 318 saepe salutantum tactu praeterque meantum.
2, 696 multarum rerum cum sint primordia, verum
3, 60 quae miseros homines cogunt transcendere fines
(b*) 1, 901 scilicet, et non est lignis tamen insitus ignis,
2, 475 est ratio secernendi seorsumque videndi:
4, 556 servat enim formaturam servatque figuram.
740 nulla fuit quoniam talis natura animalis:
1010 edere sunt persectantes visaeque volantes.
5, 1226 summa etiam cum vis violenti per mare venti

1369 cernebant indulgendo blandeque colendo.
6, 734 contrusae nubes coguntur vique premuntur.
(c*) 2, 844 sunt ac frigoris omnino calidique vaporis,
(i*) 4, 988 in somnis sudare tamen spirareque semper
5, 45 quidve superbia spurcitia ac petulantia? quantas
6, 238 tanto mobilior vis et dominantior haec est.
597 tecta superne timent, metuunt inferne cavernas
(n*) 4, 441 omnia converti sursumque supina reverti
813 tempore semotum fuerit longeque remotum.
6, 435 coniectu trudatur et extendatur in undas;
S. 233 Lachm. non mihi si linguae centum sint oraque centum.

Auch der ungenaue zweisilbige ist zu berücksichtigen

(p) 3, 322 ut nil impediat dignam dis degere vitam.
434 nunc igitur quoniam quassatis undique vasis
591 quam prolapsa foras enaret in aëris auras.
681 tum cum gignimur et vitae cum limen inimus,
4, 24 versibus in nostris possem, dum percipis omnem 632
272 ianua cum per se transpectum praebet apertum, 112
494 seorsus item sapor oris habet vim, seorsus odores
513 denique ut in fabrica, si pravast regula prima,
801 presto sint simulacra locis in quisque parata.
5, 232 denique non armis opus est, non moenibus altis,
250 atque eadem gigni rursusque augescere dixi,
270 materies umoris et ad caput amnibus omnis
543 at quaecumque foris veniunt inpostaque nobis
585 postremo quoscumque vides hinc aetheris ignes,
639 qui queat aestivis solem detrudere signis
646 nonne vides etiam diversis nubila ventis
782 tollere et incertis crerint committere ventis.
812 et sucum venis cogebat fundere apertis
833 porro aliut clarescit et e contemtibus exit.
952 et partim plano scatere atque erumpere campo.
999 at non multa virum sub signis milia ducta
1098 exprimitur validis extritus viribus ignis
1155 qui violat factis communia foedera pacis:
6, 83 versibus: est ratio fulgendi visque tonandi,
225 hunc tibi subtilem cum primis ignibus ignem.

Der leoninische Reim ist ein Mittelreim; doch kann ich nicht umhin, einer anderen Erscheinung Erwähnung zu thun, die ein einfaches Reimpaar gewährt und auch im Homer (Schuch S. 30) nicht unbekannt ist. Es stehen nämlich nicht sehr selten Reim-

wörter am Ende von zwei unmittelbar auf einander folgenden Versen, doch ohne dass der Sinn dabei schliessen muss.

(q) 1, 260 artubus infirmis teneras lasciva per herbas
ludit lacte mero mentes perculsa novellas.
273 inter dum rapido percurrens turbine campos
arboribus magnis sternit montisque supremos
352 quod cibus in totas usque ab radicibus imis
per truncos ac per ramos diffunditur omnis.
642 inversis quae sub verbis latitantia cernunt,
veraque constituunt quae belle tangere possunt
633 887 mittere, lanigerae quali sunt ubere lactis,
113 scilicet, et glebis terrarum saepe friatis
2, 99 pars etiam brevibus spatiis vexantur ab ictu.
et quaecumque magis condenso conciliatu
257 unde est haec, inquam, fatis avolsa potestas,
per quam progredimur quo ducit quemque voluntas,
5, 87 et dominos acris adsciscunt, omnia posse
quos miseri credunt, ignari quid queat esse,
885 tum demum pueris aevo florente iuventas
occipit et molli vestit lanugine malas;

Der zweisilbige,

(r) 1, 265. 543 Nunc age, res quoniam docui non posse creari
de nilo neque item genitas ad nil revocari,
664 ut videas non e stipatis partibus esse.
quod si forte alia credunt ratione potesse
734 Hic tamen et supra quos diximus inferiores
partibus egregie multis multoque minores,
961 esse, nisi ultra sit quod finiat; ut videatur
quo non longius haec sensus natura sequatur.
1088 et calidos simul e medio differrier ignis.
atque ideo totum circum tremere aethera signis
2, 417 araque Panchaeos exhalat propter odores;
neve bonos rerum simili constare colores
581 Illud in his obsignatum quoque rebus habere
convenit et memori mandatum mente tenere,
626 aere atque argento sternunt iter omne viarum,
largifica stipe ditantes, ninguntque rosarum
5, 370 nec porro natura loci spatiumque profundi
deficit, exspargi quo possint moenia mundi,
963 conciliabat enim vel mutua quamque cupido
vel violenta viri vis atque inpensa libido.

Dasselbe Wort darf sich wiederholen, so dass man einen rührenden Reim darin sehen kann,

(s) 1, 393 errat: nam vacuum tum fit quod non fuit ante,
et repletur item vacuum quod constitit ante,
3, 357 perdit enim quod non proprium fuit eius in aevo, 634
nullaque praeterea perdit, quom expellitur aevo. 114
6, 684 omnibus est porro in speluncis ventus et aër.
ventus enim fit, ubi est agitando percitus aër:
823 ut cadat e regione loci, qua derigit aestus.
quo cum conruit, hic eadem vis illius aestus

sogar mehrere Wörter,

1, 835 ossa, videlicet, e pauxillis atque minutis
ossibus hic et de pauxillis atque minutis.

Noch häufiger als Lucretius gebraucht Catullus den Reim und, wie sich von selbst versteht, in dem mehr Veranlassung bietenden Pentameter öfter als im Hexameter. Im Ganzen möchte er etwa den fünften Theil einnehmen; so wenigstens stellt sich dies Verhältnis in den grösseren Elegien heraus.

(a) 63, 13 qualia sub densis ramorum concinit umbris
64, 13 dulcia nocturnae portans vestigia rixae,
24 quom penitus maestas exedit cura medullas.
66, 68 ad quam communes exerceremus amores,
67, 9 quare aut crudelem nasorum interfice pestem
80 eripere ei noli. multo quod carius illi
(b) 66, 92 hei misero fratri iocundum lumen ademptum:
104 quo tibi tunc casu, pulcherrima Laodamia,
102 Credis me potuisse meae maledicere vitae,
(c) 93, 4 Smyrna cavas Atacis penitus mittetur ad undas.
(d) 89, 5 sed neque quod matrem nec germanam esse videbam
(f) 66, 103 ne Paris abducta gavisus libera moecha
110 quod quondam caesis montis fodisse medullis
89, 3 quod te cognossem bene constantemve putarem,
(g) 66, 23.94 omnia tecum una perierunt gaudia nostra,
112 tempore quo certa Stymphalia monstra sagitta
(i) 76, 3 Gallus homo est bellus: nam dulces iungit amores,
66, 144 sed furtiva dedit mira munuscula nocte,
113 Mentula, habes instar triginta iugera prati,
(l) 66, 17 multa satis lusi, non est dea nescia nostri.

Im sicheren Abschnitt des Pentameters dringt (a) der Reim 635 noch entschiedener vor. Nur einige Male (74, 4. 81, 6. 82, 8. 115

95, 4. 101. 113, 2) rückt er (b) in die zweite Hälfte des Verses zusammen, oder bindet sich (c) der zweite Fuss mit dem letzten (64, 62. 66, 18. 149. 86, 4. 93, 7). Selten ist auch (f) der dreifache und (g) vierfache, von dem ich die Beispiele sämmtlich anführe, doch nicht von dem häufigeren (i) Binnenreim.

(a) 63, 4 mens animi, (tantis fluctuant ipsa malis:
18 effluxisse meo forte putes animo,
64, 2 qui stellarum ortus comperit atque obitus:
65, 28 quod posset zonam solvere virgineam.
66, 61 quam gravis exustos aestus hiulcat agros
77 quod temere invitis suscipiatur heris.
121 nomen testatas intulit in tabulas,
131 lux mea se nostrum contulit in gremium;
79, 4 hospes inaurata pallidior statua,
(b) 113, 2 quadraginta arvi: cetera sunt maria.
(c) 64, 62 devotae flavi verticis exuviae.
93, 7 et laxas scombris saepe dabunt tunicas.
(f) 64, 66 lumina, Callisto iuxta Lycaonida,
65, 22 nunquam se mediam sustulit ad tunicam:
75, 2 (frustra? immo magno cum pretio atque malo),
6 vitae, heu heu nostrae pestis amicitiae.
99, 2 advenio has miseras, frater, ad inferias,
(g) 65, 32 Brixia Cycnea supposita specula:
75, 8 suavia comminxit spurca saliva tua.
76, 2 alterius, lepidus filius alterius.
(i) 63, 12 semper maesta tua carmina morte canam,
16 haec expressa tibi carmina Battiadae,
66, 157 lux mea, qua viva vivere dulce mihi est.
74, 8 aut facere, haec a te dictaque factaque sunt,
12 et, deis invitis, desinis esse miser?
78, 2 hiberna fiant candidiora nive,
(l) 64, 20 invisente novo proelia torva viro.
78, 8 ilia, et emulso labra notata sero.
97, 10 tanquam conmictae spurca saliva lupae.

636 116 Der zweisilbige Reim ist im Gegensatz zu Lucretius selten: im Hexameter kommt er nur einmal als Binnenreim vor, im Pentameter einmal im Abschnitt, einige Male in der zweiten Hälfte,

(a*) 95, 10 et non pistrino traditur atque asino?
(b*) 70, 6 multo mi tamen es vilior et levior.
81, 6 irata est: hoc est, uritur et loquitur.

82, 8 audibant eadem haec leniter ac leviter.
95, 4 verum etiam culus mundior et melior;
(i*) 71, 5 ut mihi, quem nemo gravius nec acerbius urget,
(p) 96, 4 culos et crepidas lingere carpatinas.

Endlich begegnen wir Distichen, die in beiden Zeilen gereimt sind,

63, 17 ne tua dicta vagis nequicquam credita ventis
effluxisse meo forte putes animo,
64, 1 Omnia qui magni dispexit lumina mundi,
qui stellarum ortus comperit atque obitus
13 dulcia nocturnae portans vestigia rixae
quam de virgineis gesserat exuviis.
19 id mea me multis docuit regina querelis
invisente novo proelia torva viro.
55 isque per aetherias me tollens advolat umbras,
et Veneris casto collocat in gremio.
65, 7 dic agedum nobis, quare mutata feraris
in dominum veterem deseruisse fidem.
21 languidior tenera cui pendens sicula beta
nunquam se mediam sustulit ad tunicam:
134 quae tamen etsi uno non est contenta Catullo,
rara verecundae furta feremus herae,

mit Überfüllung,

73, 1 Nunc est mens deducta tua mea, Lesbia, culpa,
atque ita se officio perdidit ipsa suo.

Virgilius steht mit Lucretius in gleicher Reihe, nur dass der zweisilbige Reim bei ihm seltener ist. Diesen also werde ich, wo ich ihn bemerkt habe, anführen.

(a) Bucol. 1, 23 sic canibus catulos similes, sic matribus hoedos
6, 86 iussit, et invito processit Vesper Olympo.
7, 68 fraxinus in silvis cedat tibi, pinus in hortis. 637
8, 53 mala ferant quercus, narcisso floreat alnus, 117
101 fer cineres, Amarylli, foras rivoque fluenti
10, 77 ite domum saturae, venit Hesperus, ite capellae.
Georg. 2, 408 primus humum fodito, primus devecta cremato
3, 12 primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas
398 multi iam excretos prohibent a matribus haedos,
primaque ferratis praefigunt ora capistris.
Aen. 1, 63 et premere et laxas sciret dare iussus habenas.
2, 46 aut haec in nostros fabricata est machina muros,
12, 9 haud secus accenso gliscit violentia Turno.

(b) Bucol. 1, 11 non equidem invideo; miror magis: undique totis
3, 15 et, si non aliqua nocuisses, mortuus esses.
4, 8 iam nova progenies coelo demittitur alto.
6, 7 Vare, tuas cupiant et tristia condere bella;
8, 99 Moerin, saepe animas imis excire sepulcris,
Georg. 1, 110 saxa ciet, scatebrisque arentia temperat arva.
143 tum ferri rigor atque argutae lamina serrae
2, 253 neu se praevalidam primis ostendat aristis!
Aen. 1, 7 Albanique patres atque altae moenia Romae.
60 sed pater omnipotens speluncis abdidit atris,
8, 233 stabat acuta silex, praecisis undique saxis
10, 549 canitiemque sibi et longos promiserat annos.
11, 658 delegit pacisque bonas bellique ministras;
12, 93 aedibus adstabat, validam vi corripit hastam,
709 procurso rapido, coniectis eminus hastis,
(c) Bucol. 3, 39 diffusos hedera vestit pallente corymbos.
9, 13 chaonias dicunt aquila veniente columbas.
Georg. 1, 117 unde cavae tepido sudant humore lacunae.
(d) Bucol. 2, 44 et faciet, quoniam sordent tibi munera nostra.
51 ipse ego cana legam tenera lanugine mala
3, 57 nunc frondent silvae, nunc formosissimus annus.
4, 6 iam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna;
30 et durae quercus sudabunt roscida mella.
Georg. 1, 123 movit agros, curis acuens mortalia corda,
638 (e) Bucol. 3, 9 et quo (sed faciles Nymphae risere) sacello.
118 10, 51 carmina, pastoris Siculi modulabor avena.
(f) Bucol. 5, 7 silvestris raris sparsit labrusca racemis.
17 puniceis humilis quantum saliunca rosetis;
8, 66 coniugis ut magicis sanos avertere sacris
10, 29 nec lacrimis crudelis Amor, nec gramina rivis,
Georg. 1, 142 alba petens, pelagoque alius trahit humida lina;
163 tardaque Eleusinae matris volventia plaustra,
2, 86 Orchades, et radii, et amara pausia bacca,
101 non ego te, dis et mensis accepta secundis,
320 candida venit avis longis invisa colubris,
3, 144 flumina muscus ubi et viridissima gramine ripa,
4, 342 ambae auro, pictis incinctae pellibus ambae,
Aen. 7, 43 Tyrrhenamque manum totamque sub arma coactam
8, 663 hic exsultantes Salios nudosque Lupercos,
10, 526 est domus alta; iacent penitus defossa talenta
11, 372 nos, animae viles, inhumata infletaque turba,
(g) Bucol. 2, 50 mollia luteola pingit vaccinia caltha.
Georg. 2, 88 Crustumiis Syriisque piris, gravibusque volemis.

169 extulit; haec Decios, Marios, magnosque Camillos,
3, 321 pabula, nec tota claudes faenilia bruma.
Aen. 4, 637 sic veniat; tuque ipsa pia tege tempora vitta.
9, 49 portat equus, cristaque tegit galea aurea rubra.
179 ora puer prima signans intonsa iuventa.
10, 529 vertitur, aut anima una dabit discrimina tanta.
(i) Bucol. 1, 4 nos patriam fugimus; tu, Tityre, lentus in umbra
25 quantum lenta solent inter viburna cupressi.
82 et iam summa procul villarum culmina fumant,
2, 20 quam dives pecoris, nivae quam lactis abundans.
27 iudice te metuam, si nunquam fallit imago.
52 castaneasque nuces, mea quas Amaryllis amabat;
Georg. 1, 204 praeterea tam sunt, Arcturi sidera nobis
531 addunt in spatia et frustra retinacula tendens
Aen. 11, 84 ipsos ferre duces, inimicaque nomina figi.

Vierfach,

Bucol. 2, 18 alba ligustra cadunt, vaccinia nigra leguntur, 639
9, 11 nostra valent, Lycida, tela inter Martia, quantum 119
(k) Bucol. 6, 61 tum canit Hesperidum miratam mala puellam;
8, 34 hirsutum supercilium promissaque barba;
(l) Bucol. 5, 58 ergo alacris silvas et cetera rura voluptas
8, 10 sola Sophocleo tua carmina digna cothurno?
10, 22 Galle, quid insanis? inquit: tua cura Lycoris
Georg. 1, 84 nec ulla interea est inaratae gratia terrae.
(n) Georg. 2, 43 non mihi si linguae centum sint oraque centum,
(o) Bucol. 7, 65 fraxinus in silvis pulcherrima, pinus in hortis,
populus in fluviis, abies in montibus altis;
Georg. 2, 506 ut gemma bibat et Sarrana dormiat ostro;
condit opes alius, defossoque incubat auro;

Auch hier bei dem mehrfachen Reim,

Bucol. 2, 50 mollia luteola pingit vaccinia caltha.
ipse ego cana legam tenera lanugine mala
(a*) 6, 24 solvite me, pueri; satis est potuisse videri.
8, 80 limus ut hic durescit, et haec ut cera liquiscit
Georg. 2, 422 quum semel haeserunt arvis aurasque tulerunt;
(b*) Georg. 2, 21 silvarum fruticumque viret nemorumque sacrorum.
Aen. 1, 373 et vacet annales nostrorum audire laborum,
(c*) 12, 902 tollentemve manu saxumque immane moventem
(p) Bucol. 6, 33 et liquidi simul ignis, ut his exordia primis
8, 15 quum ros in tenera pecori gratissimus herba;
9, 31 sic cytiso pastae distendant ubera vaccae:
10, 64 ipsa placent; ipsae rursum concedite silvae.

Georg. 1, 111 quid, qui, ne gravidis procumbat culmus aristis,
202 remigis subigit, si brachia forte remisit,
492 Emathiam et latos Haemi pinguescere campos.
2, 419 et iam maturis metuendus Jupiter uvis.
425 hoc pinguem et placitam paci nutritor olivam.
466 nec casia liquidi corrumpitur usus olivi;
Aen. 11, 838 atque procul medio iuvenum in clamore furentum.

Der Reim am Schluss zweier Zeilen ist ebenso häufig wie bei Lucretius; ich beschränke mich auf wenige Beispiele,

640 (q) Bucol. 2, 41 capreoli sparsis etiam nunc pellibus albo;
120 bina die siccant ovis uberae; quos tibi servo.
Georg. 2, 360 viribus eniti quarum et contemnere ventos
assuescant, summasque sequi tabulata per ulmos.
ac dum prima novis adolescit frondibus aetas,
parcendum teneris, et dum se laetus ad auras,
palmes agit, laxis per purum immissus habenis
ipsa acie nondum falcis tendanda, sed uncis
500 quos rami fructus, quos ipsa volentia rura
sponte tulere sua, carpsit, nec ferrea iura
4, 498 invalidas tibi tendens, heu non tua, palmas!
dixit et ex oculis subito, ceu fumus in auras
Aen. 1, 390 namque tibi reduces socios classemque relatam
nuntio et in tutum versis Aquilonibus actam,
Bucol. 9, 11 audieras, et fama fuit: sed carmina tantum
nostra valent, Lycida, tela inter Martia, quantum
(r) Aen. 3, 656 ipsum inter pecudes vasta se mole moventem
pastorem Polyphemum et litora nota petentem,
4, 256 haud aliter terras inter coelumque volabat
litus arenosum ad Libyae, ventosque secabat
(s) Bucol. 10, 53 malle pati, tenerisque meos incidere amores
arboribus; crescent illae, crescetis, amores.
Georg. 2, 406 ecce inimicus, atrox, magno stridore per auras
insequitur Nisus; qua se fert Nisus ad auras,
Aen. 7, 653 mille viros, dignus, patriis qui laetior esset
imperiis, et cui pater haud Mezentius esset.
8, 396 quo tibi, diva, mei? similis si cura fuisset,
tunc quoque fas nobis Teucros amare fuisset;
8, 541 transfossi ligno veniunt; vix unus Helenor,
et Lycus elapsi, quorum primaevus Helenor.

Es folgt auch in drei Zeilen derselbe Reim,

Bucol. 10, 8 dum tenera attondent simae virgulta capellae.
non canimus surdis: respondent omnia silvae.
quae nemora aut, qui vos saltus habuere, puellae

(t) Aen. 1, 95 quis ante ora patrum Troiae sub moenibus altis — 641
contigit oppetere! o Danaum fortissime gentis, — 121
Tydide, mene Iliacis occumbere campis
517 quae fortuna viris, classem quo litore linquant,
quid veniant: cuncti nam lecti navibus ibant,
orantes veniam et templum clamore petebant.
10, 623 oratur iuveni, meque hoc ita ponere sentis;
tolle fuga Turnum atque instantibus eripe fatis:
hactenus indulsisse vacat. sin altior istis
11, 173 tu quoque nunc stares immanis truncus in armis,
esset par aetas et idem si robur ab annis,
Turne. sed infelix Teucros quid demoror armis?

in vieren,

(u) 11, 462 corripuit sese et tectis citus extulit altis.
tu, Voluse, armari Volscorum edice maniplis;
duc, ait, et Rutulos! Equitem, Messapus, in armis,
et cum fratre Coras, latis diffundite campis.

sogar zwei Reime überschlagend,

(v) Aen. 2, 459 tela manu miseri iactabant irrita Teucri.
turrim in praecipiti stantem summisque sub astra
eductam tectis, unde omnis Troia videri
et Danaum solitae naves et Achaia castra,
12, 677 morte pati nec me indecorem, germana, videbis
amplius. hunc, oro, sine me furere ante furorem.
dixit et e curru saltum dedit ocius arvis
perque hostes, per tela ruit, maestamque sororem

so auch Georg. 1, 110. Aen. 2, 103. 4, 427. 5, 508. 515.

Bei Horatius zeigt sich der Reim im Hexameter minder häufig als bei Virgilius, doch in gleicher Verschiedenheit und Abstufung. Ich bin sparsam mit Beispielen; nur habe ich mich bemüht, den seltenen zweisilbigen nicht zu übersehen.

(a) Satir. I 1, 27 sed tamen amoto quaeramus seria ludo.
28 ille gravem duro terram qui vertit aratro,
42 furtim defossa timidum deponere terra?
98 supremum tempus, ne se penuria victus
2, 9 omnia conductis coemens obsonia nummis:
3, 47 Sisyphus: hunc varum distortis cruribus, illum — 642
4, 19 at tu conclusas hircinis follibus auras, — 122
5, 70 prorsus iucunde cenam produximus illam.
6, 68 egregio inspersos reprehendas corpore naevos.
II 1, 1 Sunt, quibus in satira videor nimis acer et ultra

	3, 313	tantum dissimilem, et tanto certare minorem?
	4, 69	pressa Venafranae quod baca remisit olivae
	Epist. I 5, 31	atria servantem postico falle clientem
	13, 9	cognomen vertas in risum et fabula fias.
	II 1, 183	quod numero plures, virtute et honore minores,
	2, 137	expulit elleboro morbum bilemque meraco,
	Ars poet. 38	sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
	461	si curet quis opem ferre et demittere funem,
	(b) Satir. I 2, 61	officit, evitare? bonam deperdere famam
	114	num, tibi quum fauces urit sitis, aurea quaeris
	3, 54	haec res et iungit, iunctos et servat amicos.
	5, 44	nil ego contulerim iucundo sanus amico
	8, 9	conservus vili portanda locabat in arca;
	9, 58	exclusus fuero, desistam; tempora quaeram;
	II 3, 136	in matris iugulo ferrum tegefecit acutum?
	4, 31	sed non omne mare est generosae fertile testae:
	41	curvat aper lances carnem vitantis inertem:
	7, 107	nempe inamarescunt epulae sine fine petitae,
	Epist. I 20, 12	coeperis, aut tineas pasces taciturnus inertes
	II 1, 60	hos ediscit et hos arto stipata theatro
	Ars poet. 336	percipiant animi dociles teneantque fideles.
	359	indignor quandoque bonus dormitat Homerus.
	(c) Satir. I 3, 95	prodiderit commissa fide sponsumve negarit?
	6, 123	aut scripto quod me tacitum iuvet, unguor olivo
	II 3, 76	dictantis, quod tu nunquam rescribere possis.
	4, 52	nocturna, siquid cassi est, tenuabitur aura,
	Epist. II 2, 54	ni melius dormire putem quam scribere versus?
	Ars poet. 147	nec gemino bellum Troianum orditur ab ovo:
643	(d) Satir. I 8, 17	quum mihi non tantum furesque feraeque suetae.
123	24	Canidiam pedibus nudis passoque capillo,
	(e) 6, 74	laevo suspensi loculos tabulamque lacerto,
	10, 35	magnas Graecorum malis implere catervas.
	(f) 1, 8	momento cita mors venit aut victoria laeta.
	2, 10	sordidus atque animi quod parvi nolit haberi,
	86	regibus hic mos est, ubi equos mercantur, opertos
	3, 122	furta latrociniis et magnis parva mineris
	7, 20	compositum melius cum Bitho Bacchius. in ius
	II 1, 8	transnanto Tiberim, somno quibus est opus alto,
	3, 59	hic fossa est ingens, hic rupes maxima: serva
	142	pauper Opimius argenti positi intus et auri,
	184	nudus agris, nudus nummis, insane, paternis?
	8, 22	Vibidius, quas Maecenas adduxerat umbras.
	Epist. I 1, 1	Prima dicte mihi, summa dicende Camena,

Ars poet.	45	in verbis etiam tenuis cautusque serendis	
	241	speret idem, sudet multum frustraque laboret	
	278	post hunc personae pallaeque repertor honestae	
	332	posse linenda cedro et levi servanda cupresso?	
(g) Satir. I 10,	87	complures alios doctos ego quos et amicos	
II 2,	26	rara avis et picta pandat spectacula cauda:	
Epist. I 17,	1	Quamvis, Scaeva, satis per tibi consulis, et scis	
(i) Satir. I 2,	29	quarum subsuta talos tegat instita veste:	
9,	50	nec magis his aliena malis; nil mi officit, inquam,	
10,	58	versiculos natura magis factos et euntes	
	66	quam rudis et Graecis intacti carminis auctor	
II 3,	45	autumat. haec populos, haec magnos formula reges,	
	95	virtus, fama, decus, divina humanaque pulchris	
5,	39	persta atque obdura, seu rubra Canicula findet	
8,	70	praecincti recte pueri comptique ministrent?	
Epist. I 1,	23	sic mihi tarda fluunt ingrataque tempora quae spem	
2,	47	non domus et fundus, non aeris acervus et auri	
Ars poet.	470	nec satis adparet cur versus factitet: utrum	
(k)	37	spectandum nigris oculis nigroque capillo.	
(l) Satir. II 3,	228	unguentarius ac Tusci turba inpia vici,	644
4,	51	Massica si caelo suppones vina sereno	124
Epist. I 2,	16	Iliacos intra muros peccatur et extra.	
15,	15	collectosne bibant imbres puteosne perennes	
	46	conspicitur nitidis fundata pecunia villis.	
II 1,	233	Choerilus incultis qui versibus et male natis	
Ars poet.	38	sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam	
(n) Satir. II 6,	6	si neque maiorem feci ratione mala rem	
Epist. I 12,	25	ne tamen ignores quo sit Romana loco res	
(o) Satir. I 6,	10	multos saepe viros nullis maioribus ortos	
		et vixisse probos, amplis et honoribus auctos:	
(a*) Epist. I 14,	7	fratrem maerentis, rapto de fratre dolentis	

Nur dies einzige Beispiel des zweisilbigen Reims in dieser Stellung habe ich gefunden, aber ein anderes mit dem dreifachen,

Epist. II 2,	214	lusisti satis, edisti satis atque bibisti:
(b*) Satir. I 5,	25	milia tum pransi tria repimus atque subimus
Epist. I 8,	9	fidis offendar medicis, irascar amicis,

sogar ein dreisilbiger,

Satir. I 6,	3	nec quod avus tibi maternus fuit atque paternus,
(i*) Satir. I 2,	119	non ego: namque parabilem amo Venerem facilemque.
10,	71	saepe caput scaberet, vivos et roderet ungues.

II 3, 50 ille sinistrorsum, hic dextrorsum abit, unus utrique
67 tune insanus eris si acceperis? an magis excors
Epist. II 1, 262 discit enim citius meminitque libentius illud
2, 211 lenior et melior fis accedente senecta?
(l*) Satir. I 2, 11 respondet. laudatur ab his, culpatur ab illis.
(p) Epist. I 1, 37 ter pure lecto poterunt recreare libello.
15, 46 conspicitur nitidis fundata pecunia villis.
18, 48 cenes ut pariter pulmenta laboribus empta;
66 fautor utroque tuum laudabit pollice ludum.
II 1, 27 dictitet Albano Musas in monte locutas.
Ars poet. 36 non magis esse velim quam naso vivere pravo

Zwei am Schluss einsilbig gereimte Zeile begegnen so oft, dass ich mich mit Hinweisungen begnüge,

(q) Satir. I 1, 96. 2, 66. 94. 3, 7. 80. 4, 6. 86. 139. 5, 25. 77. 80.
645 II 1, 8. 36. 2, 30. 73. 88. 3, 110. 128. 292. 4, 4. 30. 50. 76.
125 6, 31. 7, 70. Epist. I 1, 18. 31. 5, 19. 17, 11. 18, 57. II 1, 45.
124. 221. 2, 39. 44. 130. 173. 180. Ars poet. 105. 333. 444. 475.

(r) Satir. I 1, 78 ne te compilent fugientes, hoc iuvat? horum
semper ego optarim pauperrimus esse bonorum.
Ars poet. 99 non satis est pulchra esse poëmata; dulcia sunto,
et quocumque volent, animum auditoris agunto.
(s) Satir. I 5, 16 multa prolutus vappa nauta atque viator
certatim, tandem fessus dormire viator
II 1, 83 iudiciumque? esto siquis mala: sed bona siquis
iudice condiderit laudatus Caesare? siquis

mehrere Wörter,

Satir. I 3, 9 nil aequale homini fuit illi, saepe velut qui
currebat fugiens hostem, persaepe velut qui
6, 45 nunc ad me redeo libertino patre natum,
quem rodunt omnes libertino patre natum.
Epist. I 18, 16 propugnat nugis armatus: »scilicet ut non
sic mihi prima Fides et vere quod placet ut non
II 2, 149 si volnus tibi monstrata radice vel herba
non fieret levius, fugeres radice vel herba

Die Stellen, wo drei und vier Zeilen reimen, zeige ich nur an,
(t) Satir. I 1, 70. 2, 11. II 3, 63. Epist. I 18, 34. II 1, 112. 2, 186.
(u) Ars poet. 436.

Tibullus behandelt den Reim im Hexameter nicht anders als die Vorigen, im Pentameter wie Catullus. Einige Beispiele,

(f) I 6, 54 sanguis, ut hic ventis diripiturque cinis.
(g) I 2, 6 clauditur et dura ianua firma sera.
5, 14 somnia, ter sancta deveneranda mola.

(l) I 1, 52 quam fleat ob nostras ulla puella vias.
6, 28 sobria supposita pocula victor aqua.
III 4, 52 quantum nec cupido bella puella viro.
(a*) I 4, 54 oscula; pugnabit, sed tamen apta dabit.
(p) 4, 14 virgineus teneras stat pudor ante genas.
30 quam cito formosas populus alba comas!

Auch hier findet sich der Reim nicht selten im ganzen Distichon, 646 126

I 1, 1 Divitias alius fulvo sibi congerat auro
et teneat culti iugera multa soli,
61 flebis et arsuro positum me, Delia, lecto,
tristibus et lacrimis oscula mixta dabis.
2, 68 ille licet Cilicum victas agat ante catervas,
ponat et in capto Martia castra solo,
6, 23 at mihi si credas, illam sequar unus ad aras:
tunc mihi non oculis sit timuisse meis.
II 1, 27 nunc mihi fumosos veteris proferte Falernos
consulis, et Chio solvite vincla cado.
III 4, 31 ut iuveni primum virgo deducta marito
inficitur teneras ore rubente genas,
67 me quondam Admeti niveas pavisse iuvencas
non est in vanum fabula ficta iocum:

mit Überfüllung und Durchführung desselben Reims,

I 5, 43 non facit hoc verbis, facie tenerisque lacertis
devovet et flavis nostra puella comis.
9, 49 illa velim rapida Vulcanus carmina flamma
torreat et liquida deleat amnis aqua.
10, 25 at nobis aerata, Lares, depellite tela,
hostiaque e plena mystica porcus hara;

Auch bei Propertius zeigt sich der Reim im Hexameter in gleicher Weise,

(a) III 18, 5 me modo laudabas et carmina nostra legabas:
V 11, 23 Sisyphe, mole vaces, taceant Ixionis orbes,
65 vidimus et fratrem sellam geminasse curulem
81 sat tibi sint noctes, quas de me, Paulle, fatiges,
(b) 9, 11 hic, ne certa forent manifestae signa rapinae,
(c) III 7, 53 periuras tunc ille solet punire puellas.
9, 1 Assiduae multis odium peperere querellae:
(e) I 4, 23 nullas illa suis contemnet fletibus aras,
(f) II 2, 7 aut quum Dulichias Pallas spatiatur ad aras,
III 11, 3 nullus erit castis iuvenis corruptor in agris,
(i) I 9, 17 nunc mihi summa licet contigere sidera plantis:
19, 1 Haec certe deserta loca et taciturna querenti,

(a*) I 18, 5 quia etiam absenti prosunt tibi, Cynthia, venti:
647 IV 7, 1 Dulcis ad hesternas fuerat mihi rixa lucernas,
127 (c*) 2, 37 e quarum numero me contigit una dearum:
(p) III 7, 5 nunc sine me plena fiunt convivia mensa,
V 11, 49 quaelibet austeras de me ferat urna tabellas:

Der Reim im Pentameter begegnet, zumal in dem Abschnitt, vielleicht noch häufiger als bei Catullus; ich hebe nur den zweisilbigen heraus,

(a*) III 7, 2 maxima praeda tibi, maxima cura mihi.
IV 6, 42 in mare cui soli non valuere doli.
22, 18 natura hic posuit quicquid ubique fuit.
V 10, 2 armaque de ducibus trina recepta tribus.

Auch rührend,

(n) III 21, 8 qui dare multa potest, multa et amare potest.
IV 6, 64 hoc de me sat erit si modo matris erit.

Man wird III 7, 2 und 21, 8 das weitere Spiel des Reims mit dem Gegensatz der Gedanken bemerken.

Das in beiden Zeilen gereimte Distichon begegnet hier in jeder Elegie mehrmals, und im ersten Buch allein wenigstens zwanzigmal. Ich begnüge mich, ein Paar Stellen anzuführen, wo in beiden Zeilen derselbe Reim angewendet ist,

I 2, 21 sed facies aderat nullis obnoxia gemmis,
qualis Apelleis est color in tabulis.
31 his tu semper eris nostrae gratissima vitae,
taedia dum miserae sint tibi luxuriae.
III 7, 29 aspice quid donis Eriphyla invenit amaris,
arserit et quantis nupta Creusa malis.
IV 18, 21 tuque o Minoa venundata, Scylla, figura,
tondens purpurea regna paterna coma.
V 8, 87 atque ita mutato per singula pallia lecto
respondi, et toto solvimus arma toro.
10, 19 idem eques et frenis, idem fuit aptus aratris,
et galea hirsutis compta lupina iubis.
11, 19 aut si quis posita iudex sedet Aeacus urna,
in mea sortita iudicet ossa pila:

oder wo sich ein zweisilbiger Reim zeigt, was jedoch niemals in beiden Zeilen der Fall ist,

648 I 18, 5 quin etiam absenti prosunt tibi, Cynthia, venti:
128 aspice, quam saevas increpat aura minas.

III 7, 1 Praetor ab Illyricis venit modo, Cynthia, terris,
maxima praeda tibi, maxima cura mihi.
12, 5 non tam nocturna volucris funesta querela
Attica Cecropiis obstrepit in foliis,
IV 7, 1 Dulcis ad hesternas fuerat mihi rixa lucernas,
vocis et insanae tot maledicta tuae.
15, 29 aut humer ignotae cumulis vallatus harenae.
non iuvat in media nomen habere via.
22, 17 omnia Romanae cedent miracula terrae:
natura hic posuit, quicquid ubique fuit.

Mit Anhäufung des Reims,

V 1, 137 militiam Veneris blandis patiere sub armis,
et Veneris pueris utilis hostis eris,

aber Propertius geht weiter, er lässt zwei gereimte Distichen unmittelbar auf einander folgen,

III 17, 11 et modo pavonis caudae flabella superba
et manibus dura frigus habere pila
et cupit iratum talos me poscere eburnos
quaeque nitent Sacra vilia dona Via.
30, 9 quum videt accensis devotam currere taedis
in nemus et Triviae lumine ferre deae.
scilicet umbrosis sordet Pompeia columnis
porticus aulaeis nobilis Attalicis,
IV 10 1 Quid mirare, meam si versat femina vitam
et trahit addictum sub sua iura virum,
criminaque ignavi capitis mihi turpia fingis,
quod nequeam fracto rumpere vincla iugo?
16, 15 ipse seram vites pangamque ex ordine colles,
quos carpant nullae me vigilante ferae.
dum modo purpureo spument mihi dolia musto,
et nova pressantes inquinet uva pedes,
V 1, 17 nulli cura fuit externos quaerere divos,
cum tremeret patrio pendula turba sacro,
annuaque accenso celebrare Parilia faeno, 649
qualia nunc curto lustra novantur equo. 129

sogar drei,

III 32, 85 haec quoque perfecto ludebat Iasone Varro,
Varro Leucadiae maxima flamma suae.
haec quoque lascivi cantarunt scripta Catulli,
Lesbia quis ipsa notior est Helena.
haec etiam docti confessa et pagina Calvi,
cum caneret miserae funera Quintiliae.

Auch Ovidius tritt in die Fussstapfen seiner Vorgänger: der Reim zeigt sich oft und, wie es mir scheint, am häufigsten in den Gedichten aus der Zeit seiner Verbannung, also in den späteren. Nur habe ich in diesen (wenn sie mir nicht entgangen sind) keine zwei unmittelbar auf einander folgende gereimte Distichen bemerkt, so oft auch eins allein vorkommt. Bei dem zweisilbigen Reim macht sich der häufigere Gebrauch der Genitivendungen -orum, -arum bemerkbar, die wir bei Lucretius, Catullus und Horatius gar nicht, bei Virgilius nur ein Paar Mal, bei Propertius einmal und nicht im Abschnitt des Hexameter fanden; auch diese am meisten in den späteren Gedichten.

Bei dem Hexameter belege ich von den verschiedenen Fällen nur die minder gewöhnlichen,

(g) Heroid. 1, 31 atque aliquis posita monstrat fera proelia mensa;
19, 49 paucaque quum tacta perfeci stamina tela,
Amor. I 7, 65 nec nostris oculis, nec nostris parce capillis:
Ars am. 3, 453 sunt quoque non dubia quaedam mala nomina fama:
Rem. am. 37 his lacrimis contentus eris sine crimine mortis:
Medic. faciei 99 vidi quae gelida madefacta papafera lympha
Metam. 1, 266 barba gravis nimbis, canis fluit unda capillis,
Epist. III 8, 19 clausa tamen misi Scythica tibi tela pharetra:
(h) Heriod. 19, 63 multaque praeterea lingua reticenda modesta,
Epist. IV 14, 55 tempora sacrata mea sunt velata corona,
(i) Amor. I 8, 111 quin albam raramque comam, lacrimosaque vino
Ars am. 3, 443 nec coma vos fallat liquida nitidissima nardo:
Ibis 551 nudave derepta pateant tua viscera pelle,
650 (l) Heroid. 2, 111 quae tibi subieci latissima regna Lycurgi,
130 Metam. 13, 185 immeritam saevae natam mactare Dianae.
Epist. I 10, 43 qui meritam nobis minuat, non finiat iram,
(i) Metam. 8, 96 turbatusque novi, respondit, imagine facti:
di te submoveant, o nostri infamia saecli,
11, 517 inque fretum credas totum descendere coelum,
inque plagas coeli tumefactum scandere pontum.
13, 692 hanc non femineum iugulo dare vulnus aperto,
illam, demisso per fortia vulnera telo,
15, 395 haec ubi quinque suae complevit saecula vitae,
illicis in ramis, tremulaeve cacumina palmae,

Sogar durch vier Zeilen zieht sich derselbe Reim,

Metam. 6, 531 lugenti similis, caesis plangore lacertis,

intendens palmas, proh diris, barbare, factis,
proh crudelis, ait: nec te mandata parentis
cum lacrimis movere piis, nec cura sororis,

vgl. 6, 689—692.

(a*) Heroid. 8, 27 vir, precor, uxori, frater succurre sorore:
19, 129 at tibi flammarum memori, Neptune, tuarum
Fasti 6, 553 una ministrarum solita est, Cadmei, tuarum,
Ibis 75 noxque tenebrarum specie reverenda tuarum,
Metam. 6, 89 nomina summorum sibi qui tribuere deorum.
8, 773 quae tibi factorum poenas instare tuorum

ferner 9, 622. Fasti 1, 509. 5, 117. 621. 665. Trist. II 419. IV 2. 7. V 6, 35. 14, 9. Epist. II 3, 47. III 9, 7. Ibis 143.

Fasti III 487 Thesea culpabas, fallacemque ipse vocabas;
Epist. II 5, 67 Thyrsus enim vobis; gestata est laurea nobis.
IV 8, 59 sic affectantes coelestia regna Gigantes
(b*) Heroid. 11, 111 nate, dolor matris, rabidarum praeda ferarum,
18, 133 iam patet attritus solitarum limes aquarum,
19, 181. Metam. 4, 344. 14, 10. 414.
Metam. 6, 198 huic aliquid populo natorum posse meorum;

Fasti 1, 465. Trist. III 3, 73. IV 10, 1. V 5, 5. 6, 41. 7, 6. Epist. II 3, 47.

(c*) Metam. 6, 638 tendentemque manus, et iam sua fata videntem,
(i*) Amor. III 2, 83 risit et argutis quiddam promisit ocellis: 651

mit einem dreisilbigen Reim, 131

Metam. 1, 16 sic erat instabilis tellus, innabilis unda
(n*) Heroid. 10, 57 venimus huc ambo: cur non discedimus ambo?
Ars am. 2, 459 oscula da flenti, Veneris da gaudia flenti:
(p) Heroid. 1, 7 non ego deserto iacuissem frigida lecto,
4, 27 tu nova servatae carpes libamina famae,
Metam. 1, 477 vitta coercebat positos sine lege capillos.
5, 197 et prosternite humi iuvenem magica arma moventem.
Trist. V 14, 31 si qua tamen pretii sibi merces ipsa petiti,

Häufig ist der Reim am Schluss zweier Hexameter, wie Metam. 1, 1. 248. 342. 384. 584. 5, 14. 134. 202. 406. 6, 468. 487. 598. 621. 7, 177. 259. 348. 497. 11, 288. 339. 428. 584. 631. 12, 21. 389. 556. 585. 611. 13, 37. 14, 343. 500. 561. Nur Beispiele von seltenen Fällen,

(r) Metam. 2, 830 vocis haberet iter. saxum iam colla tenebat,
oraque duruerant signumque exsangue sedebat.

6, 198 huic aliquid populo natorum posse meorum;
non tamen ad numerum redigar spoliata duorum
639 tendentemque manus, et iam sua fata videntem,
et »mater, mater« clamantem, et colla petentem
7, 677 iamdudum dubito: certe si fraxinus esset,
fulva colore foret; si cornus, nodus inesset.
8, 359 fertur et Eupalamon Pelagonaque, dextra tuentes
cornua, prosternit. socii rapuere iacentes.

(s) 3, 361 reddere de multis ut verba novissima posset.
fecerat hoc Iuno, quia, quum deprendere posset.
4, 556 illa, manus ut forte tetenderat in maris unda,
saxea facta manus in easdem porrigit undas:

Es wiederholen sich auch mehrere Wörter,

Metam. 1, 361 namque ego, crede mihi, si te modo pontus haberet,
te sequerer, coniux, et me quoque pontus haberet.
5, 369 tu superos, ipsumque Iovem; tu numina ponti
victa domas, ipsumque, regit qui numina ponti.
9, 791 femina nuper eras, puer es. date munera templis:
nec timida gaudete fide. dant munera templis:

652 (t) 4, 336 desinis? aut fugio, tecumque, ait, ista relinquo.
132 Salmacis extimuit; locaque haec tibi libera trado,
hospes, ait; simulatque gradu discedere verso.

6, 82. 7, 62. 8, 119. 195. 673. 11, 358. 13, 586. 883.

(u) 6, 689 apta mihi vis est: vi tristia nubila pello;
vi freta concutio, nodosaque robora verto:
induroque nives, et terras grandine pulso.
idem ego, quum fratres coelo sum nactus aperto,

Bei dem Pentameter ist der zweisilbige auch hier selten,

(a*) Heroid. 18, 154 indicium dubiae non placet esse viae.
Remed. am. 216 stabit et in media pes tibi saepe via.
Amor. II. 14, 28 et nondum natis dira venena datis?

einmal im zweiten Abschnitt,

Heroid. 19, 10 ponitis in varia tempora longa mora.

Als eine besondere Zierde scheint es zu gelten, wenn im zweiten Abschnitt die Worte, aus welchen der erste besteht, ganz oder mit geringer Abänderung wiederholt werden.

Heroid. 15, 40 nulla futura tua est: nulla futura tua est.
184 convenit illa mihi, convenit illa tibi.
Ars am. 2, 204 tu male iactato, tu male iacta dato.

Distichen, in welchen der Hexameter und der Pentameter gereimt sind, begegnen so häufig, dass Beispiele überflüssig wären. Oft ist derselbe Reim durchgeführt, öfter als bei Tibullus und Propertius,

Heroid. 3, 133 sis licet immitis, matrisque ferocior undis;
ut taceam, lacrimis comminuere meis.
4, 57 Pasiphae mater, decepto subdita tauro,
enixa est utero crimen onusque suo.
13, 111 excutior somno, simulacraque noctis adoro;
nulla carat fumo Thessalis ara meo.
18, 71 quanto, quum fulges radiis argentea puris,
concedunt flammis sidera cuncta tuis:

Amor. III 2, 17. 6, 51. Ars amor. 1, 190. 207. 311. 527. 531. 2, 745. 3, 71. 317. 623. Fasti 1, 339. 4, 9. 727. 5, 91. 159. 177. 329. Trist. I 10, 47. II 445. III 3, 21. 4, 21. IV 8, 1. Epist. II 3, 25. 4, 1. III 2, 19. Ibis 39. 251.

Mit Überfüllung, 653 138

Amor. I 5, 9 ecce Corinna venit, tunica velata recincta,
candida dividua colla tegente coma.
Ars am. 1, 527 Gnosis in ignotis amens errabat arenis,
qua brevis aequoreis Dia feritur aquis.
2, 301 adstiterit tunicata: moves incendia, clama;
sed timida, caveat frigora, voce roga.
Fasti 2, 593 vos illi in prima fugienti obsistite ripa,
ne sua fluminea corpora mergat aqua.

Ovidius schliesst auch zwei gereimte Distichen an einander,

Heroid. 11, 115 non mihi te licuit lacrimis perfundere iustis,
in tua non tonsas ferre sepulcra comas.
non superincubui, non oscula frigida carpsi:
diripiunt avidae viscera nostra ferae.
19, 35 protinus in summo vigilantia lumina tecto
ponimus, assuetae signa notamque viae.
tortaque versato ducentes stamina fuso
feminea tardas fallimus arte moras.
Amor. II 14, 25 sponte fluent matura sua: sine crescere nata;
est pretium parvae non leve vita morae.
vestra quid effoditis subiectis viscera telis,
et nondum natis dira venena datis?

Einmal wird derselbe Reim bis auf einen ungenauen durchgeführt,

Ars am. 1, 311 in nemus et saltus thalamo regina relicto
fertur, ut Aonio concita Baccha deo.
ah quoties vaccam vultu spectavit iniquo
et dixit »domino cur placet ista meo«?

Die Dichter aus dem Zeitalter des Augustus, bei denen Sprache und metrische Kunst auf gleicher Höhe stand, habe ich einzeln und ausführlich betrachtet; gleiche Umständlichkeit scheint mir bei den nachfolgenden, denen sie Vorbild waren, nicht nöthig: die Bemerkung genügt, dass der Reim von ihnen auf gleiche Weise und innerhalb derselben Grenzen angewendet wird. Ich finde bei Martialis und Iuvenalis den einsilbigen ebenso oft, den zweisilbigen ebenso selten, und will aus jenem nur einige gereimte, auf einander folgende Distichen bemerken,

654 134 Epigr. IV 45, 1 Haec tibi pro nato plena dat laetus acerra,
Phoebe, Palatinus munera Parthenius.
ut qui prima novi signat quinquennia lustro,
impleat innumeras Burrus Olympiadas.
73, 1 Quum gravis extremas Vestinus duceret horas,
et iam per Stygias esset iturus aquas,
ultima volventes orabat pensa Sorores,
ut traherent parva stamina pulla mora,
iam sibi defunctus, caris dum vivit amicis:
moverunt tetricas tam pia vota deas.

Die Wiederholung desselben Worts treibt Martialis weiter, vgl. II 7. IV 71. VII 92. 10. IX 98. Dagegen bei anderen, ich nenne nur Gratius Faliscus, Manilius, Calpurnius, Persius, Lucanus, Valerius, Silius, Statius, scheint mir der Reim eher ab- als zugenommen zu haben. Ich suche den Grund in der gesunkenen Sprache und geringeren Kunstfertigkeit: Absicht war dabei nicht. Ebenso verhält es sich mit den Dichtern der folgenden Jahrhunderte: mit Serenus, Nemesianus, Lactantius, Ausonius, Claudianus, Avianus, Juvencus, Prudentius im vierten: mit Sedulius, Merobaudes, Prosper Aquitanus im fünften: mit Priscianus, Arator, Venantius Fortunatus im sechsten Jahrhundert.

Auf Anfang und Schluss eines Gedichts besondere Sorgfalt zu verwenden war natürlich: daher erklärt sich wohl, dass an dieser Stelle zuweilen der Reim gehäuft ist. Calpurnius füllt

damit die sieben Hexameter, womit er beginnt, Statius die drei ersten der Silvae, Ausonius die fünf letzten der Mosella.

Einen unzweifelhaften Fortschritt des leoninischen Reims müsste man am Ende des zweiten Jahrhunderts anerkennen in dem Gedicht De iudicio domini, das Fabricius (S. 286) und Méril (S. 82), doch letzterer mit Unsicherheit, dem Tertullianus beilegen: hier herrscht der Gleichklang im Abschnitt des Hexameters sichtbar vor, zumal im Eingang. Allein man kann an der Unechtheit dieses Gedichts nicht zweifeln, das einer späteren Zeit angehören muss; vgl. Bährs Geschichte der römischen Litteratur, Suppl. 1, 18. 75.

Unter den Gedichten des spanischen Bischofs Orientius (Martene Thesaurus novus anecdotorum 5, 19—46), der in das erste Drittel des sechsten Jahrhunderts fällt, befinden sich drei, De nativitate domini, De trinitate, Explanatio nominum domini, die zusammen 186 Hexameter ausmachen: ein viertes De epithetis salvatoris nostri besteht aus fünf Distichen. In dem zweiten (S. 41. 42) kommen ganz in gewöhnlicher Weise ein Paar einsilbige Reime vor und ein Paar drei- und vierfache. Ein anderes Verhältnis zeigt ein grosses, in etwa fünfhundert Distichen abgefasstes, Commonitorium oder Memoriale überschriebenes Gedicht: hier ist reichlich der dritte Theil mit Reimen ausgestattet. Gleich der Eingang zeigt, wie er vorherrscht, [655] [135]

Quisquis ad aeternae festinus praemia vitae
perpetuanda magis quam peritura cupis,
quae caelum reseret, mortem fuget, aspera vitet,
felici curat tramite, disce viam.

Man sieht, die zweite Zeile enthält einen doppelten Reim, die dritte einen dreifachen, nur die vierte einen ungenauen. Der zweisilbige erscheint im Pentameter schon häufiger,

(a*) S. 21 non vino madidi, non epulis gravidi.
27 primo animus capitur, post etiam moritur.
29 primum servitii mox fuit imperii.
35 et quod si scierit qui tibi merces erit.
36 et quae per varias mors ruit una vias.
hoc quoque quod loquimur tempore praemorimur.
38 quot patuit vitiis, tot quoque suppliciis.
39 pallores fletus gaudia vota metus.

(n*) 21 impendens aliis, ora parata aliis.
32 crede mihi fieri vel mihi non fieri.
34 vel gaudere nimis vel modo flere nimis.

Von diesen drei rührenden Reimen gehört nur der erste zu den unerlaubten; in dem zweiten ändert die Verneinung den Begriff, und in dem dritten ist die Partikel statthaft.

(s) 21 nolo tuos hircos, nolo tuo vitulos.

Dieser Drang zum Reim im Gegensatz zu den übrigen Gedichten des Orientius, wie die auffallend höhere Gewandtheit in den Gedanken und im Ausdruck legen es nahe, das Commonitorium als ein untergeschobenes, in viel späterer Zeit verfasstes Gedicht zu betrachten. Dass Orientius sich am Schluss selbst nennt, vergrössert den Verdacht, und das Zeugnis, welches Martene (S. 18) aus dem Sigebert von Gemblours, der in 656 das elfte Jahrhundert gehört, beibringt, hat kein Gewicht, da 136 es aus dem Gedicht genommen ist. Übrigens hat man die Echtheit auch schon aus anderen Gründen angefochten, vgl. Bähr Suppl. 1, 72.

Als ältestes Zeugnis für den leoninischen Reim (vgl. Santen zum Terentianus Maurus S. 216. 217) gilt gewöhnlich die Inschrift an einer von Belisarius in der Mitte des sechsten Jahrhunderts erbauten Kirche zu Rom, die Baronius Annal. ad a. 538 bekannt gemacht hat,

Hanc vir patricius Vilisarius, urbis amicus,
ob culpae veniam condidit ecclesiam.
hanc idcirco pedem sacram qui ponis in aedem,
ut miseretur eum, saepe precare deum.

Der Reim ist zweisilbig und genau, im ersten Hexameter dreifach: aber zwei Distichen, die der Form nach bei den classischen Dichtern schon möglich gewesen wären, können nicht als Anfangspunkt gelten, wobei ich noch voraussetze, dass die Inschrift nicht etwa in späterer Zeit ist zugefügt worden. Einzelne Distichen (vgl. Schuch S. 60—63) kommen noch weniger in Betracht, wie etwa die Inschrift auf einem Estrich vom Jahr 787,

Sancte memento deus, quia condidit iste Datheus,
hanc aulam miseris auxilio pueris.

Es müssen Gedichte von einigem Umfang sein, wenn daraus ein Schluss soll gezogen werden: bei denen, welche in die karlingische Zeit fallen, zeigt sich der Reim nicht anders als bei ihren Mustern, den altrömischen.

Alcuin (geb. 735, gest. 804) wendet den einsilbigen nicht häufiger an als jene, den zweisilbigen noch seltener. Das Gedicht De conversione Saxonum (Froben 2, 615[b]), wo der einsilbige vorherrscht, kann von ihm nicht herrühren, wie man es ihm auch nur zweifelnd beilegt, sondern gehört in spätere Zeit.

In gleicher Reihe stehen Hraban (geb. 776, gest. 856) und sein Schüler Walefried Strabo (geb. 807, gest. 842), bei denen ich ein weiteres Vordringen des Reims keineswegs bemerken kann. Im Hexameter zeigt er sich in den verschiedenen Abstufungen, die wir kennen. Bei Walefried (Canisii lectiones antiquae II 2, 185—284 Basnage) hebe ich nur den vierfachen heraus,

(g) S. 209 ille ferox rapaxque minax mendaxque sagaxque.
246 olfactu auditu gustu speculamine tactu,

und einen fünffachen, wo jedes Wort ihn trägt,

S. 201 sobrius ornatur iocundus cautus honestus. 657

Der zweisilbige im Hexameter ist mir bei Hraban nicht begegnet, bei Walefried nur einige Male, 137

(a*) S. 250 sit dominus tecum, semper tua gratia mecum.
(b*) 189 continuo redeunt gaudentes atque timentes.
193 sola tibi, veniam cunctorum praesto malorum.

Ähnliche und mit dem Genit. Plur. gebildete S. 199. 202. 210. Im Pentameter kommt bei Hraban (Opera 6) zwar der zweisilbige vor, doch selten genug,

(a*) S. 203 D Corduba quem genuit: Africa quem tenuit.
203 H mundum fine capis, lumen et arce dabis.
204 F praesul in aede dei, sis memor ipse mei.
208 H et modo qui fuimus iam modo desinimus.

bei Walefried, der aber die Distichen seltener als Hraban angewendet hat, nur

(a*) S. 251 quae tibi quando fero centuplicata gero.

Da in Walefrieds zahlreichen Gedichten der Reim unhäufig ist und man ihn in längeren Stellen vergeblich sucht, so über-

rascht es, wenn wir ihn ein Paar Mal bei ihm durchgeführt sehen. Zuerst in einem Gedicht an Grimald über den Tod Wettins vom Jahr 840 (S. 221), also in einem seiner letzten. Es besteht aus 61 Hexametern, die bis zum 41., wie gewöhnlich, den Reim selten zeigen; von da an aber ist er bis zum Schluss mit genauem Gleichlaut fast ganz durchgeführt. Ich nehme nur daraus eine Zeile, die den zweisilbigen doppelt gebraucht,

(a*) 45 panibus et quinis, tum piscibus ordine binis.

Ebenso verhält es sich mit zwei Gedichten am Schluss der Sammlung. Das eine (S. 262) besteht aus 15 Hexametern, darunter auch zweisilbige,

(a*) 8 tale quod ex vobis referat solamina nobis.
11 vel melius fari, vel prorsus posco negari.

Das andere (S. 263. 264) hat in 26 Hexametern nur drei Zeilen ohne Reime, die aber verderbt sein mögen; auch hier ein zweisilbiger,

(a*) 8 cuius frons quinis (l. binis) deciesque recognita quinis.

Endlich muss ich noch zwei Elegien anführen; die eine auf die Jungfrau Maria (S. 227) besteht aus drei Distichen, in welchen der Reim vollständig durchgeführt ist: die andere (S. 251) zeigt in zwanzig Distichen die Eigenthümlickkeit, dass nur einmal (Z. 33) im Hexameter der Reim fehlt, dagegen achtmal (Z. 8. 658 10. 12. 14. 16. 20. 30. 32) im Pentameter. Will man annehmen, 138 Walefried habe den Versuch gemacht, den Reim als Regel durchzusetzen, was in dem kleinen Gedicht auf die Jungfrau Maria gelang, nicht aber in dem grösseren, so würde doch für diese Zeit der Versuch auffallen, da, wie wir hernach sehen werden, die Regel erst am Ende des Jahrhunderts sich feststellte. Wahrscheinlicher dünkt mich daher, dass die angeführten Gedichte, in welchen der Reim gehäuft ist, ihm mit Unrecht beigelegt werden und einem späteren zugehören. Darin bestärkt mich eine schon vorhin bemerkte Zeile, die aus einem echten Gedicht entlehnt ist, wo sie (S. 250) fast ganz gleichlautend vorkommt,

S. 227 sit dominus tecum, semper haec gratia mecum.

In dem Anfang des neunten Jahrhunderts, schon bevor Walefried zu dichten begann, muss das 586 Hexameter ent-

haltende Gedicht Carolus magnus et Leo papa entstanden sein, über dessen Verfasser man nur Vermuthungen hat (Bähr Suppl. 3, 85. 86). Er verräth nicht geringere Bildung als die eben besprochenen beiden Dichter der karlingischen Zeit. In der Anwendung des Reims ist er weiter gegangen, der viel häufiger hervortritt, namentlich in den ersten 150 Versen, wo er entschieden überwiegt; der Verfasser, scheint es, bemühte sich anfangs ihn ganz durchzusetzen, gab es aber wieder auf. Der zweisilbige kommt bei ihm nicht vor: zwar eine Zeile scheint ihn zu enthalten, wo er ausserdem ein rührender und zwar ein unstatthafter wäre,

421 namque potest legio omnis et hinc exercitus omnis,

aber ich ändere potest (celso de colle videri) legio, amnis, was auch einen besseren Sinn gewährt. In drei Zeilen wiederholt sich das Reimwort,

(o) 61 fulget in orbe potens, prudens gnarusque, modestus
inluster facilis doctus bonus aptus honestus
mitis praecipuus iustus pius inclitus heros.

Das Denkmal, das zunächst Berücksichtigung verdient, ist die Grabschrift auf Ludwig den Frommen zu Metz (Historie littéraire de la France 4, S. 587), der im Jahr 840 starb; sie mag bald nachher verfasst sein.

Imperii fulmen, Francorum nobile culmen.
erutus a saeclo conditur hoc tumulo,
rex Ludowicus pietatis tantus amicus
quod Pius a populo dicitur et titulo.
Hildegard soboles, Caroli Magni pia proles, 659
in pacis metas colligit hunc pietas. 139
Rumelicum villam, quidquidve refertur ad illam,
Arnulfo sancto contulit huicque loco.
stirps a quo procerum, regumque vel imperatorum,
quorum muneribus sistitur iste locus.

Man sieht, der Reim fehlt nie und ist ebenso oft zweisilbig als einsilbig.

Einige kürzere Inschriften aus dieser Zeit, die Schuch (S. 60. 61) beibringt, zeigen gleichfalls den Reim, wiewohl man bei solchen Veranlassungen eine besondere Sorgfalt und Zierde,

wofür der Reim wohl galt, voraussetzen muss: grössere Gedichte allein können das Verhältnis darstellen.

In den Schluss des neunten Jahrhunderts fallen die in Hexametern und in Distichen abgefassten Gedichte des Constanzer Bischofs Salomon (Canisii lect. ant. III. 3, S. 239—250), der 919 starb. Hier ist der Sieg des Reims, der im Ganzen genau ist, entschieden, und Zeilen, wo er fehlt, kommen nur noch vereinzelt vor. Der zweisilbige ist auch im Hexameter vorgedrungen.

(a*) S. 240 non contemplamur cum mutua famina famur.
241 non miseret patris, nulla est miseratio matris.
243 at vero gentes stulte simulacra colentes
244 haec est summa quidem, quod coepi scribere pridem.
245 quanto plus dederis, tanto plus danda mereris:
arca cluit dando, vacuatur et ipsa negando,
246 istic dum viguit nil mihi triste fuit.
cum perpessus eram: nil patiens fueram.
247 turba beatorum Messiae discipulorum.
ergo quid facimus, quod declinare nequimus.
(b*) 240 Hierusalem, dans signa gementi sive dolenti,
(p) 249 nos neque repetit, quem petra mersa tegit.
accipe solamen, quod scis spondere creantem.

Der Waltharius ist von einem Sangaller Geistlichen Eckart I wahrscheinlich zwischen 920—940 verfasst, hernach von einem Genossen Gerald, magister scholarum, der nach 965 dem Bischof Erkanbald das Gedicht zuschickte, gepflegt und im folgenden Jahrhundert von Eckehart IV, in der Absicht, die Sprache der classischen näher zu bringen, überarbeitet. Es fällt auf, dass nur der kleinere Theil mit dem Reim geziert ist, während er 660 bei dem früheren Salomon, über dessen Zeit kein Zweifel sein 140 kann, schon entschieden durchgeführt war. Den zweisilbigen, auf den es jetzt vorzüglich ankommt, habe ich in den 1456 Hexametern, aus denen das Gedicht besteht, ziemlich selten gefunden; ich rede hier nur von dem genauen, der ungenaue ist häufiger.

(a*) 64 ibant legati totis gladiis spoliati,
88 non incusamur, si talibus aequiparamur.
266 his armillarum tantum da Pannoicarum,
556 cultores regionis, et en galeam Haganonis
1146 an soli insidias facerent propiusque laterent.

1202 sive superborum crepitantia frena virorum,
1372 sed cassis fabrefacta diu meliusque peracta

Der dreifache (f) kommt mehrmals vor, z. B. 128. 372. 508. 1156. 1233. 1384, der vierfache nur einmal,

(g) 1273 unice enim carum rutilum blandum pretiosum

Auch der Binnenreim ist häufig,

(i) 526 hostibus invisus, sociis mirandus obitat,
923 hic vero metuenda virum tam bella videres,
1363 ictum praevalidum ac mirandum fecit, eique
1445 imponunt equiti, et sic disiecti redierunt,
1446 Franci Wormatiam, patriamque Aquitanus adivit.

ein rührender,

(n) 1216 si modo supremis laus desit, dedecus assit.

derselbe Reim in zwei Zeilen, so dass auch die Schlusswörter zusammenstimmen,

(o) 74 pergit in exilium pulcherrima gemma parentum.
postquam complevit pactum statuitque tributum,
105 donec iam cunctos superarent fortiter Hunos.
militiae primos tunc Attila fecerat illos,
134 prae cunctis temet nimium dilexit amicis,
quod volo plus factis te quam cognoscere dictis.

und ferner 90. 158. 279. 384. 386. 490. 494. 1009. 1222. 1399. Manchmal wiederholt sich der genaue Reim nur dreimal in den zwei Zeilen,

237 quid lingua simulas quod ab imo pectore damnas,
oreque persuades toto quod cordo refutas?
731 eminus emissis haud aequo Marte sagittis 661
Waltharium turbans. contra tamen ille virilis 141
1353 sed iam faxo, locum propius ne accedere tardes;
ecce tuas scio praegrandes in corpore vires,

ebenso 573. 935. 958. 1287. 1316. 1389.

Im Ganzen also steht in Beziehung auf den Reim Waltharius den classischen oder vielmehr den Gedichten des achten Jahrhunderts näher, wiewohl er ihn doch häufiger gebraucht als Hraban und Walefried und sichtlich begünstigt; es gelang ihm nur nicht, ihn durchzuführen. Die Bemühung Eckeharts IV, die Sprache des Gedichts zu reinigen, kann den Reim nicht etwa entfernt haben; denn in dessen eigenen Gedichten auf den

heiligen Otmar (Pertz 2, S. 55) ist er eine Nothwendigkeit, und der zweisilbige sogar vorherrschend. Eckeharts I strenge, fast herbe Darstellung weist auf die frühere Zeit: wie viel zierlicher, anmuthiger und umständlicher drückt sich der Dichter Rudliebs aus, der doch nicht viel jünger ist. Auch Geralds Einfluss kann nicht gross gewesen sein, darüber lässt sein Prolog (Lateinische Gedichte S. 59) keinen Zweifel: wie er sich auch am Waltharius mag betheiligt haben, hier, wo er selbst spricht, fügt er sich gänzlich der Form seiner Zeit, und in den zweiundzwanzig an Erkanbald gerichteten Zeilen vermisst man nur einmal (Zeile 4) den Endreim, der aber durch Binnenreime hinlänglich ersetzt ist. Ich komme hernach noch auf ihn zurück.

Bei Hrosuith († 984), die sich der Zeit nach anschliesst, erscheint in dem Gedicht De gestis Othonum (* vgl. Ausgabe von Barack, Pfeiffer Germ. 3, S. 375 *) der Reim in voller Geltung: der einsilbige ist Regel, der zweisilbige unhäufige Ausnahme. Es wird genügen, wenn ich von hier an nur die Reimwörter anführe, (a*) gestorum : tuorum 162, 13 Reuber. gentem : habentem 163, 37. perfectorum : virorum 168, 39. moerenti : dolenti 164, 41. (p) habitantes : gentes 162, 9. plebi : fideli 164, 18. regem : fidelem 168, 35.

Die Zeit des Theodolus, der eine Ecloge von 312 Hexametern verfasste, ist ungewiss: man setzt sie in das Jahr 980. Da der Reim zwar durchgeführt, doch bis auf ein Paar Ausnahmen (fraude puellari me non patiar superari 317) einsilbig ist, so könnte sie älter sein und in den Anfang des Jahrhunderts gehören.

Das Gedicht De nominibus volucrum ferarum lignorum piscium (Altdeutsche Blätter 1, S. 348—350. Haupts Zeitschrift 5, S. 360. 361. * 9, S. 388—398. *) setze ich an das Ende des zehnten Jahrhunderts; es besteht aus 53 Hexametern. Der 662 Reim herrscht darin ebenso wie in den Gedichten des Bischofs 142 Salomon: nur zwei Zeilen (wenn sie nicht verderbt sind) 11 (* l. orbigometra, wie bei Wigand steht *) und 30 haben keinen Endreim, wohl aber den Binnenreim: der einsilbige ist wie dort bis auf Zeile 3 genau, der zweisilbige ziemlich häufig und auch wohl ungenau. (a*) caeli : fideli 1. fringellus : amarellus 8. pau-

carum : ferarum 22. digna : ligna 35. cornus : ornus 42. ballena : murena 53. (p) nisus : picus 2. turtur : vultur 4. deerit : residebit 14. vibex : ilex 40. sambucus : paliurus 46. salices : vites 47.

Von dem Mönch Fromund zu Tegernsee, dessen Gedichte in den Anfang des elften Jahrhunderts fallen, sind kleinere in Hexametern und Distichen abgefasste Stücke vorhanden, wovon der grössere Theil, etwa 700 Zeilen, bei Pez Thesaurus anecdotorum 6, 167—188 abgedruckt ist. Der Reim hat zwar entschieden das Übergewicht, fehlt aber nicht selten, in einigen Gedichten mehr, in anderen weniger. So sind in dem 17. die zwanzig Hexameter, aus denen es besteht, fast sämmtlich reimlos: selbst im Pentameter mangelt er zuweilen, wie z. B. im 18. Gedicht. Der Reim ist einsilbig, den zweisilbigen habe ich nicht oft gefunden, im Hexameter (a* b* c*) divellor : pellor 1. S. 167, amborum : domorum 9, 171. priscorum : sceptrigerorum 9, 172. regnorum : malorum 10, 174. servorum : tuorum 12, 177. rebus : diebus 13, 178. multorum : malorum 16, 180, im Pentameter pariter : iter 10, 174. solii : imperii 12, 176. flamen : amen 13, 177; dazu kommt noch ein Distichon,

13, 178 portent gaudentes cunctae sua munera gentes
congrua dona sibi. Caesar amande, tibi.

Auch einige ungenaue, (p) ullus : ursus 6, 171. traham : psallam 11, 175. nostris : hostis 12, 176. dulcisono : domo 15, 179. somni : Ponti 15, 180. parens : habens 20, 183.

Diesen Gedichten lasse ich folgen die beiden Prologe in der Chronik Dietmars von Merseburg, die er im Jahr 1012 begonnen hatte. Der eine steht voran, der andere zum Lobe des Kaisers Otto vor dem dritten Buch (Pertz 5, 733—734 und 758); jener enthält 42, dieser 25 Hexameter. Der Reim ist immer genau (733, 20 muss benignus statt benigne gelesen werden) und in dem ersten Prolog vorherrschend, in dem zweiten immer einsilbig. Wo er in jenem fehlt (733, 22. 27. 734, 10), ist ein Binnenreim dafür gesetzt; in diesem scheint er nur einmal zu fehlen

758, 3 sede patris magni, vivens per secla secundo (successu).

doch im früheren Text stand richtig felici. Zwar hat Dietmar selbst bei der letzten Durchsicht seines Werks im Jahr 1018 663/143

dafür secundo gesetzt, aber mit Unrecht oder in Übereilung; denn er nahm bei dieser Änderung auf den Reim keine Rücksicht. Der zweisilbige kommt nur im ersten Prolog vor; (a*) asscribatur: variatur 733, 33. futurorum: bonorum 734, 7. predecessorum: meorum 734, 19. Thietmari: amari 734, 21. Ich bemerke noch (n) nunquam: quicquam 733, 35.

Besondere Erwägung verdient das durch inneren Gehalt, Darstellung und Sprache ausgezeichnete Gedicht von Rudlieb; Nachträge zu der Ausgabe in den lateinischen Gedichten des zehnten und elften Jahrhunderts hat Haupt in der Zeitschrift 1, S. 401—404 geliefert. Die Nothwendigkeit des Reims ist hier so entschieden, dass die wenigen Zeilen, wo er fehlt (III 525. IV 118. VI 4. IX 12) kaum in Betracht kämen, wenn sie auch nicht durch Verderbnis des Textes sollten herbeigeführt sein. Einiges Eigenthümliche will ich voranstellen. Der Dichter verwendet auffallend oft einsilbige Pronomina; nur der leichteren Aufstellung wegen lasse ich das Pronomen vorangehen, während es am häufigsten im zweiten Reim steht, me: se VI 30. me: audire I 87: deservire II 25: notificare III 282: eloquere III 283: sepelire VI 54: respondere XVI 10. me: rege II 200: domine II 201: districte II 206: infide VI 35: vase VI 52. Dreifach, velle: te: me III 542. ille: minime: rogitasme XVI 5. furtive: amare: me XVI 84. Ebenso se: applicuere III 93: valete III 221: habe III 509: ligare III 595: lusisse XIII 79. se: cliente III 449: die III 594: curte V 36: risibile VII 12: sponsae XIV 65: omne XVII 32: coeleste XVIII S. 198: propere Haupt 404, 58. te: me III 541. X 73. te: teste II 88: natae III 208: posce III 467. superbe III 479: potestate III 504: nocte V 6: vae VI 85. Ferner is: dispositis III 143. aquis: his Haupt 401, 4. Endlich nos: vos XVII 25: mos XIV 40. Im Waltharius finde ich nur me: studiose 249. juste: te 659. his: estis 1106. Er gebraucht wie Otfried (oben S. 632. 633 [=S. 250]) die Pronomina im rührenden Reim, amplexando se: deiciunt se III 91. induerant se: falerant se III 576. fallant te: fallantur et a te III 537. inter nos: velut nos II 224. intro quem: foras quem XV 37. haec: istaec III 176. Auch findet sich ubicumque: I 111. nunquam: quem

III 271. Ich weiss nur nunquam : quicquam bei Dietmar von Merseburg danebenzustellen. Endlich reimen im Rudlieb nicht selten auf einander die Endigungen der Adverbien pariter : libenter : audacter : ioculanter usw. II 8. 65. III 34. 490. 512. 590. V 33. VII 65. VIII 41. 47. X 77. XV 58. Haupt 403, 10. 664 144

Offenbar muss man hier eine besondere, bei anderen nicht gewöhnliche Anwendung des Reims erblicken, die darauf hinweist, dass der Verfasser die Gesetze des deutschen Reims besser kannte als die übrigen lateinischen Dichter jener Zeit. Auffallend ist der ungenaue einsilbige, der sich hier neben dem genauen, ganz entschieden vorherrschenden zuweilen zeigt und, da jeder Vers einen Reim verlangt, nicht bezweifelt werden kann. Ich wähle die Beispiele mit Rücksicht auf den Wechsel der Vocale, ingenitam : nobilitatem I 2. suspirans : flens I 69. repetunt : dant II 47. iubet : habebat II 48. inclinet : inquit II 76. nos : veniamus II 128. 148. inaequales : nos II 139. sint : sunt II 177. velint : sunt III 536. condignas : grates III 46. huc : istic III 58. concordent : fuerunt III 69. vesicam : minutim III 120. viduas : pupillos III 241. dilectos : sodales III 563. vultur : cadaver VII 23. nos : fraus XVII 18. Viel seltener sind die Consonanten ungenau, wo dann der Vocal gleich sein muss, nos : mors I 110. hunc : voluerunt VI 125. Während der einsilbige Reim immer noch die Mehrzahl ausmacht, hat sich der zweisilbige im Verhältniss zu den bisher angeführten Gedichten so sehr ausgebreitet, dass ich mich auf Beispiele beschränken muss, (a* b* c*) deservisse : meruisse I 5. convivatur : iocatur I 105. catum : beatum I 135. praecursorem : bicolorem I 140. donorum : variorum II 4. bona : dono II 46. rumoris : honoris II 121. more : amore II 167. praepediabantur : consiliantur II 217. ditari : tenuari II 222. lorifregi : recepi II 226. bello : duello II 243. firmatur : adbreviatur III 23. redduntur : queruntur III 24. convenerunt : constituerunt III 27. parma : arma III 47. igne : maligne III 66. quingenta : talenta III 78. tollebant : gerebant III 86. butina : bina III 105. moramen : famulamen III 191. lamentamur : gregamur III 237. resurgendo : gemendo III 285. pertractemus : demus III 297. servisti : scisti III 298. oblivisci : reminisci III 299. illis : lapillis

III 376. censu : sensu III 431. audito : ito III 447. primis : imis III 450. praedico : amico III 451. dira : ira III 454. subsannando : ioculando V 124. tollatis : debilitatis VI 78. commater : frater IX 3. mures : fures XII 4. venissent : stetissent XIV 6. possemus : habemus XVI 127. vincentur : perimentur : XVII 9. herbarum : variarum Haupt 401, 27. venator : amator 402, 36. succedente : repente 402, 63. gaude : laude 404, 45.
665 Häufig ist der zweisilbige ungenau, sei es durch verschiedene
145 Vocale oder verschiedene Consonanten, z. B. (p) dignaris : probabis I 137. corde : ore II 53. IV 54. demandasti : parati II 60. nostris : vestris II 62. melius : alius II 87. teste : de te II 88. audisset : adesset II 90. illos : amicos II 106. impunitos : inimicos II 115. sibi : dixit II 176. ferrent : essent II 250. cameli : muli III 167. vivit : misit III 227. iuste : honeste III 240. tibi : meruisti III 249. prodesse : tribuisse III 300. latro : arto III 443. sperat : versat III 465. valedicunt : figunt III 558. fido : amico III 571. revertamur : queamus III 610. esset : posset III 616. XIII 31. vidua : amica IV 105. proterve : superbe V 44. credo : crebro VI 2. maritali : consociari VIII 57. XIV 25. celarunt : amarent IX 29. conclave : matre X 36. suras : dolituros XIII 78. amborum : divitiarum XIV 60. sigillata : parva XVI 20. suscepit : recedit XVI 22. pallet : alget XVI 32. dotem : omnem XVI 45. mater : operatur XVI 85. sciret : praetitularet XVI 104. Ein Paar Mal wird dem einen Reimwort noch ein Consonant angehängt, noster : honeste II 170. aqua : diffluitabat III 608. male : grates XVI 128. Einige meist ungenaue dreisilbige, die ich anderwärts bisher nicht bemerkt habe, pranderemus : biberemus II 127. deponebant : volebant II 220. armatos : paratos II 234. saltabant : variabant III 88. servabo : temerabo III 440. uxori : pudori V 112. Man sieht, es gelten die Freiheiten Otfrieds, und diesen entsprechen auch die zwei eingerückten deutschen Reime liebes : loubes und wunna : minna XVI 67. 68. Noch häufiger als im Waltharius zeigt sich der dreifache Reim mit den bekannten Verschiedenheiten der Stellung, z. B. I 30. 40. 63. 75. 128. 138. II 13. 72. 229. 253 usw. Ich hebe nur eine Stelle aus, weil ich eine Bemerkung dazu machen muss,

(f) II 30 est quod ait verum, dictum sibi vult fore verum.

Nach dem Gesetz des deutschen Reims wird die unerlaubte Berührung in verum durch das dazwischengestellte dictum aufgehoben. Ausserdem habe ich den rührenden nur einmal gefunden,

(n) III 359 . . . ne possint cerni maiuscula si sint.

Der vierfache, der im Waltharius nur selten begegnet, kommt hier oft genug vor: einige Beispiele,

(g) I 50 arrepto freno, monito calcare poledro.
II 41 omnibus ille locus est visus ad hoc satis aptus,
III 31 eius praesulibus tunc praebitus est amor ipsius.
214 orant et pro te studiose nocte dieque, 666
400 carta perlecta fiunt ibi tristia corda, 146
IV 79 et tuus est panis solaminis omnis inanis,
V 101 ni solus nasas curvus fuit et varicosus.
V 102 stant oculi gemini velut effossi tenebrosi.
X 24. XIII 82 fercula post multa post pocula totque secuta
XV 5 nam denos annos, quos tu fueras apud [Afros],
XVI 28 dum tam praeclarum convinctum viderat ostrum,

Über den vierfachen hinaus wird der Reim gesteigert,

(h) I 125 castris ingressis, pueris et equis stabulatis,
II 39 sunt ubi victi vestri nostrique redempti
130 o nostri domini missi summique patroni,
137 virtus mira tua, pietas, tu magna sophia
III 141 praesidibus pulchris madris crisisque poledris,

eine gesuchte Anhäufung ahmt den sprechenden Vogel nach,

VIII 22 usque »qui es in coelis« lis lis lis triplicatis.

Beispiele von dem ziemlich seltenen Binnenreim,

(i) II 3 non solis verbis quorum satis est inveniemus.
(i*) III 83 atque leopardi gemini binique leones,
XIII 5 accurruntque coci, tollunt properantque parare.

Spielerei scheint,

XIII 73 nunc hunc, nunc dominos, nunc gratificat residentes.

Eine andere eigenthümliche Stellung,

II 177 »induciae quo sint laudatae quandove, dic, sunt?«
ebdomadae tum praetereunt tres, induciae sunt

denn hier ist der Binnenreim in beiden Zeilen durchgeführt, und die Schlusswörter wiederholen sich. Ähnlich,

XIV 13 et plures alii comitantes his famulari.
his vinum ferre iubet illo pro famulari;

Am Schluss dasselbe Wort in zwei auf einander folgenden Zeilen haben wir schon bei den Classikern gefunden, so auch,

(s) III 29 noster pontifices ut idem facerent iubet omnes,
et post abbates ex ordine basiat omnes.

Der durch zwei Zeilen geführte Reim ist ungleich häufiger als im Waltharius, sowohl der vierfache als der dreifache: dahin 667 I 34. 113. II 200. 222. III 1. 5. 81. 94. 97. 112. 145. 160. 166. 147 226. 261. 303. 364. 369. 376. 397. 452. 467. 543. 554. 594. IV 9. 85. V 64. 96. VI 59. 77. 102. 110. 113. VII 3. 13. 15. 27. 32. XII 3. XIII 1. 21. 60. 69. 74. XVI 90. XIX 11. Ich merke nur ein Paar mit dem zweisilbigen an,

(o) III 18 oscula datque sibi: »quid narras?«, post ait illi,
omne bonum dici tibi de me sat meruisti?
VIII 51 is se movisse, sed cernitur illa natasse.
neutrum, saltasse, neumas manibus variasse,
XIII 1 quos miles virga perterrens cogit ad arva.
miratur domina domicellarumque caterva,

Wiederholung desselben Worts in der Mitte beider Zeilen,

III 505 nec quid ei praestes, veraciter id quia perdes.
cum rogat ut praestes, est tunc melius, sibi quo des;
V 50 [»nescio qui]s sitis,« ait is, »stulte satis itis,«
[»nescio qui]s sitis, nunc nobis quidve velitis.
VI 52 inclusam vase vultis submergere si me,
deforis in vase, quod feci, notificate,

überschlagende Reime in vier Zeilen,

III 186 auratas parmas, lituos ad bella canoros,
inque suos libras sexaginta tribuendas.
et post praesidibus det equos faleris redimitos,
atque suis denas cunctis libras tribuendas.

Das genügt dem Dichter noch nicht; er häuft den Reim in beiden Zeilen,

II 5 est ut equis frenis, auro compte faleratis,
pelliciis crisis, varicosis, sive crusennis. Vgl. 160. III 142.
115 quos inpunitos, quamvis meritos, inimicos
reddere, laudares in nulla re nichilatos,
III 131 simia nare brevi, nate nuda murcaque cauda,
voceque milvina, cute crisa catta marina,

135 auxit cum psitachis binis corvisque gemellis,
monedulis, sturnis doctis garrire loquelis,

ferner III 282. V 2. VI 59.

Er lässt mehrmals den Reim durch drei Zeilen ziehen,

III 244 ergo tui cuncti cum sunt hostes nihilati,
partim defuncti, partim membris mutilati,
illorum nulli tibi quid plus sunt nocituri. 668
266 pro sola matre lacrimis perfunditur ore. 148
id resciscente populi rumore sodale,
ultra credibile nimium fit mentis acerbae;
306 pascha fuit tecum mihi semper cottidianum,
semper habens multum vel honorum sive bonorum
a te non solum, sed ab unoquoque tuorum.

Ebenso V 49. VI 52. XVIII c. 5,

ja durch fünf Zeilen,

III 139 loricis, galeis ducibus, scutis .... alatis,
munerat atque tubis auro pra post decoratis,
praesidibus pulchris madris crisisque poledris,
militibus summis seu peliciisve chrusennis.
his ita dispositis modicum requiescere vult is.

Nach Schmellers Vermuthung (Latein. Ged. S. 225) hat der Mönch Fromund auch den Rudlieb und zwar des ziemlich weltlichen Inhalts wegen in seiner Jugend gedichtet. Ich kann dem nicht beistimmen, dort ist der Reim noch nicht ganz durchgedrungen, hier fehlt er kaum in einer Zeile, und der zweisilbige, der dort nur vereinzelt erscheint, ist hier weit vorgerückt; schon aus diesem Grund sprechen jene Gedichte ein höheres Alter an. Dazu kommt, dass von den bemerkten auffallenden Eigenthümlichkeiten des Reims bei dem Mönch keine Spur sich zeigt. Ich bringe dabei das geistige Übergewicht noch nicht in Anschlag, das sich entschieden auf der Seite Rudliebs findet: die kühne Auffassung und Behandlung der Sage, der Verstand und die Weltkenntnis, endlich die Gewandtheit in Gedanken und Ausdruck verrathen nicht einen jugendlichen Dichter, sondern scheinen die Frucht eines gereiften Mannes zu sein.

Weit abstehend an innerem Gehalt, ist doch, was den Reim und dessen häufige Anwendung betrifft, die Ecbasis

captivi neben dem wohl nicht viel älteren Rudlieb zu nennen. Die Eigenthümlichkeiten, die dort hervorzuheben waren, findet man hier nicht, nur im rührenden Reim (n) quidam : quiddam 17. nunquam : quisquam 671. quicquam : quemquam 1058. quemquam : unquam 1109. Ausserdem berühren sich prodest : obest : probatum est 43. adest : non est 793. abest : prodest 895. quod non vult : quod vult 746. pardo : leopardo 757. Der zwei-
669 silbige bleibt auch hier noch in der Minderzahl, ist aber ebenso
149 häufig: einige Beispiele, (a*) dictandi : vagandi 6. muscarum : ferarum 242. damnetur : vocetur 524. aptandis : piperandis 645. priscorum : avorum 664. vescuntur : fruuntur 686. pater : frater 748. (p) gestarum : patrum 34. totam : tortam 43. feci : replevi 269. fabae : palmae 280. aper : acer 648. Auch ein dreisilbiger,

232 me circumvolitabant, dente sed asperitabant,

und ein Doppelreim,

471 totus conticuit grex, atque crucis siluit lex.

Der dreifache ist verhältnismässig (das Gedicht enthält 1226 Hexameter) ebenso häufig wie im Rudlieb: auch der vierfache fehlt nicht,

(g) 903 tunditur expuitur deluditur atque negatur,
979 fit vox omnigenum volucrum pecudumque ferarum,

Binnenreim öfter im Rudlieb,

(i) 291 blandus corde sapor, fragrans odor, apta voluptas,
607 nec pes ire valet, nec cervix praevalet ille.

ebenso 631. 698. 1086. 1092. 1167.

Zwei Reimpaare,

(k) 158 quid calidum gelidum, dominorum quid famulorum.

Wiederholungen desselben Reims in zwei Zeilen haben, dem Rudlieb gegenüber, bedeutend zugenommen; die Nachweisung aus den ersten 200 Zeilen zeigt das Verhältnis, das sich in den folgenden nicht mindert, 8. 11. 15. 23. 39. 46. 50. 116. 121. 149. 165. 186. 215. Auch die Wiederholung in drei Zeilen ist angewachsen, man sehe 5. 30. 54. 110. 420. 557. 613. 771. 884. 959. 1034. 1095. 1128. 1158. Einmal 1096—1097 wird zugleich am Ende dasselbe Wort wiederholt. Ein Beispiel muss ich an-

führen, wo nämlich der dreifache Reim wiederholt wird, so dass er neunmal auf einander folgt,

> 714 non est periurus neque sordidus ac furiosus,
> comis et urbanus, animo pius, ore serenus,
> consilio cautus, moderatus, pacis amicus.

An dieser Stelle will ich der lateinischen Sprichwörter Wippos, Capellans des Kaisers Heinrich III, gedenken, die er um 1027—1028 schrieb (Canisii lect. antiq. 1, S. 190. Fabricii bibl. lat. med. aevi 1, 447 Mansi. Altdeutsche Blätter 1, S. 12). Sie gehören insofern nicht hierher, als sie nicht in Hexametern abgefasst sind, sondern mit zwei Endreimen ein einfaches Reimpaar darstellen: aber ich thue ihrer Erwähnung, weil in den 78 Zeilen nur einmal Z. 15 der einsilbige Reim res : spes vorkommt, die übrigen alle zweisilbige sind und zwar ganz genaue. Man sieht daraus, in welcher Geltung dieser Reim damals stand. 670 150

Von Eckehart IV († 1036) war schon beim Waltharius die Rede. In seinen Gedichten auf den heiligen Otmar (Pertz 2, S. 55—58), die gegen 200 Hexameter ausmachen, unter welchen kein reimloser sich zeigt, ist der einsilbige zurückgedrängt, und der zweisilbige hat die Oberhand gewonnen. Ich finde jenen nur einige Male, z. B. (a) vehemens : urgens 55, 10. trepidat : gestat 55, 39. duas : coronas 56, 22. obiit : superavit 58, 2. Der zweisilbige ist genau, z. B. (a*) pelago : imago 55, 6. caedat : laedat 55, 25. pincerna : phalerna 55, 31. inflatus : hiatus 55, 33. Otmarus : amarus 56, 3. Eckehardos : tardos 56, 42. spectando : amando 57, 11. pacem : tenacem 57, 44. dicta : victa 58, 9. Ebenso oft ungenau, z. B. (b*) iustum : castum 55, 4. pedes : perpes 55, 9. contingunt : pangunt 55, 21. nullo : Gallo 55, 41. viros : vivos 55, 50. sancta : cuncta 57, 27. figens : lugens 58, 16. Sonst bemerke ich noch,

> (f) 58, 24 ut veniat ad nos, rogo, quosque petatis egenos,
> (l) 57, 29 fur soleas rapuit, complosas atque reiecit.
> (n) 57, 22 numquid ait: mala sunt mihi quae cano vel, roga, prosunt?

Hermannus Contractus († 1054) verfasste in etwa 300 Disticher ein Gedicht De conflictu ovis et lini, das Méril S. 379–399 bekannt gemacht hat. Der Reim fehlt zwar in keiner Zeile,

doch herrscht der einsilbige noch entschieden vor, und insoweit ist Hermann vor Eckehart IV zu setzen. Der zweisilbige steht etwa so oft als im Rudlieb und in der Ecbasis, auch ist er öfter ungenau: dabei zeigt sich im Gegensatz zum Rudlieb die Eigenthümlichkeit, dass fast immer die Vocale gleich, die Consonanten verschieden sind. Ich will die nöthigen Beispiele ausziehen, simplex : species S. 386. profert : fovet 387. hoc : maior. stellas: moveat 388. aliquis : putabit. breviter : placet. domus : efficitur 390. mundat : stolas 392. vetus : aliud. hac : careat. felix : albis 394. facturus : praesul 395. felix : capit. est : fides 397. nomen: idem 398. Verschiedene Vocale mit gleichen Consonanten habe ich nur zweimal gefunden, sanctas:usus 395. totum:orbem 396. Es kommt auch vor, dass in einem Reimwort ein Consonant angehängt wird, der in dem anderen fehlt, so reimt einsilbig trahitur : diu. subit : sibi 382. mirari : nequit 386. exornat:thiara. Moysis : novi. nostri : generis 391. summi : pontificis. Jacob:duro 392. manu : cultus 394. oculos : meo 396. Ich enthalte mich der 671 Beispiele von dem zweisilbigen genauen Reim, der einige zwan-151 zig Mal erscheint. Ebenso oft der ungenaue, mit Verschiedenheit der Consonanten, z. B. campi : vocari. seges : tenet 379. stylo : replico. cernis : herbis 380. nullum : usum. velis : iacebis. patulo : nudo. manibus : penitus 381. promeritas : animas. vili:ibi 382. ovis : orbis 389. tangis : transis 390. aleret : esset 399. Ein Paar Mal der dreifache Reim, sowie zwei Reimpaare. Auch der rührende kommt vor,

(n) 396 ille subire potest cui dolus omnis abest.
397 agno iure subest, qui facit omne quod est.

Nur einmal ist derselbe Reim im Distichon durchgeführt,

383 haec et in oblongum formans lac pingue butyrum
non escam tantum, sed facit antidotum.

Petr. Damianus († 1072) verfasste seine eigene Grabschrift in sieben Distichen (Schuch S. 63). Sie beginnt

Quod nunc es fuimus, es quod sumus ipse futurus.
his sit nulla fides, quae peritura vides.
frivola sinceris praecurrunt omnia veris,
succedunt brevibus saecula temporibus.

Hierauf einsilbige Reime und nur noch im Pentameter des fünften

Distichons proprium : principium. Im letzten Pentameter sogar der unvollkommene Reim gemitu : deus, wie wir ähnliche bei Hermannus Contractus gefunden haben.

In der aus 6 Distichen bestehenden Grabschrift Siegfrieds, Abts zu Tegernsee, dessen Briefe in die Mitte des elften Jahrhunderts fallen, herrscht der zweisilbige Reim vor (Pez Thesaurus anecdotorum 6, 1, 242); ich theile die zwei ersten mit,

Abbas eximius tumba situs hac Sigefridus,
omnia dum viguit terrea deseruit.
ac paupertatis suscepit onus grave gratis.
vivat cum domino dives ut hoc pretio.

In der zweiten Hälfte des folgenden Jahrhunderts zeigt Herrad von Landsberg († 1195) in dem aus 75 Distichen bestehenden Gedicht De lapsu carnis (Hortus deliciarum S. 153) noch keine wesentliche Verschiedenheit: der Reim ist durchgesetzt, aber der einsilbige ist in der Minderzahl und ist sogar einmal ungenau, faciet : vidit S. 157; und zweimal wird est gebunden mit requies und fames 153. 154. Der zweisilbige ist öfter ungenau. Ein Paar Mal erscheint der dreisilbige im Pentameter, 672 152

S. 154 fervet avaritia, rumpitur invidia,
156 quidquid in hoc oritur praeterit et moritur.

Von dem dreifachen, der nicht selten ist, verdienen einige Beispiele angeführt zu werden: im Hexameter,

(f) 153 est opus ut comedat, rursum bibat atque quiescat,
155 sunt illic vermes serpentes atque dracones.

zugleich mit einem dreisilbigen Binnenreim.

153 perpetitur culices pulices et mille dolores.

mit Wiederholung desselben Worts,

155 quidquid eos torquet, sic torquet ut esse reservet,

im Pentameter,

154 mentem perturbant dilacerant hebitant.
marcent praetereunt intereunt pereunt.
156 nam mihi ut licuit, paruit ut potuit.

Weiter bemerke ich,

(g) 155 ieiuna, vigile, commissa pia prece vela,

(h) 153 esurit atque sitit comedit bibit atque quiescit:
(k) 156 quae volui fuit, tua iussa salubria sprevit:

der rührende Reim zeigt sich öfter: im Hexameter,

(n) 154 hunc spes impellit, formido tremorque repellit.
155 ne careas vita, ludos spectacula vita:

im Pentameter,

155 appete quod prodest, respue quidquid obest.
156 si finis bona est, nec tibi finis obest.
mortem non adimunt, vivere non redimunt.

aber auch der unerlaubte wird zugelassen, im Hexameter,

155 ut fugias mortem vivens infer tibi mortem.
158 ut victor mortis aditur (l. aditum) claudat tibi mortis,

im Pentameter,

157 nam quicunque perit, se quoque teste perit.

In den Eclogen des Metellus von Tegernsee (Canisii lect. antiq. III 2, 179) hat der Hexameter zweisilbige, meist genaue Reime, denn sie fallen nicht, wie der Herausgeber meint, in 673 das Jahr 1060, sondern sind, nach dem Zeugnis, das Basnage 153 beibringt, um ein Jahrhundert jünger. Hier also war der weitere Schritt gethan, nämlich der einsilbige Reim völlig ausgewiesen.

In diese Zeit setze ich ferner, des durchgeführten zweisilbigen Reims wegen, die aus etwa 300 Hexametern bestehende Apologia pro schola Wirzeburgensi, die Pez thesaurus anecdotorum I 1, 189—199 aus dem Codex, der Fromunds Gedichte enthält, hat abdrucken lassen: endlich sechs Hexameter, die Mone (Anzeiger 1837 S. 485) aus einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts als Inschrift gleichzeitiger Gemälde mitgetheilt hat.

Von den Gedichten des Archipoeta, der mindestens bis zum Schluss des zwölften Jahrhunders gelebt hat, gehören zwei hierher. Das sechste nämlich enthält 22 Hexameter und geht dann in Strophen über. Dort trägt jede Zeile einen zweisilbigen und genauen Reim; unter diesen könnte man dicebant: videbant 10. fieri : videri 15 als eine Annäherung zum dreisilbigen betrachten. In dem dritten Gedicht sind die beiden ersten Hexameter reimlos, der dritte, vierte und einundzwan-

zigste haben die gewöhnlichen leoninischen Reime, bei den übrigen ist immer das eine Reimwort aus zwei Wörtern zusammengesetzt, immense : regimen se. cuius : manu ius. flos es : eos es. vivas : consilii vas usw., ein Kunststück, das früher nicht vorkommt, das er aber auch in seinen strophischen Liedern angewendet hat, z. B. vereor te : forte II 43. penes te : veste II 77. nec thus : electus V 2. indiscrete : de te VIII 4.

Noch weiter wird die Künstelei getrieben, und zwar mit sichtbarem Wohlgefallen, in einem Gedicht, das die Überschrift Omne punctum führt und das Friedrich Jacob (M. Reineri Alemanici Phagifacetus et Godefridi Omne punctum. Lübeck 1838) aus einer zu Lübeck befindlichen Pergamenthandschrift herausgegeben hat. Aus einer Heidelberger Papierhandschrift vom Jahre 1452 hatte Mone im Anzeiger 1834, S. 159 schon Mittheilungen gemacht: er nennt den Dichter einiger Anspielungen wegen Gottfried von Thiemen nach einer Stadt in Brabant, legt ihm noch andere Gedichte bei und setzt ihn in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Vielleicht ist er älter, und sicher bleibt nur, dass er Gottfried hiess, indem er sich am Schluss selbst so nennt. Dies Gedicht verdient besondere Aufmerksamkeit, da es scheint, dass der Verfasser von allen Arten des leoninischen Reims Beispiele hat geben wollen. Von den 340 Hexametern, aus denen es besteht, enthalten die ersten 177 sämmtlich jenen eigenthümlichen, bei dem Archipoeta bemerkten Reim, der aber, um die Schwierigkeit noch mehr zu erhöhen, zugleich und ohne Ausnahme ein rührender sein muss, und [674] zwar ein regelrechter mit Verschiedenheit der Bedeutung. Er [154] ist nicht bloss zweisilbig, sondern auch öfter drei- und viersilbig, und manchmal wiederholt sich derselbe in zwei Zeilen. Ich gebe einige Beispiele,

1 Criste, regis qui nos, in me sensus rege quinos:
custodemque datae vitae mihi, supplico, da te.
hostem, ne sua vis noceat, rex pelle suavis,
nec queat hac veluti victor gaudere vel uti.
26 omnis honoratae legis datus est honor a te,
spesque timoratae mentis venit et timor a te.
98 cuncta sacravisse docet alma dei sacra vis se.
dona sacramenti prosunt sane sacra menti

nec male vementi sunt congrua sanave menti.
Cristus agi tantum bona vult bona dux agitantum.
hostis agi tantum mala vult mala dux agitantum.
171 prospera sors quamvis det opes et opem tibi quam vis.
commodius quamvis rem confert ius tibi, quam vis.
dives cum dator es, hilares imitare datores.
et dandas dato res hunc, qui bona cuncta dat, ores.
spem qua te reris auctum fuge ter quater aeris.
rem re nitentes cumulare foris, renitentes
fronte, retinentes fidei qua non retinent aes.

Mit Zeile 177 tritt ein anderes Gesetz ein. Der aus zwei Wörtern gebildete Reim ist nicht mehr nothwendig und erscheint nur einzeln (185. 192. 193), wo er dann nicht rührend ist; auch wird der gewöhnliche zweisilbige zugelassen und zuweilen noch angehäuft, z. B.

186 aeris eris praedis. si non veris homo credis.
190 aeris amor, curis, si quem miseris agis, uris.

Mit Zeile 194 beginnt eine neue Verschiedenheit, von welcher hernach die Rede sein wird, wo jener aus zwei Wörtern bestehende Reim in den Endreimen (213. 229. 240. 325. 331. 339) und Binnenreimen (213. 229. 231. 258—281. 302. 335) häufig erscheint.

Merkenswerth, dass in dem anderen mit dem Punctum und schon früher (im Jahre 1488; vgl. Theoduli ecloga ed. F. G. S. Schwabe p. 24) herausgegebenen, aus 439 Hexametern bestehenden Gedicht Phagifacetus seu de moribus in mensa requisitis,*) 675 ebenfalls aus ungewisser Zeit, dessen Verfasser Magister Reinerus 155 Alemanicus de Saxonia genannt wird, ein absichtlicher Reim nur in einem Sprichwort vorkommt,

166 quadrupes in plano quandoque cadit pede sano,
non mirere, bipes, si labitur ergo tibi pes.

wo bipes : tibi pes ein zweisilbiger jener Art ist.

In die Zeit des Archipoeta werden die Lehren des Cato gehören, aus welchen in den Fundgruben 2, S. 105 und von Schuch S. 67 einiges mitgetheilt ist; * es ist eine Umschreibung

*) [Vgl. Reineri Phagifacetus addita versione Sebastiani Brantii rec. Hugo Lemcke. Stetini MDCCCLXXX. Begrüssungsschrift der Stettiner Philologenversammlung.]

der alten Disticha Catonis in einer Handschrift zu Stuttgart, der Verfasser nennt sich Martinus. Pfeiffer.*) Zarncke 185. 186.*: die Reime sind ohne Ausnahme zweisilbig und rein. Ferner die Inschriften in der Basilica zu Hersfeld, die man in den Werken Hrabans 6, 234 findet, und die Siegelinschriften italienischer Städte, die Fr. Böhmer in Mones Anzeiger 1839, S. 259 f. bekannt gemacht hat.

Betrachtet man die abermals gesteigerten Künsteleien in zwei Gedichten von der Zerstörung Trojas (am vollständigsten bei Méril S. 309. 400), so ist man geneigt, sie in das Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu setzen. Ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, dass die Reime nicht bloss durchaus zweisilbig und durchaus genau sind, sondern dass auch ohne Ausnahme derselbe Reim in jedem Distichon durchgeführt, ja in dem ersten Gedicht ein Paar Mal in zwei auf einander folgenden Distichen wiederholt wird, z. B.

S. 312 urbsque beata satis, urbs primae nobilitatis,
dives honoratis dantibus absque datis.
regna beata satis donec nocuere beatis
praedo voluptatis et mala rapta ratis.

Noch überboten werden diese Schwierigkeiten durch weitere Anhäufungen des Reims in dem Prolog, den ich deshalb hersetzen muss.

S. 309 Pergama flere volo, fato Danais data solo:
solo capta dolo: capta, redacta solo.
exitiale sona, quae prima tenes Helicona,
et metra me dona promere posse bona.
est Paris absque pare; quaerit, videt, audet amare;
audet temptare furta, pericla, mare.

Zu dem Archipoeta bemerke ich fidum : qui, dum S. 403, hier der einzige Reim dieser Art. Einzelne in dieser Weise gereimte Distichen, darunter die Inschrift auf einer Glocke, weist Méril S. 210 nach, andere Künsteleien Schuch S. 72—81. Ich kann hier die Betrachtung des leoninischen Reims schliessen, der in den folgenden Jahrhunderten fortdauerte, ohne eine neue Seite zu zeigen.

*) [S. unten Pfeiffers Brief.]

676 156 Es ist leicht zu begreifen, dass nicht jeder sich dem Zwang dieses Reims unterwarf, selbst nicht zu der Zeit, wo er in seiner höchsten Blüthe stand. Dahin gehört der Dichter des Isegrimus aus dem Anfang und des Reinardus aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts (so wird ungefähr ihr Alter bestimmt), die beide in Distichen abgefasst sind. Ferner Günthers Ligurinus in Hexametern vom Jahr 1200*) und ein Versuch, den Eingang von Wolframs Wilhelm zu übersetzen, aus dem dreizehnten Jahrhundert (bei Lachmann XLIII. XLIV). Die Distichen des Poenitentiarius (Reinhart Fuchs 397) zeigen aber häufig den Reim und zwar den einsilbigen; stände nicht ein anderer Grund entgegen (vgl. Reinhart CLXXXV), so müsste man glauben, das Gedicht sei nicht in das dreizehnte Jahrhundert zu setzen, sondern bedeutend älter.

Hier ist einer besonderen Erscheinung zu gedenken, die mit dem leoninischen Reim in einem gewissen Zusammenhang steht, aber zugleich auf das einfache Reimpaar, von dem hernach die Rede sein wird, hindeutet. Man band nämlich, wiewohl ziemlich selten, zwei Hexameter oder ein Distichon bloss mit Endreimen. Zwar fanden sich schon bei den Klassikern manchmal zwei Hexameter auf diese Weise vereinigt, aber hier ist eine absichtliche und regelmässige Durchführung gemeint. Das merkwürdigste Beispiel liefern die Distichen des schon im elften Jahrhundert gedichteten Luparius (Reinhart Fuchs 410), der vielleicht noch älter ist**); denn wir begegnen darin nur einsilbigen, aber genauen Reimen. Ich will die vier ersten Distichen anführen,

Sepe lupus quidam per pascua leta vagantes
arripuit multas opilionis oves.
ledere raptorem postquam virtute nequivit,
illaqueare dolo pastor eum studuit;
nam rigidam flectit tanto conamine quercum,
ut caput illius tangere possit humum,
et capiti flexo laqueus sic nectitur unus,
mobilis ut laqueum detineat baculus.

*) * Ligurinus ist unecht. *

**) * Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung S. 136 Anm. fragt »von Marbodius?«. Endlicher Codd. Vindob. 1, S. 171. *

Dieser Reim giebt zugleich ein sicheres Mittel an die Hand, die eingeschobenen Stellen zu unterscheiden, weil diese den gewöhnlichen, aber auch noch einsilbigen leoninischen Reim zeigen. Dergleichen unechte Distichen stehen 9—12. 43 und 44. 63—66. Ein anderes Beispiel (Méril S. 80) gewähren vier Distichen des Papstes Calixtus II († 1124), wo aber der Reim zweisilbig ist. Hexameter ebenfalls mit zweisilbigen Endreimen, zwischen 1088—1160 abgefasst, weist Schuch S. 68—69 nach, andere [677] Méril S. 80 Anm. 1. Die wichtigsten darunter sind der Pilatus [157] (Mones Anzeiger 1835, S. 435) und der Facetus (Wiggerts Scherflein 2, S. 6): ich bemerke dazu noch ein Räthsel aus dem zwölften Jahrhundert (Mones Anzeiger 1838, S. 41) und die lateinische Übersetzung von Freidanks Sprüchen, die am vollständigsten in dem alten, höchst seltenen Druck (ohne Jahr und Ort) erhalten ist.

Das vorhin (S. 153 [289]) erwähnte Gedicht Punctum führt mit unersättlicher Reimlust in seiner zweiten Hälfte von Zeile 194 bis zu Ende diese Form noch weiter: es bindet nicht bloss zwei Hexameter, sondern auch drei und vier mit demselben zwei- oder dreisilbigen Endreim. Es fügt diesem noch einen Binnenreim hinzu, der mindestens zweisilbig, häufig auch dreisilbig sein muss. Und das ist noch nicht genug: es wird öfter ein zweiter Binnenreim hinzugesetzt, so dass dann fast alle Wörter gebunden sind. Ich gebe Beispiele von den verschiedenen Abstufungen,

194 Iurgia vites, ne mala lites pugna sequatur:
ira tepescat, lingua quiescat, lis reprimatur.
si det oluscula mensa minuscula pace quieta,
non pete grandia largave prandia lite repleta.
sunt mediocria vitaque sobria congrua sanis,
est lascivia, quae convivia captat, inanis.
204 prodiga laute, provida caute plebs epulatur:
ebria vano, sobria sano more notatur.
208 rara modestia, multa molestia litigiorum
cum potoribus ac lusoribus est deciorum.
222 cum sua non det, cui dare spondet fraus baratonis,
est fugitivo tuta nocivo villa trudonis.
non epulae placuere gulae tenues epulonis:
seu baratrum bona cuncta patrum vorat os baratonis.

238 fallere callet, callida fallet fraus meretricis:
respue basia quae dat amasia talis amicis.
si mediteris, quanta teneris reddere, quis sis,
recta sequeris, quas male quaeris rebus omissis.

282 Non dubito mea quin subito metra livor inique
corripiat, nec suscipiant, qui saevit ubique.
non vereor nec obesse reor, si culpet inique
falsidicus, quae veridicus commendat iniquis.

678 158 Der Binnenreim kann sich auch in der nächsten Zeile wiederholen,

218 scurra crumenam post breve plenam sic vacuabit,
ac alienam post modo cenam saepe vorabit.

Wie in dem ersten Theil des Gedichtes Z. 1—177 der Endreim und der Reim in der Cäsur ein rührender sein muss und einer davon aus zwei Wörtern bestehen, so ist dies Z. 258—281 auch auf den Binnenreim angewendet, z. B.

258 sperne dolosum. saepe dolo sum, crede, gravatus.
linque dolosi verba, dolo si sit male fatus.
non vitiosis par vitio sis; si comitaris
hos vitiose, qui vitio se dant, vitiaris.

266 praedo minatur; praedominatur, si male partam
perditionem per ditionem vergit in arctam.
sperne rapinam, posse rapi nam scis rapientem.
inque rapinae vota rapi ne tu sine mentem.

272 cras, homo, vix eris; nt bene vixeris in nece tristi,
res opereris, quas ope reris profore Christi.

Auch erscheint einmal eine beinahe vollkommene Wiederholung aller Reime, wobei zum Theil dieselben Worte wiederkehren,

317 non tibi ius carum constat, sed ius epularum.
non tibi ius gratum constat, sed ius piperatum.

Noch ist zu bemerken, dass einige Male rührende Endreime mit gleicher Bedeutung zugelassen sind; man sieht daraus, dass der Dichter die Gesetze des deutschen Reims nicht kannte.

200 fundere sobria mens approbia dura cavebit:
lingua sed ebria non funebria bella cavebit.

264 legis iniquae scriptor, ini quae dictat honestas:
vincis, ad aptas si cor adaptas res et honestas.

299 tu veluti sentis luti foedissima sordes
clade luas diroque tuas cruciamine sordes.

Endlich zeigt sich eine Art Vermittelung zwischen der vier- oder sechsfachen Strophe und dem leoninischen Reim in dem Gedicht von der Übertragung des Leichnams des heiligen Dionysius Areopagita in das Emmeramskloster (Wolf über die Lais S. 466, vgl. S. 115), das von einem mit der metrischen Kunst wenig vertrauten Geistlichen etwa im zehnten Jahrhundert mag verfasst sein. Es besteht aus acht nicht vollständig erhaltenen Sätzen, die einmal der Strophe entsprechen und sich zu dem trochäischen Rhythmus neigen, aber im Ganzen wie Prosa lauten. In der Mitte und am Ende der langen Zeile steht jedes Mal ein Reim: bis zum fünften Satz ist er einsilbig, von da an zeigt er sich auch zweisilbig, gentes: prementes. auxilium: hostium. resedisset: tractavisset. tractare: explorare.

679
159

Diesen geschichtlichen Nachweisungen lasse ich einige Betrachtungen folgen. Der leoninische Reim mit seinen verschiedenen Abstufungen erscheint bei den römischen Klassikern und bereits bei Lucretius als etwas Herkömmliches und kann seiner Natur nach nicht als eine neue Erfindung gelten. Die lateinische Sprache mit ihren volltönenden Endigungen brachte ihn häufig von selbst hervor, und es würde, auch wenn man die Absicht gehabt hätte, schwierig gewesen sein, ihn zu verbannen: ausserdem schmeichelte der Gleichklang dem Ohr zu sehr, als dass man ihn hätte abweisen sollen. Dass er unbemerkt geblieben sei, wird niemand behaupten wollen; ich glaube vielmehr, man hat Wohlgefallen daran gehabt und ihn nicht bloss zugelassen, sondern auch gefördert, nur niemals mühsam herbeigeführt. Die deutschen Nachahmer des alten Versmasses, denen so viele Mittel abgehen, haben ihn, wahrscheinlich weil sie etwas Barbarisches darin erblickten, sorgfältig vermieden; auch wäre er allerdings bei ihnen viel auffallender hervorgetreten. W. Wackernagel (Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters S. IX) hat gezeigt, dass der syntaktische Parallelismus in den Hauptabschnitten beider Versarten darauf hingewirkt und ihm seinen Platz angewiesen habe, wo er dann einen Mittelreim bildete. Wenn er auch am Häufigsten an dieser Stelle vorkommt, so war er doch daran nicht gebunden: er durfte auch in einem anderen Fuss stehen, zum drei- und vierfachen heran-

wachsen oder sich in Binnenreime zurückziehen. Da ihn kein Zwang hervorrief und er alle Zeit in der Minderzahl blieb, so konnte er weder dem Dichter noch dem Zuhörer lästig werden: einen entschiedenen Vortheil sehe ich darin, dass er nur eine Silbe und selten die Wurzel eines Wortes ergriff; denn dadurch ward einem zu grossen Einfluss gewehrt, und doch bestand daneben die Freiheit, wenn es sich so fügte, den stärkeren zweisilbigen und zwar den genauen wie den ungenauen einfliessen zu lassen. Dieser Wechsel musste die Anmuth und Bedeutung der rhythmischen Gliederung erhöhen, und der Gebrauch des Gleichklangs war ebenso natürlich als kunstgerecht. Es änderte nichts, wenn ein Dichter ihn häufiger, der andere seltener anwendete, wobei der Zufall walten konnte, so wie es noch kein 680 Übermass war, wenn er in einigen Zeilen oder in ein Paar 160 Distichen ohne Unterbrechung fortgieng.

In dieser glücklichen Stellung beharrte er ohne wesentliche Änderung bis in die karlingische Zeit. Aber es pflegt zu geschehen, dass eine aus der Natur der Dinge hervorgegangene, glücklich entwickelte Form, wenn man ihre Bedeutung nicht mehr empfindet, der Freiheit beraubt und in ein starres Gesetz gebunden wird, das immer schwierigere Bedingungen auflegt. Von dem Schluss des neunten Jahrhunderts an erblicken wir den leoninischen Reim in beständigem Vordringen, bald im Kampf mit der alten Freiheit, bald in entschiedenem Übergewicht. Noch ist er einsilbig, aber im elften Jahrhundert erhebt sich der zweisilbige, der bisher nur vereinzelt erschienen war, und strebt nach der Herrschaft, die ihm nach langem Schwanken im Beginn des zwölften Jahrhunderts zufällt. Bei seinem schweren Tritt wird die erfolgte Umwälzung erst recht fühlbar. Sein voller Klang mag dann und wann, bei leichtem Fluss der Rede, gerne gehört werden, aber auf die Länge wird dies eintönige Geläute unerträglich. Im dreizehnten Jahrhundert treten weitere Anhäufungen des Reims und Künstlichkeiten aller Art hinzu, die jeden freien Athemzug des dichterischen Geistes ersticken.

XV.

Lateinische Strophe. Nichts scheint natürlicher als die Voraussetzung, dass die Dichter der lateinischen Kirchengesänge in der äusseren Form den Liedern des Volks gefolgt sind und dorther auch den Reim empfangen haben. Ob dieser schon in den saturnischen Versen, bei denen er in keinem Fall eine Nothwendigkeit war, muss angenommen werden, mag dahingestellt bleiben. Wir fragen, wann er zuerst in der einfachen, meist vierzeiligen Strophe des geistlichen Liedes sich zeige. Mit Absicht angewendet begegnen wir ihm zuerst bei dem mailändischen Bischof Ambrosius, einem Gallier, der bis zum Ende des vierten Jahrhunderts lebte. Ihm wird eine grosse Anzahl von Hymnen beigelegt, unter welchen die echten zu unterscheiden schwer fällt. Die Benedictiner haben in dem zweiten Theil seiner Werke (Paris 1860 S. 1219—1223) zwölfe ausgewählt, welche durch alte Zeugnisse gesichert sind, geben aber zu, dass unter den übrigen sich noch echte befinden können. Es wird am sichersten sein, aus jenen Beispiele zu wählen. Zuerst zwei Strophen ohne allen Reim, conditor : regis : tempora : fastidium I. concinat : concrepet : amor : sobria II. Strophen mit 681 zwei reimlosen Zeilen und einem Reimpaar, clauserit : noctium. 161 nesciat : reluceat II. luminis : virginis. conditor : ecclesiae XII. Zwei vollkommene Reimpaare, tempora : gratia. veritas : ecclesias III. viris : dividis. dentibus : cibus V. gaudium : credentium. pocula : carmina XII. Dabei ein ungenauer Reim, respice : corrige. cadunt : solvitur I. Drei gleiche Reime und eine reimlose Zeile, redit : refunditur : conditur : revertitur I. gentium : virginis : saeculum : deum IV. regat : corpore : ferveat : nesciat VII. pervia : gratia : permanet : saecula XII. die : preces : adiuves : solvimus II. princeps : duces : milites : lumina VIII. Mit geringer Abweichung einer Zeile auch einmal vier gleiche Reime, dedit : criminis : diluit : sustulit III. Endlich, wenn es nicht Zufall ist, einmal überschlagende, lubrico : somnient. dolo : suscitet II. Man sieht, der Reim, der am häufigsten einsilbig ist, aber auch zweisilbig, ja dreisilbig sein kann, wird angestrebt, ist aber nicht nothwendig. Die neunte, zehnte und elfte Hymne habe ich bei

diesen Beispielen unberücksichtigt gelassen: sie werden zwar von Hincmar dem Ambrosius beigelegt; da dies aber auch mit anderen, gewiss unechten geschieht, so ist sein Zeugnis nicht von grossem Gewicht. Ich bezweifle ihre Echtheit und halte sie für später, weil der Reim darin schon vorgerückt ist. Er fehlt hier kaum in einer Zeile und ist nur einige Male ungenau, intulit: munere IX. paraclito: secnlum IX. somnolentiam: obruat X. luminis: dies X. Sonst zwei regelmässige Reimpaare, wie concinat: ambiat: sequentium: exordium IX. supplices: amputes: canentium: perpetuum IX. trinitas: unitas. igneus: cordibus XI. carmine: vespere. gloria: saecula XI. Auch einmal vier gleiche Reime, artubus: surgimus: canentibus: deposcimus IX; einen rührenden habe ich nicht bemerkt. Die Sammlung von Hymnen, die den Namen des Ambrosius trägt und höchst wahrscheinlich noch echte, ihm zugehörige enthält, besteht aus Kirchengesängen, die in gleichem Geist wie in gleicher Form von mehreren sind gedichtet worden. Schon in dem neunten Jahrhundert ward ein ansehnlicher Theil davon ins Deutsche wörtlich übersetzt; ich bediene mich der Ausgabe von Georg Fabricius (Basel 1554) und von Jacob Grimm (Göttingen 1830). Für die jüngsten darunter halte ich diejenigen, in welchen der Reim und wiederum der genaue am häufigsten sich zeigt, der ohne Zweifel allmählich und gradweise vorgeschritten ist: dahin gehören in der Göttinger Sammlung II. VI. XIX. XXI. XXIII. Im Ganzen erscheinen dieselben Verschiedenheiten und Abstufungen des Reims, die ich bei den anerkannten Hymnen des 682 Ambrosius nachgewiesen habe. Ich enthalte mich also weiterer 162 Beispiele; nur das scheint mir merkenswerth, dass unter den vieren, die in keiner als in der neueren Sammlung sich befinden, drei sind (II. XIV. XVII.), in welchen die meisten reimlosen Strophen vorkommen: diese nämlich könnten zu den ältesten gehören, vielleicht noch vor Ambrosius gedichtet sein. Dagegen rechne ich einen Hymnus (XIX) zu den jüngeren, wo auffallend oft die vier gleichen Reime angewendet sind, rutilat: intonat. iubilat: ululat 1. gemitibus: doloribus: dominus: angelus 4. apostoli: domini: crudeli: impii 5. angelus: mulieribus: dominus:

quantocius 6. Einzeln erscheinen die vier Reime auch anderwärts XXI 1. XXIII 2. XXVI 4. Fabricius S. 363. 785—790. Ebenso der vorangehende Grad, drei gleiche Reime mit einer bloss assonierenden oder ganz reimlosen Zeile, II 6. VI 2. XIX 9. 10. XXI 3. 4. 6. XXIII 4, bei Fabricius S. 794. 799. 790. Den rührenden Reim habe ich mehrmals bei dem Hilfsverbum gefunden, agius es : ipse es II 5. orandum est : deprecandus est XVII 1. Christus est : agnus est : azyma : oblata est XXI 4. Sodann mortalis : immortalis (Fabricius S. 805); in den Hymnen gehören sie zu den ältesten Beispielen von diesem Reim. Der zwei- und mehrsilbige fehlt nicht, lucis : crucis VI 3. lumine : domine XIV 1. semine : spiramine Fabricius S. 792. surgentibus : dicentibus XXIII 1. potentialiter : personaliter Fabricius S. 788. Als eine besondere Freiheit betrachte ich die Wiederholung moriatur vita omnium : resurgat vita omnium XX 7. Dagegen ist die Strophe contines : nomen tuum. regnum tuum : voluntas tua II 7 als eine reimlose zu betrachten. Gehören die sieben Hymnen auf die Schöpfungstage dem Ambrosius zu, dem sie beigelegt werden (Fabricius S. 363—366), was wohl möglich ist, so zeigt sich bei ihm schon die Wiederholung desselben Reims in der nächsten Strophe, Lumini : terminum : mensium : notissimum. Omnium : mentium : vinculum : criminum.

Vor Ambrosius hätte ich drei andere nennen müssen, weil ihre Hymnen zum Theil in eine etwas frühere Zeit, etwa in die Mitte des vierten Jahrhunderts, fallen können; allein es schien mir besser, jenen voranzustellen, der die Strophenform in den lateinischen Gedichten geltend machte. Ich meine den Damasus, Hilarius und Prudentius. Die Gedichte des Papstes Damasus, der ein Spanier von Geburt war und im Jahr 384 hochbejahrt starb, sind fast alle in Hexametern abgefasst, und man kennt von ihm nur zwei strophische Hymnen. Die Echtheit der einen auf den heiligen Andreas (Bibl. max. 27, 83[a]) wird bezweifelt: der Reim ist darin wie bei Ambrosius behandelt. Es finden sich in den fünf Strophen, aus welchen sie besteht, reimlose Zeilen und Reimpaare mit genauem und ungenauem Reim, provehit : diligit. praeparat : gaudia und languidos : suscipe. vic-

658 168

toriam : patriam. Die andere auf die heilige Agathe (Bibl. max. 27, 83[b]. Fabricius S. 773. Méril S. 118) von sechs Strophen gilt für echt, wird aber von einigen dem Prudentius beigelegt. Sie kann weder diesem noch dem Damasus zugehören, sondern muss später verfasst sein; denn es kommen bis auf die geringe Abweichung in fugiens: opem 5, 1 regelmässig nur genaue Reimpaare darin vor. Dass Hilarius, Bischof von Poitiers, in der Mitte des vierten Jahrhuuderts Kirchenlieder gedichtet hat, ist durch Zeugnisse sichergestellt, aber der Hymnus de epiphania, den Fabricius S. 792 und Méril S. 117 ihm beilegen, ist gewiss unecht und viel später, da die Strophen genau durchgereimt sind. Dagegen beginnt das alte Antiphonarium des Klosters Benchor (Muratori Anecdota ex Ambrosianae bibliothecae codicibus 4, S. 127) mit einem dem Hilarius beigelegten Hymnus auf Christus, der echt zu sein scheint. Der Reim fehlt noch öfter als bei Ambrosius und zeigt, wo er angewendet wird, gleiche Abstufungen; ich hebe nur den rührenden ingenito : unigenito heraus. Der Spanier Aurelius Prudentius aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, in hohen Würden lebend und klassischer Bildung zugewendet, gebraucht in seinen umfangreichen Kirchenliedern (Fabricius S. 40 ff.) den Reim nur selten, obgleich er offenbar nicht zufällig ist, praescii : spei. libri : dei (41). gaudium : prospera : mala : omnia (42). nubila : turbida (42).

Betrachten wir die folgenden Jahrhunderte, so begegnen wir bei Sedulius aus der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts in der Hymne auf Christus (Méril S. 142) keiner Strophe ohne Reim: in den Reimpaaren ist er genau und ungenau. Bei ihm drei rührende Zeilen, gurgitis : attulit : detulit : sustulit. Auch Venantius Fortunatus, Bischof zu Poitiers, der am Ende des sechsten Jahrhunderts starb, lässt keine Strophe ohne Reim zu: der genaue herrscht vor, und die vierzeilige Strophe ist öfter durchgereimt. Auch er lässt einmal den Reim in der nächsten Strophe wiederkehren, Floruit : edidit. protulit : permanet. Pertulit : extitit : condidit : induit (Fabricius S. 694). Diese Anhäufung ausgenommen, stehen die Reime des Papstes Gregor I, eines Zeitgenossen des Fortunatus, auf gleicher Stufe (Fabricius S. 783—784. 795—796. 800. 801). Das Bruchstück eines Liedes

auf den Sieg Chlotars II über die Sachsen im Jahr 622 (Méril S. 239), das bald hernach wird gedichtet sein, weist auf die Strophe mit vier gleichen zweisilbigen Reimen. Bei Alcuin kommt die Strophe mit vier gleichen einsilbigen Reimen (Opera [684] 2, S. 294 Froben) zum Vorschein. Hraban, der den Übergang [164] des achten ins neunte Jahrhundzrt macht, scheint in seinen vierzeiligen Hymnen (Opera Colon. 1626. 6, 221—228), die sich der gewöhnlichen Form anschliessen (er hat auch einige in lateinischen Versmassen gedichtet), die alterthümliche Weise des Ambrosius zum Muster genommen zu haben. Wir finden bei dem Reim dieselben Abstufungen: die Strophe besteht aus zwei Reimpaaren mit verschiedenem Reim, z. B. homo : natio. mortuam : machinam 5, 1, oder ist durchgereimt, z. B. plebium: novum : omnium : criminum 6, 1. Der Reim ist genau und ungenau: er kann in einem Reimpaar fehlen, z. B. optime : dirige. tibi : munera 5, 5. dedicant : expians. flumina : artifex 6, 2; ja es gibt Strophen, die ganz reimlos sind, z. B. munera : gentium. mysterio : gloriam 5, 2, oder coinquinet : portio. mansio : conferat 6, 4. Umsomehr fällt es auf, dass Hraban in einem grösseren Gedicht De fide catholica (S. 209—213), das aus Strophen von drei Reimpaaren besteht, den Reim und zwar den genauen (mit der geringen Ausnahme terminus : incendium 212 F), der manchmal zweisilbig, sogar dreisilbig ist, streng durchgeführt hat. Man muss glauben, wofür auch andere Gründe sprechen (vgl. Bähr drittes Supplement S. 106), dass das Gedicht untergeschoben und das Distichon am Schluss, das ihn als Verfasser nennt, unecht sei. Ich will daraus den mit dem Hilfsverbum gebildeten rührenden Reim, der in den Hymnen Hrabans nicht erscheint, anführen, ubi es : lapsus es 210 H. pulsus est : ministratus est 211 G. expulsus est : liberatus est 212 E. confractae sunt : liberati sunt C. Walefried Strabo behandelt in ein Paar Hymnen (Canisii lectiones antiquae II 3, 209. 225—227 Basnage) den Reim ebenso wie sein Lehrer Hraban. Er fehlt in einigen Strophen durchaus, in anderen halb, oder das doppelte Reimpaar ist angewendet: ich habe keine Strophe gefunden, worin ein Reim durchgeführt wäre, wohl aber moribus : iucundissimus. gratia : ditissimus. Zu Hraban und Walefried gesellt sich noch

Ratpertus (Canisius II 3, 202), der in das Ende des neunten Jahrhunderts fällt. In dem Lied auf die Zerstörung des Klosters Montglonne im Jahr 848 von 39 Strophen (Méril S. 255) halten sich bis auf wenige Ausnahmen vierfache, einsilbige und zweisilbige, immer genaue Reime ziemlich das Gleichgewicht. In einer Hymne von Notker Balbulus (Canisius II 6, 218—219), der im Jahr 912 starb, ist jede der zwölf Strophen durchgereimt, aber die zweisilbigen Reime wiegen vor. Zwei Lieder, eins auf Rom, das andere auf einen Knaben, aus einer Handschrift des zehnten Jahrhunderts (Méril S. 239. 240) zeigen in 685 jeder der drei Strophen, aus welchen sie bestehen, durchgereimte 165 Zeilen. Da aber die Reime sämmtlich zweisilbig und genau sind, so kann ich der Vermuthung bei Méril (S. 239 Anm. 5), wonach die Gedichte in das siebente Jahrhundert gehören sollen, nicht beitreten. Mit der Ausbildung des Reims in dieser Zeit steht in auffallendem Widerspruch der Leich von den beiden Heinrichen, der in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts gedichtet ist; denn darin sind die Reime einsilbig und ungenau, vielleicht weil es schwer war, lateinische und deutsche Wörter in vollen Gleichklang zu bringen. Ein Hymnus Fulberts, Bischofs von Chartres, der im Jahr 1029 starb, ist in allen fünf Strophen regelmässig (Fabricius S. 708): jede enthält zwei Reimpaare mit ein- oder zweisilbigem, fast ganz genauem Reim. In der lateinischen Übersetzung des deutschen Liedes Radperts auf den heiligen Gallus (Méril S. 156) von Eckehart IV, deren Strophen aus fünf Reimpaaren bestehen, hat der zweisilbige, immer reine Reim entschieden die Oberhand. So verhält es sich ferner in den Gedichten aus dem Ende des elften Jahrhunderts, in den Liedern auf den Tod Wilhelms des Eroberers im Jahr 1087 (Méril S. 294), in dem Gesang auf den ersten Kreuzzug (Méril S. 297), aus dem ich den rührenden Reim passus est : perforatus est : confixus est : redemptus est anführe, und in der Hymne auf Maria Magdalena (Méril S. 150). In diese Zeit oder etwas später sind jene merkwürdigen, ins Lateinische übertragenen, im Anhang zum Waltharius bekannt gemachten Volkslieder zu setzen. Bei Herrad von Landsberg in der Mitte des zwölften Jahrhunderts finden sich nur noch

wenige einsilbige Reime. Ihre Neigung zum Gebrauch des Reims zeigen (wenn sie ihr zugehören) zwei Gedichte (S. 160. 161 bei Engelhardt), in welchem der innere, der doppelte, der überschlagende und der Endreim neben einander angewendet sind, wie es sich gerade fügte, z. B.

> mundus abit sine munditia nec sorde carebit,
> illius in amicitia qui corde manebit.
> cuncta ruunt velut unda fluunt, nihil est sine naevo:
> quid variabile, quid nece labile coepit ab aevo:

auch dér dreifache,

> tu male trux, es ad inferna dux, ubi nulla viget lux:
> lutea fex, certissima nex, est quod tua dat lex.

Durchgedrungen ist der zweisilbige in den Hymnen eines Unbekannten (Fabricius S. 810—815), deren Zeit danach wird zu bestimmen sein, ebenso in den vierzeiligen Strophen der Carmina Burana (No. 106. 168. 169. 175. 178), des Gedichts von dem jüngsten Gericht (Haupts Zeitschrift 3, S. 523) und der von Th. Wright (London 1844) herausgegebenen Mysterien und Gedichte, sodann, was wegen ihrer bedeutenden Zahl am entscheidendsten ist, bei dem Archipoeta, der in einem Lied ziemlich oft auch dreisilbige zulässt, wie potentialiter : naturaliter : spiritualiter : qualiter I 7. somnia : omnia : latentia : sapientia I 11. temeritas : veritas I 12. moritur : oritur I 15. copia : inopia. nobilia : similia I 40. Drei dreisilbige und ein zweisilbiger, fruentibus : bibentibus : deficientibus : sumptibus I 45. Noch weiter geht Floram deprehendit : Flora reprehendit S. 79. Häufiger als bei Früheren wird bei ihm derselbe Reim in der folgenden Zeile fortgeführt, so dass er als achtmalige Wiederholung erscheint, dahin I 35 und 36. 38 und 39. V 1. 2. IX 3 und 4. 5 und 6. 7 und 8. X 3. 4. S. 83, 34. 35. Den rührenden habe ich nur einmal bemerkt, patitur : compatitur. pungitur : compungitur I 22. Auf die letzte Spitze getrieben ist die Regelmässigkeit in den nahe aus 400 Strophen bestehenden Gedichten des Gilbertus (herausgegeben von L. Tross. Hamm 1849), der in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts fällt, ferner in der Klage über den Tod des heiligen Thomas von Canterbury im Jahr 1178 und in dem Lied auf den dritten Kreuzzug im Jahr 1189 (alle

686 166

drei bei Méril S. 411—420). In dem aus 145 Strophen bestehenden Gedicht von dem heiligen Alexius (Altdeutsche Blätter 2, S. 273) und in der ebenfalls umfangreichen Visio Fuliberti Méril S. 217—230) ist jede Strophe mit vier zweisilbigen genauen Reimen ausgestattet. * Strophen in der mittellateinischen Hofdichtung in Modus Carlemanninc, Modus florum usw. nachgewiesen von Fröhner in Haupts Zeitschrift 11, S. 1—29. *

XVI.

Romanische Strophe. Das älteste Denkmal, das sich bei den Romanen erhalten hat, ist das mindestens ins neunte Jahrhundert gehörige französische Lied auf die heilige Eulalia. Es lässt sich in sieben vierzeilige Strophen abtheilen, deren Reim einsilbig und einige Male genau, meist aber frei ist, Maximiien : pagiens 12. 13 und element : empedementz 15. 16 kann man als zweisilbig betrachten; vielleicht steckt hier ein Fehler, da die vierte die einzige Strophe ist, wo der Sinn nicht schliesst, sondern in die folgende übergeht. Am Ende sind die Worte par souue clementia zugefügt, die nicht eigentlich zu dem Gedicht gehören. Der Dichter sagt, er habe sich die Kirchenlieder zum Vorbild genommen; ich beziehe das auf den geistlichen Inhalt und die Melodie: die strophische Form aber konnte 687 im Volkslied bekannt sein; vgl. F. Wolf, Lais S. 117. * Die Passion 167 Christi vom Jahre 1000 (aus 10 Strophen) ist in der vierzeiligen Strophe abgefasst wie die Eulalia. Leodegar, ebenfalls aus dem zehnten Jahrhundert, besteht aus Strophen mit drei Reimpaaren. Vgl. oben S. 97 [= S. 233]. * Der Zeit nach folgt das in normännischer Mundart verfasste, wahrscheinlich in das elfte Jahrhundert gehörige Lied auf Alexis (Haupts Zeitschrift 5, S. 302; vgl. die trefflichen Anmerkungen von Diez in den Altromanischen Denkmälern S. 114) von 125 Strophen. Diese sind in der Regel fünfzeilig, nur ein Paar Mal vierzeilig, eine ist dreisilbig; das doppelte Reimpaar war also nicht anwendbar, und jede Strophe ist durchgereimt. Kaum ein Paar Mal ist der Reim genau, adaisement : gentement : belament : nient : talent 10. largent : gent : discumbrement : nien : talent 106, und mit geringer Abweichung leprus : palazinus : languerus : malendus : dolur 111. Der einsilbige

ist noch überwiegend, der zweisilbige hat am häufigsten in der ersten Silbe ein e, so bele : nacele : acertes : converset : cesset 17. mudede : pedre : dunethe : frere : returnerent 24, und ähnlich 27. 29. 48. 53. 76. 80. 85. 94. 98. 100. 113. 114. 116. 117. 119. 121. Doch kommen auch andere Vocale vor, cartre : alascet : pape : guardet : Esauie 75. cartre : barbe : messages : repairasses : reconfortasses 78; vgl. 90. dutance : angeles : estranges : anames : grande 122. peitrine : medisme : enhadithe : avoglie : vedisse 87. servisse : vide : replenithe : dire : medisme 123. apostolie : noise : goie : adiutorie : tolget 101; vgl. 125. canuthe : retenude : cure : aparude : absoluthe 82. aventure : porteure : venude : feude : duret 89. faiture : figure : creature : aparude : fusse 97. In die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gehört ein englisch-normännisches Volkslied (F. Wolf über die Lais S. 443) von 92 Strophen mit vier Zeilen, die aber hier kürzer sind; Str. 14 ist dreisilbig und Str. 87 fünfzeilig. Jede ist durchgereimt, aber der einsilbige Reim zeigt sich bis auf ein Paar geringe Abweichungen genau; wo er als zweisilbig gelten kann, wie Str. 14. 15. 20. 36. 39. 55. 63. 68, nur mit e oder i in der ersten Silbe, ist er freier, wiewohl Str. 71 und 88 auch vollkommene Reime liefern. Schon die angeführten Gedichte von dem neunten Jahrhundert an machen es wahrscheinlich, dass auch bei den Romanen die vierzeilige Strophe die natürliche, älteste Form des Volksliedes war, und zwar mit den Verschiedenheiten, die wir bei der lateinischen bemerkt haben: dass sie auch für die älteste spanische Romanze galt, hat F. Wolf (Spanische Romanzen in fliegenden Blättern S. 76) dargethan. In den künstlich gebauten Gesängen der Troubadours ist sie verschwunden, wie sie den deutschen Liederdichtern des dreizehnten Jahrhunderts zu einfach war: doch hat der älteste von jenen, Wilhelm von Poitiers († 1127), noch einige Versmasse angewendet, die aus jener können hervorgegangen sein, worüber Wolf (Lais S. 88. 89) und Diez (Altromanische Denkmäler S. 109. 121) nachzusehen ist.

Den Gebrauch der Strophe in altenglischen Gedichten beweisen die Hymnen von Godric saint, der im Jahr 1170 starb (Ritsons Bibliotheca poetica S. 2—4); sie sind vierzeilig mit zwei meist einsilbigen und genauen Reimpaaren. 688 168

XVII.

Weit in der Formlosigkeit gehen drei lateinische Gesänge, die sich an die Ungebundenheit der Sequenzen halten und ohne Zweifel von Geistlichen herrühren; sie mögen unmittelbar nach den Ereignissen, auf welche sie sich beziehen, gedichtet sein. Zuerst nenne ich den Gesang auf den Tod des Erzbischofs Heribert von Cöln im Jahr 1021 (Méril S. 279). Er besteht aus kürzeren und längeren Sätzen, welche wie Prosa erscheinen, in welche aber der genaue und ungenaue Reim und daneben die Alliteration regellos eingemischt ist, und auch nicht immer; denn in einigen Sätzen zeigen sich beide nicht, wenigstens nicht deutlich. Allerdings muss der Gesang das Metrum vertreten haben. In dem ersten Satz reimen die getrennten Wörter principium : rerum. plectrum : regum und nostris : piis : coeptis; die Alliteration ruht auf principium : piis : plectrum : precamur. In dem zweiten nate : sancte : ore : corde : vitae : fragilitate, aber keine Alliteration. In dem dritten immortales : cives : mortales : concives, daneben coeli : cives : concives : commendate. In dem vierten fibris : cordis : tentis : tristes : laetas : causas und partim : praeclamantes : pastore : pio : patrono. Im fünften sibi : servum : super. Im sechsten sarculo : studuit : sciens : sibi : scalis : sublatus. Im siebenten omnium : morum : speculum : bonorum und placuit : populo : pius : pollens : Pythagoreae. Im neunten ministravit : magno : monstrans : mundum : mala : mundi. Im zehnten vestivit : vacans : vitae : virtutum. Im elften demum : cumulum : bonorum : templum : speciosum : situm : sanctam : glebam : diem : magnum : tremendum und summae : sanctitatis : sanctae : speciosum : situm : sanctam : secure. Im dreizehnten mundum : rerum. creatarum : omnem : finem : nostrum : solum und finis : finem : fac : finiri. Der zweite Gesang auf den Tod Heinrichs II im Jahr 1024 (Méril S. 286), der etwas mehr Streben nach Rhythmus zeigt, ist ganz mit einsilbigen Reimen ausgefüllt, die auch wohl dreifach sind. Alliteration fehlt, oder man müsste sie in rector : redemptor 2. probum : posse 9 finden. Der dritte Gesang (Méril S. 287) 689 in vierzehn Sätzen auf die Krönung des Saliers im Jahr 1024 169 scheint am allerwenigsten gegliedert. Einsilbige und mehr-

silbige Reime, z. B. caro : Christo : nato : domino 1. humanae : raucae : divinae 3. angelicam : militiam : sanctam : symphoniam : variam : discordiam : harmoniam 3. imperium : romanum. agnos : lotos 4. adulando : flagellando 5 usw. Alliteration, caute : cane : caute : cane : conspira : Karole, welche Wörter hinter einander stehen 1. providentia : praeclara : praedestinavit 5. patri : pneumati und laudes : laudant 14.

Als das Äusserste kann die Einmischung des Reims mitten in die lateinische, wie in die deutsche Prosa betrachtet werden, wovon Wackernagel (Geschichte der deutschen Litteratur, S. 84. 85) Beispiele gegeben hat, die verkehrteste Anwendung, die man davon machen konnte.

XVIII.

Von diesem rohen Gebrauch des Reims wenden wir uns wieder zurück zu der Betrachtung seiner naturgemässen Entwicklung. Ward die epische Dichtung nicht bloss gesungen, sondern auch gesprochen oder gelesen und erhielt der Inhalt derselben durch Fortbildung einen weiteren Umfang, so war Veranlassung vorhanden, die strophische Form aufzugeben. Bei den Romanen finden wir erzählende Dichtungen, die in Abschnitte von unbestimmter Länge getheilt sind; jeder derselben hat in der Regel einen einzigen, besonderen Endreim, der durch alle Zeilen geht. Man gebrauchte dafür früher den Ausdruck Vers (Diez Altromanische Denkmäler S. 85—87); jetzt nennt man sie Tirades monorimes. Das provenzalische Gedicht von Boethius, das man wohl mit Recht in den Beginn des zehnten Jahrhunderts setzt, zeigt diese Form in ungleichen, kürzeren und längeren Tiraden. Der Reim darin ist einsilbig und oft genau, kann aber auch als blosse Assonanz auf dem Vocal allein ruhen; in einem Abschnitt von sechs Zeilen (34—39) lässt sich die Hinneigung erblicken, zwei Silben zu binden, valor : emperador : onor : senor : genzor : doctor. Innerhalb eines Abschnitts folgen zuweilen verschiedene Reime auf einander, so ut ent ant 106—118, ix ent 137—150. In dem Rolandslied sind die Tiraden von verschiedener, immer mässiger Länge, und darin wechseln einsilbige, aber auch zweisilbige Reime;

doch sind jene häufiger. Schon diese Fortschritte, ohne die ausgebildetere Sprache in Anschlag zu bringen, führen darauf, das Rolandslied in der Gestalt, in der wir es kennen, für etwa ein Jahrhundert jünger zu halten als den Boethius, wie alt auch 690 seine Grundlage sein mag. Daneben erwähne ich die Bruch- 170 stücke eines provenzalischen Gedichts auf die heilige Fides von Agen an der Garonne, das Fauchet Origine de la langue et poésie françoises aufbewahrt hat, der es ins elfte Jahrhundert setzt. Man hat Alter und Echtheit ohne Grund verdächtigt, vgl. Diez Altromanische Denkmäler S. 109. Es besteht aus zwei Tiraden, wovon die eine zweisilbige, die andere einsilbige und genaue Reime hat. Hierauf kommen die Dichtungen, in welchen der Umfang der Tiraden und damit die Anhäufung des Reims gewachsen ist, wie das provenzalische Gedicht von dem Albigenserkrieg aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, Fierabras, die Aimonskinder, Alexander von Lambert li tors, Garin de Loherain, Guillaume d'Orange, Gerhard von Viane, Amis und Amiles, Jourdain de Blaivies und andere, wo indessen der einsilbige Reim noch immer überwiegt: den zweisilbigen finde ich am weitesten vorgedrungen in der Berte aus grans piés. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts versuchte Adenez le Roi, ohne Nachahmer zu finden, einen künstlichen Wechsel: er liess auf jede Tirade mit einsilbigen eine andere mit zweisilbigen Reimen folgen, behielt aber darin denselben Vocal bei (Conrad Hofmann über ein Fragment des Guillaume d'Orange S. 5).

Lateinische Gedichte führen das Alter dieser Form, die nur aus der Volksdichtung dahin konnte übergangen sein, viel weiter hinauf. Sie kommt schon in der Mitte des dritten Jahrhunderts bei dem christlichen Dichter Commodianus zum Vorschein, in dessen Schlussgedicht (Instructiones S. 111. 120 Schurzfleisch) alle 26 Zeilen, aus welchen es besteht, auf o reimen. Ich muss auch des dem Tertullian fälschlich beigelegten Gedichts De iudicio domini Erwähnung thun, weil es doch immer in das sechste Jahrhundert gehören kann. Es besteht aus leoninischen Hexametern, wovon die sechs ersten, dann wieder der achte bis zum zwölften auf as ausgehen, so dass derselbe Reim, den

inneren mitgerechnet, zweiundzwanzigmal sich wiederholt: dann fünf Zeilen auf o, sechs auf is. Der Verfasser strebt noch an anderen Stellen die schwierige Bedingung dieser Form zu erfüllen: in neunzehn Zeilen herrschen um und an, in einer anderen Reihe wird is durchgeführt. Man kann in diesem Gedicht die Einwirkung der Tirade auf den leoninischen Hexameter erblicken; entschiedener finde ich sie in einem moralischen Gedicht des heiligen Comgillus (Antiphonarium monasterii benchorensis S. 139), Abts des Klosters Benchor in Irland, der in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts lebte. Es besteht aus kurzzeiligen Tiraden von verschiedener, doch niemals so bedeutender Länge, wie in den romanischen Gedichten, deren 691 jede mit einem Refrain schliesst. Der Reim ist vorherrschend 171 einsilbig und mit geringen Abweichungen genau. Innerhalb einer Tirade geht einige Male der Reimvocal in einen anderen über, gleich in der ersten e in a, in anderen i in e, am in um, os in am. Die Form steht also der im Boethius bemerkten sehr nahe. Es kommt aber noch eine Eigenthümlichkeit hinzu: die Anfangsbuchstaben der Tiraden enthalten gewöhnlich in der ersten Zeile, manchmal in allen, das Alphabet nach der gewöhnlichen Ordnung, nur dass das griechische X in Christus auf V folgt. Daneben bemerke ich, dass W durch hy in Hymnum ausgedrückt wird und wohl die angelsächsische, noch heute im englischen erhaltene Aussprache anzeigt; doch wird auch in einem Abschnitt der Altdeutschen Gespräche hu für w gesetzt (Nachtrag S. 11 [Kl. Schr. Bd III S. 502]). Diese Anwendung des Alphabets, womit man vielleicht dem Gedächtnis zu Hilfe kommen wollte, findet sich auch bei anderen Gedichten, die Méril (S. 121 Anm.) zusammenstellt. Das älteste darunter ist ein Psalmus contra partem Donati (Méril S. 120, vgl. Bähr Suppl. 2, S. 245), den der heilige Augustin im Jahr 393 gedichtet hat. Er wählte, wie er ausdrücklich sagt, diese Form, die er während seines Aufenthalts in Rom und bei Ambrosius in Mailand mochte kennen gelernt haben, um dem gemeinen Volk und den Ununterrichteten verständlich zu sein. Von der Tirade weicht sie insofern ab, als die einzelnen Abschnitte darin bis auf geringe Ausnahmen eine gleiche Zahl der Zeilen enthalten, sonst

aber stimmt sie damit überein. Durch alle Abschnitte des nahe aus dreihundert Langzeilen bestehenden Gedichts geht unveränderlich (um, wie es scheint, das Auswendiglernen zu erleichtern) der Endreim e, und an dem Schluss eines jeden Abschnitts wird als Refrain eine und dieselbe Zeile wiederholt. Wir besitzen in diesem Gedicht das älteste Zeugnis von dem Dasein und der volksmässigen Natur der Tirade. Das Lied der Belagerten in Modena vom Jahr 924 (Méril S. 268) besteht aus neun Strophen, die sämmtlich auf a reimen; denn die Unechtheit der dritten und vierten Zeile der fünften Strophe, tu murus tuis sis inexpugnabilis, sis inimicis hostis tu terribilis, verräth der mangelnde Reim auf a und der innerhalb der Zeile angehäufte auf is. Auch die 28 Langzeilen eines Liedes von Fulbert (Méril S. 278) gehen alle auf a aus, und es ist in sieben Strophen abzutheilen. Beide Gedichte bilden eine Vermittelung zwischen der Strophe und Tirade.

692
172

XIX.

Einfaches Reimpaar. Die deutsche Sprache konnte bei der Mannigfaltigkeit ihrer Endigungen nicht so leicht wie die romanische gleiche Reime auf einander folgen lassen, und schon deshalb war die Tiradenform bei uns nicht möglich. Die Anhäufung, die erst später zum Vorschein kommt und sich doch immer in engen Grenzen hält, hat bloss äussere Ähnlichkeit damit; denn sie zeigt sich nur vereinzelt, eingemischt nach Laune, ohne inneren Grund. Die nicht volksmässige, erzählende oder lehrhafte Dichtung wählte, was sich zunächst darbot, das einfache Reimpaar, das heisst die zerfallene, ihrer Gliederung beraubte Strophe. Die Reimpaare wurden unmittelbar aneinandergereiht, und ein Abschnitt, den man nach Belieben machte, nur dadurch bezeichnet, dass man den zweiten Reim den Sinn abschliessen liess, während in dem Zusammenhang der Rede dies der erste that und damit eine lebendige Verbindung unterhielt. Ich finde das einfache Reimpaar zuerst in dem Bruchstück der Weltbeschreibung, die unter dem Namen Merigarto bekannt ist und in den Anfang des elften Jahrhunderts fällt: darin sind Zeilen von ungleicher Länge, und es kommt vor,

dass in demselben Reimpaar die eine acht, die andere dreizehn Silben (4, 26. 27) enthält, die eine fünf, die andere zwölf (6, 29. 30). Der Reim ist einsilbig oder zweisilbig, genau oder ungenau; es zeigt sich die Unsicherheit, welche der Auflösung einer organischen Ordnung folgt. Die lateinischen Gedichte dieser Zeit sind, wie wir gesehen haben, schon zu voller Regelmässigkeit des Reims mit entschiedenem Übergewicht des zweisilbigen gelangt; man wird also nicht annehmen dürfen, dass sie auf diese neue, noch rohe Form irgend Einfluss gehabt haben. Der Grund dieser Erscheinung lag darin, dass die eigenen Betrachtungen und Gedanken des Dichters anfiengen, sich geltend zu machen oder die Erzählung, durch lebendige Überlieferung nicht mehr gezügelt, ungehemmt sich ausdehnen wollte: mit anderen Worten, die Persönlichkeit des Dichters trat in die Dichtung ein. Auch bei dem einfachen Reimpaar musste jede Zeile, wie in der Strophe, vier Hebungen fordern; da aber die natürliche Schranke einmal durchbrochen war, so ward anfänglich die Regel nicht mehr empfunden: man verminderte die Hebungen willkürlich, bis man bei höherer Ausbildung wieder auf den rechten und natürlichen Weg kam. In jener Weltbeschreibung lassen sich längere Stellen ausheben, die leidlich gegliedert sind und das Gesetz zu befolgen suchen, wenn auch ungeschickt und fehlerhaft. In diesem Streben liegt mir der Beweis seines Daseins. Ich theile eine solche Stelle 693 mit, die mit geringen Änderungen könnte regelrecht gemacht 173 werden.

dô ich z'Uztrihte quam,
dô vand ich einin [vili] guoten man,
den vili guoten Reginpreht.
er uopte gerno allez reht:
er was ein wìsman,
sô er gote gizam.
ein êrhaft phaffo,
in aller slahte guote,
der sageta mir ze wâre,
sum (l. sam) andere gnuogi dare,
er wâre wîle (l. wîlen) givarn in Îslant,
dâr michiln rîhtuom vant
mit holze erlîne,

mit melwe jouh mit wîne.
daz kouften si zi fiure:
dâ ist (daz) wîto tiure.

Unvollkommener im Reim, mehr überfüllt mit langen Zeilen und weniger gelenk im Versmass ist das Gedicht von der Schöpfung (Diemer S. 93), das ich daher auch weiter zurückschiebe, wogegen das alte Anegenge (die vier Evangelien bei Diemer S. 319) jener Weltbeschreibung ziemlich nahe kommt und die Bekehrung des heiligen Paulus (Haupts Zeitschrift 3, S. 510) schon einige Schritte weiter zur Regelmässigkeit gethan hat. Übrigens würde manche Zeile der hier berührten Gedichte durch kritische Behandlung des Textes wahrscheinlich eine bessere Gestalt gewinnen. Ich kann also nicht wie Wackernagel darin baare Reimprosa erblicken. Entschiedene Fortbildung im Reim wie im Versmass zeigen die Bücher Mosis schon in dem ältesten Theil bei Diemer. Da wir zunächst nur den Reim zu betrachten haben, so ist hier nicht der Ort, die weitere Entwickelung des Metrischen zu verfolgen: ich will nur anmerken, dass das Gedicht von dem Grafen Rudolf, das in die siebziger Jahre des zwölften Jahrhunderts fällt, der vollkommenen Ausbildung des Reimpaars sehr nahe steht, die ein anderes, von den Martern der heiligen Margareta, das der Reime wegen doch vor Veldeke zu setzen ist, schon erreicht zu haben scheint. Das einfache Reimpaar hat lange gedauert; 694 erst hundert Jahre später verlor diese Form in der Regelmässig- 174 keit Konrads von Würzburg ihren eigentlichen Gehalt und gieng endlich in die rohen Knittelverse über.

Möglich, dass in lateinischen Gedichten das einfache Reimpaar ist angewendet worden, nur bedürfen die Beispiele, die Méril (S. 187—189 Anm.) beibringt, genauerer Untersuchung. Zu erwähnen sind hier die mit Endreimen regelmässig gebundenen Sprichwörter Wippos (oben S. 669 [= S. 285]) und die Hexameter oder Distichen, von welchen (oben S. 676 [= S. 292]) bei dem Luparius die Rede war und die bereits im elften Jahrhundert sich zeigen. Diez (Altromanische Denkmäler S. 109) rechnet hierher die Erzählung von den Wundern des heiligen Nicolaus (Méril S. 185—189), wovon die Handschrift in das

zehnte Jahrhundert gesetzt wird; allein ich kann darin nur die bekannte vierzeilige Strophe sehen, in welche das Gedicht zerfällt. Der Beweis liegt darin, dass jedes Mal nach vier Zeilen der Sinn schliesst; ebenso beurtheile ich die Legenden von Fulbert (Méril S. 189. 190).

Soweit sich aus den bekannt gewordenen Denkmälern ein Schluss ziehen lässt, tritt bei den französischen Dichtern das Reimpaar plötzlich und gleich in fertiger Gestalt ziemlich zu derselben Zeit auf, wo es in Deutschland seine völlige Ausbildung erhielt, in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts; Graf Rudolf ist gedichtet, als Christian von Troyes blühte. Es bildete dort einen Gegensatz zu der volksmässigen Form der durchgereimten Tiraden, setzte sich aber wie bei uns in der Kunstdichtung fest. Ich beschränke mich natürlich auf die ältesten Gedichte dieser Art. Da Gautier von Arras vielleicht etwas früher dichtete als Christian von Troyes, der gegen das Ende des Jahrhunderts starb, so will ich von dem Eraclius zuerst reden. Der einsilbige Reim wechselt mit dem zweisilbigen, aber dieser fordert nicht nothwendig in der zweiten Silbe ein tonloses e, Reime wie randon : abandon 1635. l'adesa: l'enpesa 1227. dangier : cangier 4747. pourtandus : descendus 4727. savoir : avoir 5293 sind nicht selten. Der Reim ist überall genau; wo dagegen gefehlt scheint, ist Verderbnis des Textes anzunehmen, so z. B. 1485—1486. 4427—4428. 4539—4540, wo die Lesarten das Richtige enthalten. Häufig ist der rührende: wie im Deutschen werden Präpositionen, Partikeln und Hilfsverbum dazu verwendet, a lui : entour lui 1353. celui : lui 101. 205. 1893. 2865. 3563. 5573. viegnes-tu : veus-tu 1809. devant : devant 1399. estoient : estoient 6329. Unter die unerlaubten kann man noch nicht zählen, so nahe sie daran streifen, je vous dis : tou dis 4991. m'aidera : nos aidera 5121. en va : s'en va 6033. Ob ein entschieden unerlaubter vorkommt, ist bei dem unkritischen Text mit Sicherheit nicht zu sagen; denn in einigen Stellen, wo er anzunehmen wäre, wie 4371. 5977. 6097. 6263. 6295. 6443, weisen ihn die Lesarten zurück, aber diese könnten auch absichtliche Änderungen enthalten. Erweiterung des Reims, esprouverai : trouverai 1561. estable : conestable 1611. 1631. ka-

695
175

lengier : arengier 2159. coustumière : lumière 2495. amendement: entendent 2829: conmandement 5575. mandement: demandement 4463. Doppelreim, est ensegnie : est engegnie 2493. bon loujer: son foujer 4189. li dist : li fist 4399. ki le noroit : ki le paisoit 2591. ki te cace: ki te manace 2593. s'il le set: se il ne het 3625. il ne set: il ne het 3885. pités de toi: pité de moi 6253. tous li plus biaus: tous li plus loiaus 2027. Anhäufung der Reime ist selten und geht nie über zwei Reimpaare hinaus, z. B. engien : rien. rien: bien 2629. Öfter werden beide Reimwörter mit einiger Verschiedenheit wiederholt, apierte : pierte. piert: apiert 3379. pris: souspris. prise: sousprise 4129. desirés: confirés. confirée: desirée 4471. Doch auch l'entrée : encontrée. entre : ventre 4633. Der gleiche Mangel kritischer Ausgaben erschwert die Untersuchung der Werke Christians von Troyes, die wir ausserdem bis jetzt nur unvollständig kennen. Ganz abgedruckt ist erst Le chevalier de la charette oder Lancelot du lac (Reims 1849) und Le chevalier au lion oder Iwein (Mabinogion 1, S. 134—214, vgl. Kellers Romfahrt S. 525 f. * Ionckbloets Roman de la charette, Michels Guillaume d'Angleterre in dem dritten Bande der Chroniques anglonormandes * *): nur Bruchstücke aus dem Perceval (Contes populaires des anciens Bretons von Villemarqué 2, S. 266 f.) und aus dem Erek (Arthursage von Schulz S. 298 ff. Haupts Erek V—VII. X—XIII). Christian (*Holland S. 255*) behandelt das Reimpaar im Ganzen nicht anders als Gautier. Auch hier ist bei dem zweisilbigen Reim das unbetonte e in der letzten Silbe keine Nothwendigkeit, man findet fera : relevera. ailliez : bailliez. osas : reposas. allissions : seussions. meilor : greignor usw. Der rührende ist häufig, am häufigsten im Lanzelot von S. 164 an, so dass man auf den Gedanken geräth, der Fortsetzer Gottfried von Laigny sei an dieser Stelle eingetreten. Sogar mehrmals hinter einander ist er gesetzt, wozu sich in den deutschen Gedichten kein Gegenstück finden wird, oste : oste. meins : meins. face : face Lion S. 198[a]. Fünfmal, neust : reconeust. pas : pas. repère: repère. genz: genz. tout: tout Lanzelot S. 178. Er galt, wie es scheint, für eine Zierde,

*) [S. unten Hollands Brief.]

während die besseren deutschen Dichter ihn lieber meiden. Ich nehme nur die Beispiele von Präpositionen, Partikeln und Hilfsverbum heraus, moi : de moi Lanz. 5. de lui : a celui Lanz. 79. 84. avecques lui : apres lui Lion 153^{a}. de lui : avec lui Lion 181^{b}. iert il : repria il Lion 189^{a}. orendroit : orendroit Lanz. 170. de leenz : par leenz Lion 200^{a}. plus : plus Lanz. 95. estoit : estoit Lion 136^{b}. fust : fust Lion 138^{a}. furent : furent Lanz. 19. Der unerlaubte ist hier nicht selten: einige wie a mes II. mains : tenir au mains Lanz. 26. bien le sai : je ne sai Lanz. 42. vingt et trois : chevaux trois Lanz. 49. fils Lac : Lanzeloz dou lac Erek bei Haupt XI könnte man nachsehen, da eine gewisse Verschiedenheit eintritt, aber nicht folgende, die alle im Lanzelot vorkommen, prison : prison 30. 183. fère : fère 78. felons : felons 101. eles voudroient : eles voudroient 145. velt : velt 145. vint : vint 151. demander : demander 176. véez : véez 184. corre : corre 187. Erweiterter Reim im Lanzelot, remeinent : demeinent 113. à l'encontre : encontre 143. tesmoignera : besoignera 170. Lanzelot : chancelot 177. Sodann dreisilbige, manderoiz : demanderoiz Lion 156^{a}. dédaignerai : seignerai Percev. 267. desconseilliée : appareilliée Perc. 279. merveille : vermeille Erek XII. Doppelreim, im Lanzelot le sai : ne sai 42. à tire : à lire 54. 139. les os : les os 85. l'ennor est soe : l'anor est soe 89. de toi : de moi 90. ne demore : ne hore 95. ne l'eust : ne feust 101. me feistes : me veistes 120. son lit : son délit 134. le het : le set 139. en sont : s'en vont 145. en pris : en pris 170. In dem Chevalier au lion ne fust : ne fust 136^{b}. le dist : le mist 149^{a}. le sache : le sache 157^{a}. si mort : si fort 167^{b}. ne sel : ne el 175^{a}. li laist : li plaist 210^{a}. ma foi : a foi 212^{a}. Im Erek bei Schulz, li mere : li pere 304. le pas : le pas 313. Im Parceval il ot : il ot 285. Weiter gehend, tu ne l' sez : tu me hez Lanz. 107. si le geta : si le porta Lion 175^{a}, und je n'i poi trère : je ne poi ferè Lanz. 111. Die Anhäufung des Reims geht auch hier selten über zwei Reimpaare hinaus und wiederholt, wie bei Gautier, meist dieselben Wörter mit geringer Änderung: einige weiter gehende habe ich vorhin bei Erwähnung des rührenden Reims angeführt: dann habe ich im Lanzelot gefunden, bele : novele. bel : Abel. fontenele : isnele 186. In dem Bruchstück vom Tristan, das

Michel im ersten Band seiner Ausgabe bekannt gemacht hat, ist die Wiederholung derselben Wörter mit gleicher Bedeutung im unerlaubten rührenden Reim am weitesten getrieben, la ou estoit : la ou estoit S. 49. n'est pas mervelle : n'est pas mervelle 90. ensenble o lui : ensenble o lui 92. que demorer : que demorer 103, eine Roheit, die sich kein deutscher Dichter erlaubt hat. Feinere Bildung lässt sich erkennen in dem von Im. Bekker bekannt gemachten Flore und Blanceflore: ich habe keinen rührenden Reim darin entdeckt, den man unerlaubt nennen [697] könnte, und führe nur an errés vous : ueés vous 1523. morte [177] est : voirs est 685. ele demende combien a : qu'ele recut cou dont mal a 155. mors estoit : encainte estoit 99. Bei dem Doppelreim ist Regelmässigkeit la nouele : la pucele 334. en son estage: en son corage 2705, et hairons : et paons 3185. Auch hier zwei Reimpaare mit gleichem Reim 725. 2409. 3027; einmal wird das eine Reimwort wiederholt, Rome : home. some : Rome 443.

Diese Form nicht strophischer Gedichte tritt in deutschen Gedichten, soweit wir zurücksehen können, mit ihren ungebildeten Anfängen im Beginn des elften Jahrhunderts hervor: in Frankreich erscheint sie, wenn nicht ältere Denkmäler an den Tag kommen, erst in der zweiten Hälfte des zwölften und, wie schon bemerkt, gleich in der fertigen Gestalt, zu welcher die deutschen Dichter eben in dieser Zeit gelangt waren. Bei dem rührenden Reim fehlt Einsicht in die natürlichen Gesetze, und er ist oberflächlich behandelt. Eine Einwirkung romanischer auf deutsche Kunst hat Wackernagel in seinen schönen Abhandlungen zu den altfranzösischen Liedern dargethan, wenn man ihm auch nicht in allen Beziehungen folgen kann. Aber eine solche Berührung beider Völker wird doch nicht bloss nach einer Seite Wirkungen gehabt haben, und wenn auch die Franzosen allzeit weniger Empfänglichkeit für die eigenthümliche Bildung anderer, auch angrenzender Völker gezeigt haben, so muss man doch an die Möglichkeit denken, dass diese Form, die sich dem Bedürfnis durch Einfachheit und leichte Anwendung empfiehlt, von Deutschland aus nach Frankreich gelangt sei. Arras und Troyes sind nicht weit von der Grenze entfernt,

und Christian lebte einige Zeit an dem Hof des Grafen Philipp von Flandern.

Altenglische, durch die Sammlungen von Ritson und Weber bekannte erzählende Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts haben das einfache Reimpaar wahrscheinlich den Franzosen abgelernt. Ich habe darin ausser der Reinheit des Reims Vorliebe für den zweisilbigen bemerkt.

XX.

Nachdem Bildung und Gebrauch des Reims betrachtet ist, darf ich die Frage nach seinem Ursprung berühren. Gleichklang findet sich leicht unbeabsichtigt und von selbst ein und ist wahrscheinlich von den meisten Völkern schon in frühen Zeiten in der Dichtung oder doch in Formeln und Sprüchen angewendet worden. Man kann also von dem Erfassen und Hervorheben desselben reden, wie von seiner Fortbildung und [698] endlichen Herrschaft, nicht aber von einer plötzlich auftauchen- [178] den Erfindung. Diese Ansicht ist schon öfter geäussert worden, wie die gelehrte Zusammenstellung der verschiedenen Meinungen über seinen Ursprung von Ferdinand Wolf (Über die Lais S. 161—166) nachweist. Neuerdings hat sich in Beziehung auf den deutschen Reim eine Stimme von Gewicht dagegen erhoben. W. Wackernagel (Geschichte der deutschen Nationallitteratur § 30) erklärt es für unzweifelhaft, dass Otfried den Reim aus den lateinischen Gedichten kennen gelernt und zuerst angewendet habe. Da in den wenigen aus der vorotfriedischen Zeit auf uns gekommenen Denkmälern oder Bruchstücken die Alliteration sich zeigt, die zwar auf einem Gleichlaut, aber ganz anderer Art beruht und sich von dem Endreim wesentlich unterscheidet, so müsste durch Otfried, den geistlichen Dichter, eine neue Kunst eingeführt und auf einmal ein völliger Umschlag erfolgt sein. Freilich trat bei ihm in anderer Beziehung ein verschiedenes Verhältnis ein; die lateinischen Hymnen, der Verherrlichung der Gottheit und des religiösen Lebens gewidmet, lassen wohl eine Betrachtung oder Lehre einfliessen, und das werden auch andere Gedichte gethan haben, aber Otfried erzählt das Evangelium in der Absicht, seine sittlichen und geistlichen Be-

trachtungen daran zu knüpfen; das war sein eigentliches Ziel. In diese Richtung wird vor ihm kein Gedicht, am wenigsten ein weltliches Lied eingegangen sein, und wir erblicken hier zum ersten Mal die Dichtung nicht von dem Geist des Volks, sondern von der eigenthümlichen Bildung eines besonderen Standes und von der persönlichen Begabung eines Einzelnen getragen und durchdrungen. Aber wie abweichend auch Otfrieds Auffassung war, so ist doch höchst wahrscheinlich, dass er, ungeachtet seiner Abneigung vor der weltlichen Volksdichtung, nicht bloss herkömmliche Redensarten und Sprüche daraus beibehielt, sondern auch die ganze äussere Form, mithin auch den Reim. Die Armuth, die Wackernagel in dem Gebrauch desselben bemerkt, ist der Volksdichtung eigenthümlich und in den Nibelungen noch grösser. Erst die Kunstbildung gefällt sich in reichem, häufig gesuchtem Wechsel der Reime: dort aber wird das überlieferte Mittel auf die einfachste und unschuldigste Weise verwendet, gerade wie die Darstellung bei aller Tiefe der Gedanken so schlicht ist, dass die höfischen Dichter mit Geringschätzung darauf blicken zu dürfen glaubten. Wer eine fremde Form abborgt, pflegt sie nur äusserlich zu ergreifen; er empfängt nicht zugleich ihr inneres Leben. Woher 699 hat Otfried die feinen, aber nicht erdachten Gesetze, womit er 179 leicht und sicher, als folge er nur der Überlieferung, den rührenden Reim, den erweiterten, den doppelten, den ungenauen und den angehäuften behandelt, Gesetze, die nach und nach verschwanden, weil man sich von ihnen keine Rechenschaft zu geben wusste? Gewiss nicht aus den lateinischen Hymnen, in welchen sie nur zum Theil und unvollkommen beobachtet sind. Noch eine andere Frage. Wenn Otfried den Reim lateinischen Dichtern entlehnte, so war er auf vollen Gleichklang angewiesen, der zu seiner Zeit bei jenen schon durchgesetzt war, warum ist er davon abgegangen? Was berechtigte ihn zu einer solchen Freiheit? Auf diesen Einwurf zielt wohl Wackernagels Bemerkung, dass Otfried die Latinität zu verdeutschen gewusst habe; er meint die Einführung des ungenauen Reims. Doch dieser ist nichts als der naturgemässe Beginn des Gleichlauts, und man müsste annehmen, der deutsche Dichter habe eine

schon fertige Entwickelung zu ihren Anfängen zurücklenken wollen und den richtigen Weg glücklich gefunden; denn auch dieser freie Reim hat seine natürlichen Grenzen. Und wie ist es gekommen, dass sein Werk, die Arbeit eines gelehrten Geistlichen, die schwerlich grossen Einfluss auf die Volksdichtung gewann, nachhaltig genug wirkte, um die Dichter der Samariterin und des Ludwigsliedes, ja alle übrigen bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts zu bestimmen, diesen freien Reim anzuwenden? Die meisten von ihnen gebrauchen ihn nicht bloss häufiger, sondern auch roher als Otfried, unter welchen gleich der Verfasser des 138. Psalms, der nicht viel später mag gelebt haben, sich bemerklich macht. War der Weissenburger Mönch ihr Vorbild, so haben sie ihn schlecht aufgefasst: kannten sie aber den Reim durch die lebendige Überlieferung, so darf man sich nicht wundern, dass er allmählich sank und dass zu der Zeit, wo er untergieng, oft die Hälfte der Reime ungenau war. Er konnte in dem Zustand, in dem wir ihn bei dem Pfaffen Konrad oder dem Dichter des Königs Rother erblicken, nicht länger bleiben, ohne völlig zu verwildern.

Das Wenige, was sich aus der Zeit vor Otfried erhalten hat, ist mythischen oder epischen Inhalts, und bei dem Vortrag dieser Dichtungen wird Singen und Sagen noch keinen Gegensatz ausgemacht haben. Bloss gesungene Lieder jener Zeit, vulgares cantilenae, sind nicht auf uns gelangt; doch bestimmte Zeugnisse lassen an ihrem Dasein nicht zweifeln. Die cantica rustica et inepta oder turpia et luxuriosa, wie die Geistlichen in ihrem Widerwillen sie schalten, mögen sich auf wirkliche, nicht absichtlich vorausgesetzte Ereignisse bezogen haben, wie 700 dies bei echten Volksliedern geschieht, aber sie giengen doch 180 von besonderen Gefühlen und Stimmungen aus, die durch solche Beziehungen sollten ausgedrückt werden, und mussten sich dadurch von den bloss mythischen und epischen unterscheiden, hat doch das eddische Lied, das den Schmerz der Gudrun bei Sigurds Leiche ausdrückt, einen lyrischen Grundton. Wurden sie mit wiederkehrender Melodie gesungen und diese war, ausgenommen die Tanzleiche, welche die wechselnden Bewegungen beim Reigen begleiteten, nothwendig, so mussten sie in Strophen

abgetheilt werden. Die Strophe ist daher das Unterscheidende, und Wackernagel lässt sie folgerichtig auch erst von aussen kommen. Da sie aber meiner Meinung nach bei dem Gesang nicht konnte entbehrt werden, so ist wohl glaublich, dass jene cantilenae vulgares schon darin ihre Form gefunden hatten, nämlich in jenen einfachen, meist aus vier, manchmal aus sechs oder drei Zeilen bestehenden Absätzen, die beim Volkslied nachweislich bis zum dreizehnten Jahrhundert fortgedauert haben. Ist doch die strophische Abtheilung in den eddischen Liedern nicht zu bezweifeln, die nur zuweilen die drei oder vier Zeilen überschreitet, und man darf glauben, dass sie auch im Hildebrandslied die ursprüngliche gewesen sei. Der Reim war darin an sich nicht nothwendig und durfte ganz fehlen, oder es konnte die Alliteration angewendet sein, ja beide neben einander. Finden wir doch in einzelnen Zeilen der ältesten alliterierenden Gedichte bereits den Reim. Beispiele davon hat Meyer (Geschichte des deutschen Reims S. 9—15) aus deutschen, nordischen und angelsächsischen Denkmälern beigebracht*). Auch sind die zusammengehörigen, auf einander reimenden Eigennamen neben anderen alliterierenden in Grimnismâl Str. 27. 29, auf die Simrock aufmerksam gemacht hat, in Erwägung zu ziehen. Es ist nicht glaublich, dass die Alliteration plötzlich verschwunden und ebenso plötzlich der Reim als Gegensatz aufgekommen sei: das wäre der natürlichen Entwicklung ganz entgegen gewesen. Allmählich ist er vorgedrungen, erst in ungenauer Form als Assonanz, bis er die Oberhand und durch grössere Genauigkeit auch grössere Macht erhielt. Die Alliteration war an sich zarter und edler, weil sie eine feinere Empfänglichkeit des Ohrs vor-

*) * In dem 15. Abschnitt von Andreas und Elene zeigen die ersten 15 Zeilen Alliteration und Reim, vgl. Einleitung S. XLIV; ferner einzelne gereimte Zeilen in dem Gedicht. Kelle in der Einleitung zu Otfried spricht von Reimen in Muspilli. S. Fröhner in Haupts Zeitschrift 11, S. 1. * [Hierzu stelle ich noch zwei Zettelcitate:] * Über Alliteration in den Merseburger Fragmenten und das Metrische im Hildebrandslied s. Programm von Wilhelm Pütz Die Überreste deutscher Dichtung vor Einführung des Christenthums. Coblenz 1851 bei Bädeker. S. 3 älteste Spur des Reims in den Merseburger Fragmenten. Reste der Alliteration im Nibelungenliede, Inauguraldissertation von O. Vilmar. Marburg 1855. *

aussetzte, durch den Anschluss an die Hebung der metrischen Bewegung sich anschmiegte und durch freiere Stellung und häufigere Wiederkehr minder reizte. Eben darin lag der Grund, warum sie untergieng: man bedurfte eines stärker wirkenden Gleichlauts, der zugleich durch die unveränderliche Stellung am Schluss der Zeile die Aufmerksamkeit stärker anregte. Im 701 Norden verschwand das alte, einfache Fornyrdalag. Die Allite- 181 ration erhielt sich zwar in künstlicher Ausbildung, erscheint aber auch in regelmässiger Verbindung mit dem Endreim, der in der volksmässigen Form von Runhenda das Übergewicht erlangte und ein- und zweisilbig mit voller Reinheit auftrat. Die Alliteration war für die älteste Dichtung, die über Anhöhen hinschreitend mit kurz zugemessenen, oft formelhaften Worten die mythische und geschichtlich umgewandelte Sage erzählte, die natürlichste Form. So finden wir sie in den eddischen Liedern und in dem von den Angelsachsen auf die britische Insel hinübergebrachten Beowulf: so zeigt sie sich auch in den deutschen aus jener Zeit übrig gebliebenen, zum Theil auf das Heidenthum hinweisenden Liedern. *) In dem späteren niederdeutschen Heljand (abgesehen davon, dass das Evangelium jede Berührung, auch die von einer Dichterhand abweist,) fühlt man schon, dass diese Form nicht recht mit dem Inhalt sich einigt und für eine breitere, ruhigere Erzählung nicht gemacht war. **) Dem milden, weichen Geist Otfrieds und seiner Redseligkeit musste sie widerstreben, und es war natürlich, dass er sich der Strophe mit dem Reim zuwendete. Übertraf ihn der Verfasser des Heljands an Geist und Kraft, so dringt bei ihm in den belebteren Stellen eine grössere Innigkeit und eine Natürlichkeit des Ausdrucks hervor, in welchem man den Einfluss der durch das Christenthum umgewandelten Zeit erkennen muss. Die alte Darstellungsweise wurzelte in der grossartigen,

*) • Alliteration die Urform deutscher Dichtung. Haupt Monatsberichte der Akademie 1856, S. 579. Alliteration in Distichen des Venantius Fortunatus s. Böckings Ausonius S. 108. Alliteration in der mittellateinischen Hofdichtung s. Haupts Zeitschrift 11, S. 1—29. Alliteration bei Otfried, Simrock Nibelungenstrophe S. 51—62. •

**) • Vgl. Geschichte der Sprache S. 511. •

aber ungezähmten Naturkraft des Heidenthums. Wahrscheinlich, wenigstens nach den erhaltenen Denkmälern zu urtheilen, war Otfried der Erste, der die Strophe mit dem Reim in einem grösseren Gedicht anwendete, aber in einigen, allerdings seltenen Fällen kommt die Alliteration auch bei ihm noch zum Vorschein, wie Lachmann (Über Otfried S. 281) schon nachgewiesen hat, und ebenso in dem 138. Psalm (Meyer S. 18); man kann sie als Gegensatz zu den vorhin erwähnten vereinzelten Reimen in den alliterierenden Gedichten betrachten. Sie finden sich auch neben dem Endreim in einem lateinischen Gedicht des ziemlich gleichzeitigen St. Galler Mönchs Hartmann (Canisius 2. 3, 130 Basnage), z. B.

sic mandat ipse maximus magister summi filius.
ast qui felices fertili glebas foecundat germine
illum laetantem cumulat fructus laboris centuplex.

Ganz entschieden mit dem zweisilbigen Endreim verbunden zeigt sie sich in den etwa um ein Jahrhundert älteren lateinischen
702 Gedichten der Angelsachsen Aldhelm und Ethilwald (Altdeutsche
182 Wälder I, S. 127. 128). Ich kann nicht mit Sicherheit behaupten, dass man die völlig reimlosen Zeilen Otfrieds (es sind einige mehr, als Meyer S. 17 anführt,) als Nachwirkungen ältester Zeit betrachten müsse*), da sie vielleicht in einem kritischen Text verschwinden (so ist I 18, 9 leicht zu helfen, wenn man lioht ans Ende setzt), aber zulässig bleibt die Vermuthung um so mehr, als, wie wir gesehen haben, in den älteren lateinischen Hymnen nicht selten Strophen ohne allen Reim vorkommen. Die Abstufungen des ungenauen Reims, in denen er sich entwickelte und ausbildete**), lassen sich bei Otfried deutlich bemerken: oft ist der Unterschied von dem völlig reinen nur noch gering, und dieser, der einsilbige wie der zweisilbige, ist schon so weit vorgerückt, dass er überwiegt; in dem rührenden, wo

*) * Nach Haupt zeigen Otfrieds reimlose Zeilen nur Nachlässigkeit oder unvollkommene Kunst, s. Monatsberichte der Akademie 1856, S. 578. Vgl. Kelle in der Einleitung zu Otfried. *

**) * In einer Handschrift des elften Jahrhunderts ein reimloses deutsches Gedicht, ist ein einzelner Versuch eines Geistlichen, Haupt Monatsberichte der Akademie 1856, S. 579. *

nicht die Form der beiden Reimwörter, sondern ihre Bedeutung den Unterschied ausmacht, ist der Gipfel des Gleichlauts erreicht.

XXI.

Geschichtliche Fortbildung. Als die im Althochdeutschen betonten Endigungen nach und nach sich abschwächten und nicht mehr im Stand waren, eine Hebung zu tragen, wandelten sich die zweisilbigen Reime, deren erste Silbe lang war, in klingende um. In reinhochdeutschen Gedichten gebührt ihnen in der letzten Silbe unabänderlich ein unbetontes e: die niederdeutschen, aber auch die mitteldeutschen, lassen daneben das i ihrer Endigungen zu. Ich habe dies Athis S. 13 [= Kl. Schr. III S. 225] nachgewiesen und will hier aus dem Passional noch ein Paar entscheidende Beispiele anführen, wo deutsche Wörter wie lônis 97, 47. râtis 105, 7. 150, 43. aftermâlis 247, 60 auf die lateinischen Simêônis, maiestatis, materjâlis reimen, auch personâlis: essentiâlis 2, 33 ist hier gerecht. Bei dem einfachen Reimpaar trugen von nun an die beiden Zeilen mit klingendem Reim in der Regel nur drei Hebungen und bildeten dadurch einen Gegensatz zu dem stumpfen, der entweder aus einer betonten oder aus zwei kurzen Silben bestand und vier Hebungen hatte. Der Wechsel zwischen beiden Arten that einer gewissen Verweichlichung Vorschub und gestattete dem Reim einen grösseren Einfluss, ja er veranlasste die Verletzung eines natürlichen Gesetzes, indem die meisten Dichter bei dem klingenden gelegentlich auch vier Hebungen zuliessen: am Ende des Jahrhunderts, bei Hugo von Trimberg, war daraus eine Regel geworden. Zuerst wendete, wie Wackernagel (Altfranzösische Lieder S. 215) bemerkt, Veldeke den klingenden Reim nach fester Regel an, 703 wiewohl man ihn auch schon in dem etwas früheren Gedicht 183 von der heiligen Margareta, bei Friedrich von Hausen und dem Spervogel anerkennen darf; der Dichter des Pilatus schliesst sich diesen an. Das Nibelungelied, Walther und Hildegund wehrten sich noch dagegen, Reinmar lässt ihn zu, Hartmann in seinen Liedern nur selten: in das Lied von Gudrun drang er als gleichberechtigt ein, und in der Titurelstrophe siegte er vollständig. Sonst war den erzählenden Gedichten mit ein-

fachem Reimpaar noch mehr den lyrischen der Wechsel stumpfer und klingender Reime vortheilhaft. Lichtenstein liess diesen Wechsel in den meisten Liedern, im Frauenbuch und in den Büchlein des Frauendienstes gelten; in der Erzählung des Frauendienstes aber herrscht der stumpfe. Auch dichtete er Lieder, in welchen nur stumpfe (z. B. 402, XV. 406, XVII) oder nur klingende (403, XVI) angewendet sind. Den einfach überschlagenden Reim, der in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts Eingang fand, kann man einen glücklichen Fortschritt nennen, wie die daraus sich entwickelnde Verflechtung der Reime in der erweiterten, kunstvoll gegliederten Strophe; mit Mass und Geschick wussten sie Hartmann, Wolfram und Walther in ihren Liedern zu verwenden. Man empfindet da, welche Vortheile der Reim gewährt und was Reizendes und Anmuthiges darin liegt. Wie schön hat Goethe*) diese Wirkung durch das Erstaunen und Wohlgefallen der griechischen Helena im Faust ausgedrückt, als der volltönende Gleichklang zum ersten Mal ihr Ohr berührt. Aber die Kunst artet leicht in Künstelei aus, das haben die den Meistern folgenden Liederdichter hinlänglich gezeigt. Nicht bloss suchte man auffallende und seltene Wörter für den Reim, man erfand willkürliche und unfruchtbare Gesetze, welche die Schwierigkeiten bei seinem Gebrauch häuften. Schon Gottfried von Neifen missbraucht ihn, wenn er ihn mühselig, aber mit grosser Gewandtheit in einem Lied (oben S. 568 [= S. 197]) so weit aus einander bringt, dass er ganz zu fehlen scheint und das Bindende und Verknüpfende, worin sein Wesen und seine Kraft ruht, völlig unwirksam geworden ist. Der gebrochene, der grammatische Reim, die Körner und Pausen sind Spielereien.

Ich will den Weg bezeichnen, den die Kunst einschlug, um die alte Freiheit zu beschränken. Der ungenaue Reim, den Otfried sehr mässig und mit natürlichen Schranken gleich dem Dichter der Samariterin anwendet, der aber in der Folge häufiger und zugleich roher ward, dauerte bis über die Mitte des zwölften Jahrhunderts fort. Man kann sagen, dass er sich be-

*) * 41, 218 (Ausgabe von 1822). Goethe über den Reim 48, 83. *

reits überlebt hatte, als er durch Heinrich von Veldeke, bei dem sich überhaupt der Wendepunkt entschied, unterdrückt 704 ward. Von da an erscheint er nur in einzelnen gemilderten 184 Ausnahmen, wie z. B. bei Wolfram; kein gebildeter Dichter würde i : o, a : ô gebunden haben. Damit war der alten Freiheit die Spitze abgebrochen. Bei Gottfried von Strassburg verschwand er völlig, und ihm schlossen sich die kunstreichsten unter den übrigen Dichtern an. In der That zeigt sich jetzt eine Reinheit des Reims, die an sich Bewunderung verdient und in solcher Vollendung nie wiederkehren wird. Konrad von Würzburg erreichte den Gipfel und schwelgte in der Geschicklichkeit, womit er den reinen Reim in allen Verschlingungen spielen liess. Er war auch der Letzte; denn die bei ihrem Ziel angelangte, fertig gewordene Kunst würde, wie alles, was seine Blüthe erreicht hat, von selbst allmählich abgewelkt sein. Sie sank aber schnell, da die zugleich herabgekommene Sprache sie nicht länger auf dieser Höhe erhalten konnte. Bei dem rührenden Reim, dem Gegensatz des ungenauen, ein ähnlicher Verlauf: auch hier war Heinrich von Veldeke der Erste, der Reimwörter von gleicher Bedeutung auch in den Fällen ausschloss, wo Otfried sie zugelassen hatte. Er fühlte nicht mehr den Grund der Statthaftigkeit, der darin lag, dass Hülfsverba, Pronomina und Partikeln erst in der Verbindung mit den Wörtern, von welchen sie abhängen, ihre volle Bedeutung und damit Verschiedenheit des Begriffs erlangen. Die folgenden Meister nahmen Veldekes Lehre an, und es befremdet schon, wenn Hartmann von Aue, der bei dem Beginn seiner Laufbahn sich noch nicht so entschieden wie die anderen von dem Volksmässigen abgewendet hatte, die alte Berechtigung noch einige Male gelten lässt; Lachmann (zu Iwein 7438) nennt es ein Wagestück, was es nicht war. Substantiva, Adjectiva und Verba in völlig gleicher Bedeutung zu verbinden erlaubte sich kein deutscher Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, der einigermassen gebildet war, während französische, die an der Spitze standen, darin nichts Fehlerhaftes erblickten. Aber in dem erlaubten rührenden Reim durfte man keine Unbeholfenheit, am wenigsten Verderbnis sehen: er hatte nur nicht den Schein der

Künstlichkeit, die alles durchdringen sollte. Sichtlich schieben ihn die Ausgezeichneteren zur Seite, Reinmar, Walther und Freidank, Wolfram: selten gestatten ihn die Dichter des Eraclius, des Athis, des Herzogs Ernst, Stricker, Rudolf von Ems, Reinbot von Dürn: Hartmann gebraucht ihn in seinem ersten Werk, dann aber hält er damit zurück. Am zulässigsten schien er noch, wenn eins von den rührenden Wörtern oder beide in 705 Zusammensetzung standen, weil diese die Verschiedenheit des 185 Anlauts, die der gewöhnliche Reim fordert, vertraten. Dass Konrad von Würzburg ihn so viel als möglich beschränkte, war zu erwarten: der Dichter des Passionals, des jüngeren Titurels, des Lohengrins, Frauenlob und Boner sind sehr sparsam damit. Bei den späteren Meistersängern galten die aequivoca (so nannte man diesen Reim nach Wagenseil S. 528) sogar für einen argen Fehler. Nur Gottfried von Strassburg scheute ihn nicht, und andere, wie Wirnt, Fleck, der Dichter des Grafen Mai, gebrauchten ihn mit Vorliebe. Als besondere Zierde scheint ihn Gottfried von Neifen betrachtet zu haben; mit künstlicher Verflechtung ist er in zwei Liedern (8, 22. 38, 26) angebracht, so dass kein anderer Reim dazwischen kommt. Zwei andere (23, 8. 34, 26) sind ganz damit angefüllt; einzelne Strophen dieser Art haben Meister Alexander (MSHag. 3, 28^b) und der Meisener (MSHag. 3, 101. XIII, 3) geliefert. Man sieht das Schwanken der Ansichten, das nicht ausbleibt, wenn die Sicherheit der Überlieferung aufhört. Das Übermass im Welschen Gast begreift man, wenn man bedenkt, dass Thomasin, der nicht in seiner Muttersprache dichtete, die Reime suchen musste und sich half, so gut es gieng. Ich habe die Zusammensetzungen mit -lich -lîche -lîchen -heit -schaft und -tuom gesondert, weil darin die Verschiedenheit der Ansicht am deutlichsten zu Tage kommt. Unter diesen sind wiederum -lich -lîche -lîchen die merkwürdigsten; denn bald sehen wir alle drei Formen gebraucht oder verworfen, bald eine, bald zwei. Die Wahrnehmung selbst bietet ein gutes kritisches Hilfsmittel dar, aber es ist schwer, die Gründe der verschiedenen Ansichten nachzuweisen.

XXII.

Ich werfe noch einen Blick auf unsere Zeit. Die ursprünglichen, aus der Natur der Dinge hervorgegangenen Gesetze verfallen, sobald ihre Nothwendigkeit nicht mehr empfunden wird, und erliegen zuletzt den Einwirkungen Einzelner, die nach Gutdünken daran ändern und damit weitere Willkür hervorrufen. Wie fern steht unsere Zeit der Mannigfaltigkeit, mit welcher die alte Dichtung verschieden anlautende Reime durch rührende unterbrach, vollkommene mit unvollkommenen, diese wieder in ihren vielfachen Abstufungen wechseln liess und den Gleichklang erweitern oder auf eine Silbe beschränken durfte. Wie ward dadurch der einfache, ungesuchte Ausdruck gefördert, der den Gedanken rein und vollständig auszusprechen gestattet. 706 Es fällt mir nicht ein, die Herstellung dieser alten Freiheit zu 186 verlangen, die sich doch der Veränderung nicht hätte entziehen können und im Volkslied, wo sie noch fortdauert, verwilderte; denn das ist der andere entgegengesetzte Abweg, auf welchen das Naturgemässe geräth, wenn es von dem lebendigen Geist verlassen wird. Es ist ferner nicht abzuwenden, auch nicht zu tadeln, dass künstliche Behandlung auf grössere Schärfe der Form dringt und nach zierlicher Ausführung strebt. Aber zu der Genauigkeit des dreizehnten Jahrhunderts können wir es doch nicht wieder bringen, nachdem die Sprache so manche ursprüngliche Verschiedenheit der Laute aufgegeben, verwandte vermischt und gleich gemacht hat. Zu jener Zeit war durch das Recht, zwei kurze Silben als eine lange gelten zu lassen, den ersten Fuss in drei Silben auszudehnen und die Senkung manchmal zu unterdrücken, bei dem einfachen Reimpaar der erzählenden Gedichte eine Bewegung des Verses möglich, die den Gedanken des Dichters zu begleiten vermochte und die Eintönigkeit, die man dieser Form oft vorgeworfen hat, abzuwenden wusste: uns ist, auch in den prächtigsten Stanzen, kaum etwas anderes übrig geblieben, als der iambische oder trochäische Fluss, der unaufhaltsam fortströmend durch sein eintöniges Rauschen ermüdet und das sorgsamere Aufhorchen

einschläfert, zugleich aber dem Reim, weil er den Gedanken auf sich hinzieht, ein ungebührliches Gewicht verleiht. Um aber den gleichmässigen Schritt halten zu können, erlaubt man sich Dehnungen und Zusammenziehungen, die unserer Aussprache widerstreben und die man nur erträgt, weil man daran gewöhnt ist; wofür die alte Kunst feste Gesetze hatte, das wird jetzt nach Laune und Willkür behandelt. Bei dem Reim meint man die letzte Höhe der Kunst erstiegen zu haben, wenn man ihn in völliger Reinheit auftreten lässt, und doch ergötzt er mehr das Auge des Lesenden als das Ohr des Hörenden. Man hat, gleichsam als Entschädigung für den Zwang, die gehäuften Assonanzen der romanischen Gedichte einführen wollen, aber wie musste man sich winden, um sie in erforderlicher Abwechslung und Menge zu liefern, und dabei wollte man leicht und anmuthig erscheinen. Nach meiner Meinung ist es, zumal im mehrsilbigen Reim, unbedenklich, verwandte, in der Aussprache wenig unterschiedene Vocale zuzulassen: im dreizehnten Jahrhundert, wo diese Laute genauer und schärfer unterschieden wurden, konnte man mit reinem Gleichlaut dem Ohr gefällig sein und hatte in der Strophe die Erlaubnis, durch eine ausser dem Reim stehende Zeile, durch den sogenannten 707 Waisen, ihn zu unterbrechen. Man betrachtet es als einen 187 Vorzug, dass man den rührenden Reim als unbeholfen ausschliesst, und hat doch nur einen Vortheil aufgegeben. * Rückert gebraucht zuweilen rührende Reime. * Man kann die Gesetze des klingenden nicht mehr beachten, weil man sie nicht kennt und leben: geben, Schlangen: Wangen, Labung: Begabung, Verhängnis: Bedrängnis für Reime ganz gleicher Art hält. Warum will man jetzt, wo etwas Besseres unerreichbar ist, sich unnütze Schwierigkeiten aufbürden? Goethe hat solche Fesseln niemals geduldet, und wenn er es gethan hätte, ich zweifle, dass die Lieder, die ihm aus voller Brust strömten, solche Macht ausüben und in so vertrauliche Nähe rücken würden. Beginnt doch eins davon mit einem Reim, dessen sich die Anhänger der strengen Regel schämen würden, mit Lettern: vergöttern, und wer möchte freudvoll: leidvoll, betrübt: liebt geändert sehen? Platens Reime, die unter der schärfsten Zucht gestanden haben,

geben seinen schönen Gedichten die Glätte und den Glanz kunstreicher Schnitzwerke in Elfenbein, die man bewundert, aber nur mit den Augen, nicht mit den Händen zu berühren wagt.

ÜBERSICHT.

708
188

REGISTER.

(Die nicht eingeschlossene Zahl bezieht sich auf den Druck in den Schriften der Akademie.)

Hierzu stelle ich folgende Dankbriefe.

Hochgeehrter Herr Profeffor!
Lieber Freund!

Meinen beften Dank für die reichhaltige Gabe: Zur Geschichte des Reims. Ich habe die Abhandlung mit grofsem Interesse durchgearbeitet. Sie bietet viel mehr als der Unkundige beim Lefen des Titels erwarten wird. Besonders wichtig war mir u. A., was Sie über die Franzöfifchen und Deutfchen Reimpaare und dann, was Sie über Otfried im Verhältnifs zur Volksdichtung sagen. Die anliegende kleine Schrift*) ift eine dürftige Gegengabe. Ihr ganzer Zweck ist, ein Mifsverftändnifs zu beseitigen, das nachgerade anfieng ftabil zu werden.

Herzliche Grüfse an alle die lieben Ihrigen.

Erlangen d. 17/10 1852. Ihr treuer Rudolf von Raumer.

Stuttgart 5. nov. 1852.

Verehrtester herr profefsor!

Ihre vortreffliche abhandlung »zur geschichte des deutschen reims« habe ich nun mit aufmerksamkeit gelesen und will daher nicht länger zögern, Ihnen zu sagen, wie sehr Sie mich durch deren zusendung erfreut haben. dieser besitz ist von hohem werthe für mich, und die belehrung, die ich daraus gezogen habe, mir unschätzbar. Ihre umfafsenden und erschöpfenden untersuchungen, und die scharfsinnigen, feinen Beobachtungen und bemerkungen haben meine kenntnifse mächtig erweitert und meine aufmerksamkeit auf eine menge von puncten geleitet, die ich bis dahin nur oberflächlich oder gar nicht beachtet hatte. eine arbeit, die ich gerade unter den händen habe,**) ist mir durch das studium Ihrer abhandlung sehr erschwert worden, indem ich genoethigt wurde, einen grofsen theil derselben von neuem vorzunehmen. aber das ist ja der rechte segen solcher arbeiten, wie der Ihrigen, dafs sie anderen die arbeit erschweren. und wenn mein buch erscheint, so werden Sie bald sehen, wie grofs der einflufs ist, den Sie darauf ausgeübt haben. zu s. 9 erlaube ich mir eine bemerkung. bei K. v. Heimesfurt 1053 ist wolte : wolte nichts als ein druckfehler, deren sich dort noch viel mehr eingeschlichen haben. es ist aber umgekehrt

*) [Ein Wort der Verständigung über die Schrift: Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Von Rudolf von Raumer. Erlangen 1852.]

**) [Wohl: Beiträge zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Litteratur. Auch unter dem Titel: Die Deutschordenschronik des Nicolaus von Jeroschin. Stuttgart 1854.]

wolte : solte, nicht solte : wolte zu lesen. wenn ich in der Zeitschrift 8, 159 wo von der urstende und der himmelfahrt die rede ist, bemerkt habe, dafs auch sehen : sehen vorkomme, so habe ich mich nicht deutlich und bestimmt genug ausgedrückt. der von mir citirte rührende reim steht in der urstende 69, 70: winkelsehen : ougensehen. es ist aber dafür gewifs [nein, cf. Urstende 127, 7, es ist ein erlaubter rührender Reim. W. Grimm.] winkelspehen : ougensehen zu lesen und gehoert somit zu den übrigen von Ihnen so überzeugend gemachten verbefserungen angeblich rührender reime. — die bedenken Haupts (von ihm ist doch wol die anzeige im centralblatt [2. Oct. 1852]?) [Zarnke. W. Grimm.] gegen Ihre nachweisungen des reims bei den clafs. dichtern theile ich nicht und seine heftige abweisung Ihrer sorgfältigen untersuchungen und beobachtungen scheint mir der | rechten begründung zu entbehren. mit einem blofsen machtworte kann man solche beweise, wie die von Ihnen vorgebrachten, nicht entkräften. Ihre darstellung und geschichte der s. g. leoninischen verse war mir besonders willkommen: ich hatte längst schon gewünscht, etwas zuverläfsiges darüber zu lesen. von dem s. 155 erwähnten Cato besitzt unsere universität ebenfalls eine hs. cod. theol. fol. no. 218 XII—XIII. jh. fol. 1[a] — 26[c]. ich habe mir schon vor einiger zeit abschrift genommen, die Ihnen zu gebote steht, falls Sie zu etwaigen späteren nachträgen sie gebrauchen können. es ist eine umschreibung der alten disticha Catonis in leon. verse, als deren verfasser am schlusse unserer hs. ein Martinus genannt wird:

hoc quicumque legit MARTINI*) musa quod egit
sic ubi deliquit vitium sanare reliquit
sic ubi laudatur Lanquino laus habeatur.
HIC CATO FINITVR QVI ME TIBI SCRIBERE SCITVR.

Hier gelegentlich ein paar bemerkungen zu gemuosit Athis F 82. | das wort erscheint noch bei Frisch I 676[c]. Graff 2, 872. in einem liede Muscatblüts: altd. museum 2, 189. ferner in der Minneburg (Lafsbergs hs.) 7, 2848 ff., wo ein buntstreifiges aus 6 farben gewirktes panier beschrieben wird: der êrste strich der ist vîn, | grüene von jaczintem schîn | gemuosiert von künsten küene: | von spânisce lichtem grüene | liuhtet er sam ein smarac | und sam ein meiengrüener hac | liuhtet in der sunnen schîn. und ebd. 2874: der sechste strich der glenzet | geworht mit künsten hel: | von Britanjen ein âgstein gel | liget in dem striche schôn; | von sapphir gold topasiôn | ist er schôn durchmuosieret.

Zu C* 87 kûle, kaule, kugel, noch im kinderspiel mit kleinen kugeln gebräuchlich; schnellkäulchen, globulus marmoreus. niederd. wört. s. Frisch 1, 504[c].

*) randglosse: nomen auctoris qui composuit Catonem. (von der gleichen hand.)

Nehmen Sie freundlich vorlieb mit diesem wenigen.

Leben Sie recht wol. Mit herzlichen grüfsen an Sie und Ihren Herrn bruder bin ich in aufrichtiger verehrung

Ihr ganz ergebener
Frz. Pfeiffer.

Basel 10. Nov. 52.

Werthester Freund!

Ihr letztes Schreiben mischt viel Bitterkeit in die Süsse mit der Nachricht von einer unausgeführten Reise an unsren Rhein, in unsre Berge. Mit mir ist meine Frau untrœstlich, dass Sie nicht als hochwillkommene Gäste bei uns eingekehrt sind. Aber wir hoffen das nun vom næchsten Jahre. Wie triumphirend wollen wir Ihnen dann unser schœnes Gelände zeigen, triumphirend mit Ihnen und mit dem, was wir zeigen, und es soll das, damit Sie nicht im Voraus erschrecken vor dem Vergnügen ausstehn, in aller Bequemlichkeit geschehen.

Sie erhalten beifolgend einige Exemplare, noch nicht der Litteraturgeschichte (damit geht es in der Druckerei auf die widerwärtigste Weise langsam), sondern einer academischen Gelegenheitsschrift,*) eines für Sie, die andern mit den freundlichsten Grüssen und resp. ergebener Empfehlung für Ihren Bruder, die Academie, Homeyer und Pertz: darf ich Sie, ohne dass Sie zürnen, mit so vieler Mühwaltung behelligen?

Fast aber schæme ich mich auf die vielen Gaben, die von Ihnen und Ihrem Bruder an mich kommen, mit so wenigem und sonst auch so geringem zu antworten. Erst neulich also haben Sie mich wieder mit der schœnen Vermehrung des Athis und mit Ihren Vorträgen über den Reim erfreut. Noch habe ich die letzteren nicht so durchstudiren können, wie sie es verlangen, aber doch genug um zu sehen welch reiches und wohlgebautes Bergwerk hier aufgethan ist. Einstweilen bin ich, was einige Punkte betrifft, noch zweifelhaft oder eigensinnig; vielleicht aber, dass sie mich hier ebenso bekehren, wie beim Freidank. Ich würde, was den Reim im Lat. betrifft, bestimmter zwischen dem Reim der Classiker und dem des Mittelalters unterschieden haben.**) Jener ist, wie ich glaube, an Cæsur und Versschluss gebunden und auf solche Worte eingeschränkt, die als Gegensatz oder durch grammatische Verbindung zusammengehœren; der leoninische p.p. Reim entbehrt dieses Grundes und Haltes in der Syntax, ist kein Reim des Sinnes, sondern bloss einer der Laute. So nun auch der deutsche Reim, von

*) [Das Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel in deutscher Aufzeichnung des dreizehnten Jahrhunderts. Programm. Basel 1852. 43 S. 4°.]

**) [Vgl. Lehrs De Aristarchi Studiis Homericis S. 473[3].]

Anfang an, seitdem man deutschen Versen Reime giebt: wohl ein Grund mehr für meine | Behauptung, dass Anlass und Vorbild des deutschen Reimes wie der Verse und der Strophen, in denen er zuerst erscheint, in den gereimten lat. Kirchenliedern zu suchen sei. Hiebei möchte ich also vor der Hand noch bleiben; die Beschränkungen und Bedingungen, die dem allgemeinen Satze allerdings noch beizugeben sind, glaube ich in der Litt.-Gesch. § 30 u. 31 nicht übersehen zu haben.

Und Ihr Wörterbuch geht vorwärts, und ich stehe von fern und schaue zu, wie die Kœnige bauen und habe nichts dabei zu thun noch dazu gethan, schaue zu und würde nach den herben [?] Worten, die Sie einmal in den Zeitungen haben ergehn lassen, mich anklagen und mich schæmen, wenn mein Gewissen mich nicht freispræche, wenn nicht der langsame Fortgang alles dessen, was ich unternehme, Ihnen zeigen müsste, wie wenige Zeit zum Arbeiten ich habe und wie noch viel weniger Kraft, ich übelschlafender Schulmeister und Bürger von Basel. Zudem, was ich hätte leisten können und sollen, ist so viel ich weiss darum nicht ungeleistet geblieben. |

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie trœstlich wohl thut mir Ihre Liebe! Und die wollen Sie mir erhalten, Sie und Ihr Bruder! Grüssen Sie ihn auf das her[z]lichste und sagen Sie auch ihm meinen Dank. Auch Ihrer Frau und all den Ihrigen und auch von meiner Frau die freundlichsten Empfehlungen.

Ganz der Ihre
Wilh. Wackernagel.

Sie haben mich, hochverehrter herr professor, durch die überaus gütige zusendung Ihrer geschichte des reims zum herzlichsten danke verpflichtet, dessen zu meinem eigenen bedauern verspätetem ausdrucke Sie eine hochgeneigte entschuldigung nicht versagen mögen. Hat mich das werk überhaupt auf das freudigste überrascht, so ist es mir gerade jetzt besonders erwünscht gekommen um der ausführungen willen, die es zugleich auch über den altfranzösischen reim enthält. Für meine arbeit über Crestiens de Troies — zu den s. 175 genannten ausgaben seiner dichtungen liefse sich noch Jonckblœts roman de la charrette und Mistrels Guillaume d'Angleterre im 3. bande der chroniques anglonormandes hinzufügen — habe ich daraus den wesentlichsten nutzen gezogen. Möchte es Ihnen doch gefallen, dem kostbaren buche eine darstellung der deutschen metrik im ganzen folgen zu lafsen!

Bei dieser gelegenheit ist es ihnen wol nicht unlieb, zu erfahren, dafs die fastnachtspiele nun bald verschickt werden können. Das manuscript ist längst vollendet und es ist lediglich schuld des druckers,

dafs das werk, das nun etliche und 80 bogen umfafsen wird, nicht schon in den händen der vereinsmitglieder sich befindet.

Schliefslich gestatten Sie mir, hochverehrter herr professor, meine freude über das ununterbrochen rasche voranschreiten des wörterbuches auszudrücken. Gerne hätte auch ich, nach meinen bescheidenen kräften, wenn ich Zeit erhielte, einen beitrag dazu geliefert. Ein unbearbeiteter autor würde sich wol noch auffinden lafsen.

Haben Sie die güte, mich in dem andenken Ihres herrn bruders zu erneuern und genehmigen Sie, hochverehrter herr professor, die versicherungen der Ihnen stets gewidmeten unbegränzten verehrung, womit ich beharre

Ihr ganz ergebenster
Dr W. L. Holland.

Tübingen, 9. januar 1853.

DIE HIMMELSSTÜRMER.

Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausg. von J. W. Wolf. Zweiter Band. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung. 1855. 8°. S. 2—7.

2 Ein Märchen (Hausmärchen No. 5) erzählt von einem lahmen Schneider, den Petrus aus Mitleiden in den Himmel schlupfen lässt und der dort die Gelegenheit ersieht, sich auf den Thron Gottes zu setzen. Als er da auf Erden ein altes Weib erblickt, das beim Waschen ein Paar Schleier stehlen will, wirft er den Schemel auf es herab. Wegen der Anmassung, Gottes Stelle zu vertreten, zu richten und zu strafen, wird er wieder herausgewiesen. Wenn er Gottes Sitz einnimmt, so ist dadurch die feindselige Gesinnung widerstrebender Geister ausgedrückt, welche in den Himmel eindringen und die Herrschaft an sich reissen wollen, aber herabgestossen werden. Listiger als der Schneider fängt es in einem anderen Märchen (No. 81) 3 der Bruder Lustig an. Er reicht dem Apostel, der ihm den Eintritt verweigert, seinen Ranzen hinein, in welchen er alles bannen kann, was er will. Als Petrus den Ranzen im Himmel aufgehängt hat, wünscht sich der Bruder Lustig selbst hinein und hat nun erlangt, was er wollte. Der Spielhansel (No. 82) ist kein anderer, zeigt sich aber noch deutlicher als Himmelsstürmer. Er begibt sich mit seinen Genossen, das sind Teufel, die er im Spiel dem Lucifer abgewonnen hat, nach dem Himmel, und sie stürmen mit grossen Stangen, die sie ausgerissen haben, so gewaltig, dass der Himmel schon anfängt zu krachen. Petrus muss sich entschliessen, ihn sammt seiner Rotte einzulassen. Spielhansel fängt gleich wieder sein gottloses Spielen an, und die Unholde machen einen solchen Lärm, dass sie wieder müssen hinausgeworfen werden. Man sieht, es sind die den Göttern verhassten, übermüthigen Riesen, die nordischen Iötnar, die Thorr mit seinem Donner bekämpft, der hier durch Petrus ver-

treten wird. In dem merkwürdigen Märchen aus der Bukowina (S. I 178) schifft Gott mit dem Teufel auf dem Wasser und lässt ihn Sand aus dem Abgrund holen, welchen er ausstreut und damit das Festland erschafft. Als der Herr in den Himmel wieder hinaufsteigt, dringt der böse Geist mit hinein und durch rückwärts gesprengtes Wasser erzeugt er eine so grosse Menge Teufel, dass Engel und Heilige nicht mehr Raum haben. Gott beruft den Elias, der hier die Stelle von Thorr vertritt und mit Donner, Blitz und vierzigtägigem Regen den Teufel und sein Gefolge wieder hinaustreibt. Die ganze Erzählung ist so alterthümlich und so bedeutungsvoll, dass sie wie ein Stück aus der Edda lautet. Den Zorn des Elias auf den Teufel erklärt eine wallachische Sage (Schott S. 375): der Böse hat ihn verlockt, seinen Vater und seine Mutter zu erschlagen, und Gott gestattet ihm, Rache zu nehmen. Da haust Elias so furchtbar mit Donner und Blitz, dass die ganze Welt zu Grund gegangen wäre, wenn ihm der Herr nicht den rechten Arm gelähmt hätte. Der Kampf des Elias mit dem Antichrist in dem alten Gedicht Muspilli empfängt dadurch neues Licht: von dem Blut, das aus der Wunde des Elias trieft, entzündet sich die Erde, und das Weltall geht in Flammen auf, vgl. Deutsche Mythologie S. 157—159. In einem Märchen aus dem Harz (Pröhle No. 17) geht Thorr als Schmied mit seinem gewaltigen Hammer zu dem Höllenthor, das auf einen Schlag zusammenfällt. Dann spielt er (ein bildlicher Ausdruck für Kampf) mit vier Teufeln, und einer nach dem anderen, so wie er verloren hat, wird, der Verabredung gemäss, mit dem Hammer erschlagen. Hierauf zerstört er die ganze Hölle.

Abgeschwächt wird die Sage, wenn der Eindringling keine feindliche Gesinnung zeigt, sondern nur die menschliche Gemeinheit mitbringt. So ist sie zu einem blossen Scherz geworden in einem schwäbischen Märchen, das Meyer (No. 18) mittheilt. Ein ganzer Gemeinderath war in den Himmel eingelassen worden; nun kommt der Büttel und verlangt gleichfalls Zutritt. Petrus verweigert ihn, wenn er nicht zuvor den Gemeinderath herauszubringen wisse. Das Himmelsthor wird ihm nur so weit geöffnet, dass er mit einem Auge hineinsehen

kann: da ruft er: »traussen gibts ein Weinkauf«, worauf der ganze Gemeinderath blitzschnell hinausläuft, um nach Herzenslust zu trinken. Noch humoristischer und anmuthiger ist die Darstellung in dem Märchen vom Meister Pfriem (Hausmärchen No. 178)*), in dem auch alte und schöne Züge vorkommen. Er betritt nur im Traum den Himmel, wo er anfangs seine abgünstige Gesinnung verbirgt; doch bezähmt er sich nicht lange, bricht los und setzt alles herab, was er im Himmel sieht, worauf er hinausgeschoben wird. Ich kann eine mindestens dreihundert Jahre ältere Auffassung nachweisen. Im sechzehnten Jahrhundert dichtete Martin Heineccius ein lateinisches Lustspiel, das er hernach ins Deutsche übersetzte. Es erschien unter dem Titel Hans Pfriem oder Meister Kecks ohne Angabe des Orts, unter der Vorrede steht 1582: es ward zu Leipzig 1603 und zu Magdeburg 1606 wieder abgedruckt, s. Gottscheds Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst 1 S. 119. 2 S. 244. In der Vorrede erzählt der Verfasser das Märchen, das seinem Gedicht zu Grund liegt, und bemerkt am Schluss, dass D. Luther es gekannt und Wohl-
5 gefallen daran gehabt habe, wie man aus seinen Predigten über das 15. Capitel des ersten Briefs an die Corinther sehen könne. Ich will bei dem Auszug die Worte des Heineccius so viel als möglich beibehalten. Es war vor Zeiten ein Fuhrmann, Hans Pfriem genannt, ein seltsam wunderlicher alter Kunde, der seines Kopfs war, meinte, jedermann müsste sich nach ihm richten, er aber nach niemand. Nun weil der Hans Pfriem so gar unverträglich und unruhig, ja so gar überklug war, bedurfte man seiner im Paradies nicht, und ward verboten, wenn er stürbe, ihn einzulassen. Er stirbt aber und flickt sich nein, wie er kann, ehe mans innen wird. Da man ihn heraustreiben will, gibt er gute Worte, saget zu, er wolle fromm sein; man lässt es geschehen. Bald aber im Nu, da er allerlei sieht, wie man handelt im Paradies, da es alles auf besonder himmlische Weise zugeht, dessen er nichts verstehen noch in seinen Kopf bringen

*) [Wilhelm Grimm hatte es zuerst im Berliner Taschenbuch von H. Kletke, Alexander Duncker, Eduard Hänel, Berlin 1843, S. 168—173 mitgetheilt.]

kann, wird er in sich selbst unwillig und wünscht schier, er wäre nie hinein kommen. Denn es thut solchen Leuten faul (sie werden ärgerlich), wenn sie Köpflein nicht brauchen sollen. Gleichwohl verbeisst er des Dinges viel und lässt sich nichts merken, ohne dass er mit sich selbst wundert, wenn er siehet, wie die Jungfräulein in Sieben Wasser schöpfen, etliche tragen es in alte löcherige Fässer, die, ob es gleich raus läuft, doch allzeit voll bleiben; das kann er nicht verstehen, ist ihm gar seltsam Ding. Dergleichen er sonsten viel mehr siehet und darf es doch nicht tadeln. Eines Males sieht er mit einem langen Zimmer (gezimmerten Balken), das sie auf den Achseln tragen zu einem engen Gässlein zu, da sie die Quer mit dem Holze hindurch wollen. Das möchte ihm den Tod thun, doch darf es nicht schnappen lassen. Endlich stösst er auf einen Fuhrmann, der mit Pferd und Wagen im tiefsten Schlamm in einem Pfuhl steckte, konnte weder hinter sich noch vor sich: spannte die Pferd zwei hinten und zwei vorne an und hieb darauf. Das konnte Hans Pfriem nicht vertragen, weil es seines Handwerks war: schreit zum Fuhrmann ungestümlich ein und straft ihn wegen des närrischen Vornehmens, als er meinte: hiess ihn die Pferde zusammen spannen und antreiben; das brach ihm den 6 Hals. Denn alsbald es kund wird, dass er den Vertrag gebrochen und seiner Zusage vergessen hätte, schickte man eilend hin und lässt ihn erinnern, dass er das Paradies räume. Da wird er erstlich verzagt, fasst aber hurtig einen Muth und erkühnet: wird frech und trotzig wider alle der heiligen Seelen, die ihn hinaus zu weisen an ihn treffen. Rückt sämmtlichen und sonderlichen ihre Gebrechen auf, damit sie auf der Welt beschrien waren: dem seligen Schächer, so zu der Seiten Christi gekreuzigt ward, wirft er den Galgen vor, der Maria Magdalenen ihre Unzucht und die sieben Teufel, Zachäo seine Untreu, Diebstahl und Finanzerei, S. Petro sein Verläugnen, Schwören und Meineid und anderes, S. Paulo seine Verfolgung und Gottes Lästerung, Moysi seinen Unglauben und Zweifel, dadurch er das gelobte Land verscherzet, ja auch sein Grab, das Gott nicht hat wollen wissen lassen. Mit solcher Weise schützt sich Hans Pfriem und macht aller Heiligen Sinnen an

ihm zu Schanden, so dass ihr keiner vermag ihn auszutreiben, sintemal sie alle selbst grosse Sünder, so wohl als Hans Pfriem sich bekennet, gewesen waren. Wie thun sie ihm aber? Sie schicken die unschuldigen Kinder an ihn, die Herodes ermordet hatte, als die in kindlicher Unschuld wären und aller begangenen Sünden frei. Die weiss Hans Pfriem nichts zu zeihen, aber damit er sich noch schütze auch vor ihnen, erdenkt er geschwinde den Rank und theilt ihnen Pfefferkuchen aus, Äpfel, damit man die Kinder schweigt, und führt sie hernach mit sich hinaus spazieren, da er ihnen Äpfel und Birn und ander Obst schüttelt, mit ihnen spielt und kurzweilt, dass sie also vergessen ihn auszutreiben. So hält sichs mit dem Märlein. Der Unterschied liegt darin, dass Pfriem sich weigert den Himmel zu verlassen und sich geschickt und listig zu vertheidigen weiss, in den Vorwürfen aber, die er den Heiligen macht, seine widerstrebende Gesinnung an den Tag legt. Er ist hier kein Schuhmacher, sondern ein Fuhrmann und wird in den Personen des Lustspiels als Fuhrpech bezeichnet: aber der Name Pfriem 7 (subula Ahle) passt besser zu jenem. Die Zusätze des Lustspiels gehen uns hier nichts an; dem Pfriem, auch dem hl. Petrus ist eine Frau beigegeben und in die Handlung verflochten. Pfriem ist als ein gemeiner Mensch geschildert, der in seinem Zorn schimpft und flucht.

Wilhelm Grimm.

ALBANESISCHE MÄRCHEN.

377

Zeitschrift für Deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausg. von J. W. Wolf. Erster Band. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung. 1853. 8°. S. 377—381.

Allmählich werden uns auch die Überlieferungen südöstlicher Völker bekannt. Die wallachischen Märchen, welche die Brüder Arthur und Albert Schott gesammelt und bekannt gemacht haben, sind ihres Gehaltes und der unverfälschten Auffassung wegen schätzbar und zeigen eine unabhängige Gemeinschaft mit den deutschen. An Ausführlichkeit und lebendiger Darstellung werden sie von den serbischen übertroffen, wovon Wuk eine Übersetzung versprochen hat. Aber auch die in dieser Zeitschrift von Staufe [S. 42 ff.] und Waldburg [S. 178 ff. 358 ff.] mitgetheilten Märchen aus der Bukowina sind alles Lobes werth und können sich den serbischen an die Seite stellen; auch hier sollte eine vollständige Sammlung nicht lange auf sich warten lassen. Wo kunstvolle, aus höherer Bildung hervorgegangene Dichtung sich der frei gewachsenen gegenüberstellt, da schrumpft diese zusammen, etwa wie die indianischen Stämme in Amerika vor den eingewanderten europäischen sich zurückziehen und endlich verschwinden. Man hat bemerkt, dass in serbischen Dichtern, die Lesen und Schreiben gelernt haben, die poetische Kraft sich abschwächt und ihre Gedichte aufhören, bei dem Volk Eindruck zu machen. Die Stände sind in jenen Ländern geschieden, aber nicht getrennt und bleiben in näherem Zusammenhang; darum tritt das Lückenhafte des Inhalts und das Kahle und Dürftige der Erzählung nicht so oft wie bei uns hervor, wo das gemeine Volk allein noch bewahrt, was von den alten Überlieferungen übrig geblieben ist. Man hat sich gewöhnt zu glauben, dass die ärmliche, der Einwirkung leben- 378 diger Phantasie entzogene Darstellung, wie wir sie so oft bei uns finden, den wahren Charakter des Märchens ausmache,

während, wenn es auf Treue und Wahrheit ankommt, sich nur niemand anmassen darf, den Inhalt nach Gutdünken zuzuschneiden, wegzulassen oder aus eigenen Mitteln Zusätze und Veränderungen zu machen. Der Ausdruck der Überlieferung aber kommt aus der Seele des Erzählenden, und wie schön und zugleich wie natürlich er sein kann, zeigen Runges Plattdeutsche Märchen, in welchen bei warmer und ausführlicher Darstellung kein unwahres Wort gesagt ist. Wer den rechten Sinn hat, der enthält sich ohnehin der geblümten Redensarten und der faden Ironie, die, wenn sie auch nichts hinzuthut, immer die echte Farbe abwischt.

Jetzt werden uns von noch südlicheren Völkern die Überlieferungen zugeführt. Herr Dr J. G. v. Hahn, östreichischer Consul für das östliche Griechenland, hat die günstige Gelegenheit benutzend nach ihren inneren Zuständen wenig bekannte Länder mit eindringendem Blick beobachtet und die Frucht seiner Bemühungen in einem umfangreichen Werk, das eben unter dem Titel: Albanesische Studien erschienen ist, niedergelegt. Für die Grammatik der toskischen Mundart und für die Beiträge zu einem albanesischen Wörterbuch wird ihm die Sprachwissenschaft Dank sagen; er belehrt uns aber auch über die Sitten, Gebräuche und den Glauben jener Völker, theilt Sprichwörter und Redensarten mit, zuletzt fünf toskische Märchen, von denen ich hier nähere Nachricht geben will. Wiewohl sichtbar auf einheimischem Boden gewachsen, stehen sie doch in unverkennbarer Gemeinschaft mit den deutschen. Naiv ist die Formel, womit ein jedes anhebt, und bezeichnet glücklich Wahrheit und Dichtung des Märchens: »es war und es war nicht«, ebenso der Schluss: »dort war ich, fand aber nichts«. Die magyarischen (bei Stier) fangen ähnlich an: »wo wars? wo wars nicht?« oder: »was war, was nicht war, sag ich nicht.«

Das erste erzählt von einer jungen Frau, die in die Fremde verheirathet ist und Sehnsucht nach ihrer Heimath 379 empfindet. Eine Alte kommt und ist bereit sie heimzuführen. Es ist eine Hexe, σuκγενεζα (Hundsauge), die vier Augen hat, nämlich ausser den gewöhnlichen noch zwei am Hinterhaupt, die man aber nicht sieht, weil sie mit dem Kopftuch bedeckt

sind. Sie machen sich auf und gelangen zu dem Haus der Hexe, die beim Eintritt gleich ihrer Tochter zuruft, den Backofen zu heizen, sie selbst geht noch mehr Holz zu holen. »Was habt ihr vor?« fragt die Frau. »Wir wollen dich braten und verzehren«, antwortet das Mädchen. »Mir recht«, sagt die Frau, »aber gib acht, dass das Feuer nicht ausgeht.« »Ich will es schon anblasen«, erwidert das Mädchen. Als es vor der Öffnung des Ofens steht, stösst es die Frau mit beiden Händen in den Ofen und entflieht, bevor die Alte zurückkehrt. Es ist das Märchen von Hansel und Grethel (Hausmärchen No. 15). Alterthümlicher scheint darin, dass die Hexe eine Tochter hat, die ihr zur Hand geht. Das schwedische (Cavallius No. 2) hält sich näher an das deutsche. Ein magyarisches (Stier No. 5) weicht von beiden ab und ist minder einfach.

Das zweite ist, unter ganz anderen Verhältnissen, unser Märchen von der Gänsemagd (Hausm. No. 89). Ein Mädchen zieht aus, seine sieben Brüder zu suchen; die Mutter hat ihm die Magd mitgegeben. Auf dem Wege empfindet es heftigen Durst, und als sie zu einer Quelle gelangen, springt es vom Pferd und gibt es der Magd zu halten. Während es sich herabneigt und trinkt, besteigt die Magd das Pferd und jagt davon. Es läuft hinterher, als es aber bei den Brüdern anlangt, wird die Magd als Schwester aufgenommen, sitzt auf dem goldenen Stuhl und spielt mit dem goldenen Apfel: die echte Schwester muss Hühner und Gänse hüten, weint dabei und sendet ihrer Mutter Grüsse mit der Sonne des Mittags. Die Bedeutung des Pferdes ist hier ganz verschwunden; überhaupt ist das deutsche gehaltvoller und sinnreicher. Doch ist hier der Zug eigenthümlich und schön, dass das Mädchen seiner Mutter Grüsse durch die Mittagssonne zusendet, die ohne Zweifel Nachricht von ihrem harten Schicksal bringen und Hilfe herbeirufen sollen. Königstöchter spielen mit goldenen Kugeln (Hausm. No. 1. Colshorn S. 55), wie die Engel im Himmel mit der Weltkugel (Hausm. No. 3). Verwandt ist ein [380] russisches Märchen (Dieterich No. 10, Vogl No. 57), doch die Umstände sind verschieden; noch weiter ab steht ein magyarisches (bei Molbech udvalgte eventyr No. 38).

Die Brüder ziehen in die Fremde und kommen auf ihrem Weg an ein tiefes Loch. Die beiden ältesten überreden den jüngsten sich hinabzulassen. Er fällt auf das Haus einer Alten: auf ihre Frage, was er hier suche, antwortet er: »mich schickt der König der Oberwelt, um ein Haar von der Schönen in der Unterwelt zu holen.« »O Söhnlein«, spricht die Alte, »wie willst du dahin kommen? Die Schöne wird von einem Hunde bewacht, der drei Köpfe hat und niemals einschläft.« Sie gibt ihm ein Wasser und von der Erde der Todten und sagt: »wenn du dich mit diesem Wasser wäschest, so wirst du so dunkel, dass dich der Hund nicht sieht, die Schöne aber liegt in einer Ecke und schläft: stecke ihr ein wenig von der Erde in das Ohr, so wird sie dich nicht gewahr. Reiss ihr das goldene Haar aus dem Kopf und komm schnell zurück.« Er vollbringt es glücklich. Die Alte bindet ihm Fleisch in den Gürtel, ruft alle Krähen zusammen, und die Vögel, indem sie an dem Fleisch zupfen, heben ihn in die Höhe. Die Brüder verwundern sich, als er wieder erscheint, er aber bringt das goldene Haar dem König, der es der Königin gibt. Ihn macht er reich und mächtig, und die beiden älteren Brüder werden endlich seine Diener. Die deutschen Märchen von den drei Federn (Hausm. No. 63) und dem Müllerbursch (Hausm. No. 106) haben dieselbe Grundlage: die älteren Brüder bemühen sich vergeblich eine köstliche, mit Wunderkräften begabte Sache zu erlangen: aber dem Dummling, dem Unschuldigen, den jene beiden ins Verderben führen wollten, wird sie zu Theil. Bedeutender ist es hier, dass das goldene Haar gesucht wird, in dem ohne Zweifel übernatürliche Kräfte liegen: in einem deutschen Märchen werden dem Teufel, als er schläft, die drei goldenen Haare ausgerissen (Hausm. No. 29). Eine schwedische Erzählung (Cavallius No. 15) ist der deutschen ähnlicher.

381 Das vierte Märchen übergehe ich: es hat, wie schon der Herausgeber bemerkt, nahe Ähnlichkeit mit der Sage von Perseus, und es fehlt auch die unsichtbar machende Nebelkappe nicht.

Das fünfte zeigt wieder merkwürdige Ähnlichkeit mit einem deutschen. Zwei alte Eheleute wünschen sich ein Kind, und

auf eine seltsame Weise wird ihnen ein Knabe zu Theil, der aber nicht grösser ist als eine Nuss. Sie pflegen ihn, kleiden ihn wohl, aber im funfzehnten Jahre ist er noch eben so klein. Eines Tages schicken sie ihn mit den Ochsen hinaus, den Acker zu pflügen. Er springt auf die Spitze des Pflugs und lenkt von da die Thiere. Drei Räuber kommen vorbei, und da sie den Kleinen nicht sehen, so wollen sie die Ochsen wegführen und fangen an sie von dem Joch los zu machen. Der Kleine schlägt ihnen mit der Treibstange auf die Hände: sie erblicken ihn und nehmen ihn mit sich. Sie haben die Absicht, dem Priester die Ochsen wegzunehmen. Der Kleine schlüpft durch die Thürritze, öffnet von innen und zieht die Ochsen heraus. Dann wird er ein Räuber, der Seinesgleichen nicht hat, heisst Räuber Nuss und wird von jedermann gefürchtet, bis er endlich ertrinkt. Das deutsche Märchen vom Daumesdick (Hausm. No. 37) ist reichhaltiger und der Schluss, wonach er zu seinen Eltern zurückkehrt, angemessener. Die Erzählung aus der Bukowina (oben S. 48), wo der Kleine ein Teufel, der faustgross aus einer Maus hervorspringt, nähert sich mehr dem deutschen.

Hr v. Hahn hat auch, wie er mir mittheilt, an hundert neugriechische Märchen gesammelt, die manches Neue und Wichtige enthalten werden. Möge er mit der Bekanntmachung nicht zu lange zögern.

Wilhelm Grimm.

SPANISCHE MÄRCHEN.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Elfter Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 8⁰. 1859. S. 210—215.

210 Das Dasein spanischer Märchen war nicht zu bezweifeln, wiewohl ich nur Zeugnisse dafür (Hausmärchen 3, S. 309) anführen konnte. Eine Hinweisung darauf aus der neuesten Zeit, auf die mich Hr Professor V. A. Huber aufmerksam gemacht hat, befindet sich in dem Romancero general por don Agustin Duran 1, XXII (Madrid 1849); ich lasse sie hier folgen.

Yo me acuerdo que en mi niñez, en mi edad adulta, y aun ahora en mis viejos años, oia y oigo en boca de las ancianas rudas una multitud de estas narraciones, con un inmenso placer, 211 y que aun excitan mi anhelosa curiosidad. pero ¿en qué tiempo nacieron? ¿cuándo se popularizaron? ¿por qué no se convirtieron en romances, ni se han escrito? ¿porqué solo se conocen por tradicion oral de abuelos á nietos? eso es lo que no sabré decir; mas afirmaré desde luego que hay algunas muy antiguas, en extremo antiguas, y que no se halla de ellas vestigio en libros, ni en codices, ni en documento escrito. ¿de dónde nos vino el cuento de la reina convertida en paloma? ¿de dónde el del negro Gafitas de la Luz, cuya amada, perseguida por sus padres y sometida á trabajos imposibles, llamaba á las aves, que con sus lágrimas lavaban y con sus picos planchaban la ropa que la jóven debia preparar? el primero parece un remedo de un cuento árabe, y el segundo una imitacion del episodio de Psichis y Cupido. pero hay otros muchos de cuya sustancia me acuerdo, y que á pesar de mis investigaciones porfiadas, no me ha sido posible hallar los tipos originales de que proceden. varias veces he intentado formar una colleccioncita de ellos; pero me ha desviado de esta idea la de que no podia prescindir de mi propio pensamiento, y que entónces mi obra sería poco menos que

inútil al fin á que aspiraba. y en verdad esta obra no contendria de antiguo y genuino mas que el argumento de cada narracion; pero ¿y el estilo? y los incidentes? y los accesorios? ¿a qué modelos acudiria para imitarlos, cuando se ignora hasta las épocas de donde proceden los originales? narrar estos cuentos como lo hacen las ancianas, sería tener que repetirlos de mil maneras diferentes, pues aunque en sustancia el asunto esencial de cada uno sea el mismo, en los accesorios y en la expresion, cada persona que los cuenta se constituye en autora, y quita ó añade, ó tergiversa los hechos y las formas: rehacerlos á mi modo, sería producir una obra mia, y privada del interes y espontaneidad antigua que los pudiera hacer interesantes como populares y documentales. lo mejor parece pues renunciar á una empresa tan dificil, y así lo hago.

Die Bedenken, die sich Duran über das Auffassen der Märchen machte, hat ein anderer mit Recht unbeachtet gelassen. Nicht lange nachher, im Jahre 1853, erschien in Barcelona eine Schrift, welche mit Sinn und Liebe, auch mit Kenntnis deutscher Arbeiten in diesem Fach die spanischen Überlieferungen aus dem Munde des Volks in Catalonien aufgefasst hat, Observaciones sobre la poesia popular por d. Manuel Milá y Fontanals, die uns durch einen trefflichen Kenner der spanischen Litteratur 212 näher gerückt ist in den Proben portugiesischer und catalonischer Volksromanzen mit einer litterarischen Einleitung über die Volkspoesie in Portugal und Catalonien von Ferdinand Wolf (Wien 1856). Es finden sich bei Milá neun vollständige und elf Bruchstücke von Märchen, also nur der Anfang einer Sammlung, die, wenn sie sich über ganz Spanien hätte ausdehnen können, viel reichhaltiger würde ausgefallen sein. Acht von den vollständigen stimmen der Grundlage nach mit deutschen überein: wenn gleich im Ganzen der Inhalt dürftiger ist, haben sie doch auch eigenthümliche und schöne Züge. Ich kann bei diesen auf Wolfs Übersetzung hinweisen, wo auch die entsprechenden deutschen angegeben sind. Dem neunten Märchen El hijo del rei desencantado (Milá 185. Wolf 47) steht den Eingang ausgenommen kein deutsches zur Seite. Zu dem dritten La caña del riu de arenas, unser Märchen von dem

singenden Knochen (Hausmärchen No. 28), führt Milá (S. 176) noch ein schönes Volkslied an.*) Wie in der schottischen und serbischen Erzählung wird hier von dem Arm und den Haaren der getödteten Schwester eine Harfe gemacht, welche die Unthat verräth; es wird darin angenommen, die ältere Schwester habe die jüngere ermordet, um deren Bräutigam zu erlangen. Da Wolf es übergangen hat, lasse ich hier eine Übersetzung folgen.

Es kamen zwei Wanderer und fanden den Leichnam.
Nahmen die Arme des Mädchens und machten daraus eine Harfe:
Nahmen ihre blonden Haare und machten daraus Saiten.
Giengen zu einem nahen Haus, wo man eine Hochzeit feierte:
Stellten sich an die halboffene Thür und liessen die Töne der Harfe erklingen.
Die erste Saite sagte: »die Braut ist meine Schwester,«
Die zweite Saite sagte:**) »der Bräutigam ist [war] mein Geliebter.«
Die Braut ward roth wie eine glühende Kohle, »die Harfe schmäht mich.«
Die Braut ward roth wie Blut, »ich mag die Harfe nicht hören.«
Die vierte Saite sagte: »die Harfe wird nicht schweigen.«
Die Braut geht sich in das Bett zu legen.
Die Harfe tönt stark, und das Herz der Braut bricht vor Schmerz.

Auch die elf Bruchstücke hat Wolf nicht aufgenommen. Da sie für uns von Werth sind, so will ich ihren Inhalt angeben.

10. Ein Mädchen giebt einer Katze eine Leber zu fressen, die sie zubereiten sollte, geht dann auf den Kirchhof und holt 213 die Leber eines Verstorbenen. Erzürnt darüber, kommt der Todte zur Zeit, wo alle zu Bett liegen, und ruft mit hohler und dumpfer Stimme in dem Mass, in welchem er näher kommt: »Marieta, Marieta, schon bin ich auf der ersten Stufe der Treppe, schon bin ich auf der zweiten, schon bin ich auf dem Treppenabsatz, schon bin ich an dem Fuss deines Bettes.«

*) [»Zu Zs. 11, 212« hat Reinhold Köhler Zs. 23, S. 88—90 mit einem Nachtrag S. 344 Wilhelm Grimm einen eigenthümlichen Irrthum nachgewiesen. Ich lasse mit seiner Erlaubnis beide Zusätze am Schluss des obigen Aufsatzes folgen.]

**) [S. Haupts Zeitschrift 23 S. 89 No. 1.]

11. Ein Königssohn thut aus Scherz ein Steinchen in eine mit Öl angefüllte Nuss, die er auf den Kopf einer alten Hexe bringt, und muss die Verwünschungen der Zauberin erdulden.

12. Ein Mädchen folgt einem seidenen Band, das der Wind aus ihren Händen reisst, und kommt in ferne Länder, mit fremdartigen Menschen und Thieren bevölkert.

13. Ein Königssohn fragt ein Mädchen: »Herrin, Herrin, wie viel Blätter hat der Baum?« Es antwortet: »Herr, Herr, wie viel Sterne stehen am Himmel?« Sie vermählen sich hernach. Als sie aber vernimmt, dass er sie tödten wolle, legt sie eine Frau von Zucker in das Bett. Er zieht sein Schwert und haut der Zuckerfrau die Nasenspitze ab, die in seinen Mund fällt: darauf spricht er: »hätte ich gewusst, dass du so süss wärest, so hätte ich dich nicht getödtet.« Da tritt sie hervor, und sie versöhnen sich.

14. Drei Brüder gehen Äpfel zu verkaufen; die beiden ältesten betrügen einen alten Heiligen, indem der erste sagt, es wären Steine, der zweite, es wären Mäuse. Die Äpfel verwandeln sich wirklich in Steine und Mäuse. Der jüngste sagt die Wahrheit, und seine Äpfel werden besser, so dass er sie sehr gut verkauft.

15. Ein König muss seine Töchter verlassen und gibt jeder einen Ring, der schwarz wird, wenn sie sich etwas zu Schulden kommen lassen. Der Sohn eines benachbarten Königs kommt Nachts in ihr Haus, verkleidet als alte Frau. Die jüngste, Rosmarin genannt, heisst ihn in einem Feldbett schlafen und wirft ihn, gebunden mit festen Stricken, durch das Fenster in einen Waldbach. Rosmarin heirathet einen Arzt, der sie hergestellt hat.

16. Ein Vater nöthigt seine drei Töchter nach einander in das Haus eines Riesen zu gehen, der sie heisst einen Blumenstrauss sammeln: welche den Straus fallen lasse, die werde er tödten. Zweien fällt er herab, und eine Katze, die zugegen war, will ihn nicht aufheben. Doch die dritte lässt ihn nicht fallen, und diese tödtet den Riesen.

17. Drei Mädchen kommen in einen Palast, in welchem ein verwünschter König lebt. Es zeigen sich Hände die Lichter

214 und Speisen herbeitragen. Die Mädchen dürfen von allem essen, nur von dem Obst nicht. Die zwei ältesten essen und sterben; die jüngste isst auch davon, aber da es gerade an dem Tag geschieht, wo der Zauber aufhört, so bleibt sie am Leben, und der König vermählt sich mit ihr.

18. Ein Spieler verliert seine Seele, und der welcher sie gewonnen hat, befiehlt ihm in eine Burg von Gold zu gehen, wo sich ein schwarzer Saal befindet mit gelben Kerzen und zwei Bildsäulen, die ihm mancherlei Proben auflegen. Einige besteht er durch die Hilfe dreier Tauben, doch zuletzt werfen ihn die Riesen in ein Feuer, so gross wie ein Feuer, das nicht erlischt.

19. Ein alter Diener des weisen Salomon hält sich aus, dass dieser ihm drei Lehren gebe, womit er ihm den Lohn für seine Dienste auszahlen solle. Salomon gibt ihm ein Brot und folgende drei Lehren: »was nicht deinetwegen brennt, das lass brennen; verlass nicht den Fahrweg, um einem kürzeren Nebenweg zu folgen; was du heute thun willst, das verschieb auf morgen.« Die beiden ersten Lehren retten ihm das Leben, die dritte bewirkt, dass er seinen Sohn nicht tödtet. Dieser war ein Geistlicher, der am folgenden Tag die Messe sang. Während des Essens nimmt der Vater das Brot, und als er es anschneidet, findet er darin die Goldstücke, die ihm Salomon schuldig war. Dieses merkwürdige Märchen, dessen ausführlicher Inhalt sehr willkommen wäre, stimmt im ganzen mit dem lateinischen Rudlieb und dem cornwallisischen Ivan (Hausmärchen 3, S. 311—313) überein. Die zweite Lehre, den Fahrweg nicht zu verlassen, ist allen gemein, die dritte, »was du heute thun willst, das verschieb auf morgen,« lautet deutlicher im Rudlieb: »verschiebe jede Rache über Nacht« (vgl. Thierfabeln bei den Meistersängern S. 18 [s. unten S. 386]).

20. Ein maurischer König erhält von einem spanischen König einen Rosenstock, bevor er blüht, und da er nur Dornen sieht, so rächt er sich damit, dass er ihm ein Obst sendet, das in seinem Himmelsstrich giftig ist, in die spanische Luft verpflanzt, schmackhaft und gesund wird.

21. Man hat eine Sage von einem Mann, der seinen

Schatten verkauft, worauf Chamissos bekannte Erzählung gegründet ist.

Thiermärchen kommen bei Milá nicht vor, und doch darf man glauben, dass sie auch in Spanien nicht erloschen sind. Ich habe bedauert (Hausmärchen 3, S. 412), dass in Wuks serbischer Sammlung keine Rücksicht auf Thiermärchen genommen sei; ich hätte aber anmerken müssen, dass in einer 215 Erzählung, eigentlich in zwei in einander verflochtenen (No. 50), der Fuchs und Wolf erscheinen. Der erste Theil ist mit dem Märchen vom Wolf und den sieben jungen Geislein (Hausmärchen No. 5) verwandt, nur dass der Fuchs die Stelle der alten Geis vertritt; in dem zweiten bethört der Fuchs seinen Feind, indem er den Wolf überredet, der im Brunnen sich spiegelnde Vollmond sei ein Käs, und ihn antreibt das Brunnenwasser auszuschlürfen, um zu dem leckern Bissen zu gelangen. Dann reizt er ihn über einen Pfahl zu springen, wobei er sich aufspiesst.

Wilhelm Grimm.

ZUSÄTZE VON REINHOLD KÖHLER.

Zeitschrift für Deutsches Alterthum und Litteratur. Bd 23, S. 88—90 u. S. 344.

Vor gerade zwanzig Jahren hat Wilhelm Grimm im zweiten Heft des 11. Bandes dieser Zeitschrift einen Aufsatz »Spanische Märchen« veröffentlicht, in welchem er auf S. 212 in einen eigenthümlichen Irrthum verfallen ist, dessen Nachweis auch heute noch mir nicht überflüssig erscheint. W. Grimm schreibt a. a. O.:

»Zu dem dritten [catalanischen Märchen] La caña del riu de arenas, unser Märchen von dem singenden Knochen (Hausm. No. 28) führt Milá [y Fontanals, Observaciones sobre la poesia popular, Barcelona 1853] (S. 176) noch ein schönes Volkslied an. Wie in der schottischen und serbischen Erzählung wird hier von dem Arm und den Haaren der getödteten Schwester eine Harfe gemacht, welche die Unthat verräth; es wird darin angenommen, die ältere Schwester habe die jüngere ermordet, um deren Bräutigam zu erlangen. Da [Ferdinand] Wolf [Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen mit einer literarhistorischen Einleitung über die Volkspoesie in Portugal und

Catalonien, Wien 1856] es übergangen hat, lasse ich hier eine Uebersetzung folgen.

Es kamen zwei Wanderer und fanden den Leichnam.
Nahmen die Arme des Mädchens und machten daraus eine Harfe:
Nahmen ihre blonden Haare und machten daraus Saiten.
Giengen zu einem nahen Haus, wo man eine Hochzeit feierte:
Stellten sich an die halboffene Thür und liessen die Töne der Harfe erklingen.
Die erste Saite sagte »die Braut ist meine Schwester«,
Die zweite Saite sagte »der Bräutigam ist mein Geliebter«.
Die Braut ward roth wie eine glühende Kohle, »die Harfe schmäht mich«.
Die Braut ward roth wie Blut, »ich mag die Harfe nicht hören«.
Die vierte Saite sagte »die Harfe wird nicht schweigen«.
Die Braut geht sich in das Bett zu legen.
Die Harfe tönt stark, und das Herz der Braut bricht vor Schmerz.

Wer Grimms dem Lied vorangehende Worte liest, muss annehmen, dass es ein aus Catalonien oder sonst woher aus Spanien stammendes Lied sei, und so citirt es denn auch E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit, 1. Bd, Berlin 1867, S. 244, als ein spanisches.

89 Die betreffende Stelle in Milás Observaciones lautet aber:

La caña del Riu de Arenas envuelve una idea profunda, idéntica á la de uno de los cuentos de Grimm en que un hueso hace el oficio que en el nuestro la caña.

Und dazu unter dem Text folgende Anmerkung:

Es el mismo pensamiento que el de la sublime balada, El arpa maravillosa de la isla de Ferte. Una hermana mayor habia muerto á la menor para tomarle el novio. »Llegan dos peregrinos y hallan el cadáver.« — Toman los brazos de la jóven y hacen de ellos una arpa. — Toman sus rubios cabellos y los convierten en cuerdas. — Vanse á la casa vecina donde se celebra una boda. — Se colocan junto á la puerta entreabierta y se oyen los sonos del arpa. — La primera cuerda dice: »La novia es mi hermana«. — La segunda cuerda dice: »La novia me ha muerto«. — La tercera cuerda dice:[1] »El novio era mi bien amado«. — La novia se puso roja como un ascua: »El arpa me lastima«.

[1] In W. Grimms Uebersetzung sind offenbar nur aus Versehen die Worte »La novia me ha muerto«. — »La tercera cuerda dice« weggefallen.

— La novia se puso roja como sangre: »No me gusta oir el arpa«. — La cuarta cuerda dice: »El arpa no callará«. — La novia va á echarse en la cama. — El arpa resuena muy recio y el corazon de la novia se quiebra de dolor«. — El mismo asunto se halla entre las baladas escocesas, pero mas parafraseado y menos enérgico.

Wie man sieht, ist, was Milá von der Ballade »de la isla de Ferte« mittheilt, spanische Prosa, muss also aus einer anderen Sprache oder wenigstens Mundart übersetzt sein. W. Grimm scheint die »isla de Ferte« für eine catalanische gehalten und angenommen zu haben, dass Milá also ein catalanisches Lied in spanischer Prosa wiedergegeben habe. Es ist aber vielmehr die »Sublime balada de la isla de Ferte« ein — färöisches Volkslied, welches Milá aus Chants populaires du Nord [— Islande — Danemark — Suède — Norvége — Ferœ — Finlande — Traduits en français, et précédés d'une introduction, par X. Marmier. Paris 1842. 8⁰], wo es sich S. 75 unter der Überschrift »La harpe merveilleuse« in französischer prosaischer Übersetzung findet, kennen gelernt und dessen zweiten Theil er fast durchaus wörtlich aus dem Französischen übersetzt hat.

Wenn er als Heimat der Ballade »la isla de Ferte« nennt, so ist »Ferte« wohl nur Druckfehler für »Ferœ«; »la isla« aber wird ein Versehen Milás sein, der »las islas de Ferœ« oder 90 noch besser — dem französischen »les Ferœ« entsprechend — nur »las Ferœ« hätte schreiben müssen.

Marmier hat das Lied, wie er angibt, nach einem »manuscrit inédit«, welches ihm »Mr. Schroeter de Thorshavn« mitgetheilt hatte, übersetzt, und diese seine Vorlage muss durchweg oder doch fast durchweg übereinstimmend gewesen sein mit dem färöischen Texte bei E. G. Geijer und A. A. Afzelius, Svenska folk-visor från forntiden, I, 86.[1])

[1]) Man vgl. über die Herkunft dieses färöischen Textes S. Grundtvig, Danmarks gamle folkeviser, II, 507. — Nebenbei sei bemerkt, dass Geijer und Afzelius eine wörtliche schwedische Uebersetzung des Liedes gegeben und G. Mohnike, Volkslieder der Schweden, I, Berlin 1830, S. 194, und Rosa Warrens, Schwedische Volkslieder der Vorzeit, Leipzig 1857, S. 294 und Norwegische, isländische, färöische Volkslieder der Vorzeit, Hamburg 1866, S. 205, es ins Deutsche übersetzt haben.

W. Grimm erwähnt in der Anmerkung zu KHM No. 28 ausdrücklich des färöischen Liedes bei Geijer und Afzelius, er hat es also, was wir auch ohne dies Zeugnis unbedenklich annehmen müssten, gekannt, aber bei Abfassung des Aufsatzes über die spanischen Märchen hat er, irre geführt durch die »isla de Ferte«, nicht daran gedacht.

Weimar, Juni 1878.

Reinhold Köhler.

NACHTRAG.

344 In meinen Aufsatz oben S. 88 hätte ich erwähnen sollen, dass S. Grundtvig, Danmarks gamle folkeviser, III, 879, aus W. Grimms Aufsatz dessen Übersetzung des angeblichen catalanischen Volksliedes mitgetheilt hat, aber »wegen der sehr auffallenden fast wörtlichen Übereinstimmung« mit dem nordischen Lied von der sprechenden Harfe an der Echtheit und »folkelighed« desselben als eines catalanischen Liedes zweifelt und annimmt, dass wir hier »eine sehr neue, zufällige und locale Einwanderung eines nordischen Liedes in den Süden« vor uns hätten. Offenbar haben dem trefflichen Herausgeber von Danmarks gamle folkeviser Milás Observaciones nicht selbst vorgelegen und hat er sich des französischen Textes bei Marmier nicht erinnert, sonst würde er den von mir nachgewiesenen Sachverhalt natürlich auch erkannt haben.

Weimar, Januar 1879.

Reinhold Köhler.

DER SWINEGEL.

Zeitschrift für Deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausg. von J. W. Wolf. Erster Band. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung. 1853. 8°. S. 381—383.

Dieses hübsche Märchen ward mir im Jahre 1840 von [381] Herrn Professor Firnhaber in Cassel mitgetheilt, der mir sagte, dass es nach mündlicher Überlieferung aufgefasst sei; von wem, [382] konnte er nicht angeben. Es ward dann in der fünften Auflage der Hausmärchen (No. 187) abgedruckt. Einige Jahre später erhielt es in Germaniens Volksstimmen von Firmenich I 210. 211 einen Platz, der es aus einer anderen Quelle erhalten hatte. Er setzt es in die Gegend von Stade und bemerkt, es sei von Wilhelm Schröder erzählt. Jetzt hat Herr J. P. T. Lyser eine neue Ausgabe bei Hoffmann und Campe in Hamburg veranstaltet und mit artigen Bildern ausgestattet. In der Vorrede sagt er, als Verfasser des Märchens sei ihm von den Herren Verlegern der verstorbene Theodor von Kobbe genannt worden, er bemerke das ausdrücklich, weil der Swinegel, in seiner Art ein Meisterstück, schon zu unterschiedlichen Malen nachgedruckt sei, ohne dass die Herren Nachdrucker daran gedacht hätten, den Namen des eigentlichen Verfassers zu nennen. Dann fügt er hinzu: »Firmenich und Grimm scheinen aus diesem Grunde das Märchen für sehr alt gehalten zu haben; allein Kobbe selber erklärt es ganz und gar für sein Eigenthum, und wir mögen es um so mehr auf sein Wort glauben, als sich für den Kundigen bei genauer Prüfung der moderne Ursprung des Swinegels unzweifelhaft herausstellt«. Auf die Nachdrucker, die mir unbekannt sind, kommt nichts an, und es mag dahingestellt bleiben, ob Theodor von Kobbe oder Wilhelm Schröder der Verfasser ist; in jedem Fall hat er seine Sache gut gemacht und trefflich erzählt. Aber ich glaube, dass ein Kundiger in dem Grund des Märchens keine Erfindung, sondern eine lebendige

Überlieferung erblicken wird, deren Alter sich nicht bestimmen lässt und deren Ursprung weit hinauf gehen kann. Glücklicher Weise kann ich den Beweis liefern. Der Hauptinhalt besteht darin, dass der hoffärtige Hase von dem trägen, aber listigen Schweinigel im Wettlauf besiegt wird. Ein wendisches Märchen (Haupt Volkslieder aus der Lausitz 2, 160, 1843) erzählt Folgendes. Der Fuchs kommt zu einem Teich und will da trinken: ein Frosch quakt ihn an, und der Fuchs droht: »geh weg, oder ich verschlinge dich«. »Nicht so hochmüthig«, erwidert der Frosch, »ich bin hurtiger als du«. Der Fuchs lacht ihn aus 383 und spricht: »wir wollen in die Stadt laufen, da wird es sich zeigen«. Der Fuchs kehrt sich um, und der Frosch springt in seinen Schwanz. Reinhard fängt nun an zu laufen; als er nahe bei dem Thor ist, dreht er sich um und will sehen, ob der Frosch nachkomme; in dem Augenblick springt dieser von dem Schwanz herunter und in das Thor hinein. Als der Fuchs sich wieder umgekehrt hat und in das Thor kommt, sitzt der Frosch schon dort und ruft ihm zu: »bist du endlich da? Ich bin schon auf dem Heimweg und dachte, du würdest gar nicht kommen«. Niemand, der das Wesen der Überlieferung kennt, wird die Übereinstimmung und den gleichen Grund beider Märchen läugnen: dass die Nebenumstände verschieden sind, liegt in dem Wesen der Sage. Sieht man von der anmuthigen humoristischen Darstellung des plattdeutschen Märchens ab, so verdient das wendische in einigen Stücken den Vorzug. Der Hase hat in der Thiersage eine untergeordnete Stelle und erscheint niemals übermüthig, wohl aber der schlaue Fuchs, und dass dieser von dem armseligen Frosch besiegt wird, bildet einen glücklichen Gegensatz, der viel ursprünglicher zu sein scheint.

Wilhelm Grimm.

ZWEI THIERMÄRCHEN.

Zeitschrift für Deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausg. von J. W. Wolf. Erster Band. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung. 1853. 8°. S. 1—3.

KRIEG DER WESPEN UND ESEL.

Ein Esel weidet an einem Hügel, die Bienen schwärmen 1 um ihn herum: auch eine Wespe fliegt heran nnd setzt sich in sein Ohr. Der Esel, als er ihre Stiche empfindet, geräth in Wuth, schüttelt sich, schreit laut und rennt hin und her. Endlich ruft er dem Plagegeist zu: »hast du dich in den Höhlungen meines Leibes versteckt, so komm heraus und kämpfe offen mit mir. Hast du Muth, so mögen die Bienenschwärme und die Schar der Esel mit einander Krieg führen.« Es wird ein Kampf auf offenem Feld verabredet und der Tag bestimmt. Der Esel begibt sich zum Löwen und berichtet, was sich zugetragen hat; dabei äussert er die Besorgnis, dass die Wespe wieder in sein Ohr kriechen werde. Der Löwe ertheilt ihm den Rath, alle Öffnungen seines Leibes mit Riemen zu verschliessen; dann würden seine Feinde nichts gegen ihn ausrichten und er Sieger bleiben. Dieser Rath wird befolgt, und auf diese Weise geschützt, erscheinen die Esel auf dem Schlachtfeld. Als die Wespen sehen, dass kein Weg mehr offen ist, um in den Feind zu dringen, so setzen sie sich unten an den Bäuchen der Thiere fest und peinigen sie nach Kräften. Die Esel werfen sich auf die Wespen nieder, um sie zu erdrücken, aber dabei springen die Banden entzwei, womit die Zugänge verschlossen waren. Jetzt dringen die Wespen überall ein, beissen, stechen und quälen die Esel so heftig, dass diese rufen: »wir unterwerfen uns, wenn ihr uns nur wieder verlasst.«

2

DER ZAUNKÖNIG.

Der Zaunschlüpfer ward König durch List, nicht durch Tapferkeit und ward über die anderen Vögel gesetzt, obgleich er der kleinste ist. Als nämlich sich die Vögel versammelt hatten, einen König zu wählen, wurden sie einig, dass derjenige es werden solle, der am höchsten fliegen könne. Der Adler sprach: »wer unter den Vögeln kann sich mit mir vergleichen und wer ist schneller als ich?« Der Zaunschlüpfer aber dachte: »ich will mich von ihm in die Höhe tragen lassen« und setzte sich unter die Flügel desselben. Die Vögel flogen auf, und der Adler stieg noch einmal so hoch als die übrigen. Da rief er: »ich bin der Herr der Vögel!« Als der Zaunschlüpfer sah, dass der Adler ermüdet war und nicht weiter konnte, nahm er alle seine Kräfte zusammen und flog noch ein Stück weiter in die Höhe. So ward ihm der Preis und er der König der Vögel.

Beide Märchen sind genommen aus einer Sammlung von Thierfabeln, die der Rabbi Barachja Nikdani oder Hannakdan in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in hebräischer Sprache dichtete. Sie erschien zuerst in Mantua 1557, und im Jahr 1661 gab sie der Jesuit Melchior Hanel zu Prag mit einer lateinischen Übersetzung heraus. Man findet darin die bekannten äsopischen Fabeln, aber von einem nicht unbeträchtlichen Theil lassen sich die Quellen nicht nachweisen. Dass darunter auch Erzählungen aus dem Munde des Volks waren, wer sie nun zuerst aufgefasst hat, lässt ihr schlichter der lebendigen Überlieferung gemässer Inhalt nicht bezweifeln. Zu diesen gehören die zwei hier mitgetheilten Thiermärchen, die bei Hanel S. 105 und S. 147 stehen. Sie sind besonderer Aufmerksamkeit werth, weil sie mit der noch heute unter uns umgehenden Überlieferung offenbar in Verwandtschaft stehen, deren h o h e s Alter dadurch nachgewiesen ist. Der Krieg der Wespen und Esel ist in dem Hausmärchen 102 als Krieg zwischen den vierfüssigen Thieren und den Vögeln dargestellt: der Zug aber, dass die Wespe sich in das Ohr ihres Feindes setzt und ihn sticht, kommt in einem anderen (Bd. 3, S. 82)

vor. Die List des Zaunkönigs wird in No. 171 nach einer meklenburgischen und hanöverschen Überlieferung erzählt, die aber auch in anderen Gegenden Deutschlands bekannt ist (vgl. Kuhns Sagen und Märchen 293. Mones Anzeiger 1835, S. 313), und deren Alter wahrscheinlich noch viel höher hinauf geht, als durch die äusseren Zeugnisse dargethan wird. Der Krieg der Thiere unter sich wird so alt sein als die Thiersage überhaupt.

Wilhelm Grimm.

THIERFABELN BEI DEN MEISTERSÄNGERN.

(Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 11. Januar 1855.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1855. S. 1—27.

1 Die Thiersage ist aus dem ununterbrochenen Verkehr des Menschen mit den Thieren und der dadurch erlangten innigen Bekanntschaft mit ihrem eigenthümlichen und heimlichen Leben hervorgegangen. Dieser nahe Umgang hob sie zu ihm herauf und bewirkte, dass er einen Theil seiner geistigen Vorzüge auf sie übertrug. Die Hausthiere wurden als Glieder der Familie betrachtet, gepflegt und geliebt: nomadische Völker nennen noch jetzt ihre Pferde Brüderchen und Freundchen, reden zu ihnen, als verständen sie jedes Wort, und beweinen ihren Tod, als sei ein Verwandter gestorben. Bei uns lässt der Volksglaube die Thiere in der Christnacht mit einander reden, und die Dichtung gibt ihnen die Sprache vollständig zurück, die ihnen durch ein unglückliches Ereignis oder zur Strafe, wie die nordamerikanischen Indianer von dem Biber glauben, scheint entzogen zu sein; sie lässt sie überhaupt in dem Widerschein menschlicher Verhältnisse leben. Der Inhalt der Dichtungen geht hervor aus der scharf bestimmten, unwandelbaren Natur der Thiere. Der Löwe oder der Bär ist der Stärkste und darum der Herrscher, der Wolf der Grausamste, der Hirsch der Flüchtigste, der Fuchs der Listigste, der Esel der Geduldigste, der Hase der Furchtsamste, das Schaf das Unschuldigste. Von Lastern oder Tugenden ist weiter nicht die Rede; ihre Handlungen sind Folge ihrer natürlichen Triebe. Die Thiersage, wie sie auch neue Zweige treiben, die Überlieferung erweitern und neu gestalten mag, ihr Wesen ändert sich nicht: sie steht auf demselben Grund und Boden und muss, auch wenn sie sich einmal davon entfernt, dahin zurückkehren.

Diese Stätigkeit des Thierepos bildet einen Gegensatz zu der Beweglichkeit der Götter- und Heldensage, wo nicht allein die Freiheit des Geistes zu wahren und der Unterschied zwischen Gut und Bös geltend zu machen ist, sie muss, wenn sie fortdauern will, auch den wechselnden Strömungen der Geschichte sich unterwerfen. Die ältesten Lieder besingen die furchtbare Herrschaft der alten Götter, aber diese gehen unter, und mildere steigen auf, zu denen sich Helden gesellen, die den Kampf um die Macht und den Ruhm ihres Volks als die höchste Aufgabe, Tapferkeit als die grösste Tugend betrachten. Ist der Boden gewonnen, die Heimat gesichert, sind die Verhältnisse geordnet, so kommen andere Geschicke, und andere Wünsche erfüllen das Herz des Menschen. Wir haben in der Gudrun ein glänzendes Bild von der Kraft, mit der sich die Seele einer Frau unter den widerwärtigsten Verhältnissen erhebt. Zuletzt sinkt, wie in dem Rosengarten, der Ernst des Kampfes zu einem blossen Spiel herab, und das Epos hat sein Ende erreicht. Von diesen verschiedenen Stufen in der Entwickelung eines Volkes wird die Thiersage nicht berührt. Sie kann lückenhaft werden, wenn äussere Zustände, die Ausbreitung des Ackerbaus, Gewerbe und städtisches Leben, von dem unmittelbaren Verkehr mit den Thieren in Wald und Feld abziehen, aber sie beharrt in ihrer Natur und hat keine Veranlassung, an ihrem Inhalt Änderungen vorzunehmen. Der Fuchs übt seine Listen wie der Wolf seine Grausamkeit in der spätesten wie in der frühsten Dichtung: ihnen wird nichts angerechnet, man entschuldigt die Hinterlist, ja man ergötzt sich daran, und der Fuchs, dem jede Bosheit gelingt, geht am Ende als Sieger über alle hervor.

Wer sucht nicht gerne die Wege auf, welche die Thiersage auf ihrem langen Gang eingeschlagen hat? Innere Gründe stellen ihr Dasein in den frühsten Jahrhunderten ausser Zweifel: die trefflichen in Deutschland, den Niederlanden und in Frankreich erhaltenen Gedichte von Reinhart Fuchs, wie einzelne in diesen Kreis gehörige Fabeln, weisen auf die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch reichlich strömende Quelle der mündlichen Überlieferung. Bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, bei Boner, Hugo von Trimberg, Heinrich von Müglin

und Gerhard von Minden, dauerte die Fabeldichtung, wenn auch in minder belebter Auffassung, fort; unter diesen haben Boner und Gerhard nur Weniges, was nicht auf Äsop zurückzuführen wäre.

In dem fünfzehnten Jahrhundert begegnen uns zwei, aber nicht in deutscher Sprache abgefasste werthvolle Sammlungen, aus denen wir eine Anzahl von Thiersagen kennen lernen, die von den Äsopischen unabhängig sind und schon deshalb Aufmerksamkeit verdienen. Die eine enthält die sogenannten Extravaganten, die in der ersten Ausgabe von Steinhöwels Äsop im Jahr 1480 ans Licht traten. Ich glaube, sie sind ursprünglich aus dem Munde des Volks aufgenommen und gleich in lateinischer Prosa niedergeschrieben worden. Steinhöwel fügte eine in den späteren Ausgaben allein beibehaltene deutsche Übersetzung hinzu. Der Name des Verfassers ist ebenso unbekannt als seine Heimath und Zeit: möglich, dass er ein Paar Jahrhunderte früher gelebt hat. Wenn er, wie man aus einigen Ausdrücken schliesst, im nördlichen Frankreich oder in Flandern zu Hause war, so gibt uns die uralte Verwandtschaft der französischen Thiersage schon ein Anrecht darauf. Ausserdem befinden sich unter den siebzehn Fabeln mehrere, die uns nicht fremd sind, wie die siebente und elfte (Hausmärchen 132 und 48), ja eine der eigenthümlichsten, worin erzählt wird, wie der Wolf in dem Wahn, ihm sei Glück verkündigt, überall ins Unglück geräth, ist noch bei uns in verschiedenen Gegenden bekannt (J. W. Wolf Deutsche Hausmärchen S. 419, Leo Haupt und J. E. Schmaler Volkslieder der Wenden 2, S. 161—164). Die andere Sammlung besteht aus hebräischen Fabeln, die der Rabbi Barachja Nikdani, wie Melchior Hanel, der sie ins Lateinische übersetzte, ihn nennt, oder Berachja Hannakdan (Punctator) nach Wolfs Bibliotheca hebraica (1, S. 272. 4, S. 800), um das Jahr 1260 dichtete.[1]) Der Titel kündigt Erzählungen an vom

[1]) Das Zeitalter des Berahjah han-niqdan oder besser han-naqdan ist von Wolf Bibliotheca hebraica I S. 167. 272 falsch um 1400 gesetzt worden. Schon J. B. de Rossi (Codices hebr. Vol. 2, Parma 1803. 8⁰. p. 57 No. 482) hat mit Beziehung auf Wolf (3, S. 165) den Widerspruch bemerkt, dass ein Sohn (richtiger Enkel) des Genannten eine hebräische Bibelhandschrift der Berliner Bibliothek im Jahr 1334 vollendet habe; Rossi setzt daher den Berachjah in das dreizehnte Jahrhundert. Steinschneider (in dem gewissenhaften Artikel

Fuchs, allein dieser Hauptträger der Thiersage tritt doch nicht in allen auf. Barachja sagt in der Vorrede, er habe den Fabeln anderer seine eigenen zugefügt. Was er unter jenen versteht, ist bei dem grösseren Theil leicht einzusehen; es sind die bekannten Äsopischen, die etwa die Hälfte des Buches (es besteht aus 108 Stücken) ausmachen. Unter den übrigen sind einige, die er aus anderen Quellen mag genommen haben, wie z. B. der Mann in der Grube (Altdeutsche Wälder 1, S. 177) und der Maulesel, der nur von seinem Vater, dem Pferd, sprechen will (Freidank S. LXXIX). Einige mögen aus verlorenen Sammlungen stammen, doch die Extravaganten, wenn sie anders schon vorhanden waren, haben nichts dazu geliefert. Welche aber nennt Barachja seine eigenen? Ich glaube diejenigen, welche sonst sich nicht nachweisen lassen und die Merkmale mündlicher Überlieferung an sich tragen. Mehrere dieser Art sind von entschiedenem Werth; eine davon anzuführen wird hernach Gelegenheit sein. Auch zeigt sich nichts Verfälschtes darin, und die Erzählung, wenn man einige künstliche Redensarten abrechnet, ist ganz erträglich. Die Verwandtschaft mit deutschen Sagen wird bestätigt nicht bloss durch die zu der Sage von Reinhart Fuchs gehörigen Stücke (sie sind dort S. CCLXXXIII ausgehoben), sondern auch durch zwei andere mit Märchen, die noch bei uns umgehen, nah verwandte: die eine von dem Kampf der Wespe und der Bienen mit dem Esel (S. 105 der lateinischen Übersetzung), die andere von dem Zaunschlüpfer, der durch List König wird; man vergleiche die Hausmärchen No. 102. 171.

Nähere Untersuchungen sind noch nicht angestellt, inwiefern das sechzehnte Jahrhundert, in welchem sich der Ansatz

»Jüdische Litteratur« in der Allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber II 27, 433) sagt dagegen: »den vorhandenen Fabelschatz verarbeitete frei und ergänzte Berachja hanakdan in Burgund um 1160«; es soll wohl 1260 stehen. J. Fürst in seiner Bibliotheca judaica (Leipzig 1851) 2, p. 110 nennt ihn »Berechja Krispia hanakdan, ben Natronai in val Drome in Burgund« und bemerkt dazu: »er blühte um 1260 in Burgund, war Punctator, Gesetz- und Sittenlehrer, Fabeldichter und Übersetzer«. Um 1300 setzt ihn der unbedeutende Artikel von O. Fr. Hartmann in der Encyclopädie von Ersch und Gruber I 9, 61. Ich verdanke Herrn Dr Richard Gosche diese Nachweisungen.

zu einer neuen, nicht idealen, aber gesunden Poesie bemerklich macht, Zeugnisse von der Fortdauer der einheimischen Thierfabel liefert. Burkhart Waldis und Erasmus Alberus gewähren leider nichts, obgleich sie sich nicht auf die ihnen zugänglichen Äsopischen Fabeln beschränkten, sondern auch manches, was ihnen sonst zur Hand war und den Namen einer Fabel nicht verdiente, aufnahmen: ja der zuletzt Genannte gerieth auf den seltsamen Einfall, die Äsopischen Apologe an ihm bekannte Örtlichkeiten anzuknüpfen. Besonders bei Waldis, der an freiem Blick und gewandtem Ausdruck jenem weit vorsteht, ist zu beklagen, dass er die beste Quelle nicht aufgesucht hat. Der unermüdliche Hans Sachs, der die Augen überall hinwendete, wo er für seine Gedichte passenden Stoff finden konnte, hat zwar von dorther die schönen Erzählungen von dem junggeglühten Männlein und von des Herrn und des Teufels Gethier (Hausmärchen S. 147. 148) empfangen, leider aber kein Thiermärchen. Aus Rollenhagens Froschmeuseler wird hernach etwas mitzutheilen sein. Aber in dem Mückenkrieg des Joh. Christoph Fuchs, der aus dem Italienischen übersetzt ist, so wenig als in Wolfart Spangenbergs Gansкönig ist eine Spur des Sagenhaften zu entdecken, und im Äsopus Hulderich Wolgemuts, der an 361 Fabeln zusammengebracht und vieles aus Alberus und Waldis zugefügt hat, findet sich nichts Neues vor.

Indessen bin ich durch einiges da überrascht worden, wo ich es nicht erwartete, in den Meistergesängen des sechzehnten Jahrhunderts, deren erstarrte Form selbst bei H. Sachs von einem frischen Luftzug bewegt wird. Die Meistersänger holten ihren Stoff zumeist freilich aus der Bibel, sie nahmen aber auch, was sich sonst darbot, alte Geschichte aus den Chroniken, Erzählungen aus den Übersetzungen des Boccaccio, der Cento novelle, des Bidpai, aus dem Phädrus, Avianus und Romulus: sie verschmähten nicht die Schwänke Eulenspiegels, berichteten auch wohl Ereignisse, die sie mit angesehen hatten, oder stellten bloss moralische Betrachtungen an. Das alles ward nach den peinlichsten und engsten Gesetzen gleichmässig zugeschnitten.

Von den eigentlichen schulgerechten Meistergesängen sind natürlich die meisten noch ungedruckt: man erschrickt vor dieser

geistlosen, handwerksmässigen Dichtung, und doch würde ihre Untersuchung immer noch Früchte bringen, vielleicht einige unerwartete. Die hiesige königliche Bibliothek besitzt unter ihren Handschriften vier mit Meistergesängen angefüllte Bände (Ms. germ. fol. 22—25), die wahrscheinlich der Singschule in Nürnberg zugehörten: in zweien sind auch Musiknoten aufgezeichnet. Die umfangreichste und gehaltvollste ist No. 23, die ehemals Achim von Arnim besessen hat. Sie enthält 250 Stücke und ist von mehreren Händen geschrieben, aber im Vergleich zu den drei anderen Sammlungen mit mehr Sorgfalt, so dass auch der Text lesbarer ist. Zuweilen ist das Jahr der Abfassung angemerkt, und danach fallen sie in die erste Hälfte des Jahrhunderts zwischen 1529—1551.

In dieser Handschrift habe ich drei Thierfabeln (No. 45. 160. 249) gefunden, die meines Wissens noch unbekannt sind. Ihr Inhalt ist eigenthümlich, und da ich bei zweien ältere Auffassungen nachweisen kann, so regen sie vielleicht nähere Theilnahme an.

Die erste handelt vom Wolf und Storch. Die beiden haben sich zusammengethan und errichten eine Weinschenke.*) Das Geld wird gemeinschaftlich eingenommen; als aber der Gewinn nach einem halben Jahr soll berechnet werden, sieht es schlecht aus: kaum die Hälfte der Gäste hat gezahlt, das Übrige steht auf Borg. Der Wolf zeigt sich grossmüthig; »ich will auf meinen Theil verzichten,« spricht er, »du sollst keinen Verlust erleiden: lieber will ich erfrieren, als dass man spräche, ich wäre gewaltsam mit dir verfahren«. Der Storch antwortet: »ich muss fort in ferne Lande, liebster Geselle, gib mir das baare Geld, du kannst dafür die Schulden eintreiben. Wenn die Schuldner nicht zahlen wollen, so nimm ihnen Gänse, Kühe, Schweine und Schafe und treib sie hinweg«. »Da du so sehr nach dem Geld verlangst«, sagt der Wolf, »so will ich es dir ohne Zaudern geben«. Er bindet es in ein Tüchlein, das er dem Storch um den Hals hängt und das leicht über den schmalen Kopf geht. Der Storch erhebt sich in die Luft und kommt

*) [Vgl. unten S. 399 Holzschnitt zu einer Fabel.]

auf seiner Fahrt über einen See, in welchem er eine Menge Frösche erblickt. Von Hunger gequält, lässt er sich herab. Als er aber den Kopf ins Wasser steckt, rutscht das Tüchlein mit dem Geld darüber hinab und sinkt auf den Grund. Der Storch sucht mit seinem langen Hals geraume Zeit, doch vergeblich. Er muss endlich weiter fliegen, hasst aber die Frösche, weil er ihnen den Verlust des Geldes beimisst.

Der Inhalt der Fabel ist hübsch, die Erzählung einfach und natürlich, und der Ausdruck verräth mehr Gewandtheit, als man bei Meistersängern dieser Zeit erwartet. Ich vermuthe, dass ein älteres Gedicht zu Grund liegt, etwa von Heinrich von Müglin, dessen Fabeln in dieser Weise aufgefasst sind; unter den bekannt gewordenen findet sie sich jedoch nicht. Ganz geschickt ist an die Äsopische Fabel angeknüpft, die den Storch zur Herrschaft über die Frösche gelangen lässt. Warum er sie schlecht behandelt, wird dort nicht gesagt; hier erfahren wir den Grund seines Hasses. Doch in einem Umstand scheint die Überlieferung verderbt: nicht der Wolf musste darin auftreten, sondern der Fuchs, mit dem der Storch eher in Gemeinschaft leben konnte, und dessen Natur es angemessen war, seinen Gesellen listig um sein Geld zu bringen, während er sich dabei noch scheinheilig anstellen konnte. Dem Fuchs war es ein Leichtes, die Schuldner durch den Raub der Hühner und Gänse schon hinlänglich in Schrecken zu setzen; der Wolf war dazu nicht nöthig.

Der zweite Meistergesang erzählt von einem alten Löwen, der, bevor er stirbt, jedem seiner beiden Söhne einen grünen Wald zuweist und ihnen drei Lehren der Weisheit ertheilt. Erstlich sollen sie mit dem Menschen, der sie an Stärke übertreffe, keinen Kampf beginnen, sodann mit ihren Nachbarn in Frieden leben, endlich die Wälder in Ehren halten, damit die Thiere ihre Jungen darin gross ziehen. Der Älteste befolgt diese Lehren, und es geht ihm wohl; der Jüngste missachtet sie, fängt übermüthig mit seinen Nachbarn Streit an, so dass niemand in seiner Nähe bleibt, und würgt eine zahllose Menge Thiere, mehr als er verzehren kann: die übrigen fliehen, und der Wald verödet. Er beklagt sich bei seinem älteren Bruder

darüber; dieser macht ihm Vorwürfe, dass er des Vaters Lehren nicht achte und so wüthe, dass niemand mehr bei ihm bleiben wolle. Er führt ihn in seinen Wald, der mit wilden Thieren angefüllt ist. Da erblickt der Jüngste einen Weidmann, der sein Garn stellt, und verlangt alsbald von seinem Bruder, er solle ihn zerreissen. Dieser führt des Vaters Gebot an, mit keinem Menschen den Kampf zu beginnen. »Was geht mich des Alten Gebot an«, ruft jener und läuft hin, den Jäger zu zerreissen. Er geräth aber in die Stricke, die dieser gelegt hat, und wird mit einem Knüttel aufs Genick geschlagen. »Schlag zu«, spricht der Löwe, »es geschieht mir recht, warum habe ich auf die Lehre meines Vaters nicht geachtet: den Narren muss man mit Kolben lausen«.

In Paulis Schimpf und Ernst Cap. 18 wird dieselbe Überlieferung erzählt, dem Inhalt nach übereinstimmend, nur dass der Eingang etwas verschieden lautet: »wir lesen von einem löwen, der hett zwen sön, die wolt er versorgen, und gab ieklichem ein frauwen. zu der ehesteuer gab er jedem einen wald und drei lehren, die solten sie behalten dieweil sie lebten«. Beide Erzählungen sind ziemlich gleichzeitig, da die erste Ausgabe von Schimpf und Ernst im Jahr 1522 erschien. Pauli deutet auf eine schriftliche Quelle, und die wird auch der Meistersänger gehabt haben. Ich kann sie nicht nachweisen, wohl aber ältere Darstellungen, deren Verwandtschaft bei allen Abweichungen unzweifelhaft bleibt.

Zunächst eine etwa dreihundert Jahr ältere. Sie findet sich in den von Franz Pfeiffer (Haupts Zeitschrift 7, S. 349) bekannt gemachten Beispielen. Der Löwe hat hier nur einen Sohn, dem er bei Annäherung des Todes eine Lehre ertheilt: »zuerst sei freundlich gegen die Deinigen, so wird dein Leben glücklich sein. Alle Thiere auf Erden sind dir unterthan, nur nicht der Mensch; den sollst du meiden. Seiner Stärke und Kraft bist du wohl gewachsen, aber nicht seiner Klugheit; gegen die kommst du nicht auf«. Der Alte stirbt; der junge Löwe denkt: »warum soll ich den Menschen nicht anfallen? Ich bin jung und stark, er ist schwach und listig: ich will mich schon hüten«. Er macht sich auf und sucht den Menschen so lange,

bis er ihn findet. Aber es gereicht zu seinem Schaden, dass er seines Vaters Rath in den Wind geschlagen hat: der Mensch weiss es dahin zu bringen, dass er seinen Schweif verliert.

8 Diese Erzählung ist einfacher als der Meistergesang und hat einen anderen Schluss, aber sie ist unvollständig; denn es musste von der Begegnung des Löwen mit dem Menschen und von dem Verlust des Schweifes umständlich berichtet werden. Vielleicht gerieth der Löwe in die von dem Menschen gelegten Schlingen und rettete das Leben nur dadurch, dass er sich gewaltsam losriss.

Es trifft sich glücklich, dass die Fabel auch in einer Extravagante bei Steinhöwel (es ist die sechzehnte in der Augsburger Ausgabe von 1487 Bl. 62. 63, in der Freiburger von 1555 Bl. 72. 73) sich erhalten hat. Sie weicht wiederum ab, aber sie vermittelt jene beiden, während sie das Einzelne und zum Theil trefflich ausführt. Der Löwe verlässt mit seinem Sohn die heimathliche Wildnis, weil ein kleiner Mann darin sich niedergelassen hat, der das Feld anbaut, ihm aber, da er seine Saat verwüstet sieht, Schlingen legt. Als der junge Löwe erstarkt ist und hört, aus welchem Grund sie haben fliehen müssen, will er Rache an dem Kleinen nehmen. Der Vater räth ab und warnt ihn, zwar komme der Mann ihnen an Stärke lange nicht bei, aber er sei klüger und listiger. Der Sohn hört nicht darauf und geht fort, seinen Feind zu suchen. Unterwegs begegnet ihm das Pferd, das ihm seinen von dem Sattel und den Gurten geschundenen Rücken zeigt, weil der kleine Mann auf ihm reitet. Dann erscheint der Ochse und klagt, dass ihn der Mann zwinge, die Erde aufzureissen: dabei werde er mit Gerten bis auf den Tod geschlagen. Der Löwe bemerkt die Spuren von den Fusstritten des Mannes und wundert sich, dass sie nicht grösser seien, da der Mensch so viel Böses vollbringe. Indem erblickt er ihn; er steht auf einer Anhöhe, hat eine Grabschaufel in der Hand, baut und besäet den Acker. Der Löwe fordert Genugthuung, aber der Kleine droht: »kommst du herauf, so schlage ich dich mit diesem Kolben todt, schneide dir mit diesem Messer die Haut ab und zerhacke mit diesem Beil dein Fleisch«. Der Löwe macht den Vorschlag, mit ihm

zu seinem Vater zu gehen, damit dieser als höchster Richter über sie entscheide. Sie leisten einander den Eid, sich nicht zu verletzen, bis sie bei dem Alten angelangt seien. Sie machen sich auf den Weg, aber der listige Mensch führt seinen Feind dahin, wo er seine Stricke gelegt hat. Der Löwe ist bald mit seinen Vorderfüssen hinein verwickelt und verlangt Hülfe, aber der Mann verweigert sie, weil er geschworen hat, ihn nicht zu berühren. Mühsam schleppt sich der Löwe weiter: nicht lange, so geräth er auch mit den Hinterfüssen in die Stricke und kann sich nicht mehr regen. Da haut der Mann einen Knüttel von einem Baum und schlägt mit allen Kräften auf den Löwen. »Schlag nicht auf meinen Kopf, Rücken und Leib«, ruft dieser, »schlag auf meine Ohren, weil sie meines Vaters Gebot nicht hören wollten; schlag auf mein Herz, weil es seine Lehre nicht achtete«. Das Männlein thut, wie er verlangt, und schlägt ihn todt.

Wie manches der spätere Meistergesang mit dieser Erzählung gemein hat, so ist doch seine Unabhängigkeit davon nicht zu bezweifeln: die Überlieferung ist dort theils erweitert, theils eingeengt, hat aber an innerer Vollständigkeit und Ausbildung verloren. Man wird den Gehalt dieser Fabel nicht verkennen, der an sich schon ein höheres Alter verbürgte, wenn sich dieses auch nicht hätte nachweisen lassen. Wahrscheinlich geht es noch weiter hinauf; denn es lag in dem Geist der ältesten Thiersage, die Zustände zu schildern, die sich bildeten, als der Ackerbau die Wälder verdrängte, die Einsamkeit der Wildnis aufhörte und die Thiere sich zurückziehen mussten: nothwendig war damit die Anerkennung menschlicher Klugheit und der Sieg derselben über die rohe Kraft verbunden.

Der Extravagante an die Seite zu stellen ist die Sage, wie sie sich bei Barachja erhalten hat (No. 106). Der Löwe, der König der Thiere, erkrankt, lässt seinen Sohn vor sich kommen und ertheilt ihm gute Lehre. »Herrsche in Frieden,« spricht er zu ihm, »sei stark und muthig. Nimm deine Nahrung aus den Thieren, aber hüte dich vor dem Menschen: du bist stärker, er aber ist listiger; er trägt einen Bogen in der Hand, er legt dir Schlingen und gräbt dir eine Grube. Er hat keinen Herrn

über sich, und alle Thiere müssen ihm dienen: Pferde und Maulthiere spannt er vor seinen Wagen, der Esel muss ihm seine Lasten tragen, der Ochs seinen Acker pflügen, das Lamm führt er zur Schlachtbank«. Danach stirbt der alte König; die Thiere kommen und beklagen seinen Tod, und der junge Löwe wird auf den Thron gesetzt. Er wählt aus den Thieren eine tapfere Schar und theilt die Schätze seines Vaters unter sie aus. Er kündigt seinen Entschluss an, einen Raubzug zu unternehmen; auch den Menschen will er gegen das Verbot seines Vaters angreifen und zerreissen. Er geht aus dem Wald heraus und begegnet dem wilden Esel, den er nicht kennt. Er brüllt, aber der Esel erschrickt nicht, weicht auch nicht zurück. Der Löwe verwundert sich darüber: »ist das der Mensch?« spricht er, »jetzt will ich thun, was mich gelüstet«, fällt über
10 ihn her und will ihn zerfleischen. Der Waldesel bittet um Gnade und unterwirft sich ihm als seinem König. Der Löwe fragt, ob er den Menschen kenne; der Waldesel hat ihn nicht gesehen, räth ihm aber, weiter zu gehen, da werde er den Lastesel und den Ochsen finden, denen sei der Mensch bekannt. Der Löwe geht weiter und begegnet dem Pferd. Dieses erhebt sich auf seine Hinterfüsse; der Löwe thut einen Satz und kommt hinter das Pferd; das schlägt aus, trifft den Löwen in die Lenden, so dass er eine Wunde empfängt. Wüthend fällt er auf das Pferd und zerbricht es wie ein Rohr. Es unterwirft sich und bittet um Gnade. Der Löwe fragt, ob es der Mensch sei; das Pferd verneint es, sagt aber, wenn er mit dem Menschen kämpfen wolle, so werde er ihn auf seinem Felde finden. Der Löwe geht weiter und erblickt den Menschen, der das Getreide in Garben bindet. Indem kommt der Esel daher und stürzt von seiner Last gedrückt nieder: die Schafe, die bei ihm sind, gerathen in Angst und rufen nach ihrem Herrn. Der Löwe tritt heran und fragt, worin ihre Arbeiten beständen und wer ihr Herr sei. Sie antworten: »wir sind Knechte des Menschen; ein jeder von uns erhält seine Nahrung von ihm und verlangt nichts Anderes«. Der Löwe erkundigt sich, wo der Gewaltige hingegangen sei. Sie antworten: »in den Wald, dort Holz zu hauen«. Da schleicht der Fuchs herbei; der

Löwe freut sich, als er ihn erblickt, und spricht: »der bringt gute Botschaft, aber ich weiss nicht, welcher Art sie ist«. Der Fuchs kommt näher, neigt sich und bittet um seine Gnade. »Wo willst du hin?« fragt der Löwe. »Ich komme aus dem Haus des Königs (des Menschen); ich habe seinen jungen Hühnern nachgestellt und keins übrig gelassen«. »Ist der Mensch nicht vorsichtig?« fragt der Löwe, »oder bist du stärker als er?« »Ich habe es durch List erlangt, nicht durch Tapferkeit; wir Füchse können nicht anders«. »Bleib bei mir,« spricht der Löwe, »bis ich zu dem Menschen gelange: mit einem Sprung will ich ihn vernichten«. »Herr, ich gehorche deinem Befehl und will hinter dir hergehen, aber hüte dich vor der Schlinge. Du wirst den Menschen zwischen den Bäumen des Waldes finden: bezwingst du ihn, so wirst du grosse Beute machen.« Der Löwe geht stolz weiter, aber der Fuchs ist auf seiner Hut.

Die Überlieferung bricht hier ab; es fehlt wohl der grössere Theil, der Zusammenstoss des Löwen mit dem Menschen und das Verderben des wilden Thiers, doch ist der Schluss dadurch angezeigt, dass der Fuchs vor den Schlingen des Menschen warnt. Möglich auch, dass der Ausgang ein anderer war, als in der Extravagante und in dem Meistergesang, und dass der Löwe durch die List des Fuchses aus den Fallstricken gerettet wird. Darauf scheint mir das Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert zu weisen, wo der Löwe mit Verlust seines Schwanzes entkommt; auch ist es dem Geist der Thiersage angemessener, dass der Mensch am Ende noch den Kürzeren zieht. Was sich bei Barachja erhalten hat, ist übrigens vollständiger und besser, als in irgend einer der anderen Auffassungen. Sinnvoll ist der Gegensatz zwischen den Waldthieren und den Hausthieren hervorgehoben: sie erscheinen nach einander entkräftet und erniedrigt von den Diensten, die sie dem Menschen leisten müssen. Trefflich ist der Zug, dass der wilde König das gezähmte, allbekannte Pferd nicht kennt und meint, es sei der Mensch. Es wird von ihm überwältigt und unterwirft sich seinem natürlichen Herrn. Der Ochse hätte auch auftreten müssen, ist aber vergessen. Der Esel sinkt unter seiner Last zur Erde; nur das geduldige Schaf befindet

sich wohl in der Knechtschaft und will darin verbleiben. Geschickt ist der wohlbekannte Fuchs eingemischt, der Halbwilde, Halbgezähmte, den der Löwe mit Wohlgefallen kommen sieht. Noch einen merkwürdigen Umstand will ich hervorheben: es weist in die älteste Zeit zurück, wenn der junge Löwe beim Antritt der Regierung die Schätze seines Vaters unter die versammelten Getreuen austheilt. Hätten wir diese Auffassung vollständig, wir würden eins der schönsten und bedeutungsvollsten Thiermärchen besitzen.

Ich kann noch eine Darstellung nachweisen, die leicht älter ist als das vorhin erwähnte Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert. In dem ersten Viertel desselben dichtete Marie de France, und zwar in nordfranzösischer Sprache, ihren Äsop (Ysopet), dessen Quelle eine aus dem Lateinischen übersetzte Fabelsammlung in englischer Sprache war. Vielleicht hängen auch die Extravaganten mit jener lateinischen Quelle zusammen, nur nicht unmittelbar; denn die Fabel von dem Hund und der Katze, bei der Marie de France die achtundneunzigste, stimmt in der Ausführung nicht mit der Extravagante (abgedruckt im Reinhart Fuchs S. 421. 422), sondern merkwürdiger Weise näher mit einem altdeutschen Gedicht, das im Reinhart Fuchs S. 363 mitgetheilt ist. Doch mit den Fabeln des Romulus und des Anonymus Neveleti, der die Prosa desselben in Elegien brachte, ist jene lateinische Quelle der Marie schwerlich näher verwandt. Ihr Werk besteht in der Ausgabe von Roquefort aus 103 Stücken, wovon nur der kleinere Theil die bekannten Äsopischen Fabeln erzählt; unter den übrigen sind 39, deren Quelle man nicht kennt und die aller Wahrscheinlichkeit nach sich auf ursprünglich normännische Überlieferungen gründen. Eine davon (No. 92) enthält unsere Fabel mit eigenthümlichen Abweichungen.

Eine Hirschkuh ertheilt eben ihrem Kälbchen gute Lehren, wie es sich vor Hunden und Jägern und vor dem Wolf in Acht nehmen müsse, als sie einen Reiter daher kommen sehen, der Bogen und Pfeile in der Hand hat. Das Kalb fragt, wer das sei. »Den musst du am meisten fürchten«, antwortet die Mutter, »und wenn er dir nahe kommt, so hüte dich«. »Was soll ich ihn fürchten?« spricht das Kalb, »er will uns kein Leid

anthun: er ist von seinem Pferd abgestiegen, hat sich versteckt und begnügt sich damit, uns zu betrachten«. »Bleib zurück, liebes Kind,« ruft die Mutter, »vor seinem Haupt liegt eine lange Stange (ein Pfeil); kommt die auf uns zu, so können wir dem Tod nicht entgehen; besser ist, wir laufen davon«. »Ich fliehe nicht«, spricht das Junge, »bevor er den Pfeil abschiesst, was mir auch geschehen mag.«

Dass hier die Warnung in den Mund einer Hirschkuh gelegt ist, kann man eine glückliche Änderung nicht nennen, da die Thiersage den Hirsch nicht zu den muthigen Thieren zählt, und doch wird ein Solches vorausgesetzt, da das junge Kalb schon gegen die gute Lehre den Trotz zeigt, der dem Sohn des Löwen angemessener ist. Auch der eigentliche Schluss fehlt dieser lückenhaften Überlieferung: das ungehorsame Kind musste von dem Pfeil des Menschen getroffen werden.

In dem dritten Meistergesang ist es eine Wölfin, welche die Stelle des alten Löwen einnimmt. Wenn diese ihr Junges entlässt, führt sie es auf einen hohen Berg, zeigt ihm die verborgenen Waldwege und warnt es vor den Nachstellungen des Jägers. »Hör mich an,« spricht sie, »wenn dir einer begegnet, der ein kurzes Holz trägt, das an der Spitze ein Löchlein hat (sie meint eine Büchse), so fall ihn nicht an, sondern lauf eilends hinweg; denn erreicht er dich auf offenem Feld, so reisst er dir ein Loch in den Pelz (trifft dich mit einer Kugel). Oder kommt in dem Hag ein Mann zu dir, der ein zwei Klafter langes Holz trägt, an dem ein Hölzlein vorn gebunden ist (sie meint einen Schweinespiess), so flieh weit weg; sonst macht er dir eine tiefe Wunde. Oder kommt einer daher, der ein Holz trägt mit viel Zinken (einen Morgenstern?), den erwarte nicht: er haut dir damit grosse Scharten in den Leib, sticht und schneidet. Lauf immer zu und ruhe nicht, bis du in deiner Höhle bist. Kommt aber einer mit einem langen Holz (sie meint einen Lanzenspiess) hoffährtig durch den Wald gegangen, dem schleich nach in alle Ecken, bis er sich verirrt. Dann treibt ihn die Angst, sein Natürlichstes zu verrichten: er setzt sich nieder und lehnt die Lanze an eine Hecke. Jetzt kannst du über ihn herfallen: pack ihn mit deinen scharfen

Zähnen und zerreiss ihn ohne Barmherzigkeit«. Damit lässt die Alte ihr Wölflein laufen, das sich mit den erlernten Tücken zu nähren weiss, bis endlich Mutter und Kind in der Beize des Kürschners wieder zusammenkommen.

Man sieht, dass diese Erzählung mit der vorhergehenden auf gleicher Grundlage beruht und nur andere Verhältnisse darstellt. Dort hinterlässt das Thier, das als das edelste geschildert wird, seinen beiden Söhnen heilsame Rathschläge; doch nur auf den ältesten vererbt sich die bessere Natur; in dem jüngsten bricht die thierische Wildheit wieder durch, und er empfängt den verdienten Lohn. Hier ermuntert der bösartigste Bewohner des Waldes sein Kind zur Grausamkeit und ermahnt es nur, sie mit Vorsicht auszuüben.

Ich weiss nicht, ob es noch eine Thierfabel gibt, die mit solcher Beweglichkeit in so verschiedenartige, immer unabhängige Bildungen übergegangen ist und dabei ihre Grundzüge festgehalten hat. Nochmals zeigt sie sich mit einer neuen ergötzlichen, humoristischen oder, wenn man will, satirischen Wendung, und zwar mit lebendigster Mannigfaltigkeit in weit auseinanderliegenden Zeiten.

Ich will sie zuerst in der Gestalt anführen, in welcher ich sie bei Hugo von Trimberg, also am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, gefunden habe.

Ein agelster zuo ir tohter sprach
»kint, wiltû niht werden veige,
sô warte wâ der man sich neige
und mit der hant grîf an die erden,
daz dînes lebens tage iht werden
kürzer, wan sô wil er dich
werfen; des gedenke an mich
und fliuc von ime«. »daz tæte ich gern,
und möhtest dû mich des gewern,
daz er den stein niht bî im hæte
verborgen unter seiner wæte«.
diu agelster sprach »var hin von mir,
ich kan niht mêr gerâten dir:
dû hâst mêr liste danne ich hân«.

Renner 14915—14928.

14

Älter, aber nicht besser ist eine Erzählung der Marie de France (No. 93), wo die kluge Bemerkung des Kindes die Spitze verloren hat.

Ein Rabe ertheilt seinem Kind die Lehre, sich vor dem Menschen zu hüten, von dem er nur Böses zu erwarten habe: »wenn du siehst, dass er sich bückt und einen Stock oder einen Stein erfassen will, so flieg fort, damit dir nichts Schlimmes widerfährt«. »Wenn ich aber sehe,« fragt das Kind, dass er sich nicht bückt und nichts in den Händen hat, muss ich mich da auch entfernen?« »Lass mich gehen,« sagt der Alte, »du brauchst weiter keine Lehre: flieg allein und hilf dir selbst, ich fürchte nicht für dein Leben. Ich will zu meinen anderen Kindern gehen und ihnen Beistand leisten.«

Nach einem langen Zeitraum taucht eine andere französische Überlieferung auf. Bonaventure Des Pieres († 1544) veranstaltete im südlichen Frankreich eine Sammlung von scherzhaften und leichtfertigen Geschichten (contes ou nouvelles récréations et joyeux devis), gewiss nach mündlichen Erzählungen, zu welcher auch andere sollen Beiträge geliefert haben. Ähnliche Bücher erschienen in dieser Zeit auch in Deutschland: Freys Gartengesellschaft, Wickrams Rollwagen und Kirchhofs Wendunmuth. Glücklicher Weise ist auch unsere Fabel darin aufgenommen worden.

Eine Elster führt ihre Kinder aufs Feld, damit sie lernen selbst ihre Nahrung zu suchen. Das gefällt ihnen nicht; sie wollen lieber ins Nest zurück, wo sie es bequemer haben, weil die Mutter die Speise im Schnabel herbeitragen soll. »Meine Kinder,« spricht sie, »ihr seid gross genug, euch selbst zu ernähren; meine Mutter hatte mich viel früher ausgewiesen.« »Aber die Bogenschützen werden uns tödten«, antworten die Kinder. »Nein, nein,« spricht sie, »es gehört Zeit zum Zielen: wenn ihr seht, dass sie die Armbrust in die Höhe heben und an das Gesicht legen, um abzudrücken, so fliegt davon«. »Das wollten wir wohl thun, aber wenn einer einen Stein nimmt und will nach uns werfen, dazu ist kein Zielen nöthig, wie dann?« »Ihr könnt ja sehen, wie er sich bückt,« sagt die Alte, »wenn er den Stein aufheben will«. »Aber wie, wenn

er einen Stein beständig in der Hand trägt und jeden Augenblick zum Schleudern bereit ist?« »Ei! was ihr nicht alles
15 wisst!« spricht die Mutter, »ihr könnt schon selbst für euch sorgen«. Damit fliegt sie weg und lässt sie allein.

Diese Darstellung ist anmuthiger, als bei der nordfranzösischen Dichterin und bei Hugo von Trimberg, dem sie sonst näher steht, während das Zielen des Schützen hier, wie in der Fabel von der Hirschkuh, hervorgehoben wird.

Nicht viel später ist eine umständliche und ausgebildete Erzählung in Rollenhagens Froschmeuseler, die uns abermals in ganz andere Verhältnisse führt. Ein Sperling erscheint hier als vorsorgender, bedächtiger Hausvater, der das zukünftige Wohl seiner vier Kinder bedenkt und sie vor den Gefahren warnen will, die ihnen drohen: er findet sie aber schon gewitzigt und weltklug. Ganz sagenhaft stimmt diese Auffassung mit den anderen, sonst so verschiedenen in einzelnen Zügen überein; dahin gehört die Warnung vor dem Steinwurf, die Beschreibung des Feuergewehrs, das an die Stelle des Bogens und Pfeils tritt: das Sprichwort von dem Zusammenkommen der Pelze beim Kürschner zeigt die Verwandtschaft mit dem Meistergesang. Rollenhagen erzählt sonst nicht so gut, und man empfindet hier die Einwirkung einer lebendigen Quelle. Da W. Wackernagel dieses Stück mit Recht in sein Lesebuch (2, S. 210—214) aufgenommen hat, so genügt eine Angabe des Inhalts.

Ein Sperling hat ein Schwalbennest an einem Kirchenfenster in Besitz genommen. Während Vater und Mutter ausgeflogen sind, Futter für ihre Jungen zu suchen, kommt eine Windsbraut und wirft das Fenster in die Kirche hinab. Drei von den Jungen werden von dem Wind weggetrieben; der Jüngste bleibt in der Kirche. An einem warmen Sommertag finden sich die Eltern und die Kinder auf einem Feld zwischen gemähter Gerste glücklich zusammen. Der Vater spricht: »Liebe Kinder, bevor ihr in die Welt geht, will ich euch gute Lehren geben und euch warnen vor den Gefahren, die euch erwarten«. Er fragt den Ältesten, wie es ihm ergangen sei. Dieser erzählte sein Schicksal: »Der Wind führte mich über

das Dach hinaus in das öde Feld. Ich setzte mich in eine Dornhecke am Fahrweg und wäre Hungers gestorben, wenn nicht ein Bauer seinen Sack geflickt und einige Körner daraus verzettelt hätte, die ich zusammenlas. Wer arbeitet und sparsam ist, kann sich ernähren.« »Wohl,« antwortet der Vater, »wer das thut, der bringt etwas vor sich, wer aber müssig auf dem Wege geht, der macht manche Erfahrung: siehst du, dass ein Mannthier die Hand ausstreckt und einen Stein fasst, so flieg davon; es will nach dir werfen.« »Wie dann aber,« erwidert 16 der Sohn, »wenn es den Stein schon in der Hand hat oder aus seiner Tasche holt? Da muss ich schnell wegfliegen; das hab' ich täglich bei den Bergknappen und Hirten erfahren. Oder wenn sich das Mannthier hinter den Busch legt und seine Schlingen stellt? Ich habe immer darauf Acht gehabt. Oder wenn aus einem Busch ein Rauch in die Höhe geht, als wär' ein Feuer angemacht? Da liegt ein Hund begraben; denn das Mannthier lässt immer einen solchen Dunst ausströmen, wenn es den Mund aufthut.« »Du listiger Lauerer,« spricht der Alte, »weisst du das, so ist dirs schon übel ergangen: gottlob, dass du vorsichtig bist«. Der Vater wendet sich zu dem Zweiten: »wie hast du dich vor dem Sturmwind gerettet, und wo bist du seither gewesen?« »Ich fiel in ein Haus, in welches fremde Gäste ein- und ausziehen, Herren und Frauen, Junker und Reiter, Fuhrleute, Kärrner, Landsknechte und Freibeuter. Ich sah, wie sie den Hafer schwungen, was die Glucke mit den Küchlein frass, und habe da auch meine Nahrung gefunden.« »Gute Nahrung«, antwortet der Vater, »aber es ist grosse Gefahr dabei. Da wird die Peitsche geschwungen, mit Strohgabeln geschlagen, Blaufüsse und Sperber packen die kleinen Vöglein: sieh dich vor, lieber Sohn, dass dirs nicht schlimm ergeht.« »Es ist wahr, ich bin da nicht sicher, doch hat das alles mir wenig Schaden gethan: aber die Knaben stellen Fallen, und wer sich darauf setzt, den schnappen sie weg. Dazu haben sie ein blankes Holz, darauf liegt eine eiserne Kugel: wenn sie das an den Mund halten, ehe man sich umsieht, blitzt es mit einem Donnerschlag, und wer getroffen wird, liegt todt; wer nur eine Wunde empfängt und fortfliegt, muss ein kleines Bleikörnlein

daraus ziehen. So wie ich das glänzende Holz erblicke, so begebe ich mich auf die Flucht.« »O lieber Sohn,« spricht der Vater, »du bist an grosse Gefahr gewöhnt: wenn dir solche Leute nachstellen, so musst du dich hüten.« Hierauf fragt der Vater den Dritten: »wo bist du im Sturmwind geblieben?« »Ich ward in den Lustgarten des Pfarrers geworfen. Ich dachte, das wäre ein Gottesmann und würde sich meiner annehmen: aber er gieng in Gedanken darin auf und ab und hörte nicht auf mich. In der Noth verzehrte ich eine Raupe, die zu mir kroch, und suchte noch andere auf. Damit nährte ich mich, bis die Erbsen reif wurden, Maulbeeren und Kirschen, und so habe ich in guter Ruhe meine Nahrung gehabt.« »Dich hat der Wind wohl geführt, aber hüte dich vor den grünen Stangen, die oben ein Löchlein haben und in der Hand der jungen 17 Knaben sind (er meint ein Blasrohr), auch vor dem Meisenkasten und Pechruthen.« »Aber wie dann, wenn die Stange geschwärzt ist und vor das Loch ein Blättlein geklebt (so dass man sie nicht erkennt)? Für das Kästlein hat man Drahtgitter (Vogelbauer, die man nicht bemerkt), und das Pech schmiert man an die Zweiglein (auf die wir uns setzen): wer sich nicht vorsieht, wird gefangen.« »Du bist klug,« sagt der Alte, »aber des Pfarrers Knaben sind listig, sieh zu, dass sie dich nicht erwischen. Statt über den Büchern zu sitzen, stellen sie lieber den Vögeln nach und fangen Fische. Der Wolf frisst auch die klugen Hunde, und so listig die Füchse sind, am Ende kommen doch ihre Pelze in der Beize bei dem Kürschner zusammen.« Endlich wendet sich der Vater zu dem Jüngsten: »Wo bist du geblieben, Nestküchlein?« »Ich als der Jüngste und Schwächste konnte mich nicht erheben und im Wind davonfliegen: ich stürzte in die Kirche hinab und blieb auf dem Dach der Kanzel sitzen. Als der Pfarrer die Predigt hielt, da hörte ich, dass wir nicht kleingläubig sein und unsere Sorgen Gott anbefehlen sollen, der alle Creaturen erhält: so gering man die Sperlinge auf den Hausdächern achte, so solle doch ohne seinen Willen keiner herabfallen, und die Raben sollen Speise von ihm erhalten. Ich ward getröstet und dachte: 'was hast du nun für Noth'. Da kam eine Spinne daher gekrochen;

ich ass sie und suchte ihrer mehr und säuberte damit die Kirche von dem Geschmeiss. Ihr Gift that mir keinen Schaden, nur dass einige von meinen Federn kreideweiss wurden, weshalb mich die Kinder ihren bunten Kirchensperling nennen«. Der Alte lobt ihn seines Verhaltens wegen und ermuntert ihn, fest an Gottes Wort zu halten, wenn auch die Eulen kämen und ihn verfolgten.

Abermals später, etwa in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, erscheint die Fabel bei I. Balthasar Schuppius (Fabelhans S. 837). Aus dem Froschmeuseler hat er sie nicht genommen; bei aller Übereinstimmung im Ganzen und in den Grundzügen weicht er in der Ausführung zu weit von ihm ab, und wir werden auch hier auf die mündliche Überlieferung als Quelle geleitet. Da sie in den Hausmärchen mitgetheilt ist (No. 157), so kann ich dahin verweisen.

Wir haben gesehen, dass das edelste wie das grausamste und wiederum das schwächste Thier seinem Kind bei dem Eintritt ins Leben väterliche Lehren mit auf den Weg gibt. Man muss darin eine Abspiegelung menschlicher Sitte erkennen: was ist natürlicher, als dass Vater und Mutter den Sohn, der seine Laufbahn beginnen soll, oder der Herr den Diener, den er ausschickt, vor den Gefahren warnt, die ihn bedrohen, und 18 ihn belehrt, wie er seine Handlungen einrichten, wo er auf seiner Hut sein müsse. Kein Zweifel, dass sich darin die Fortdauer einer uralten Sitte zeigt, bei der wahrscheinlich wiederkehrende Formeln angewendet wurden. Waren doch auch, wenn der wandernde Fremdling die Gastfreundschaft in Anspruch nahm, die Fragen bestimmt, die der Wirth an den Gast richten, die Antworten, in welchen dieser Auskunft geben musste. Ich glaube, dass schon in dem Hohen Lied (Hâvamâl) der Edda solche Reiselehren aufbewahrt sind, deren Eindringlichkeit noch durch den höheren, den eddischen Dichtungen eigenen Ausdruck gesteigert wird. Aus diesem Gesichtspunkt erkläre ich den Inhalt eines anderen eddischen Liedes (Sigurdrifumâl), worin Brünhild als Walküre den Sigurd, der sie eben aus dem Zauberschlaf geweckt hat und den sie zum ersten Mal erblickt, aber als den Herrn ihrer Seele erkennt,

beim Abschied über die geheimen Kräfte der Runen belehrt und Sprüche der Weisheit hinzufügt. Sie spricht darin nur die Überlieferung aus, deren Kenntnis nicht einem jeden zu Theil ward, welche zu erlangen der Uneingeweihte trachtete und höher als Gold schätzte, ja sie damit erkaufte. Nur besonderer Gunst verdankte man ihre Mittheilung. Noch einflussreicher tritt die Sitte hervor in dem lateinischen Gedicht von Rudlieb, das schon vor der Ausbildung der deutschen Dichtung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts entstand und von einem echt poetischen Geist durchdrungen ist. Als der jugendliche Held zu seinem früheren Herrn zurückzukehren im Begriff ist, fragt ihn der König, dessen Diener er bisher gewesen ist, ob er zum Abschiedsgeschenk Gold oder Lehren der Weisheit zu empfangen wünsche. Er zieht die letzteren vor, und nun ertheilt ihm der König in einsamem Gemach zwölf Lehren, an welche sich die nachherigen Schicksale Rudliebs knüpfen. Es macht keinen Unterschied, wenn es bei Brünhild elf Lehren sind, und merkenswerth ist der ähnliche Inhalt einiger darunter: beide rathen die Rache zu verschieben und sich vor Frauen zu hüten, zu denen man auf der Reise kommt. Acht Räthe sind es, die in der Hervararsaga der weise Höfundr seinem Sohne Heidrekr ertheilt, aber dieser, wie in unserer Fabel der zweite Sohn des Löwen, geht darauf aus, sie zu vereiteln. Weitere Nachweisungen sind von Jacob Grimm in den lateinischen Gedichten des zehnten und elften Jahrhunderts (S. 207. 208) und von Schmeller in Haupts Zeitschrift (1, S. 407 f.) gegeben. Ich will noch eine zufügen, die Hans Sachs (S. 3, 61. 62) überliefert:

19 in meiner jugend warnet mich
ein alter mann gar tugentlich
mich zu hüten vor dreien stücken,
wolt ich dass es mir solt gelücken,
die doch wären gemein auf erden,
weil ir jedes brächt vil geferden.
das erst das wär hurengebet,
darfür solt ich mich hüten spet:
das ander wär auch in den tagen
einer frommen frawen warsagen:

> und solt auch fliehen das dritt stück,
> wär der alten weiber gross glück.

was dann sinnreich ausgelegt wird; die letzte Warnung folgender Weise:

> wan sie zu allen bösen sachen
> allmal gross glück darauss machen:
> fellt eim ein kind zum fenster rauss
> und fellt etwan ein schenkel auss,
> oder fellt einer vom gaul herab
> und er fellt etwan ein arm ab,
> sprechen »gross glück haben die allen,
> dass keiner sich zu todt hat gefallen«.

Der König Tirol und sein Sohn, der Winsbeke und die Winsbekin zeigen, wie im dreizehnten Jahrhundert der gebildete, aber der Überlieferung entfremdete, den eigenen Betrachtungen hingegebene Geist sich des Gegenstands bemächtigte, keine räthselhaften Sprüche vorbrachte, sondern ein umständliches Lehrgedicht.

Gehört zu dem Wesen der Äsopischen Fabel eine dürftige, auf das Nothwendigste beschränkte Erzählung und geht ihre ganze Richtung nur auf Belehrung, wobei freilich aller Reiz der Poesie schwindet, oder muss man darin nur ein erweitertes Gleichnis erblicken, so hat man Recht, sie als etwas von dem Thiermärchen von Grund aus Verschiedenes zu betrachten. Wenn sie aber die Thiere auftreten, reden und handeln lässt und dabei ihr natürliches Wesen beachtet, so setzt sie doch die Sage von ihnen voraus, die wiederum auf jenem eigenthümlichen Verhältnis des Menschen zu den Thieren beruht, das nicht konnte erfunden werden, sondern wirklich vorhanden sein musste. War bei dem Apolog die Nutzanwendung im 20 voraus fertig, wie kommt es, dass sie nicht selten so unbedeutend erscheint, manchmal wie bei den Haaren herbeigezogen? War doch die freie Erfindung durch nichts beschränkt und konnte sich der Lehre genau anschliessen. Dennoch ist bei Äsop das Märchenhafte lange nicht genug unterdrückt und oft noch mächtig genug. Wollte Äsop vor Zweizüngigkeit warnen, so durfte er die Fabel von dem Satyr und dem Menschen nicht dazu erfinden; denn dieser thut nichts Unrechtes, sondern han-

delt ganz vernünftig, aber es ist ein hübsches Märchen, welches den mit dem menschlichen Leben unbekannten Waldmann durch sein Erstaunen über die verschiedene, ganz entgegengesetzte Wirkung des Blasens vortrefflich schildert. Der Inhalt der allbekannten Fabel von dem Lamm, das dem Wolf soll das Wasser getrübt haben, ist so natürlich und das Wesen des schüchternen Thiers so gut dargestellt, dass die poetische Theilnahme nicht ausbleibt: aber an der dürren Moral geht ein jeder gleichgültig vorüber. Dieses Märchen kann als Gleichnis gelegentlich passend angewendet werden, aber auf einen solchen Gebrauch hat es nicht nöthig zu warten, um sich geltend zu machen. Die echte griechische Fabel haben wir im Babrius kennen gelernt: in Hitopadesa, Pantchatantra, bei Bidpai und Nechschebi ist die Absicht auf Lehre und die Einmischung eigener Erfindung deutlich, weshalb wenig Rücksicht auf die Natur der Thiere genommen wird. Die cyrillischen Thierfabeln gehen am entschiedensten zu Werk; sie stellen eine bestimmt ausgesprochene Moral an die Spitze und knüpfen an ein Paar dünne selbstgedrehte Fäden eine Reihe guter, oft sinnreicher Betrachtungen, die aber keinen Anspruch auf dichterischen Werth machen können. Das echte Thiermärchen dagegen kennt nur die unschuldige und freie Lust an der Poesie: es will zunächst nur ergötzen und überlässt es seiner inneren Kraft, in dem rechten Augenblick auf den Menschen zu wirken. Hängt man auch ihnen Epimythien an, so sind sie im besten Fall oberflächlich und gehaltlos: es ist ein Zufall, wenn es einmal damit glückt oder eine Lehre wie eine reife Frucht von selbst abfällt. So entschieden man also bei ihnen die Absicht darauf zurückweisen muss, so zeigen sie sich doch in gewisser Beziehung lehrhaft: indem sie auf den Unterschied der Thiere von dem Menschen aufmerksam machen, mahnen sie diesen, den bösen thierischen Richtungen nicht blindlings nachzugeben, und wirken damit sicherer und dauernder als durch eine abgezogene moralische Wahrheit. Die Paar Fabeln, deren 21 Umwandlungen wir hier betrachtet haben, gehören gewiss zu den echten Thiermärchen, aber welche Moral will man aus der Weinschenke des Wolfs und Storchs ziehen? Etwa dass zwei

so verschiedene Naturen sich nicht in ein gemeinsames Geschäft einlassen sollen? Aber dichterisch behandelt könnte es die Grundlage einer guten Erzählung werden. Oder was lässt sich Erbauliches darüber sagen, dass die Wölfin ihren Kindern Anweisung gibt, wie sie ohne Gefahr ihre Blutgier befriedigen können? Sie thut, was ihre Natur fordert und ermahnt sie zum Bösen, gerade so, wie der Sperling seine Jungen zum Guten. Beide setzen die Handlungen als nothwendig voraus und empfehlen nur Vorsicht dabei. In einem esthnischen Volkslied (Neuss 3, S. 444) wird die Warnung einem wohlmeinenden Vöglein in den Mund gelegt.

Eilig gieng die Geiss den Berg an,
Hurtig hinter ihr der Wolf drein:
»Komm zu mir, o komm, Geisslein,
Neue Schuhe die schenk ich dir,
Rothe Absätz unten dran,
Drüber sind die Seidenbänder.«
In der Erle sang der Vogel:
»Nimmer glaub es, o du Geisslein,
Glaub den Worten nicht des Wolfes;
Falsche Reden führt der Wolf,
Trüglich täuscht des Bären Wort.
Seine Schuhe nennt dein Vliess er,
Nennt dein Blut die Absätz unten,
Bänder dran dein Eingeweide.«

Babrius hat dem Thiermärchen sein poetisches Recht gelassen und es nicht durch geistlose Epimythien herabgewürdigt. Ich nenne diesen trefflichen Dichter absichtlich, weil ich zu einem seiner Gedichte eine Bemerkung machen will, die man als eine nicht weit abliegende Zugabe zu dieser Abhandlung betrachte.*) Sie gewährt wiederum ein überraschendes Beispiel, wie der Grundgedanke in einer durch Zeit und Raum weit getrennten Überlieferung sich erhalten kann, der hier so besonderer Art ist, dass man eine zufällige Übereinstimmung darin nicht erblicken, einen äusseren Zusammenhang nicht nachweisen, einen inneren nicht abweisen kann. Der Inhalt (No. 74. Furia 278. Coray 194) ist einfach. Pferd, Stier und Hund kommen vor

*) [Vgl. unten S. 395 ff.]

Frost zitternd zu dem Haus des Menschen. Er öffnet ihnen 22 seine Thüre, lässt sie am Feuer sich wärmen und gibt ihnen Nahrung: dem Pferd Gerste, dem Stier Hülsenfrucht, dem Hund Speise von seinem Tisch. Die Thiere vergelten die erwiesene Wohlthat, indem sie als Gastgeschenk dem Menschen einen Theil ihrer Lebensjahre überlassen. Das Pferd sogleich, deshalb ist der Mensch in der Jugend übermüthig; hierauf der Stier, darum müht sich der Mensch in der Mitte des Lebens mit Arbeit und sammelt Reichthümer; der Hund schenkt die letzten Jahre, darum sind die Alten immer mürrisch, schmeicheln nur dem, der ihnen Nahrung gibt, und achten die Gastfreundschaft gering. Damit vergleiche man, was vor funfzehn Jahren ein hessischer Bauer auf dem Felde erzählte und schon im Jahr 1845 in den Hausmärchen (No. 170) mitgetheilt ward. Nachdem Gott die Welt geschaffen hat, bestimmt er als Lebenszeit allen Creaturen dreissig Jahre. Dem Esel, dem das zu viel ist, werden achtzehn Jahre abgenommen, ebenso auf ihre Bitten dem Hund zwölf, dem Affen zehn Jahre. Jetzt kommt der Mensch; ihm sind die dreissig Jahre zu wenig, und der Herr legt ihm noch zu, was er den Thieren abgenommen hat. Demnach lebt der Mensch siebenzig Jahre; wenn seine dreissig herum sind, kommen die achtzehn des Esels, da wird ihm eine Last nach der anderen aufgelegt: hierauf die zwölf des Hundes; da liegt der Mensch in der Ecke, knurrt und hat keine Zähne zum Beissen: endlich die zehn des Affen; da wird der Mensch ein Spott der Kinder.

Man wird zugeben, dass die deutsche Erzählung bedeutungsvoller und innerlich zusammenhängender ist als die griechische: die Abgabe der Jahre wird natürlicher begründet, da man dort nicht weiss, wie der Mensch, dessen Alter man nicht kennt und dem Muth und Freudigkeit nicht fehlt, Gebrauch von dem Geschenk des Pferdes machen soll.

Ich theile den Text der drei Meistergesänge mit, ohne an den rohen Sprachformen etwas zu ändern.

In des harders suesen thon 23
der wolff und storch die wein schenckten.

1

45 Ein wolff und auch ein storch furware,
die schenckten pede mit einander wein
das gelt das namens vber tag
ped mit einander Ein: — — — — — — &
5 Es ston pis auff Ein halbes jare
Sy wolten pede wissen iren gwin
do was der halb tail kaum bezalt
der ander tail porgt hin: — — — — — — &
Do sprach der wolff mein sach will ich verkiesen
10 furwar an mir so soltu nicht verliesen
Ee wolt ich hie Erfriesen
vnd das man sprech ich trib mitt dir gewalt
So pleyb ich hie dan sumer lanck
vnd auch den wintter kalt: — — — — — — &

2

Do sprach der storch so muss ich fliegen
In fere lant draut liebster gselle mein
Das par gelt soltu geben mir
die schuld pring selber Ein: — — — — — — &
5 Ob dir die pauren wolten liegen
vnd wolten dir bezallen nicht dein gelt
so nim in gens kue schwein und schaff
und treyb ins vber felt. — — — — — — &
Do sprach der wolff mein aller liebster gsele
10 seit du dan nach dem gelt so ser duest stele
so gib ich dir Es schnele
Er pant ims in Ein tuchlein da zw mal
Er henkts dem storch an seinen hals
sein kopff der was im smal: — — — — — — &

3 24

Der storch der schwang das sein gefider
vnd kam so weit vber ein see furwar
darin sach er der frösche vil
so gar Ein grose schar: — — — — — — &
5 Der storch lies sich in lufften nider
der pitter hunger zwang in da zw mal
Er neigt sein kopff ims gelt Empfil

1, 5. l. stunt. 1, 8. l. geborget. 2, 2. l. ferre.

sein haubt das was im schmal — — — — — — &
Es fiel im in den se alda zw grunde
10 der storch der sucht Es lang mit seinem schlunde
vnd floch hinweg zw stunde.
das pey spil mercket ir auch alle sam
drum er das gelt im see verlor
ist er den fröschen gram: — — — — — — &

In des muglings langen thon
von dem frechn jungen löben.

1

160 Man saget von Eim loben weis als er war alt
Het er zwen sun vnd gab iedem ein grunen walt
det in dar zw drey guetter lere geben: — — — — — — &
Zwm Ersten solt er fechten mit keim menschen nit
5 weil sein sterck aller thire stercke vber trit
auch thut mit den nachtpauren fridlich leben — — — — — — &
Zwum dritten halt die weld in Eer
auff das die thirlein Junge drin auff ziehen
vnd so ir volget meiner leer
10 so mugt ir allem vngeluck Empfliehen
nach dem der alte löb gestarb
sein Elter sun volget des vatters Ratte
darmit gunst eer vnd guet erwarb
der Jung löb vebt vil mutwilliger date
15 mit sein nachtpauren zanckt vnd palgt
25 Niemant vmb in kunt wonen
auch wurget er die thier an zal
durch perg vnd thal
mer dan er zw notturfft bedorfft
20 keines det er verschonen: — — — — — — &

2

Die thierlein flohen daruon wurt der walt gar öd
Der halb sein narung in die leng wurt schmal vnd spröd
Er kam zw seim pruder det im das clagen: — — — — — — &
Sein pruder sprach ich halt mich vnsers vatters leer
5 Dw wuettest das vm dich kan niemant pleiben mer
des must dw ab nemen in alten tagen: — — — — — — &
Er fuert in mit im in sein walt
den sach er springen voll der wilden thire

2, 4. l. an unsers.

Der jung löb sach ein waidmann alt
10 stellen sein garen in Waldes Riefire
Er sprach den jeger Reis zw dot
Er wil die thierlein in dem walde fahen
Er sprach vnser vatter gepot
wir solten uns mit keinem menschen schlahen
15 Er sey stercker vnd hab vil list
der Jung löb sprach vermessen
was get des alten pot mich an
disen waidman
wil ich zw Reissen durch mein sterck
20 vnd wil in darnach Essen: — — — — — — &

3

Der Jung löb loff viel vnfursichtig in die strick
der Jeger schlug in mit eim pengel auff sein knick
der lob sprach waidlich schlag mein hertz vnd oren: — — — &
Das ich meins vatters leer hab gehört vnd verschmecht
5 darum sint dise straich auf mich pillig und Recht
mit kolben muss man lausen solchen dören: — — — — — — & 26
Aus diser Fabel nem drey leer
Ein mon Erstlich mit iederman sey fridsam
Zwm andern beweis zucht vnd eer
10 der nachtpaurschafft sey in freuntlich vnd mitsam
Zum dritten acht hab auff sein gut
das er es meer doch mit gerechtem handel
vnd wen er also leben dut
fridlich freuntlich in allem seinem wandel
15 So erlangt er guet er vnd gunst
pey iedermon auff erden
wer aber hadert zanck vnd greint
dem wirt man feint
das iedermon in scheucht vnd fleucht
20 des mues er Elent werden: — — — — — — &

Anno 1543 adj 24 septembris

Inn des hans sachsen kurtzen thon
Die Wulffin mit irem Jungen.

1

249 Ein waidman fraget ich Ein mal der mer
Was fur ein abschid pei der wulffin wer

3, 17. l. zankt.

Wen sy ir Junges von ir hin wolt lassen: — — — — — — &
Er sprach do stet Sy auff ein hohen perck
5 Vnd warnet das Jung vor allerlei waid werck
Zaigt im in dem wald al verporgen strassen:
Vnd spricht Hör dw || wo dw kumst Zw
Eim der ein kurtz Holtz dreckt den las mit Ru
das foren hat ein lochlein in der spitzen
10 vermeint ein puchsen von dem fleuch die weit
Wan er Erraicht dich in dem feldę preit
Vnd dut dir ein loch in den wolfs peltz schmitzen: — — — &

27 2

Wo auch ein man Zw dir kumpt in dem hag
Der zwaier klaffter lang ein holtz auch trag
daran ein höltzlein voren ist gepunden: — — — — — — &
darmit die wulffin vermaint ein schwein spis.
5 von dem fleuch weit wan er stech dich gewis
sunst Hinden Ein macht dir ein dieffe wunden: — — — — — &
Auch kumpt Einer || gegangen der
Ein holtz dregt mit vil Zincken hin vnd her
des Erwart nit es haut leichnam gros schartten
10 Es sticht vnd schneit vor dem fleuch Imer zw
pis in dein loch die weil hab dw kein Ru
darmit maint die wulffin ein Helle partten: — — — — — — &

3

Kumpt aber Einer mit Eim langen holtz
Vnnd drit her durch den wald hoffertig stoltz
dem schleich den nach langsam in allen ecken: — — — — — &
pis er Etwan im walde wird verirt
5 als den vor Engsten Im not scheissen wirt
den laint er sein lantzen spies an Ein Hecken: — — — — — &
Auff das er scheis || den selben peis
Vnnd mit dein Zennen grimmiclich zw Reis
Darmit lest Sy ir Junges wolfflein lauffen
10 Das sich mit den ducken zw neren wais
bis Entlich pey dem Kurschner in der pais
Muetter vnd kinder wider kumpt zw hauffen: — — — — — &

2, 9. l. deim leichnam.

ÜBER EINE THIERFABEL DES BABRIUS.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Zwölfter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1865. 8°. S. 228—231.

Babrius (No. 74 Furia, 194 Coray) erzählt eine schöne [228] Thierfabel. Pferd, Stier und Hund kommen vor Frost zitternd zu dem Haus des Menschen. Er öffnet seine Thüre, lässt sie am Feuer sich wärmen und gibt ihnen Futter: dem Pferd Gerste, dem Stier Hülsenfrucht, dem Hund Speise von seinem Tisch. Als Dank dafür überlassen die Thiere dem Menschen einen Theil ihrer Lebensjahre. Das Pferd zuerst, deshalb ist der Mensch in der Jugend übermüthig. Darauf der Stier, darum müht sich der Mensch in der Mitte des Lebens mit Arbeit und sammelt Reichthümer. Der Hund schenkt die letzten Jahre, darum sind die Alten immer mürrisch, schmeicheln nur dem, der ihnen Nahrung gibt, und achten die Gastfreundschaft gering. Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit (Thierfabeln bei den Meistersängern S. 22 [oben S. 390]) angemerkt, dass eine entsprechende, aber abweichende Volkssage in Niederhessen umgeht, die ich in den Hausmärchen (No. 176) mitgetheilt habe. Nachdem Gott die Welt geschaffen hat, bestimmt er als Lebenszeit allen Geschöpfen dreissig Jahre. Damit unzufrieden beklagen sie sich, und der Herr ändert seinen Beschluss. Den Thieren dünkt bei dem elenden Leben, das ihnen zu Theil wird, die Zeit zu lang; darum werden dem Esel achtzehn, dem Hund zwölf, dem Affen zehn Jahre abgenommen. Esel und Affe nämlich treten hier statt des Pferdes und Stiers auf. Jetzt kommt der Mensch, dem dreissig Jahre zu wenig sind. Der Herr legt ihm zu, was er den Thieren abgenommen hat. Demnach lebt der Mensch siebenzig Jahre: wenn seine dreissig herum sind, kommen die achtzehn des Esels; da wird ihm eine Last nach der anderen

aufgelegt. Hierauf die zwölfe des Hundes; da liegt der Mensch in der Ecke, knurrt und hat keine Zähne zum Beissen. Endlich die zehn des Affen; da wird der Mensch ein Spott der Kinder.

229 Ich stehe nicht an, der deutschen Auffassung den Vorzug zu geben; sie ist sinnreicher und innerlich zusammenhängender. Sie geht aus von einer göttlichen Einrichtung bei Erschaffung der Welt, von welcher die griechische Überlieferung nichts weiss, die nur von einem unerwarteten befremdlichen Geschenk handelt, das mit der erwiesenen Gastfreundschaft in keinem Verhältnis steht. Die Thiere haben auch keine Ursache, mit ihrer Lage unzufrieden zu sein; sonst würden sie mit der Hingabe der Lebensjahre kein Opfer gebracht, sondern etwas gewonnen haben. Wenn in der deutschen Erzählung sie unzufrieden mit der göttlichen Anordnung sind und Abänderung verlangen, so muss man bedenken, dass ihnen, wie in der Thiersage überhaupt, Selbständigkeit, Sprache und Vernunft beigelegt werden.

Bei dieser tief eingreifenden Verschiedenheit kann ich eine Abstammung aus der griechischen Fabel, die an sich als eine Abschwächung des Ursprünglichen erscheint, nicht annehmen. Die Frage ist nur: »gehört diese Sage zu jenen alten Überlieferungen, die wir mit anderen Völkern gemein haben, oder ist sie aus einer fremden schriftlichen Quelle zu uns gekommen?« Ich habe sie, so weit ich nachforschen konnte, bei keinem anderen griechischen Schriftsteller, bei keinem römischen oder orientalischen gefunden, auch nicht in den lateinischen und deutschen Fabelbüchern, die von dem Mittelalter bis in unsere Zeit reichen. Um so willkommener war mir eine Nachweisung von Karl Gödeke, dass sie in einem hebräischen Gedicht des Ben Seeb enthalten sei. Genauere Bekanntschaft damit verdanke ich Herrn Professor Wilh. Schott. Der Verfasser (geb. 1764, gest. 1811) heisst vollständig Jahuda Loeb Ben Benjamin Seeb Wolf, wird aber gewöhnlich schlechthin Ben Seeb (Wolfsohn) genannt, und das Gedicht steht in dem fünften Band der Zeitschrift Meassef S. 388—391, der aber als Fortsetzung des vierten (Königsberg 1788) zu betrachten ist. Es ist überschrieben: »Die Lebenstage des Menschen«. In Prosa aufgelöst und etwas vereinfacht ist der Inhalt folgender.

Im Anfang der Welt, nach der Schöpfung, rief der Herr alle Geschöpfe herbei, um jedem das Mass seines Lebens, die Dauer seines Daseins zu bestimmen. Zum Esel sprach er: »dich habe ich zu hartem Frohndienst erkoren; du sollst für und für ein Joch tragen und die Knie biegen, und dein Leben soll dreissig Jahre sein«. Der Esel antwortete: »dreissig in sauerer Arbeit verlebte Jahre sind mir zu viel: schnell werd' ich altern unter den Streichen der Züchtiger. Nimm, o Herr, von der 230 Zahl meiner Jahre zwanzig hinweg«. Es geschah nach seinem Willen, da sein Wunsch gerecht befunden ward. Zum Hunde sprach Gott: »dich bestell ich als Wächter, dass du Tag und Nacht Habe, Haus und Hof des Menschen bewachest. Deine Speise sollen dürre Knochen sein und die Zahl deiner Jahre fünfunddreissig.« »Ach Herr«, hub der Hund an, »wie schwer ist der Dienst eines Wächters und Hüters, der schlaflos das Gut fremder Leute immer bewachen muss! Von den fünfunddreissig Jahren sind mir fünfundzwanzig zu viel.« Zu dem Affen sprach Gott: »du gleichst dem Menschen in allem; nur fehlt dir die Vernunft: ich will dich mitten unter die Menschen setzen, auf dass sie ihre Kurzweil an dir haben; ich weise dir zwanzig Lebensjahre an«. »Zwanzig?« entgegnete dieser, »ach Herr, neige mir dein Ohr und erbarme dich. Lebe ich nur zehn Jahre, so ist dies Zeit genug, wenn man anderen nur zu Spott und Kurzweil dienen soll«. Jetzt kam der Mensch, und Gott sprach zu ihm: »tritt her, du sollst das vollkommenste Wesen sein. Dir sei Weisheit, Verstand und Einsicht gegeben und die ganze Erde zur Beherrschung: alles was du siehst wird dir zu Ehren geschaffen. Mache dich ohne Säumen daran und freue dich meiner Schöpfung; denn nur dreissig Jahre habe ich dir als Lebenszeit bestimmt.« Der Mensch erschrak, als er das hörte. »Ach, zu wenig sind meiner Tage!« rief er aus, »und was hat man am Guten, wenn man nur Augenblicke dabei verweilen kann; ich breite meine Hände gegen dich aus und krümme mein Haupt wie ein Rohr, dich flehend, meine Tage über die bestimmte Zahl zu vermehren und mir noch die Jahre anzuweisen, welche Esel, Hund und Affe verschmäht haben.« »Es geschehe nach deinen Worten«, erwiderte der Herr, »aber

in dem Zeitraum, den du als Zulage bekommen hast, wird dein Loos dem Loose jedes der Thiere gleich sein, deren Jahre du geerbt hast.«

Man sieht die Übereinstimmung mit dem hessischen Märchen. Nur darin tritt eine Abweichung ein, dass die Lebenszeit nicht bei allen gleichmässig auf dreissig Jahre bestimmt wird; denn der Hund soll fünfunddreissig, der Affe nur zwanzig Jahre alt werden. Auch die Kürzung ist verschieden. Dem Esel werden zwanzig Jahre statt achtzehn, dem Hund fünfundzwanzig statt zwölf abgenommen. Diese Änderungen sind nicht gut; denn warum ist dem Hund ein höheres Alter gegeben als dem Menschen? und warum soll der Affe zurückstehen? Es ergibt sich aber daraus die Unabhängigkeit der deutschen Erzählung von der rabbinischen.

231 Ich kann die Quelle des Ben Seeb nachweisen. Ein wenig bekannter französischer Dichter Delaunay (geb. 1695, gest. 1751) gab heraus: La verité fabuliste, comédie, avec un recueil de fables. Paris 1731. Von den funfzig Fabeln ist die erste: Jupiter et les animaux, und diese liegt dem hebräischen Gedicht zu Grund. Es scheidet den Jupiter aus und übersetzt nicht, sondern umschreibt den Inhalt, aber entscheidend ist, dass es die Zahlen beibehält, die das Alter des Hundes und Affen und die Kürzung des Alters angeben. Auch Hagedorn (Werke 2, 115, vom Jahr 1757) hat eine freie Übersetzung von Delaunay, den er nennt, geliefert. Aber woher hat der Franzose den Stoff erhalten? Vielleicht findet sich noch seine Quelle; bis dahin muss ich auf eine mündliche Überlieferung zurückgehen, woher sie mag gekommen sein.

Man hat einen althebräischen Ursprung annehmen wollen, aber ich glaube mit Unrecht. In dem Midrasch Koheleth werden dieselben Altersstufen des Menschen in ihren Eigenthümlichkeiten auf folgende Weise geschildert. »Im ersten Lebensjahre gleicht jeder Mensch einem Königssohne und wird von allen geherzt und geküsst. Im zweiten und dritten gleicht er dem Schweine; er durchsucht alle Löcher, und was er findet, führt er nach dem Munde. Der Zehnjährige gleicht dem Böcklein; denn wie dieses hüpft und springt er. Der Zwanzigjährige ist dem wie-

hernden Rosse ähnlich; stolz schmückt er seinen Leib und sucht eine Ehegenossin. Als Ehemann gleicht er dem arbeitsamen Esel, der einen Sattel trägt. Ist er Vater geworden, so zeigt er sich kühn und aufdringlich wie ein Hund, um Nahrung für sein Haus herbeizuschleppen. Im Alter aber gleicht er dem Affen.« Diese Stelle wird mitgetheilt von Julius Landsberger in den Vorbemerkungen zu den Fabeln des Sophos S. LVIII. LIX. Zugleich wird die Vermuthung geäussert, dass darin die Quelle der griechischen Fabel zu suchen sei. Ein Zusammenhang ist nicht abzuweisen, da Pferd und Hund hier in ähnlicher Beziehung auftreten. Daneben aber erscheinen auch Esel und Affe, die zwar in dem deutschen Märchen, in dem rabbinischen und französischen Gedicht, aber nicht bei Babrius vorkommen. Die griechische und althebräische Auffassung sind daher von einander unabhängig, und das hohe Alter der noch lebendigen Überlieferung ist damit gesichert.

Wilhelm Grimm.

HOLZSCHNITT ZU EINER FABEL.



Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Elfter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 8⁰. 1859. S. 594—595.

594 Nachbildung eines nicht schlecht erfundenen, doch roh ausgeführten Holzschnittes, der in einem cammerlandischen Nachdruck von Ulrichs v. Hutten clag und vermanung (in der Berliner Bibliothek aus Heyses Sammlung No. 51) vorkommt. Die cammerlandischen Drucke fallen zwischen 1534 und 1545. K. Gödeke hat mir ihn nachgewiesen und bemerkt (vgl. dessen Gengenbach S. 60), dass das Bild zu der Fabel von des Wolfs und Storchs Weinschenke gehöre, die ich in den Thierfabeln bei den Meistersängern bekannt gemacht habe [oben S. 371 ff.]. Das Bild hat nicht den geringsten Bezug auf Ulrichs Schrift; der Holzstock befand sich ohne Zweifel in der Druckerei und

ward als blosser Zierat, wie dies so häufig in den Büchern jener Zeit geschah, mit abgedruckt. In der reichen Sammlung von Holzschnitten in dem hiesigen königlichen Museum ist vergeblich danach gesucht worden; auch anderwärts habe ich ohne Erfolg nachgefragt. Wahrscheinlich hat er zu einem Fabelbuch gehört, das früher ist gedruckt worden und noch nicht aufgefunden ist. Möglich dass es, wie ich schon vermuthet habe, Müglins Fabeln waren. Auch meine Meinung, dass es ursprüng- 595 lich der Fuchs gewesen, der sich in die Gesellschaft des Storchs begeben, scheint das Bild zu bestätigen; denn das Thier am Weinfass gleicht jenem eher als einem Wolf.

Wilhelm Grimm.

DIE MYTHISCHE BEDEUTUNG DES WOLFES.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt.
Zwölfter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1865. 8⁰. S. 203—228.

203 Die weite Verbreitung des Wortes Wolf in dem indogermanischen Sprachstamm ist in der Geschichte der deutschen Sprache (S. 332. 333) nachgewiesen. Neben ûlfr erscheint im Altnordischen und Isländischen vargr, im Schwedischen und Norwegischen varg, wo es nicht bloss den Wolf, im Isländischen allgemein jedes Raubthier, sondern auch einen verruchten, gottlosen Menschen bezeichnet. Dies ist wohl die ursprüngliche Bedeutung des seiner Abstammung nach dunkeln Worts (Grammatik 2, S. 262); denn in dieser allein zeigt es sich auch im Deutschen. Ein Räuber, Mörder, Würger, geächteter Verbrecher, Verbannter, Unhold, böser Geist ist der gothische vargs, althochdeutsche warg (Graff 1, S. 980), mittelhochdeutsche warc, 204 altsächsische warag, in den alten Gesetzen wargus, im Angelsächsischen vearh vearg, wo der Verbannte auch vulfheáfod, caput lupinum, heisst, weil ihm, wenn er sich erblicken lässt, das Haupt kann abgeschlagen werden, vgl. Rechtsalterthümer S. 396. 955. Auch in slavischen Sprachen kommt das Wort in diesem Sinne vor, böhm. wrah, poln. wrág, serb. sloven. vrag. Der Neuntödter (lanius excubitor) heisst warcgengel in den Trierer und Wiesbader Glossen 283 [= Kl. Schr. Bd III, S. 571. 581 f.] wo weitere Nachweisungen gegeben sind, wozu ich noch werckengel aus Maalers dictionarium germanicolaticum 484[a] füge; andere Formen findet man in Diefenbachs glossarium latinogerm. 164[a] unter curruca. Der Raubvogel wird so genannt, weil er seine Beute, bevor er sie verzehrt, aufspiesst, und durch den besonderen Namen als herumschleichender Mörder bezeichnet. Dasselbe ist wargel in den Leipziger Glossen aus dem 13. Jahrhundert (Mone

Anzeiger 1835) und bei Konrad von Haslau (Haupts Zeitschrift 8, S. 558) 259, im Renner (8689) wergel; noch heute heisst in den salzburgischen Alpen der Grünfink (loxia chloris) wörgl (Hübner, Beschreibung von Salzburg S. 983, Höfer, Östreich. Wörterbuch 3, S. 306). Nemnich nennt den Neuntödter auch Würger, und daran schliesst sich würgel, das ich nur im Apollonius 16119 gefunden habe, wo es den Vorsteher von einem Lupanar bezeichnet. Das althochdeutsche warah (Graff 1, S. 961), mittelhochdeutsch ware (Wernhers Maria 210, 16, Servatius 3221, Heinrich von Türlein Krone 19639, in der letzten Stelle ein Neutrum wie warch bei Ottaker S. 590, aus den übrigen ergibt sich das Genus nicht, der wärg Schmeller 1, S. 154) bedeutet Bluteiter und entspricht dem lateinischen lupus; das ist ein fressendes, krebsartiges Geschwür (Ducange 4, 162[b]), französisch loup, wie auch das deutsche Wolf (Frisch 2, 456[b], Steinbach Deutsches Wörterbuch 2, S. 1017) gebraucht wird. Dazu gehört noch Wolf für die beim Reiten oder Gehen wundgeriebene Haut (intertrigo), welche Bedeutung im Anfang des 17. Jahrhunderts Henisch (Deutsche Sprache und Weisheit S. 774) anführt und die noch jetzt bekannt ist. Wölfe nennt man in Schwaben mehrere Dinge wegen ihrer Ausdehnung, Länge, Breite und Dicke, womit meist der Begriff der Stärke verbunden ist, z. B. eine starke, zum Umhauen reife Eiche Schmid Schwäb. Wörterbuch S. 537. Wolf heisst in Basel ein grobes, wollenes Zeug, und die Zunft der Weber, die ein solches Zeug verfertigen, führen einen Wolf im Wappen. Ochs Geschichte von Basel 2, S. 138. Man sieht die mannigfaltigen, doch zusammenhängenden Beziehungen, in welchen das Wort vorkommt. Die wilde Natur des Wolfs, die ihm angeborene Bosheit und Blutgier werden in der Einleitung zum Reinhart Fuchs ausführlich geschildert. Übereinstimmend damit erscheint er auch in der Thierfabel. Wie die Menschen, alter Sitte gemäss, dem in die Welt Ziehenden gute Lehren mit auf den Weg geben, so entlässt die Wölfin ihr Kind mit einer Anweisung, wie es Tücke und Grausamkeit ohne Gefahr ausüben könne. Der Wolf muss als der Feind der Menschen und Thiere betrachtet werden.

205

Allein er wird auch als ein mythisches Wesen angesehen

und erhält damit eine andere und höhere Bedeutung. Aus Krieg und Kampf erhebt sich die Heldenzeit eines Volkes, die Schonung und Erbarmung nicht kennt und dem ungebändigten Muth den höchsten Preis ertheilt. Schon Homer vergleicht die kämpfenden Helden mit wüthenden Wölfen (Ilias 11, 72. 16, 156. 352), und es ist begreiflich, dass bei den Römern das blutgierige Thier als lupus martius, martialis dem Kriegsgott heilig war und sein Bild auf den Feldzeichen stand (Plinius nat. hist. 10, 4, 5). Eine Wölfin säugt Zwillinge und flösst ihnen, den zukünftigen Herrschern, mit der Milch den kriegerischen Muth ein. Das scheint mir der Sinn der römischen Sage, und ich glaube nicht, dass sie der bildenden Kunst, wie Goethe (31, S. 275) meint, ihren Ursprung verdankt, welche den Gegenstand plastisch zu schätzen gewusst habe. Das hässliche Thier, an dem zwei neugeborene, noch formlose Knaben saugen, ist kein lockendes Bild. In ähnlicher Weise wird auch der heidnische Glaube der Deutschen, die Kampflust des Wolfes, hervorgehoben und ihm damit eine höhere Geltung beigelegt haben. Davon zeigen sich Spuren in den alten, mit wolf zusammengesetzten Eigennamen, die überhaupt die ältesten Begriffe bewahren. Îsangrim, der alte, dem Wolf eigenthümliche, aber auch von Helden geführte Name wird zunächst durch scharf wie ein schneidendes Schwert erklärt (Reinhart Fuchs S. CCXCII), aber auch auf einen furchtbaren, schreckenerregenden Helm, den er trägt, gedeutet, der dem altnordischen oegishialmr entspricht; damit würde Wolfhalm (Förstemann Namenbuch S. 1350), Wolfhelm (Alphart 76), angelsächsisch Vulfhelm übereinstimmen. Wulfhraban, unser Wolfram, bezeichnet einen muthigen und zugleich klugen Mann, wie auf Odins Schultern zwei Raben sitzen, allwissende Vögel, die ihm verkündigen, was in der Welt geschieht: nach der Deutschen Mythologie S. 1093 einen Held, dem Wolf und Rabe Sieg weissagen. Wolfgang, lateinisch Lupambulus, Gangulf ist mit warcgengel zu vergleichen. In der Deutschen Mythologie 206 wird er als ein Held erklärt, dem der Sieg vorangeht. Sigiwolf der im Kampfe Siegende. Es lag in dem Geist des Alterthums, Menschen, deren Eigenschaften das gewöhnliche Mass überschritt, einen dämonischen Ursprung beizulegen. Der Kaiser

Ortnit sagt zu einem Helden, der im Kampfe unmenschlich wüthet und sogar die Weiber mordet:

> dû bist in rehten triuwen eins ungehiuren mannes kint
>
> Ettmüller S. 55.

Die Wölfinge sind ein Heldengeschlecht, dessen Ahnherr wahrscheinlich ein dämonischer Wolf war. In der alten Zeit kommt Wulfing als Eigenname nicht selten vor (Förstemann Namenbuch S. 1344); in dem Volksepos erscheint Hildebrand mit drei Wölfen im Schild als ihr Stammvater. Vor allem zeigt der starke grimme Wolfhart eine unersättliche Kampflust und freut sich den Tod von Königshänden zu empfangen. Dann liegt er, wie die Klage erzählt, mit seinem röthlichen Barte im Blute und hält im Tod das Schwert mit seinen langen Fingern noch so fest, dass man es mit Zangen herausreissen muss. Der Mönch Ilsan sagt im Rosengarten:

> ez ist mir angeborn daz ich bin hôch gemuot
> von den Wülfingen, die hânt ez dicke gehebt:
> in stürmen noch in strîten wart nie dehein überstrebt.

Das Geschlecht scheint bei allen deutschen Stämmen bekannt gewesen zu sein. Im angelsächsichen Beowulf werden die Vylfingas (461. 471) genannt, in der älteren Edda die Ylfingar (Hyndluljôđ 11. Helgakviđa Hundingsbana 1. 5, 34. 48. Helgakviđa 2 S. 89[a]), Nachkommen des Königs Sigmund, die an Stärke, Wuchs, Klugheit und Thatkraft alle Männer übertreffen (Sinfjötlalok). Helgi, der Sohn Sigmunds, heisst Freund der Wölfe (varga vini Helgakvida 1, 6, das althochdeutsche Wolfwin), und Sigmund wie sein Sohn Sinfjötli ziehen eine Zeit lang in Wölfe verwandelt umher und vollbringen Frevelthaten, wie sie in der Natur des Thiers liegen (Völsungasaga C. 8); ja Sinfiötli hat mit einem Zauberweib neun Wölfe gezeugt (Helgakvida 2, 38).

Weitere Aufschlüsse gestattet das Gedicht von Wolfdieterich. Es ist hauptsächlich aus zwei von einander sehr abweichenden Darstellungen bekannt, die in den Ausgang des 13. Jahrhunderts fallen. Von höfischer Kunst unberührt, bewahren sie, wenn auch Form und Inhalt gesunken sind, doch den lebendigen Ausdruck und den bedeutsamen Gehalt der Volksdichtung. Ihr Werth würde sich höher stellen, wenn ein

Text aus der Zeit des Nibelungeliedes erhalten wäre; denn ohne 207 Zweifel ward das Gedicht, wenn auch kein Zeugnis davon spricht, damals schon gesagt und gesungen. Aber ich gehe noch weiter; ich glaube, dass es nicht bloss in der Zeit des griechischen Kaiserreichs (dort und in Italien ist der Schauplatz der Begebenheiten), sondern, seinen Grundzügen nach, schon in den heidnischen Jahrhunderten vorhanden war. Durch die Einmischung des Christenthums wird die Überlieferung wesentliche Veränderungen erfahren haben.

Das eine Gedicht, in welchem der ungetreue Saben im Gegensatz zu dem treuen Berchtung von Meran auftritt, ist in der Ambraser Handschrift und der dem Kaspar von der Rön beigelegten Umarbeitung erhalten. An sich alterthümlicher und gehaltvoller als das andere, lässt es auch den mythischen Kern klarer durchscheinen.

Dem heidnischen König Hugdieterich zu Konstantinopel wird während seiner Abwesenheit ein Knabe geboren. Nach seiner Rückkehr erregt man bei ihm den Verdacht, als sei das Kind von einem bösen Geist erzeugt. In der ursprünglichen Sage mag diese Angabe Grund gehabt haben, zumal bemerkt wird, die Königin habe das Kind erst kurz vor der Ankunft des ein Jahr lang entfernten Königs zur Welt gebracht. In dem mit diesem in Zusammenhang stehenden Gedicht vom Kaiser Ortnit wird ähnlicher Weise erzählt, Ortnits wirklicher Vater sei der Zwerg Alberich gewesen, der seine Mutter, die in kinderloser Ehe einen Erben ersehnte, unsichtbar überwältigt habe. In unserem Gedicht wird es ein dämonischer Wölfing gewesen sein. Wunderzeichen deuten gleich auf ein ungewöhnliches Verhältnis. Als die Königin, obgleich Heidin, einer göttlichen Stimme folgend, das Kind von einem christlichen Einsiedler heimlich taufen lässt, erblickt sie ein Kerzenlicht über dem Wasser, was auf einen Alp zu deuten scheint. Frühe schon zeigt der Knabe übernatürliche Kräfte; vierthalb Jahr alt packt er den Hund, der ihm das Brot aus der Hand zückt, und schleudert ihn an die Wand. Man räth dem König, das Teufelskind zu tödten, das einmal Land und Leute verderben werde. Er weist den Vorschlag anfangs zurück, aber der ungetreue Saben

treibt ihn dazu an, indem er den Verdacht bestätigt. Hugdieterich entschliesst sich endlich, den bösen Rath zu befolgen. Der Herzog Berchtung erhält den Auftrag, das Kebskind heimlich umzubringen, und wird durch Drohungen gezwungen, ihn anzunehmen. Der König nimmt es in der Nacht der schlafenden Mutter weg und übergibt es ihm. Während er es fortträgt, spielt es mit seinem glänzenden Schwert. Er trägt es in eine 208 Wildnis, kann es aber nicht über das Herz bringen, es zu tödten. Er setzt es an einen Brunnen, in dessen Mitte Rosen stehen, und denkt, wenn ihm der Tod bestimmt sei, so werde es nach den Rosen greifen, in das Wasser fallen und sich selbst ertränken. Auch Romulus und Remus werden in einer Mulde an das Ufer der Tiber ausgesetzt, weil sie darin umkommen sollen; ich merke das an, weil sich die Verknüpfung mit der römischen Sage in der Folge noch deutlicher zeigen wird. Berchtung bleibt nicht bei dem Kind; er versteckt sich in ein Gebüsch, von wo er es sehen kann. Es sitzt den ganzen Tag bei dem Brunnen, ohne Nahrung, aber nach den Rosen greift es nicht. Als die Sonne sinkt und der Mond durch die Wolken bricht, kommen Wölfe heran mit aufgesperrtem Rachen: doch sie geben dem Kinde Frieden und thun ihm nichts zu Leid, ja sie legen sich im Kreis um es herum, offenbar um es vor dem Wasser zu hüten. Ihre Augen brennen wie Kerzenlicht; das Kind greift ihnen hinein, und sie ertragen es geduldig. Es läuft zwischen ihnen herum, und wenn einer der Wölfe sich sein erwehren will, so schlägt es, das kleine Kind, ihn nieder. Bei dem Anbruch des Tages laufen die Wölfe wieder fort. Man sieht, es sind Nachtgeister, die sein unsichtbarer Vater ihm zum Schutz gesendet hat. Plinius weiss von den glänzenden Augen: nocturnorum animalium, veluti felium, in tenebris fulgent radiantque oculi, ut contueri non sit, et caprae lupoque splendent lucemque iaculantur hist. nat. 11, 37. Auch das Aufsperren des Rachens hat Bedeutung; der Wolf Fenrir sperrt bei dem Weltende den Rachen auf, soweit Raum ist zwischen Himmel und Erde, und Feuer brennt aus seinen Augen und Nasenlöchern (jüngere Edda Cap. 51). In dieser Erzählung von der Aussetzung des Kindes ist ein Stück alter und schöner Dichtung

erhalten. Berchtung kommt, nachdem sich die Wölfe entfernt haben, aus seinem Versteck hervor, erkennt eine höhere Macht, die über dem Kind waltet, und spricht: wærest dû des tiuvels barn, dû wærest von den wolven erstorben und vervarn. Er gibt ihm jetzt den Namen Wolfdieterich, nimmt es auf den Arm und trägt es in die Wildnis zu einem Jäger, wie Faustulus den ausgesetzten Romulus fortträgt und auferzieht. Der Knabe hat bei seiner Taufe ein seidenes Hemd empfangen, das ihn nicht bloss im Kampfe, auch gegen Wasser und Feuer schützt. Jedes Jahr soll er eines Mannes Stärke mehr erhalten und fünfzig Jahre leben. Schon dadurch ist er aus dem Kreis gewöhnlicher Helden herausgetreten. Er überragt bald andere 209 Knaben im Wuchs und zeigt seine wilde, ungebändigte Natur. Den Jäger, der ihn auferzieht, rauft er, dass er entfliehen muss, und dessen Frau muss sich vor ihm verbergen, wie sich Faustulus und sein Weib der überlegenen Kraft der römischen Zwillinge fügen. Als Berchtung ihn dann nach Konstantinopel bringt und Hugdieterich ihn liebkosen will, stösst er ihn mit dem Fusse weg. Berchtung muss ihn wieder auf seine Burg hinwegführen, wohin auch, nach des Königs Tod, die Königin, auf Sabens Anstiften, von den zwei jüngeren Söhnen verstossen wird, weil Wolfdieterich als ein uneheliches Kind keinen Theil an der Erbschaft haben könne. Wolfdieterich zieht aus und kommt bald mit geisterhaften Wesen in Berührung; er reitet einsam in einer Wüste, da hört er einen furchtbaren Ruf und glaubt, es sei das Geschrei des Teufels. Er will ihn aufsuchen und gelangt an des Meeres Ufer, wo die Wellen an die Steinwand schlagen; wahrscheinlich hatte er das Brausen für das Geschrei des Teufels gehalten. Auf einem Blumenanger unter einer Linde schläft er kraftlos ein. Da steigt ein gräuliches Meerweib aus dem Wasser und nimmt dem Schlafenden sein Schwert. Als er erwacht, tritt sie heran und bietet ihm drei Königreiche an, wenn er sie zum Weib nehmen will. Er weigert sich, weil der Teufel zur Hochzeit kommen könnte. Da wirft sie die Schuppenhaut ab und ist das schönste Weib, wie die Sonne leuchtend. Alles, was vom Meer bedeckt ist, steht in ihrer Hand, und die Wassergeister sind ihr unterthan; sie

ist der griechischen Thetis vergleichbar, die sich zu Peleus gesellt und seine Umarmung sucht. Sie gibt dem Held eine Wurzel, wovon er und sein Ross Kraft und Stärke wieder erlangen. Dann wollen ihn noch andere Göttinnen durch Wunderdinge bei sich festhalten. Er bewährt überall die grösste Tapferkeit, wobei er die Natur dämonischer Wesen zeigt, in denen das Gute und Böse nicht getrennt ist. Vor seinem Ende wird er von Geistern gemartert und in die Hölle geführt, aber Gott steht ihm bei und rettet seine Seele.

Das andere Gedicht, das sich in der Anlage schon dadurch wesentlich unterscheidet, dass der ungetreue Saben, der Gegensatz des getreuen Berchtung, darin unbekannt ist, hat einen grossentheils ganz verschiedenen Inhalt. Ich habe ausser der schon abgedruckten Wiener und der von Hagen besessenen Handschrift auch die Heidelberger und Öhringer, die besser und vollständiger sind, in Müllenhoffs Abschriften benutzen können. Ich halte diese Darstellung für eine etwas spätere, mit Abenteuern überfüllte, doch in nicht wenigen Theilen noch von dichterischem Geist belebte Fortbildung der Überlieferung, welche auf eine Verherrlichung Wolfdieterichs ausgeht. Die Sage von Romulus ist weiter eingedrungen, und das Mythische tritt mehr zurück, ist aber nicht ganz verschwunden. 210

Hugdieterich, König von Konstantinopel, schön und jugendlich, erzeugt, als Jungfrau verkleidet, einen Knaben mit Hildegund, einer Königstochter, die in einen von Mauern und Graben umgebenen Thurm eingeschlossen ist, weil sie unvermählt bleiben soll. Damit stimmt, dass Mars den Romulus mit der Vestalin Rhea Silvia in einer Höhle erzeugt, in welche sie vor einem Wolf geflüchtet war. Aus Furcht vor Entdeckung wird das neugeborene Kind gleich ausgesetzt. Ein Wolf findet es im Gebüsch und trägt es zu seiner Höhle, worin die Wölfin mit vier erst vor drei Tagen geworfenen Jungen liegt; es soll ihnen zur Speise dienen. Aber die Jungen saugen noch an der Wölfin, können auch, noch blind, das Kind nicht sehen; es bleibt also unverletzt. Der Vater der Hildegund jagt am anderen Morgen in dem Wald, und die alten Wölfe werden in der Höhle erstochen. Man findet darin das weinende Kind und bringt es

zu dem königlichen Hof. Die Erzählung ist insoweit nicht wahrscheinlich, als die blinden Jungen noch kein Fleisch geniessen, aber die alten Wölfe das Kind auffressen konnten. Die Wölfin musste das Kind gesäugt haben, wenn etwa in einer früheren Sage der König nicht gleich den nächsten Morgen, sondern erst nach einigen Tagen in dem Walde jagte. Das Kind wird getauft, und weil es bei den Wölfen ist gefunden worden, erhält es den Namen Wolfdieterich; einer seiner Pathen ist der Graf Wülfin, womit wohl ein Wülfing gemeint ist. Der Knabe kommt bei der Vermählung der Mutter zu seinem Vater nach Konstantinopel und zeichnet sich schon als Jüngling im Kampfe gegen die Feinde aus. Nach Hugdieterichs Tod wollen seine beiden jüngeren Brüder ihn als Kebskind von der Erbschaft ausschliessen. Dass er von einem Alp abstamme, wird nicht gesagt, aber es könnte darauf deuten, wenn in der Heidelberger und Öhringer Handschrift der jüngere Sohn sagt: in wirkt bî mîner muoter ein grâve, hiez Wülfin, wofür in Hagens Handschrift steht: er ist funden ze walde bî jungen wolvelîn. In vielen Abenteuern und Kämpfen bewährt er sich immer als Held, er treit zuo allen zîten eins wilden lewen muot, aber die wolfartige Wildheit, die das erste Gedicht ihm beilegt, ist völlig abgestreift. Der Kampf mit seinen Brüdern um die Herrschaft kann mit dem Zwist des Romulus und Remus verglichen werden.
211 Er heisst der treue Wolfdieterich, weil ihm die Sorge für seine elf Gefangenen und zusammengeschmiedeten Dienstmänner und ihre Erlösung höher als alles steht. Ich finde noch Hinweisungen auf die ursprüngliche Bedeutsamkeit des Namens. Er sagt (Str. 876 Hagens Handschrift und 6435 Heidelberger und Öhringer), Dieterich sei er getauft, sein anderer Name sei Wolf, und es wird von ihm erzählt, sie (die Mönche) nanten in mit zwên namen Wolf und Dieterich (8670 H. und Ö.). Dem Ortnit, mit dem er kämpfen will, ruft er zu: iuch wil der wolf bestân! (2329 H. und Ö.). Belian, der ihn nicht kennt, fragt, ob er Wolfdieterich sei, von dem ihm sei prophezeit worden, indem er den Nachdruck auf Wolf legt. Dieser will den Namen verschweigen und antwortet:

wer wære der kristenman der von wolven wære geborn?
ich bin ein werder ritter; daz wil ich hiute bejagen.
(4718. 4719 H. und Ö.)

In dem alten Druck von 1509:

welher ritter rîche ist von wolven geborn?
mîn name ist verhelet.

Wahrscheinlich will er damit die Abstammung von einem Wölfing zurückweisen. In Hagens Handschrift lautet die Stelle:

waz sagestû hie von wolven die dâ loufent ze holz?
ich bin von alten Trôjen ein ritter alsô stolz. Str. 635.

Ähnlich fragt in dem Hildebrandslied (Str. 14. 15) der Vater den Sohn:

bistû ein Wülfinc vil lîhte,
sô möhtestû wol genesen.

Der Sohn antwortet:

Wülfinge daz sint wolve,
die loufent in dem holz.

Auch der Verkehr mit den geisterhaften Wesen ist nicht unterdrückt. Die Meerkönigin des ersten Gedichts heisst hier die rauhe Else. Sie herrscht nicht wie jene in der Tiefe des Meers, aber sie besitzt ein Königreich, die alte Troje, und versteht Zauberkünste. Sie versenkt ihn in Schlaf und schneidet ihm Nägel und Haar ab, dass er wie ein Thor im Walde umherlauft. Aber Gott sendet einen Engel, der ihr mit dem Tode droht, wenn sie den Helden noch länger in diesem Zustande lasse. Jetzt sucht sie ihn auf und löst den Zauber; aber er bleibt schwarz am Leibe. Sie bietet ihm ihre Minne an; er verschmäht sie, da sie eine Heidin ist und mit einer rauhen Haut bedeckt. Sie führt ihn über Meer nach der alten Troje. 212 Dort badet sie sich in einem verjüngenden Brunnen, der halb kalt, halb warm ist, wirft die rauhe Haut ab und ist das schönste Weib. Auf ihr Geheiss steigt er gleichfalls in das Wasser und kommt in seiner jugendlichen Gestalt wieder heraus. In der Taufe erhält sie den Namen Sigeminne, und er vermählt sich mit ihr. Auf römische Sage deutet das schicksalverkündende Buch der alten Sibylla, das die heidnische Zauberin Marpalie besitzt.

Wir müssen den Blick noch auf die altnordischen Mythen richten, die erhalten haben, was bei uns untergegangen ist. Die Edda legt dem Wolf einen dämonischen Ursprung bei. Loki erzeugt mit dem Riesenweib Angurboda den Wolf Fenrir (Hyndluljôd 37, jüngere Edda Cap. 34), der den Mond verfolgt und zu verschlingen droht. Nach einer anderen Erzählung (jüngere Edda Cap. 12) gebiert ein altes Riesenweib viele Söhne in Wolfsgestalt. Der gewaltigste heisst Mânagarmr (Mondwolf), der mit dem Fleisch der Gefallenen gesättigt wird. Von diesem Weib stammen auch die Wölfe Sköll und Hati (Grimnismâl 39), welche die Sonne begleiten: jener folgt ihr in das Meer, dieser eilt ihr voraus. Eine oder zwei Nebensonnen, die sich zuweilen in einer dichten Wolke zeigen, werden noch jetzt in Seeland, Norwegen, Island und Westgothland Sonnenwölfe genannt (Molbech Dansk dialectlexicon S. 533). Kommt das Weltende, die Wolfzeit (Vargöld Völuspâ 46), so verschlingt Sköll die Sonne, Hati den Mond (jüngere Edda Cap. 51). Vielleicht in Beziehung darauf wird Ođinn in der jüngeren Edda des Wolfes Feind (ôlfs of bagi 2, 238) genannt. Die Verbreitung dieses Glaubens, der sich bei Fischart noch zeigt, ist in der Deutschen Mythologie nachgewiesen; in der Bretragne sagt man noch heute von dem Vertriebenen, er vertheidige den Mond gegen den Wolf (Villemarqué Barzas-breiz 2, S. 420). Die Esthen glauben, dass der Wolf nicht von Gott, sondern von dem Teufel geschaffen sei.

Die Beherrscher des Himmels reiten auf Wölfen (Hrafnagaldr 10), wie ein Zauberweib, das Schlangen zu Zäumen gebraucht (Helgakviđa Hjörvards sonar. S. 80[b] Munch), und die Höhlenbewohnerin Hyndla hat Wölfe in ihrem Stall. Sie sind Ođins wie der Nornen Grauhunde (Viđris grey valgjörn Helgakviđa Hundingsbana 1, 13. Grey norma Hamđis mâl 28) und verzehren die im Kampf Getödteten. Noch Hans Sachs sagt, dass Gott die Wölfe zu seinen Jagdhunden erwählt habe. Wie 213 der Wolf dem Mars heilig ist, so hat Ođinn zwei Wölfe Geri (vorax) und Freki (ferox), die er mit Eberfleisch von seinem Tische füttert (jüngere Edda Cap. 34). Sigurds Mörder werden durch gebratenes Wolffleisch aufgereizt (Brynhildarkviđa 4. Völsungasaga Cap. 30 Rafn.). Zugesendete Wolfhaare warnen

vor Gefahr (Atlakvida 8), und das Geheul des Wolfs und sein Voranschreiten verkünden Sieg (Sigurdarkvida 2, 22).

Ich berühre nur die Sage von dem Werwolf (λυκάνθρωπος), die in der Deutschen Mythologie (S. 1047. 1048) erörtert ist; schon Herodot und Plinius haben sie gekannt. Auch in tartarischen Heldenliedern wird von einem Chan erzählt, der als Mensch und als weisser (glänzender) Wolf leben kann und daher Wolffürst (Bürüchan) heisst, s. Schiefner Tartarische Heldensage S. 372. Der Mensch nimmt, so lange er eine Wolfshaut, einen Zauberring oder Zaubergürtel trägt, Gestalt und Natur des Wolfs an. Ein Wolfsbalg (Vargsbelgr Hrafnagaldr 8) ist daher ein verderbliches Geschenk. Einen Wolfspelz anlegen heisst noch heute Gewalt brauchen und im Gegensatz den Fuchspelz anlegen listig handeln.

Es ist noch übrig, die nicht seltenen Hindeutungen auf die mythische Natur des Wolfs, so weit ich sie habe auffinden können, zusammenzustellen.

Christlichen Völkern war es ein böser Geist, ja der Teufel selbst. Dieser wird daher bei Avitus infernus lupus, bei Gregorius Magnus seelenraubender Wolf, bei Dietmar von Merseburg lupus vorax, in Cnuts Gesetzen vôdfreca verewulf genannt (Deutsche Mythologie S. 948, Édélstan du Méril poésies inédites du moyen âge S. 111. 112, wo noch andere Stellen beigebracht werden): dann palowes warc (Hymni lat. 21, 6, 3.), ubiles warc (Gl. Iun. 258), der ubele hellewarc (Graff 1, S. 980), der ungehiure hellewolf (Haupts Zeitschrift 5, S. 520, 191), Höllenwolf (Simplicissimus 2, 72). So heisst er auch geradezu im lateinischen Reinardus infatuatus satan 2, 238, satanas insatiatus 3, 24. Im Muspilli bezeichnet warc den Antichrist, der mit Elias bei dem Weltende kämpft,

der warch ist kiwâfant: danne wirdit unter in wik arhapan 43.

Im Heljand ist warag der vom bösen Geist besessene Judas 157, 2, in folgenden Stellen im Allgemeinen ein Unhold, Bösewicht:

du bist niht kint, du bist ein warc:
dîn wîsheit ist unmenneschlich Kindheit Jesu 102, 30.

Im Iwein kommt ein Riese heran, der seine nur mit schlechten Hemden bekleideten Gefangenen misshandelt; dann heisst es:

214 sî treip ein warc (Zwerg) der sî sluoc
mit sîner geiselruoten
daz sî über al bluoten 4992—4930.
dâ mite verriete uns der warch,
her (Ulysses) was listich unde karch Äneide 45, 24.
und saget mir wes ist daz wîp,
mîn kint (meine Tochter) ein ungetriuwer warc? Lanzelet 1139.
der (Maraduc) kan zoubers michels mê
dan ieman in den rîchen,
mit dem suln wir beswîchen
Falerînen den kargen
mit allen sînen wargen das. 6992—6996.
daz bediut die hellewargen,
die gîtlîchen argen,
die ir guot zesamne habent
und ez verbergent und vergrabent
vor gote und vor den liuten;
die verliesent michel triuten Haupts Zeitschrift 7, 376.

Anzumerken ist hier das lateinische lupula als Schimpfwort für Hexe, Unholdin.

Wie man sich scheut, den Teufel zu nennen oder an ihn zu denken, weil er dann erscheint, so gilt das auch von dem Wolf. Bekannt ist das römische lupus in sermone, lupus in fabula, das ursprünglich in diesem Sinn wird gegolten haben. Dem entsprechen deutsche Sprichwörter.

sô man den wolf nennet
sô er zuo drenget Sprichwort aus dem 14. Jahrhundert in Wackernagels Lesebuch 1. 835, 7.
Wenn man den Wolf nennt,
so kommt er gerennt Frisch Wörterbuch 2, 456[b].
Wenn man des Wolfs gedenkt, so kömmt er 1, 732.

A. Gryphius (1698) Steinbach Deutsches Wörterb. 2, 1017.

Wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit
Simrock Sprichw. 11804.
Wenn man vom Wolf redet, guckt er über die Hecke 11805.
Der Wolf ist in den Hecken
Alberus novum dictonarii genus (1540) Ziij.

Wenn man von dem Wolf redet, sieht man von ihm den Schwanz
Simrock Sprichw. 11805[a].
Franz. quand on parle du loup, on en voit la queue. 215

Dieser Gedanke liegt zu Grunde, wenn Seb. Brant sagt:

ich schweig, der wolf ist nit verr Narrenschiff 111, 61.

Man gebraucht auch, wie beim Teufel, wenn man ihn nennen muss, z. B. ein anderes Wort, das böse Ding Stieler Sprachschatz (1691) 318. In Agricolas Sprichwörtern heisst es, er verstummt als habe er den Wolf gesehen: man glaubt nämlich, der Mensch verliere die Sinne und werde heiser, wenn der Wolf ihn zuerst erblicke (Petri Sprichw. Bbbiij. Panzer Bair. Sagen S. 298). Dieser Aberglaube war auch den Römern bekannt; daher bei Virgil (Ecl. 9, 53): lupi Moerim videre priores, Möris kann nicht sprechen. Damit soll der Schrecken angedeutet werden, den man bei dem Anblick des Thiers empfindet und der es unmöglich macht, zu schreien und Hilfe herbeizurufen.

Er ist unersättlich wie die Hölle: insatiatus ward er schon vorhin genannt. Es ist nicht bloss sein Hunger, der ihn treibt, es ist die Lust am Morden. Daher heisst es von Herodes, der die unschuldigen Kinder aufsuchen lässt, der wolf was mit zorne bevangen Wernhers Maria 209, 6.

daz mac wol sîn ein heilic zît,
so der wolf den schâfen fride gît Freidank 137, 1718.

Er würgt dreissig Lämmer und frisst nur ein halbes (Liedersaal 3, 429. 430). Wenn er in einen Schafstall kommt, so lässt er sich nicht genügen, eins zu zerreissen für seinen Hunger, er tödtet sie alle (Wolfsgesang bei Schade Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit S. 11). Der Wolf schnappt noch nach dem Lamm, wenn ihm die Seele ausgeht, sagt das Sprichwort (Petri Pv.). In dem Gedicht von dem räuberischen Helmbrecht heisst einer Wolfesdarm,

ez sî kalt oder warm,
roubes wirt er nimmer vol.
diupheit tuot im sô wol,
des enwirt er nimmer sat:
einen fuoz er nie getrat
ûz der übele in die güete.

im strebet et sîn gemüete
gegen der übeltæte
als diu krâ tuot zuo der sæte 1222—1230.

Fischart fragt, welche Wölf zerreissen mehr? und antwortet die unersättlichen, Gargantua 52[b]. Wolfshunger, Wolfsmagen 216 heisst der krankhafte Hunger, der auch Pferde befällt, Uffenbach neues Rossbuch (1603) 2, 159.

Er kann, wie der Teufel, seine Natur nicht ablegen.

swie dicke ein wolf gemünchet wirt,
diu schâf er drumbe niht verbirt Freidank 138, 19. 20.
ein wolf was siech; do er genas,
er was ein wolf als er ê was 137, 20[ab].

Dafür in einer Handschrift,

der tivel eins kranc was; do er genas,
dô was er bœser dan er vor was.

und in der lateinischen Übersetzung

cacodæmon ægrotabat,
monachus fieri volebat,
sed tandem, cum convaluit,
mansit ut antea fuit.

wenn der wolf in der gruben ist, so thut er ein gelübde, er wolte ein heiliger mann werden, wenn er los werde, Petri Sprichw. Bbbiij.

In einer Thierfabel wird erzählt (Reinhart Fuchs S. 333—341), wie bei dem Wolf alle Lehre vergeblich ist, wie er, von der Schule als Dieb weggelaufen, wieder zum Raub feister Rinder sich wendet und von seinem Vater dazu ermuntert wird. So auch das Sprichwort: lam lam ist des Wolfs Vesperglocke, dessen Verbreitung Wackernagel nachgewiesen hat (Haupts Zeitschrift 6, S. 286) und das in Kirchhofs Wendunmuth lautet:

lehr ein wolf beten, wi du wilt,
nicht mehr denn lamb lamb! bei ihm gilt 277[a].

Spervogel überliefert zwei hierhergehörige Fabeln.

ein wolf unde ein witzic man
sazten schâchzabel an:
si wurden spilnde umbe guot.
der wolf begonde sînen muot
nâch sînem vater wenden.
dô kom ein wider dar gegân:
dô gab er beidiu roch umb einen venden.

Minnes. Frühl. 27, 20—26.

Er achtet nicht auf das Spiel und den Gewinn, er denkt wie sein Vater nur auf den Raub, und als ein Widder daher kommt, so giebt er den Roch, den wichtigen Elephanten, für den Venden, den geringfügigen Bauer, um nur seine Beute zu verschlingen. 217 Eine Verarbeitung des Spruchs S. 239. 240.

ein wolf sîne sünde flôch,
in ein klôster er sich zôch,
er wolde geistlîchen leben.
dô hiez man in der schâfe pflegen:
sît wart er unstæte.
dô beiz er schâf unde swîn:
er jach daz ez des pfaffen rüde tæte 27, 27—33.

Wenn der Wolf die Gänse beten lehrt, so frisst er sie auch für das Lehrgeld, Petri Sprichw. Bbbiij.

Wenn der Wolf psalmodiert, gelüstet ihn der Schafe Simrock 11790[a].

Noch andere Stellen deuten auf seine Unverbesserlichkeit.

ouch tuot nâch sîme künne der wolf Meisener MSHag. 3, 86[b].
und trüege ein wolf von zobel ein hût
nâch künne er lîhte tæte Minnes. Frühl. 244, 59. 60.

Bei Freidank lautet dieser Spruch,

slüffe ein schalc in zobeles balc,
dennoch wære er drinne ein schalc 49, 19. 20.
der wolf hât die natûre an sich, nâch roube er strebet
MS. 2, 234[a]: vgl. MSHag. 3, 88[a].
waz sol der wolf ze kôre? Boppe MS. 2, 234[b].
Der Wolf geht ehe zum Stall (Schafe zu rauben)
denn zu eines Fürsten Saal Petri Sprichw. Pv.

So hielt ers (das Versprechen) gar wenig, sondern bekehrte sich als ein junger Wolf Melissus Salinde (1718) 168.

Der Wolf erzeugte nie ein Lamm
Kirchhofer Schweizer Sprichwörter S. 302.

Das französische Sprichwort sagt, le loup mourra dans sa peau, ändert sich nicht.

Wie zwischen dem Teufel und Menschen, herrscht zwischen dem Wolf und Menschen unversöhnliche Feindschaft. Der Wolf stellt ihm nach, und der Mensch weiss, dass er verloren ist, wenn er von ihm angefallen wird.

swer den wolf ze hûse ladet, der nimt sîn schaden
Spervogel 23, 23.

si slûgen daz in zû quam,
want sî wâren in gram
als den wilden wolven Äneide 195, 23.
218 den zweien bin ich vînt als einem wolve Beneke Beiträge 2, 421.
swaz dem wolf komt in die kel,
daz ist allez gar verlorn Reinhart Fuchs 308, 1547.
man sol mit den liuten wesen,
mit wolven niemen kan genesen Freidank 135, 13.
der Schrîber und der Biterolf
die sæhen lieber bî in einen wilden wolf Lohengrin S. 225.
man sprichet »swen der wolf rach,
der ist wol gerochen«
Ulrich v. Türheim Wilhelm Pfälz. Handschrift 152ᵃ.
er sprach »des wil ich iu swern,
die wolve müezen mich verzern! wie »der Teufel soll mich holen!«
Gesammtabenteuer 2. 182, 288.

Treulosen Menschen wird wölfische Gesinnung beigelegt. Das eddische Sôlarljôd sagt

ûlfum lîkir þikkja allir þeir
sem eiga hverfan hug 31.
nu was ein pfalenzgrâve Arnolf
geheizen an den triuwen ein wolf Albertus St. Ulrich 801.
werltlîche rihtære
daz sint widervehtære
gotes und aller guote:
die tragent wulvîn gemuote,
si bebirsent swaz si mugen bejagen.
diu triuwe ist garlîche erslagen
Heinrich Gemeines Leben 263—268.
swer noch wolves triuwe hât,
den soll man schiuhen; dast mîn rât Reinhart Fuchs 327, 983.
sîn (des Ungetreuen) wolflich lîp hât hennen fuoz
Der wilde Alexander MS. 2, 223.
die kuniginne uberez lant
die was Lupâ genant,
daz spricht zu dûte ein wulvîn,
als si wol ouch mohte sîn,
wande sie valsch was genuoc. Passional 220, 68—72 Hahn.
Lupâ die kuniginne
vil gar in wolves sinne
hete in ubelez gedâht 221, 1—3.
219 daz sprach die kuniginne
aber in wolves sinne 222, 26. 27.

und iz was ein kunig in Galicien. der was under der gewalt Herôdes. dirre hâte ein wîp di was sô bôse daz man si hiez die wulvinne.
Herman von Fritzlar 167, 22.

Ebenso von Grausamen und Hartherzigen. Gerlint heisst darum in der Gudrun mehrmals diu wülpinne 1015, 1. 1280, 1. diu alte wülpinne 1052, 1, aber auch diu tiuvelinne 1282, 1, 1361, 4, diu übele tiuvelinne 996, 1. Dido spricht zum Äneas:

ir wordet under wolven gezogen,
û erbarmet daz niet
daz ir mich sus queln siet.
ich wâne ûr herze ist steinen
daz ir mich sus lât weinen Heinr. v. Veldeke 71, 40—72, 5.

Falsche erscheinen nach dem biblischen Ausspruch (Matth. 7, 15) äusserlich als Schafe, innerlich sind sie Wölfe. Der Antichrist sendet falsche Propheten vorauf:

die selben truginære
werdint wîte mære
daz sie sîn guote liute:
iedoch steckit in der schâfînen hiute
daz wulvîne herze Antichrist 111, 34.

Falsche Spieler und Spitzbuben nenneten vor Zeiten die Landsknechte Wölfe darum, dass sie die Einfältigen (Landsknechte) wie die Wölfe ein Schaf berückten, Kirchhof Militaris disciplina (1602) 139. Welcher ebenfalls einen Fuchsbalg trug, im Leib aber ein Wolfsherz hegete Melissus Salinde (1718) 70.

unmenschlich liute sint leider hiute,
die wülvîn (wolves Frankf. Handschrift) herzen in menschen hiute
hânt verborgen und selten immer
werdent frô, wan leider ie grimmer
ir herzen werdent die wîle si lebent Renner 21369—21372.
ieglich crêatiure erkennet wol ir zît,
niht wan diu tier in menschen hiute
diu sint gotes widerstrît,
ûzen mensch und innen wolf. nu friz das lamp Marner MS. 2, 171[a].
den friunden wolf, den vînden schâf Stolle MSHag. 3, 5[a].
innen wolf und ûzen schâf,
daz sint die in ir herze valsch mit listen tragent verborgen 220
MSHag. 3, 375[b].
reine frowen niht trahten
ûf einen sô reht ungeslahten,

der sich erzeige in lammes schîn.
so er denn aller best solt sîn,
sô tuot er eines wolves zuc.
ach den ungetriuwen tuc
solt got selbe rechen Liedersaal 2. 424, 171—176.
Der Wolf ändert wohl seine Haut, aber nicht seinen Muth
Petri Sprichw. Pv.
Oft ist ein Wolfes Herz bedeckt mit Schaffellen
Simrock Sprichw. 11788.
Gregôrie bâbest, geistelîcher vater, wach und brich ab dînen slâf,
du wende daz in frömeder weide iht irre loufen dîniu schâf:
ez wahset junger wolve vil in tugentlîcher wât
Bruder Wernher MSHag. 2, 227b.
gelîhsenheit die got verbôt
diu ist mit iu gekrœnet,
diu treit nu geistlich wæte
und wülvet ûz des herzen dunst Frauenlob S. 147, 14—17.

Der Grausame ist blutdürstig wie der Wolf.

in winkeln, under benken,
suochten sin mitten swerten,
wande sî sîns tôdes gerten,
alsam der wolf der schâfe tuot;
vor zorne tobet in der muot Iwein 1336—1380.
sîn hirte ist zeinem wolve worden under sînen schâfen
Walther 33, 30.
ein valscher nîder der mîn leben strâfe,
der tuot gên mir alsam der wolf tuot gegen dem schâfe
Meisener Altmeistergesangb. 44a, 35.
wie lange wiltu slâfen?
stant ûf: ez schrîet wâfen!
Ceciljenlant, Calaber, Egipten, Kriechen klagen:
des stuoles wolf stêt vor des rîches schâfen.
Britanjen beitet dîner kunst:
wol ûf, ez ruofet dir.
221 ziuch nû daz swert, Johannes (Papst),
entbint den wolf des bannes.
sol er des rîches schâf nu von der weide jagen?
daz rîch ist unbewart von vorht des mannes.
Frauenlob S. 194, 1—12.

Die Bösen nehmen die Sitten des Wolfes an.

ich meine dich, Benjamîn,
du noch hâst wolves sin,

den roup izzist dû fruo,
den roup teilest dû ouch spâte Genesis 82, 26.
die recken dâ niht liezen
sin weinten bitterlîche,
sam tâten algelîche
die in der reise wâren.
wer kunde der gevâren
durch sîne wolflîche site,
der dâ trûren vermite? Lanzelet 6850—6854.
in schûf vil ubelen geniez
des valschen mannes willekur,
der ê gewesen was dâ vur,
wande in der tûvel sante.
sîn herze er darûf wante
daz er lief als ein wolf toben
an den gûten Jâcoben Passional 262, 82—88 Hahn.
möhten siz gerâten (wie gerne sî daz rieten!)
daz man guote fröide über al müeze lân,
sô müeze man sam die wolve sich gehân
Herzog v. Anhalt MS. 1, 6[b].
swelch fürste nâch dem keiser gât
dem glîche als ern mit triuwe meine
und ûf in prüevet valschen rât,
der hât sich zim in wolves wîs gesellet
Bruder Wernher MSHag. 2, 234[b].
wes wænt der künic, wes?
in dunket lîhte und wænet des,
daz wir wilde wolve sîn Heinr. v. Freiberg Tristan 2037—2039.
maneger ist als zagehaft daz er erschrecket,
swenn er siht den fremden gast, als ein wilder wolf er blecket
Meisener Altmeistergesangb. 38[a].
ir bîzent umb iuch als ein wolf Liedersaal 3, 121, 10. 222

Die leichtfertige Dirne, die lateinische lupa, ist wild wie der Wolf.

ein wîp durchliuhtec unde fîn
diu sich vor allem wandel hât gefrîet
und sich in stæte wirde hât gezwîet,
der sol man billich hölder sîn
dann einem tumben riberlîn,
diu sich vor mannen noch vor wîben schamt
und als ein wilder wolf ist ungezamt Winli MS. 2, 24[a].
die babylonsch hur dahindn steckt,

ihre wulfsklawen herfür reckt,
die muss man ihr abhawen Volkslied von 1628 bei Soltau 1, 472.

Tückische, wüthende Blicke werden wülvine blicke genannt: schon oben [S. 407] war von dem bedeutungsvollen Licht in den Augen des Wolfes die Rede.

er (der Verräther Genelun) tete wulvîne blicke
Roland 51, 5. Stricker 2025.
(Wolfhart) vil dicke wülvischen sach Dietleib 8941.
vil wolflich schiehe blicke
tet er gein der frîen
Martînâ, gotes amîen Martina 162c.
des keisers muot der wart scharf,
gein der megede er warf
sîniu ougen harte dicke
in wolves schiehem blicke 183b.
er sicht (sendet) ouch die wolflîchen blicke
Orendel (Augsb. 1512) 2687.
die zornigen wolves blicke 1150.
wizzent daz er sicht vil dicke
die zormwolflîchsten blicke 1162.

In einem serbischen Volksliede heisst es

Als Held Marko nun Zedren erreichte
Und im Divan vor den Sultan hintrat,
Blickten wildverworren seine Augen,
Wie der Wolf, der hungrig waldumherschweift.

Wolfsauge bedeutet noch heute eine raubgierige Gesinnung. 223 Auch die Geberden überhaupt heissen wölfisch,

mit wulvînen gebæren
reizetes algemeine
den nît ûf die vil reine Wernher Maria 189, 16.

Ich muss noch den eigenthümlichen Ausdruck wolves zan erklären. Der Wolf hat den weiten, gähnenden, unersättlichen Rachen, womit er seine Beute verschlingen will, mit dem Teufel und der Hölle gemein (Deutsche Mythologie S. 948). Schon Lactantius (Symposium 2, 255 Dufresnoy) lässt den Wolf in einem Räthsel sagen:

dentibus insanis ego sum qui vinco bidentes (Schafe)
sanguineas prædas quærens victusque cruentos
multa cum rabie: vocem quoque tollere possum.

In dem Gedicht von Helmbrecht haben die räuberischen Gesellen des bösartigen Jünglings bedeutungsvolle Namen; unter diesen ist Wolfesguome (Wolfsrachen), der den Leuten die Kleider vom Leib reisst.

swie liep im sî sîn muome
sîn base, sîn œheim und sîn veter,
und wære ez hornunges weter,
er lât niht an ir lîbe
dem manne noch dem wîbe
einen vaden vor ir scham,
den fremden und den kunden sam 1196—1202.

Der andere Wolvesdrüzzel versteht teuflische Künste,

ûf tuot er âne slüzzel
alliu sloz und îsenhalt.
in einem jâr ich hân gezalt
hundert îsenhalt grôz,
daz ie daz sloz danne schôz,
als er von verren gie dar zuo 1204—1209.

den (der nicht Busse thun will) hât des tiuvels kiuwe
verslunden unz an die füeze Warnung 540.

Weitere Beispiele in Müllers mittelhochd. Wörterbuch 1, 831ᵃ.

und solt ich des verderben,
ich gewinne iu der bluomen
und hetes in sîme guomen
der tiuvel beslozzen Krone 21194.

Von dem Wolf sagt schon ein lateinisches Gedicht, das dem Alcuin beigelegt wird,

infernale aperit guttur faucesque voraces 224
pandit et immensæ reserat penetrale caverna
20, 21 (Reinhart Fuchs S. 420).

Er packt die Hand des Fuchses (Reinaert 3874. 4058), wie der nordische Fenrir die Hand des Gottes. Es ist dann keine Rettung mehr.

swaz dem wolf komt in die kel
daz ist allez gar verlorn
Wolf und Kranich 1548. 1549 (Reinhart Fuchs S. 348)
der wolf tuot alsô grôzen schaden,
sîn giel ist arger gir Frauenlob S. 194.

Wenn er seine Beute erblickt, so sperrt er den Rachen auf und zeigt seine grossen, schneidenden Zähne, drohend, sie

damit zu erfassen und zu verschlingen. Wer ihm nicht entweicht, ist verloren. Daher wird mit dem Wolfszahn zunächst die Raubgier und der Blutdurst bezeichnet, dann die dazu treibende Bosheit und feindliche Gesinnung. Von einem missgeschaffenen Knecht heisst es:

ein zan stuont hie, der ander dort,
und wârn die dünne unde lanc:
dar under für die andern dranc
ûz dem guomen der wolves zan Krone 19827.

Der Tochter Liebster sagt von ihrer ihm abgeneigten Mutter:

sî hât sich mîn erwert.
wie rehte kûme sî daz hât getân!
sî zeigte mir den wolves zant dâ si vil ebene saz Neidhart 45, 40.

Und dann

swer die triuwe suochet dâ ir lützel ist,
deist ein list
der sî doch vil kleine helfen sol 46, 5—6.

Bei Sigeher werden sie dem Antichrist beigelegt, der in der oben angeführten Stelle aus Muspilli der warc heisst,

er ist geborn bî dem in lambes munde wahsent wolves zende
MS. 2, 222[a].

ez ist im übele geschehen,
der dem ungetriuwen man
niender niht entwîchen kan:
swen er salbet, dast ein schâch,
den erwürget er dar nâch,
wan er daz niht verlâzen kan
ern zeige im den wolves zan Reinhart Fuchs S. 327, 1002—1008.

225 man siht ir vil schantlachen under stunden
und den wolves zan enblecken
Schulmeister von Esselingen MS. 2, 94[b].

künic, merke, ez komt ein â, daz selbe sleht ein ander â,
sô grînent dâ die wolves zende
in allen landen hie unt dâ Marner MSHag. 3, 468[b].

ob iman wolle tummen spot
und einen bôsen wolves zan
mit ergerunge henken dran,
daz ich zû dem dûtschem volke
disses bûches bin ein tolke Passional 2, 69—78 Hahn.

der keiser zurnde sêre

daz sie niht tâten mère
der megede ungemaches.
sîn übel herze swachez
gein der juncfrowen bran.
er ougte ir mangen wolfzan,
als im was gemæze Martina 58ª, 15—20.
owê swem nu daz gezimt,
daz er hie willeclîchen nimt
diz honecgifte maz
daz der welte gemâlet vaz
mit untriuwen biutet.
mit valsche sie hie triutet
ir toubez ingesinde,
den sie hie vil swinde
ouget einen wolfzan 215, 1—9.

Auch in folgender Stelle wird der Wolfszahn gemeint sein,

ich wândez (das Glück) hæte enblecket
wîlent gèn mir sînen zan Lieders. 3. 539, 29.

Wolfram verbindet noch den Begriff des Giftes mit dem Wolfszahn,

gunêrter lîp, verfluochet man!
ir truogt den eiterwolfes zan,
dâ diu galle in der triuwe
an iu bekleip sô niuwe Parzival 255, 13—16.

Daher spricht er auch von dem giftigen Zahn der Natter, der, wie der Wolfszahn, gleich einer Angel gekrümmt ist.

ir veder angel, ir natern zan! 316, 20.

Ich habe nur eine Stelle bemerkt, wo der mit dem Wolf ver- 226 wandte Hund seine Stelle vertritt:

ir wüetender hundes zan! Reinbot 4139.

Bei einem Spruch Freidanks muss ich verweilen:

swâ ich weiz des wolves zant,
dâ wil ich hüeten mîner hant
daz er mich iht verwunde;
sîn bizen swirt von grunde 137, 23—26.

Wo ich den Wolf mit dem aufgesperrten Rachen und den scharfen Zähnen erblicke (wizzen heisst hier wie erkennen soviel als bemerken, sehen, dem lateinischen videre entsprechend, wo noch beide Begriffe, der sinnliche und abstracte, sehen und einsehen, zusammenfallen), womit er mich zu verschlingen droht,

da will ich meine Hand behüten; denn diese packt er zuerst, und aus seinem Schlund ist keine Rettung, mit wolven niemen kan genesen 135, 14. Wie aber kann er seine Hand behüten, in Sicherheit bringen? Gewiss nicht dadurch, dass er sie etwa in das Gewand versteckt oder auf den Rücken hält: er kann bei der Begegnung mit dem Wolf nicht stehen bleiben; sonst ist er verloren, ihm bleibt nichts übrig als zu entfliehen. Der Spruch ist klar gedacht, sinnreich ausgedrückt und gestattet Anwendung auf mancherlei Zustände. Der Verfasser des strophischen Gedichts, der einen Theil seiner Sprüche aus Freidank entlehnte, hat einen Zusatz gemacht, der alles verdirbt,

swâ ich erkenne des wolves zant
in mînes friundes munde.

Der falsche Freund sperrt im eigentlichen Sinne nicht den Rachen auf und weist nicht die Zähne; es kann also wolves zant hier nur die uneigentliche Bedeutung von Bosheit, Treulosigkeit haben, erkennen nur heissen in Erfahrung bringen, kennen lernen, percipere. Wie fügt sich aber: dâ wil ich hüeten mîner hant, das dann auch uneigentlich müsste verstanden werden? Es könnte nur im Allgemeinen so viel heissen als: »da will ich mein Herz von dem Freund abwenden«, was sich aber von selbst versteht; es wäre ein matter und erzwungener Sinn, der den ganzen Spruch zu einer Trivialität herabdrückte.

In der folgenden Zeit kommt Wolfeszahn selten vor; bei Luther und H. Sachs habe ich ihn nicht gefunden. Vielleicht geht darauf ein Ausdruck bei Ayrer (Historischer Processus juris 1604): den grossen Aaman, ein wolfmaulenden, drachenschwanzigen, allwissenden margrafen 3, 6. Die Redensart einem 227 die Zähne weisen für drohen, ähnlich dem französischen avoir une dent contre quelqu'un, braucht nicht gerade auf den Wolfszahn zu gehen. Aber so nennt man einen langen, spitzen Zahn, woran auch Thiere zuweilen leiden: den pferden wächst oft hinden an den kiefern ein unnatürlicher oder, besser zu sagen, ein schiefer zahn, den man in gemein den wolfszahn nennet, und weil (so lange) ihn das pferd hat, mag es nit wol essen Seuter Rossarznei (1599) 341. In der Schweiz heissen die Augen- oder Spitzzähne (dentes canini) Wolfszahn und Wölfeli

bei Kindern ein hervorragendes Zähnchen Stalder 2, 456. Indessen ganz verschwunden ist das Wort auch nicht in seiner uneigentlichen Bedeutung.

> Hier nagt am Lorbeer guter That
> Kein Neid mit seinem Wolfeszahn Gökingk 3, 7.

Vor dem Mann mit Kraft und List oder mit einem Wolfszahn und einem Fuchsschwanz hütet euch Klinger 11, 173. Der Zahn, welcher andere Thiere verletzt, verletzt den eigenen Gaumen, wenn überflüssige Länge und Spitze ihn zum sogenannten Wolfszahn umgewandelt. J. Paul 6, 105.

Nicht oft werden im Mittelalter andere Thiere mit dem Menschen verglichen und ihre Eigenschaften auf ihn übertragen, am ersten noch der mit dem Wolf verwandte Hund oder Fuchs. Der Gegensatz ruft sie wohl hervor; wir haben gesehen, dass in diesem Sinne, meist die biblischen Redensarten, das Schaf einen gutartigen, sanften Menschen bezeichnet. Dahin gehört auch

> swer under wolven schâf ist Freidank 67, 27.

Und noch Logau sagt

> böse leute mögen trotzen, fromme christen stille leben:
> schafes wolle kummt in himmel, wolfes locken nur daneben 2. 1, 17.

Noch einige kann ich anführen,

> [Walther], Reinmâr, der Schrîber, Biterolf
> hânt gense wân,
> sô sî den wolf
> erkennent (erblicken) und welnt ûz den ziunen gân
> Wartburger Krieg 19, 13—16 Simrock.
> des muots ein leu, der ræze ein wolf Helbing 15, 538.

Die mythischen Beziehungen auf den Wolf erhielten sich bis in das 13. Jahrhundert lebendig; von da blieben nur in Sprichwörtern einzelne Spuren zurück. Im Wolfsgesang, einer 228 satirischen Schrift auf die Geistlichkeit aus der Reformationszeit (Schade Satiren und Pasquille 3, 11—13), werden umständlich die bösen Eigenschaften des Wolfs aufgezählt, aber keine, die seine mythische Natur bezeichnet.

Wilhelm Grimm.

DIE SAGE VON POLYPHEM.

(Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 2. April 1857.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1857. S. 1—30.

1 Alt und weitverbreitet ist die Sage von dem einäugigen Kyklopen, den Odysseus überlistet und blendet; nicht bloss das alte Griechenland hat sie gekannt, auch in Persien und in der Tartarei war sie einheimisch: noch heute wird sie in weit abliegenden Ländern erzählt, bei den Serbiern wie bei den Rumänen in Siebenbürgen, bei den Esthen, Finnen, in den norwegischen Bergen, auch in Deutschland. Sie scheint mir vor anderen geeignet, ein Beispiel von der Verbreitung und Fortdauer dichterischer Überlieferung zu geben und die Vergleichung der verschiedenen Auffassungen einen tieferen Blick in die Natur und Eigenthümlichkeit derselben zu gewähren. Die Sage verhüllt schon da, wo sie zuerst hervortritt, ihren Ursprung und lässt eine frühere Gestaltung ahnen: sie bricht in fernen Himmelsstrichen hervor, geht durch Jahrhunderte hin, verschwindet und taucht in ungeminderter Kraft wieder auf. Abhängig von dem Boden, in welchem sie Wurzel geschlagen hat, wandelt sie Farbe und Gestalt, dehnt sich aus oder zieht sich zusammen: immer aber leuchtet bei diesen Umwandelungen die gemeinsame Grundlage durch.

Vorangehen müssen die Darstellungen, die wir bei den verschiedenen Völkern finden.

1. Homer erzählt in dem neunten Buch der Odyssee die Abenteuer des Helden auf Trinacria, wo die Kyklopen hausen. Von einer benachbarten Insel fährt er mit seinen Genossen dahin und lässt die elf übrigen Schiffe zurück. Als sie gelandet sind, erblicken sie eine Felsenhöhle, die mit

Steinen, Fichten und Eichen eingehegt ist. Polyphem, ein nicht Menschen, sondern einem Felsengebirg ähnliches Ungeheuer, wohnt darin. Odysseus wählt zwölf seiner Gefährten aus und heisst die übrigen bei dem Schiff bleiben. Dann geht er mit einem gefüllten Weinschlauch und einem Korb voll Speise in die Höhle. Der Kyklop ist nicht daheim, sondern mit der Herde auf die Weide gezogen. Mit Käse gefüllte Körbe stehen darin: Lämmer und Zicklein sind in verschiedene Ställe gesperrt. Odysseus wird von seinen Gefährten dringend gebeten, die Käse zu nehmen und die Thiere nach dem Schiffe wegzutreiben, dann aber zu entfliehen. Er hört nicht darauf: er will das Ungeheuer sehen und ein Gastgeschenk von ihm empfangen. Sie zünden Feuer an, geniessen von den Käsen und warten auf den Kyklopen. Er kommt jetzt, die Herde heimtreibend und eine mächtige Ladung trockenes Scheiterholzes tragend, die er mit furchtbarem Krachen zur Erde wirft. Die Fremdlinge, voll Angst, entfliehen in den Winkel der Höhle. Polyphem lässt Widder und Böcke in dem Gehege des Vorhofs und treibt die Thiere, welche er melken will, herein. Dann schwingt er ein gewaltiges Felsstück, das zweiundzwanzig Wagen nicht fortbewegt hätten, vor den Eingang. Nachdem er Schafe und Ziegen gemelkt und die Hälfte der Milch genossen hat, zündet er Feuer an und erblickt die Fremden. »Wer seid ihr?« fragt er, »und weshalb durchschifft ihr das Meer?« Alle erschrecken über das rauhe Gebrüll; doch Odysseus antwortet, sie seien von Trojas Gestade umherirrende Achaier, bittet, er möge ein Gastgeschenk reichen, und ermahnt ihn, die Götter zu scheuen und den die Fremdlinge rächenden Zeus. »Thörichter«, erwidert Polyphem, »wir, die wir trefflicher sind, wir achten nicht Zeus und die heiligen Götter. Dich und deine Freunde verschone ich nur, wenn es mein Wille ist.« Dann fragt er den Odysseus, wo sein Schiff liege, aber der Listige erwidert, das Schiff sei nicht fern von diesem Gestade an den Klippen zerschellt, und er allein sei mit diesen Gefährten dem Verderben entronnen. Der Kyklop packt zwei von den Fremdlingen, zerhackt sie und verzehrt sie als Nachtkost. Dann streckt er sich zwischen die Herde zum Schlaf. Odysseus kann ihm jetzt das

Schwert durch die Brust stossen, aber ihn hält die Betrachtung zurück, dass er und seine Gefährten nicht im Stande sind, den Fels vor dem Eingang wegzuräumen. Als am folgenden Morgen der Kyklop abermals zwei von den Fremdlingen verzehrt hat, hebt er das Felsstück von dem Eingang ohne Mühe weg, treibt die Herde hinaus und setzt es wieder vor, so dass die Fremdlinge in der Höhle eingeschlossen bleiben.

Odysseus bemerkt eine Keule von grünem Olivenholz, lang und dick, wie der Mast eines zwanzigrudrigen Schiffes: der Kyklop wollte sie, wenn sie ausgedörrt war, mit sich tragen. Odysseus haut sie zurecht, und die Gefährten glätten sie. Nachdem er sie gespitzt und im Feuer gehärtet hat, birgt er sie im Mist. Vier der Gefährten werden durch das Loos bestimmt, welche helfen sollen, dem Ungeheuer, wenn es schläft, den Pfahl im Auge herumzudrehen.

3 Abends kehrt der Kyklop wieder mit der Herde zurück: diesmal treibt er sämmtliche Ziegen und Schafe in die Höhle und verschliesst sie. Abermals verzehrt er zwei von den Fremdlingen, da nähert sich Odysseus schmeichelnd mit einer hölzernen Kanne voll des köstlichen Weines, die der Kyklop mit Entzücken leert. Er verlangt einen zweiten Trunk und verheisst ein Gastgeschenk dafür. Dreimal füllt ihm Odysseus das Gefäss. Als der Wein dem Kyklopen die Sinne umwölkt, sagt ihm der Listige, er heisse Niemand, und verlangt das versprochene Gastgeschenk. »Den Niemand verzehre ich zuletzt, und das soll das Gastgeschenk sein«, erwidert der Kyklop, taumelt und fällt in Schlaf. Jetzt wird der Olivenpfahl im Feuer angebrannt und die glühende Spitze dem Ungeheuer ins Auge gestossen, während Odysseus den Stamm herumdreht. Wimpern und Brauen werden versengt, und das Blut quillt aus dem zerstörten Auge. Furchtbar brüllt Polyphem, und die Thäter springen zurück. Er reisst den Pfahl aus dem Auge, schleudert ihn fort und ruft mit Zetergeschrei die rings umherwohnenden Kyklopen. Sie eilen herbei und um die Höhle stehend fragen sie, warum er sie in der Nacht mit seinem Geschrei aus dem Schlummer geweckt, ob ein Sterblicher ihm die Herden geraubt oder ihn habe tödten wollen. »Niemand«, ant-

wortet er, »hat mich arglistig tödten wollen, Niemand hat Gewalt an mir geübt.« »Hat keiner Gewalt an dir geübt, ist es Krankheit, so kann sie durch kein Mittel abgewendet werden«, erwidern sie und entfernen sich. Odysseus freut sich, dass sie durch seinen Namen sind getäuscht worden.

Der Blinde, stöhnend vor Schmerz, tappt mit den Händen umher und hebt den Fels von dem Eingang hinweg. Dann setzt er sich in die Pforte und streckt die Hände aus, um den, der sich etwa unter den Schafen durchschleichen will, festzuhalten. Odysseus ersinnt eine List, er bindet mit Ruthen drei Widder zusammen, so dass der mittlere einen Mann trägt; für sich wählt er den grössten, über die anderen ragenden aus, wälzt sich unter dessen wolligen Bauch und hält sich mit den Händen an sein flockiges Vliess. Als der Tag anbricht, entspringen die Widder auf die Weide. Polyphem sitzt und betastet die Rücken der Thiere, sowie sie zu der Öffnung aufwärts steigen: er ahnet in seiner Dummheit nicht, dass unter ihrer Brust Männer angebunden sind und hinausgetragen werden. Langsam wandelt zuletzt der Bock, der den Odysseus trägt, zu der Felsenpforte. Polyphem betastet auch diesen und fragt, warum er, der sonst beim Aus- und Eingang der Vorderste gewesen, heute hinter den Übrigen hertrabe. »Könntest du doch sprechen«, fügt er hinzu, »und mir sagen, wo Niemand sich verbirgt, damit ich ihn zerschmetterte und sein Gehirn in der Höhle umherspritzte.« Damit entlässt er das Thier.

Als Odysseus ein wenig von der Felsenhöhle und dem Vorhof entfernt ist, macht er sich von dem Widder frei und löst dann seine Gefährten. Er eilt mit ihnen zu dem Schiff, wo sie von den Zurückgebliebenen mit Freude empfangen werden. Sobald die Thiere auf das Schiff gebracht sind, stossen sie ab. In der Entfernung eines lauten Rufes sendet Odysseus dem Kyklopen kränkende Worte zu. Dieser ergrimmt und wirft ihm ein Felsstück nach, das zwar das Schiff nicht trifft, aber durch die Bewegung des Wassers dem Ufer wieder zutreibt. Als sie doppelte Weite gewonnen haben, lässt sich Odysseus nicht von den Gefährten abhalten, nochmals dem Kyklopen zuzurufen, ihn habe Odysseus, Laertes' Sohn, der Städteverwüster,

geblendet. Heulend erwidert Polyphem: »Wehe! Jetzt trifft eine alte Verkündigung ein: mir ward geweissagt, ich sollte durch Odysseus' Hände des Lichtes beraubt werden. Ich erwartete einen grossen und stattlichen Mann, und ein elender Wicht hat mich, den vom Wein bewältigten, geblendet.« Dann lädt er den Helden ein, zu ihm zu kommen, damit er ihn als Gast bewirthe und ihm von Poseidon ein Geleit erflehe, dessen Sohn er sei, und der ihn, wenn es ihm gefalle, auch heilen werde. Odysseus erwidert, auch Poseidon werde ihm das Auge nicht wieder geben. Jetzt streckt Polyphem die Hände gen Himmel und fleht zu Poseidon, seinem Vater, dass Odysseus nicht wieder heimkehre oder doch spät, elend, ohne Genossen auf fremdem Schiffe, Unglück im Hause findend. Zum zweiten Mal wirft er dem Odysseus ein noch grösseres Felsstück nach, das zwar das Schiff nicht trifft, aber nahe dabei niederfallend es vorwärts zu der Insel treibt, wo die anderen Schiffe verweilen und die Freunde besorgt sie erwarten. Die Herde Polyphems wird gleich vertheilt; nur Odysseus erhält den Widder voraus, den er dem Ordner der Welt weiht. Aber Zeus verschmäht das Opfer.

2. Zwischen die Jahre 1184—1212 fällt ein lateinisches Werk, das den Mönch Johann, der in der zum Bisthum Nancy gehörigen Abtei Haute-Seille (Haute-Selve Alta Silva) lebte, zum Verfasser hat und den Titel führt: Historia septem sapientum. Bald hernach (zwischen 1222—1228) übersetzte ein gewisser Herbers in französische Verse unter dem Titel: Li romans de Dolopathos. Man hat es bisher, durch die Ähnlichkeit des Titels verleitet, für eins gehalten mit den orientalischen
5 Erzählungen der sieben weisen Meister. Der Dolopathos, den man nur aus Auszügen und einzelnen Stücken kannte, ist eben (Paris 1856) vollständig von Charles Brunet und Anatole de Montaiglon herausgegeben, und es zeigt sich, dass das französiche Gedicht mit jenem orientalischen Werk nur drei Stücke gemein hat und sonst völlig verschieden ist. Die lateinische Erzählung des Johann, von welcher Martène noch die Handschrift in Händen hatte, ist gegenwärtig verloren. Seine Quelle ist nicht bekannt, da er aber nach orientalischer Weise die Er-

zählung äusserlich verknüpft hat, so ist Montaiglon geneigt, als sein Vorbild ein zweites Werk von dem Verfasser der sieben weisen Meister, wofür man einen gewissen Sendabad oder Sendabar hält, anzunehmen. Von einem solchen zweiten Werk weiss man aber sonst nichts, und mir ist es viel wahrscheinlicher, dass Johann aus verschiedenen Quellen seine Erzählungen geschöpft und nur, die Orientalen nachahmend, den äusseren Rahmen und zwar ganz oberflächlich zugefügt hat. Als Beispiel dient die Sage vom Schwanritter, die (Dolopathos S. 317) ganz märchenhaft erzählt wird und gewiss nicht orientalischen Ursprungs ist. Uns kommt es hier nur auf die Sage vom Polyphem an, die wir in eigenthümlicher Auffassung (S. 284–297) darin finden. Woher sie auch Johann mag genommen haben, ihrem Ursprung nach beruht sie ohne Zweifel auf lebendiger Überlieferung und enthält in keinem Falle eine absichtliche Umbildung der homerischen Erzählung; möglich, dass er eine deutsche Sage vernahm. Es trifft sich glücklich, dass eine deutsche Übersetzung davon in einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts aufgefunden und von Haupt in den Altdeutschen Blättern (1, S. 119—127) bekannt gemacht ist. Da ihr wahrscheinlich das lateinische Buch des Johann zu Grunde liegt, nicht das altfranzösische Gedicht, so gebe ich danach den Inhalt an und füge nur einige genauere Bestimmungen aus dem Dolopathos hinzu, der keine wesentliche Abweichung enthält.

Ein landkundiger und verschlagener Räuber, Herr und Anführer einer Bande, die in Wäldern und Bergschluchten haust, vernimmt, dass in einem wilden Wald, zwanzig Meilen von Menschen entfernt, ein Riese wohne, der Gold und Silber in Menge besitze. Er wählt hundert seiner Gesellen aus und zieht mit ihnen unter grossen Beschwerden dorthin. Als sie ankommen, finden sie den Riesen nicht daheim, und, froh darüber, packen sie Gold, soviel sie tragen können, auf und wollen sich wieder auf den Heimweg machen. Aber unversehens kommt der Riese mit neun anderen Seinesgleichen. Sie ergreifen die Fremdlinge und vertheilen sie unter sich, so dass jeder zehn von ihnen empfängt. Der Anführer wird dem Riesen zu Theil, 6 dessen Schätze man weggenommen hatte. Der Riese bindet

ihm und den neun anderen die Hände auf den Rücken und treibt sie wie Schafe in seine Berghöhle. Sie bieten reichliches Lösegeld, aber er braucht ihre Schätze nicht und will ihr Fleisch verzehren. Alsbald ergreift er den Fettesten, zerhackt ihn und siedet ihn in einem Kessel voll Wasser. So frisst er nach und nach die neune und zwingt den Anführer, mit zu essen. An diesen, weil er der Magerste ist, soll zuletzt die Reihe kommen. Er sinnt eine List aus und spricht zu dem Riesen: »Ich sehe, du hast böse Augen und ein schlechtes Gesicht: ich verstehe mich darauf, sie zu heilen, und will dir helfen, wenn du mir das Leben lassen willst«. Der Riese sagt ihm das zu und gibt ihm, was er nöthig hat. Der Räuber giesst ein Fass Öl in einen Kessel, mengt Schwefel, Pech, Salz, Arsenik und andere verderbliche Dinge hinein und stellt ihn ans Feuer, als wolle er ein Pflaster bereiten. Als das Öl siedet, heisst er den Riesen sich niederlegen und giesst alles, was der Kessel enthält, ihm über Augen, Hals und Leib, so dass er das Gesicht völlig verliert und die Haut am ganzen Leib verbrennt und zusammenschrumpft. Der Riese fährt in die Höhe, wirft sich wieder zur Erde, wälzt sich hin und her und schreit und brüllt entsetzlich wie ein Löwe oder Ochse, dann springt er in seiner Wuth wieder auf, ergreift eine mächtige Keule, und im Haus hin und her rennend schlägt er auf die Erde und wider die Wand, sucht den Räuber in allen Winkeln und denkt ihn zu treffen. Dieser kann nicht entfliehen, da die hohen Mauern des Hauses keinen anderen Ausgang haben, als eine Thüre, die mit eisernen Riegeln verschlossen ist. Er weiss sich endlich nicht anders zu helfen, als dass er auf einer Leiter bis zum Dach steigt und sich mit beiden Händen an den Hahnenbalken hängt (a un des chevrons me getai Dolopathos 8428). Er hängt da einen Tag und eine Nacht. Als er es nicht länger auszuhalten vermag, steigt er wieder herab und mischt sich unter die Schafe (deren er tausend und mehr hatte Dolop. 8441). Da gilt's behende zu sein: mit den Thieren läuft er zwischen den Beinen des Riesen hindurch, ohne dass dieser es gewahr wird. Endlich findet er in der Ecke die Haut eines Widders liegen und schlüpft so geschickt hinein, dass die Hörner gerade

auf seinen Kopf zu stehen kommen. Der Riese lässt die Schafe, wenn sie auf die Weide gehen sollen, durch seine Beine laufen, zählt sie, und das fetteste Thier packt er und hält seine Mahlzeit damit. Der Räuber in der Widderhaut will sich durchdrängen, aber der Riese greift ihn, und als er fühlt, dass er schwerer ist als die übrigen, spricht er: »du bist feist, du sollst 7 heute meinen Bauch füllen«. Der Widder thut einen Satz und entspringt seinen Händen. Der Riese greift ihn abermals, und der Widder entspringt aufs Neue. So geht es siebenmal. Da ruft der Riese zornig: »lauf hin, die Wölfe mögen dich fressen«.

Als er draussen ist, wirft er die Widderhaut ab, ruft ihm zu, dass er ihm entkommen sei, und höhnt ihn. Der Riese spricht: »es ziemt sich nicht, dass ein so kluger und behender Mann ohne Gabe bleiben sollte«, und gibt ihm einen goldenen Ring, den er vom Finger gezogen hatte. Etwas bestimmter im Dolopathos. Der Riese sagt: »ich besitze grosse Schätze«, zieht den Goldring vom Finger und wirft ihn vor den Flüchtling auf die Erde. Er war vier, nach einer anderen Handschrift dreissig Bisante werth. Als ihn der Räuber erblickt, empfindet er grosses Verlangen danach. Er steckt ihn an, weiss aber nicht, dass ein Zauber darin liegt: von dem Augenblick an muss er ohne zu wollen unaufhörlich rufen: »hier bin ich! hier bin ich!« Der Riese, der auf die Weise immer erfährt, wo sein Feind ist, läuft ihm in dem Walde nach. Da er blind ist, rennt er jeden Augenblick wider einen Ast oder einen Baum und fällt zur Erde, erhebt sich aber gleich wieder, und mit seinen grossen Schritten holt er doch seinen Feind ein. Schon ist er ihm ganz nahe, da merkt dieser, dass der Ring die Ursache seines Geschreies ist. Er will ihn abziehen, vermag es aber nicht: es bleibt ihm nichts übrig, als ihn mit seinen Zähnen abzubeissen. In dem Augenblick hört das Rufen auf, und er entläuft dem Riesen. Es werden noch andere Abenteuer angefügt, welche die wilde Natur des Riesen trefflich schildern.

3. Weitab liegt die Sage, die sich bei den Oghuziern findet, einem tatarisch-türkischen Volk, das schon frühe in der Geschichte auftritt, und dessen Sprache eine gleiche Mischung zeigt. Ein darin abgefasstes, einem Dodé Korkud oder Korkud

Ata beigelegtes Werk enthält zwölf Erzählungen aus der Geschichte der Oghuzier, die in verschiedene Zeiten fallen. In dem Eingang wird Korkud nahe an die Zeit Muhameds gerückt und von ihm gesagt, er habe von dem erhabenen Gott Eingebungen empfangen, ohne seinen Rath habe man nichts gethan und nach seinen Worten immer gehandelt. Dass Korkud eine mythische Person war und mündliche Überlieferungen seiner Sammlung zu Grund lagen, kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen. Über das Alter derselben lässt sich nichts mit Gewissheit sagen. Diez ist der Meinung, dass es weit über die Entstehung der osmanischen Dynastie hinausreiche, obgleich Beziehungen darauf in dem Buch vorkommen. Vielleicht gehört diese Abfassung in das dreizehnte oder vierzehnte Jahrhundert. Die achte Erzählung mit der Überschrift »Wie Bissat den Depé Ghöz getödtet hat« ist von Diez aus einer Handschrift herausgegeben (Der neuentdeckte oghuzische Cyklop verglichen mit dem homerischen, 1815) und beschäftigt uns hier allein.

Depé Ghöz, das heisst Scheitelauge, ist der Sohn eines halbgöttlichen Wesen, den Schwanenjungfrauen der deutschen Mythe vergleichbar, das ein oghuzischer Hirte an einer Quelle, wie es scheint im Bade, überrascht und bewältigt hat. Die Erzeugung des Depé Ghöz bringt, wie die Jungfrau beim Wegfliegen verkündigt, den Oghuziern Verderben. Er kommt unter seltsamen und widernatürlichen Umständen ins Leben und hat eine menschliche Gestalt, aber ein Auge auf dem Scheitel. Der Chan Aruz bringt ihn in seine Wohnung: der Amme, die ihn an ihre Brust legt, nimmt er schon beim dritten Zug das Leben. Als Knabe misshandelt er seine Gespielen auf das Grausamste. Aruz jagt ihn fort; da kommt seine göttliche Mutter, steckt ihm einen Ring an den Finger und spricht: »Kein Pfeil soll an dir haften und kein Schwert deinen Leib verletzen«. Er wohnt jetzt auf einem Berg in einer Felsenhöhle als Strassenräuber. Er fängt Menschen und verzehrt sie. Man schickt Leute gegen ihn aus, aber vergeblich: er ist unverwundbar. Bald beginnt er auch die Oghuzier, obgleich er durch seinen Vater von ihnen abstammt, wegzuholen und zu verzehren. Sie ziehen gegen ihn

aus, aber er schleudert einen aus der Erde gerissenen Baum auf sie und tödtet damit funfzig oder sechszig. Keiner kann vor ihm bestehen, und siebenmal werden sie von ihm in die Flucht gejagt. Da senden sie einen aus ihrer Mitte zu ihm, um einen Vertrag abzuschliessen. Der Riese fordert täglich zwölf Menschen zu seiner Nahrung. »Auf diese Weise,« erwidern sie ihm, »würdest du bald unser Volk aufreiben: wir wollen dir täglich zwei Menschen und fünfhundert Schafe geben«. Depé Ghöz verlangt noch zwei Diener, die ihm seine Speise braten sollen. Unter diesen Bedingungen wird der Vertrag abgeschlossen. Wer vier, drei oder zwei Söhne hatte, gab einen her.

Es trägt sich zu, dass ein Mann, der schon einen seiner Söhne geliefert hat, als die Reihe wiederum an ihn kommt, auch noch den zweiten, den einzigen Sohn, der ihm übrig ist, hingeben soll. Bissat, der Sohn des Chan Aruz, in seiner Jugend von Löwen genährt, ist eben von einem Streifzug zurückgekommen. Die alte Mutter des Jünglings, der dem Depé Ghöz soll geliefert werden, begibt sich zu Bissat in der Hoffnung, dass er ihr einen Gefangenen schenken werde, den sie an der Stelle ihres Sohnes dem Riesen geben könne. Bissat sitzt hinter seinem goldenen Zeltschirm, als die Frau kommt. Sie erzählt die Gräuelthaten des unverwundbaren Riesen, der Bissats eigenen Bruder umgebracht hat, und klagt ihm ihre Noth. Des Helden dunkle Augen füllen sich mit Thränen. »Die Zelte meines Bruders,« sagt er, »hat der Wütherich niedergerissen, seine besten Pferde weggeführt, seine stärksten Kameele weggeschleppt, seine eingepferchten Schafe getödtet: er soll sterben. Meinen graubärtigen Vater hat er um den Sohn, meinen Bruder, weinen gemacht, meine Mutter mit dem weissen Angesicht hat er in Trauer versetzt: er soll sterben. Dieser Bruder war erhabener als die gegenüberliegenden schwarzen Berge, der schöne, beredte Bruder, er war der trefflichste meines Geschlechts; dieser Bruder war die Kraft meines Leibes: von diesem Bruder, dem Licht meiner dunkeln Augen, bin ich getrennt worden«. Er weint heftig, als er dieses spricht, und gibt der Frau einen Gefangenen, damit sie ihren Sohn befreie.

Bissat geht in das Gezelt seines Vaters und seiner Mutter, die ihn voll Freude empfangen. Die übrigen Fürsten von Oghuz versammeln sich zu einem Gelag, und Bissat verkündet seinen Entschluss, den Riesen aufzusuchen. Die Fürsten haben selbst schon den Versuch gemacht, aber vergeblich. Sie rathen ihm ab: »Lass deinen graubärtigen Vater nicht weinen, mache nicht, dass deine weisse Mutter Runzeln bekommt.« Aruz selbst räth ab. »Sollen die Deinigen verlassen stehn?« sagt er zu ihm. Bissat hört auf niemand. Er greift eine Handvoll zweischneidige Pfeile und steckt sie in seinen Gürtel: er bindet sein Schwertgehenk um, wirft den Bogen über die Schulter und schürzt sein Kleid auf. Als er seinem Vater und seiner Mutter die Hand geküsst und Abschied genommen hat, geht er fort.

Der Held kommt an den Felsen, wo Depé Ghöz die Menschen verzehrt. Der Riese sitzt da, hat den Rücken gegen die Sonne gekehrt und ist allein. Bissat zieht einen Pfeil aus dem Gürtel und schiesst ihn auf die Brust des Ungeheuers, aber er dringt nicht ein und bricht in Stücke: ebenso geht's bei dem zweiten. Depé Ghöz spricht zu seinen Dienern: »Eine Fliege hat mir Verdruss gemacht«. Bissat sendet den dritten Pfeil; auch dieser zerbricht, und ein Stück davon fällt vor dem Riesen nieder. Jetzt springt er auf und erblickt den Helden. »Wiederum stellen mir die Oghuzier nach«, spricht er zu den Dienern; dann geht er langsam hin, packt ihn an der Kehle und trägt 10 ihn zu seiner Lagerstätte. Hier steckt er ihn in seinen Stiefel, der von einer Ochsenhaut gemacht ist. Er spricht zu den Dienern: »Diesen will ich zur Abendmahlzeit am Spiess braten«, und schläft wieder ein. Bissat hat ein Messer bei sich, schlitzt damit die Ochsenhaut auf und tritt heraus. Er fragt die Diener, wie er den Riesen tödten könne. »Wir wissen es nicht,« antworten sie; »er hat an keiner Stelle seines Leibes Fleisch ausser an den Augen«. Bissat geht zu dem Haupt des Schlafenden, hebt das Augenlid auf und sieht, dass das Auge von Fleisch ist. Er heisst die Diener das Schlachtmesser in das Feuer legen. Als es glüht, stösst er es in das Auge des Ungeheuers, so dass es ganz und gar vernichtet wird. Depé Ghöz brüllt,

dass Berge und Felsen widerhallen. Bissat entspringt und fällt in die Höhle unter die Schafe.

Depé Ghöz merkt, dass Bissat in der Höhle ist. Er setzt sich in die Thûre, stemmt die Füsse auf die beiden Seiten derselben und ruft: »Mein Glück soll untergehen; kommt, kleine Widder, einer nach dem anderen«. Jeden, der kommt, fasst er am Kopf. Bissat hatte einen Widder niedergeworfen, geschlachtet und ihm das Fell abgezogen, doch Kopf und Schwanz daran gelassen. Jetzt steckt er sich in die Haut und nähert sich dem Riesen. Dieser merkt, wer es ist, und spricht: »Du hast gewusst, dass ich durch mein Gesicht umkommen soll: ich will dich an die Felsenwand schlagen«. Bissat gibt ihm den Kopf des Widders in die Hand, und als der Riese eins der Hörner fasst und in die Höhe hebt, bleibt das Fell zurück, und Bissat springt zwischen den Beinen des Riesen hinaus. Depé Ghöz wirft das Horn zur Erde und fragt: »Bist du befreit?« Bissat antwortet: »Mein Gott hat mich befreit«.

Depé Ghöz reicht dem Bissat einen Ring und sagt: »Stecke ihn an deinen Finger, so kann Pfeil und Schwert dich nicht mehr verletzen«. Bissat steckt ihn an. Der Riese geht auf ihn los und will ihn mit einem Messer verwunden. Bissat entspringt und bemerkt, dass der Ring wieder unter den Füssen des Riesen liegt. Dieser fragt abermals: »Bist du befreit?« Bissat antwortet: »Mein Gott hat mich befreit«.

Depé Ghöz spricht zu Bissat: »In jenem Gewölbe liegen meine Schätze, geh hin, damit sie die Diener nicht nehmen; sie haben es versiegelt«. Der Held geht hin und sieht, dass Gold und Silber darin aufgehäuft liegt. Über das Anschauen der Schätze vergisst er sich selbst. Depé Ghöz fasst die Thüre des Gewölbes und spricht: »Ich werde einen solchen Schlag thun, dass du mit dem Gewölbe sollst vernichtet werden«. Bissat ruft Gott an; das Gewölbe zerreisst und sieben Thüren öffnen sich: durch eine geht Bissat heraus. Depé Ghöz steckt die Hand ins Gewölbe und sprengt es, so dass es zusammenstürzt. Er fragt wieder: »Bist du gerettet?« Bissat erwidert: »Mein Gott hat mich errettet«. Depé Ghöz spricht: »Für dich gibt es keinen Tod«.

Hierauf sagt der Riese: »Dort in der anderen Höhle befinden sich zwei Schwerter; das eine ist blutig, das andere rein: mit dem blutlosen haue mir den Kopf ab«. Bissat tritt in die Höhle, bemerkt aber, dass kein Schwert ohne Blut darin liegt. Er wagt nicht, das blutige anzugreifen, zieht sein eigenes Schwert heraus und hält es daran: es zerspringt in zwei Stücke. Er nimmt seinen Bogen; das blutige Schwert zerschlägt den Bogen und die daran hängende Kette; es fällt auf die Erde in den Schlamm. Bissat steckt sein eigenes Schwert in die Scheide, hebt es damit herauf und geht zurück. Depé Ghöz spricht: »Bist du noch nicht todt?« Bissat antwortet: »Mein Gott hat mich befreit«. Der Riese ruft wieder: »Für dich gibt es keinen Tod«.

Depé Ghöz schreit und jammert über sein verlorenes Auge. Er fragt den jungen Helden nach seiner Heimath, nach dem Namen von Vater und Mutter, nach seinem eigenen Namen. Bissat antwortet: »Im Süden ist meine Heimath; der Name meines Vaters ist 'den man nicht von hinten greifen kann', der Name meiner Mutter 'Tochter des Kyghan Aslan': ich heisse Bissat, Sohn des Aruz«. Depé Ghöz bittet um sein Leben, aber Bissat wirft ihm vor, dass er seinen Vater und seine Mutter in Leid versetzt, seinen Bruder Kyjan umgebracht, dessen Frau zur Wittwe, dessen Kinder zu Waisen gemacht habe. Er fügt hinzu: »Ich werde nicht ablassen, bis der schwarze Stahl meines Schwerts dein hässliches, verwegenes Haupt abgehauen, bis es dein farbiges Blut auf die Erde vergossen und für meines Bruders Blut Rache genommen hat«.

Depé Ghöz droht: »Treibe mich von meiner Stelle, ich werde fest stehen. Mit den übrigen Fürsten von Oghuz werde ich meinen Bund brechen, ihre tapferen Söhne werde ich tödten: ich werde mich wieder mit Menschenfleisch sättigen. Verjage mich, ich werde in mein Felsenschlachthaus gehen. Ich werde schwere Steine werfen und auf die Köpfe fallen lassen. Du hast mich von dem blauen Auge getrennt, Jüngling; möge der Allmächtige dich vom süssen Leben trennen«. Er rühmt sich, wie viel graubärtige Alte, wie viel weisse Frauen er (durch den Tod der Söhne und Männer) weinen gemacht, wie viel

Jünglinge er verzehrt habe. Dann beginnt er von neuem über das verlorene Auge zu klagen.

Unwillig tritt Bissat hervor, heisst den Depé Ghöz wie ein Kameel niederknieen und haut ihm mit dem weggenommenen Schwert den Kopf ab, durchbohrt diesen und hängt ihn an eine Bogensehne. Dann schickt er die beiden Diener, um den Oghuziern und seinem Vater von der Besiegung des Riesen Nachricht zu bringen.

4. Von den Reisen Sindbads kennt man nur den arabischen Text, den Langles mit einer wörtlichen Übersetzung bekannt gemacht hat (Les voyages de Sindbàd le marin 1814); er glaubt aber, die Quelle sei eine altpersische gewesen.

Sindbad erzählt die Abenteuer seiner dritten Reise. Das Schiff wird durch Sturm an eine Insel verschlagen, die von affenartigen, nur vier Spannen langen Zwergen bewohnt ist. Sie bemächtigen sich des Schiffs und lassen die Mannschaft ans Land steigen. Sindbad und seine Gefährten wandern auf der Insel umher und nähren sich von Kräutern. Sie gelangen endlich zu einem grossen Schloss, öffnen die beiden Thore von Ebenholz und treten in eine grosse Halle, die vorn eine Erhöhung hat. Sie erblicken die Überreste einer Küche, Feuer, Knochen, grosse eiserne Bratspiesse, was sie alles in Schrecken setzt.

Die Sonne will eben untergehen, als plötzlich die Erde erzittert und durch das Thor ein schwarzer Mann eintritt, gross wie ein Palmbaum, dessen Augen wie brennende Kohlen leuchten. Seine Hundszähne sind grossen Spiessen ähnlich, sein Mund ist breiter als das Maul eines Kameels, seine Ohren hängen wie Elephantenohren auf den Schultern, seine Nägel gleichen den Klauen der Thiere. Die unglücklichen Seefahrer fallen, vom Schrecken überwältigt, besinnungslos zur Erde, einer auf den anderen.

Der Riese setzt sich auf die Erhöhung nieder, erhebt sich aber bald, greift den Sindbad heraus und kehrt ihn herum, wie der Schlächter ein Schaf. Da er ihn aber zu schwach und mager findet, lässt er von ihm ab und untersucht die anderen, bis endlich der Schiffscapitän ihm in die Hand kommt. Dieser

scheint ihm wohlgenährt und breitschultrig: er packt ihn wie einen Sperling und steckt ihn an einen eisernen Spiess, so dass die Spitze zum Kopf herausgeht. Nachdem er ein grosses 13 Feuer angezündet hat, lässt er ihn daran braten, zerreisst ihn dann mit seinen Klauen und verzehrt ihn. Darauf streckt er sich zum Schlaf auf die Erhöhung und fängt an zu schnarchen.

Als der Morgen angebrochen ist, verlässt der Riese das Haus. Die Unglücklichen, die ihr Schicksal voraussehen, durchsuchen die Insel, um einen Aufenthalt zu entdecken, der sie vor dem Ungeheuer schütze, aber sie finden keinen und kehren Abends in das Haus zurück. Bald kommt der Riese, sucht sich einen aus und verzehrt ihn wie den vorigen. Dann legt er sich zum Schlaf.

Am nächsten Morgen, als der Riese wieder fortgegangen ist, macht Sindbad seinen Gefährten einen Vorschlag zu ihrer Rettung: »Lasst uns von diesen Holzstämmen Flosse bauen, wovon jedes drei Mann tragen kann, die wir an dem Strand befestigen. Dann sinnen wir darauf, wie wir den Riesen tödten. Gelingt uns dies, so erwarten wir ein vorbeisegelndes Schiff, das uns aufnimmt: gelingt es nicht, so besteigen wir die Flosse und begeben uns auf das Meer, selbst auf die Gefahr, zu ertrinken.« Der Vorschlag wird angenommen. Abends kehren sie in das Haus zurück, wo der Riese wieder einen zur Mahlzeit auswählt. Als er eingeschlafen ist, machen sie die eisernen Spiesse glühend. Dann fasst von zehn der Stärksten jeder einen Spiess und stösst ihn dem auf dem Rücken liegenden, wie der Donner schnarchenden Ungeheuer in die Augen. Er schreit so entsetzlich, dass sie zur Erde fallen und an ihrem Leben verzweifeln. Indessen richtet er sich in die Höhe und geht zum Thor hinaus.

Als der Tag anbricht, eilen sie fort, suchen Kräuter zur Nahrung und begeben sich dann an den Strand, wo sie sich niedersetzen und ein Zeichen von dem Tod des Riesen darin sehen wollen, wenn er sich Abends nicht wieder zeigt. In dem Augenblick kommt er daher, von zwei anderen geführt und von einer Menge ihm ganz gleicher Ungeheuer begleitet. Die unglücklichen Seefahrer besteigen alsbald ihre Flosse und steuern

ins Meer. Die Riesen laufen herbei und werfen mit lautem Geschrei ungeheuere Steine auf sie. Die meisten werden getödtet; nur Sindbad mit zwei anderen entkommt. Ihr Floss wird die ganze Nacht hin- und hergetrieben, bis sie der Wind an einen Strand wirft und sie gerettet sind.

5. Ein hierhergehöriges serbisches Märchen befindet sich in der Sammlung von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch No. 38 (deutsche Übersetzung S. 222—225).

Ein Priester und sein Schüler gehen durch ein grosses 14 Waldgebirg und werden von der Nacht ereilt. Sie erblicken in der Ferne ein Feuer, gehen darauf zu und gelangen zu der Höhle eines Riesen, der nur ein Auge auf der Stirne hat. Der Eingang ist mit einer Steinplatte verschlossen, so gross, dass hundert Menschen sie nicht hätten wegräumen können. Der Riese hebt sie weg, lässt die Fremdlinge ein und wälzt den Stein wieder vor die Öffnung. Darauf schürt er ein grosses Feuer an, an welchem sich die Beiden wärmen. Der Riese befühlt sie am Nacken, und als er den Geistlichen fleischiger findet, steckt er diesen an einen Spiess und lässt ihn am Feuer braten. Der Knabe sieht das voll Kummer an, aber es ist unmöglich zu entfliehen. Dann setzt sich der Riese nieder, den Geistlichen zu verzehren, und lädt den Knaben ein, daran Theil zu nehmen. Dieser gibt vor, keinen Hunger zu empfinden, aber der Riese zwingt ihn zu essen. Der Knabe steckt einen Bissen in den Mund, speit ihn aber seitwärts wieder aus. »Iss,« spricht der Riese, »morgen werde ich dich verzehren«.

Nachdem der Riese gesättigt ist, legt er sich ans Feuer, und der Knabe fängt an, ein kleines Stück Holz zuzuspitzen. »Wozu spitzest du dieses Holz?« fragt der Riese. »Wenn ich müssig bei den Schafen sitze«, antwortet der Knabe, »bin ich gewohnt, so zu schnitzeln«. Der Riese schliesst sein Auge und entschläft; da stösst der Knabe das zugespitzte Holz ihm in das Auge und macht ihn blind. Wüthend springt das Ungeheuer auf und schreit: »Du hast mir das eine Auge genommen, da ich nicht so klug war, dir beide zu nehmen, aber du sollst mir nicht entrinnen«. Er greift nach der Öffnung der Höhle, und da er sie verschlossen findet, tappt er hin und her, um

den Knaben zu haschen, aber vergeblich. Dieser hatte einem Widder die Haut abgestreift, über seinen Leib gezogen und sich unter die vielen Schafe gemischt, die in der Höhle waren. Der Tag war inzwischen angebrochen; der Riese rückt die Platte von der Öffnung weg und fängt an, die Schafe zu locken, damit eins nach dem anderen herausspringe. Der Knabe kommt auch heran; der Riese packt ihn und wirft ihn unter die übrigen hinaus. Jetzt ruft dieser ihm zu: »Suche mich nicht weiter; ich bin draussen.«

Der Riese reicht dem Knaben einen Stab heraus und spricht: »Nimm den Stock, die Herde damit zu treiben; denn ohne ihn wirst du kein Schaf von der Stelle bringen«. Der Knabe erfasst den Stab; aber wie er ihn berührt, bleibt ein Finger daran haften. Der listige Knabe springt um den Riesen 15 hin und her, damit er ihn nicht packen kann. Es fällt ihm ein, dass er sein Schnappmesser bei sich trägt. Damit schneidet er sich den am Stock haftenden Finger ab und macht sich glücklich von dem Riesen los, den er verspottet und verlacht, während er die Herde vor sich hintreibt. Der Riese läuft hinter ihm her, und sie gelangen an einen grossen See: der Knabe springt um ihn herum, pfeift und spottet. Als der Blinde am Rand des Wassers steht, läuft der Knabe hinter ihn und stösst ihn hinab, so dass er ertrinkt. Dann treibt er die Herde ruhig nach Haus.

6. Eine rumänische Sage ist eben erst von Franz Obert (Ausland 29, S. 717) in Siebenbürgen aufgezeichnet worden.

Ein Mann schickt seine drei Söhne mit der Schafherde aus und gebietet ihnen, wenn jemand sie Nachts anrufe, keine Antwort zu geben. Sie hören in der Nacht eine Stimme, die ruft: »Ihr Jünglinge!« Der Jüngste will antworten, aber der Älteste erinnert ihn an das Verbot des Vaters und lässt es nicht zu. Über eine Weile ruft's zum zweiten Mal: »Ihr Jünglinge!« Der Mittlere spricht: »Lasst uns antworten«, und der Ältere gibt nach. Als es zum dritten Mal ruft, antworten alle drei: »Hier sind wir!« Es kommt ein Riese heran und ruft ihnen zu: »Bratet euren fettesten Hammel für mich; denn ich habe grossen Hunger«. Als der Hammel gebraten ist, ver-

schlingt ihn der Riese in einem Augenblick und heisst darauf die drei Brüder ihm mit der Herde zu folgen. Er schreitet voran und führt sie in seine Wohnung, wo sie die Schafe in dem von einer Mauer umgebenen Hof zurücklassen müssen. Als sie in das Haus des Riesen eintreten, spricht der Älteste: »Guten Abend!« Der Riese antwortet: »Gut wirst du sein für heute Abend«. Darauf spricht der Mittlere: »Guten Abend!« Der Riese erwidert: »Gut wirst du sein für morgen Abend«. Zuletzt der Jüngste: »Guten Abend!« Der Riese dankt mit den Worten: »Gut wirst du sein für übermorgen Abend«. Er macht ein mächtiges Feuer an, hängt einen grossen Kessel darüber und legt sich zum Schlaf nieder, indem er den Brüdern befiehlt ihn zu wecken, sobald das Wasser sieden werde. Als sie das gethan haben, packt er den Ältesten, wirft ihn in den Kessel, lässt ihn weich kochen und verzehrt ihn. Dann stellt er abermals Wasser auf, legt sich nieder und befiehlt ihn zu der bestimmten Zeit zu wecken. Der Jüngste aber nimmt das auf dem Kessel schwimmende Fett seines Bruders und steckt es zu sich. Der Riese schläft bis zum Abend, und als er aufgeweckt wird, packt er den Mittleren und verzehrt ihn. Zum dritten Mal stellt er Wasser auf und legt sich nieder mit dem Befehl, ihn zu wecken. Mittlerweile findet der Jüngste einen Dreifuss in der Küche, legt das Fett seines Bruders darauf und brät es über dem Feuer. Hierauf wirft er es sammt dem Dreifuss dem schlafenden Riesen ins Gesicht, so dass er an beiden Augen geblendet wird. Wüthend springt der Riese auf und will den Jüngling fassen, aber dieser hat Nüsse in seiner Gluge (Tornister), wirft eine nach der anderen auf den Boden und leitet dadurch den Riesen irre. Als er sich der Thüre nähert, wirft der Jüngling eine ganze Hand voll Nüsse gegen dieselbe. Da stürzt der Riese nach der Thüre, um ihn zu packen, erfasst aber die Klinke und reisst die Thüre auf. Der Jüngling springt schnell hinaus auf den Hof, schlachtet dort einen Widder und kriecht in dessen Fell. Der Riese, welcher die List nicht ahnte, öffnet jetzt das Thor in der Mauer und lässt die Schafe einzeln hinaus in der Hoffnung, des Jünglings habhaft zu werden. Dieser aber schlüpft als Widder mit hinaus und ruft dem Riesen

höhnisch zu: »Jetzt kannst du mir nichts mehr anhaben«. Der Riese stellt sich an, als wäre er versöhnt, und spricht zu ihm: »Steh, Jüngling, und lass dir ein Wörtchen sagen«. Der Jüngling traut ihm nicht und will entfliehen. Da ruft der Riese ihm nach: »Steh und nimm diesen Ring von meinem kleinen Finger zum Andenken«. Der Jüngling lässt sich bethören, nimmt den Ring und steckt ihn an. Da hebt der Ring an zu rufen: »Hierher, Blinder, hierher!« Der Jüngling springt fort; der Riese läuft ihm nach, kommt immer näher und streckt schon den Arm nach seinem Nacken aus, als jener das Gewässer erreicht. Schnell haut er den Finger ab und wirft ihn in die Wellen. Der Ring ruft auch hier immerfort: »Hierher, Blinder, hierher!« Da springt der Riese ins Wasser und ertrinkt.

7. Eine Sage aus Esthland ist von Rosenpläntner in den Beiträgen zur genaueren Kenntnis der esthnischen Sprache Bd 2, Heft 6 S. 61—63 bekannt gemacht; ich theile die Übersetzung aus der Deutschen Mythologie S. 979 mit.

Die Esthen nennen den Knecht, welcher über Scheune und Getreide die Aufsicht hat, Riegenkerl. Ein solcher sass einmal und goss Knöpfe; da kam der Teufel gegangen, grüsste und fragte: »Was machst du da?« »Ich giesse Augen«. »Augen? Kannst du mir auch neue giessen?« »O ja, doch jetzt sind mir weiter keine zur Hand«. »Aber auf ein ander Mal willst du es wohl thun?« »Das kann ich«, sprach der Riegenkerl. »Wann soll ich wiederkommen?« »Wann du willst«. Den andern Tag kam der Teufel, um sich die Augen giessen zu lassen. Der Riegenkerl sagte: »Willst du grosse oder kleine?« »Recht grosse«. Der Mann setzte nun eine Menge Blei zum Schmelzen auf und sagte: »So kann ich dir nicht giessen; du musst dich erst festbinden lassen«. Darauf hiess er ihn sich rücklings auf eine Bank legen, nahm dicke, starke Stricke und band ihn ganz fest. Als der Teufel festgebunden war, fragte er: »Welchen Namen hast du?« »Issi (Selbst) ist mein Name«. »Das ist ein guter Name; keinen besseren kenne ich«. Das Blei war nun geschmolzen; der Teufel sperrte seine Augen weit auf und gedachte neue zu bekommen, des Gusses wartend. »Jetzt giess' ich«, sprach der Riegenkerl und goss dem Teufel

das heisse Blei in die Augen. Auf sprang der Teufel mit der Bank am Rücken und lief davon. Im Feld pflügten Leute, bei denen er vorüberlief. Sie fragten: »Wer that dir das?« Der Teufel antwortete: »Issi teggi (Selbst that's)«. Da lachten die Leute und sprachen: »Selbst gethan, selbst habe«. Der Teufel starb an seinen neuen Augen, und seitdem sah man keinen Teufel mehr.

8. Eine Überlieferung in den finnischen Volksmärchen und Sprichwörtern von Bertram S. 9. Gylpho, ein armer Stallknecht, zieht aus, um drei durch Zaubergewalt in eine unterirdische Felsenhöhle gebannte Königstöchter zu befreien. Er gelangt in ein eisernes Gemach, wo eine derselben von dem alten Felsengeist Kammo bewacht wird, der ein grosses Horn auf dem Haupt hat und ein einziges Auge mitten auf der Stirne: er wittert Menschenfleisch, aber die Jungfrau beschwichtigt ihn. Sein Auge war trüb geworden und die Wimper hineingewachsen, so dass er den Jüngling nicht sehen kann. Der Ofen war geheizt, und daneben stand eine grosse eiserne Stange, womit der Geist die Kohlen zu schüren pflegte. Gylpho nimmt sie leise weg, macht die Spitze glühend und stösst sie dem Geist in das Auge. Kammo erhebt sich und schreit so gewaltig, dass die Felsen widerhallen. Er tastet rings umher, kann aber seinen Feind nicht haschen, der eine gute Gelegenheit ersieht, ihm den Kopf abzuhauen.

9. In dem höchsten Norden, in dem russischen Karelien, vernahm Matth. Alex. Castrén (Reseminnen från åren 1838-1844. Helsingfors 1852 S. 87) unsere Sage, theilt aber den Inhalt nur kurz mit. Der Held, der nicht genannt wird, sitzt in einer Burg eingeschlossen, von einem Riesen bewacht, der an einem Auge erblindet ist. Um aus seinem Gefängnis zu entkommen, sticht er ihm in der Nacht das gesunde Auge aus. Als der Riese am folgenden Morgen die Schafe auf die Weide sendet, verbirgt sich der Held unter einem derselben und gelangt glücklich durch das Burgthor.

10. Ich gedenke noch einer Überlieferung aus dem Harz 18 (Kinder- und Volksmärchen von Heinr. Pröhle S. 137). Ein kluger Mann, der umherzieht, kommt in ein Land, wo ein Riese

herrscht, der zwölf Fuss hoch ist, sechs Fuss breit und nur ein Auge hat, das mitten vor dem Kopf sitzt und so gross ist, als ein Käsenapf. Die sieben werden gefangen, und jeden Tag wird einer von ihnen dem Riesen zum Verzehren gebracht. Als nur noch der Kluge mit einem Gefährten übrig ist, sinnen diese auf ihre Rettung. In der Nacht machen sie ein Eisen glühend, stechen damit dem Ungeheuer das Auge aus und entfliehen. Er kommt mit grossen Schritten hinter ihnen her, kann sie aber in seiner Blindheit nicht finden.

Ich will diese verschiedenen Darstellungen der Sage mit einander vergleichen; das Märchen vom Harz lasse ich dabei unberücksichtigt, weil vielleicht Erinnerungen aus der Odyssee Einfluss darauf gehabt haben. Die griechische Dichtung erscheint als ein für sich bestehendes, abgerundetes Ganzes und unterscheidet sich merklich von den übrigen Gesängen der Odyssee. Die Erzählung ist ebenso einfach als frisch und natürlich: der altepische Stil erscheint in höchster Reinheit, und jene ausführlichen, wie kleine Bilder selbständig ausgemalten Gleichnisse kommen nicht vor. Wenn wir sonst im Homer Länder und Völker in einem geordneten öffentlichen und häuslichen Leben erblicken, werden hier uranfängliche Zustände geschildert, eine von den Einwirkungen menschlichen Treibens noch unberührte, in wilder Pracht und grossartiger Fülle sich entfaltende Natur, bewohnt von dämonischen Riesen, die, unbekannt mit Sitte und Gesetz, nur der Willkür folgend, in rohen Felsenhöhlen hausen. Jetzt zum ersten Mal, scheint es, landen Bewohner gesitteter Länder an dieser Insel, und Homer hat, was die Sage von der Begegnung der Menschen mit den Kyklopen erzählt, in die Irrfahrten eines berühmten Helden verflochten. Noch sind die Spuren der Anfügung zu erkennen. Es geschieht absichtlich, dass Odysseus nicht, wie das Natürlichste gewesen wäre, die zwölf Schiffe und alle Gefährten mitnimmt, damit er, nach dem Abenteuer auf der Kyklopeninsel, seine Irrfahrten weiter fortsetzen kann. Nur mit seinem Schiff und seinen Genossen steuert er dorthin: nur zwölfe nimmt er mit in die Höhle; denn es durften nicht alle umkommen, damit für ihn, der das Schiff allein nicht zu lenken vermag, noch

Rückkehr möglich war. Dabei muss noch der glückliche Zufall eintreten, dass der Wurf mit dem zweiten, grösseren Felsenstück ihn zum ersten Landungsplatz zurücktreibt. Dies alles ist geschickt eingefügt. Auffallender ist die Veränderung seines Charakters, die durch die Verknüpfung mit der Kyklopensage nothwendig geworden ist. Lauer (Geschichte der homerischen Poesie S. 260 ff.), der in ihm das Ideal eines griechischen Charakters sieht, hat die Klugheit, Weisheit und Vorsicht des welterfahrenen Mannes, der jeden Augenblick seiner Herr, klar und sich selbst bewusst ist, hervorgehoben, aber im Eifer für ihn vergessen, dass er sich hier nicht in dieser Weise, vielmehr in vollem Gegensatz zeigt. Listig ist er in der Höhle Polyphems, aber nicht im Sinn eines Helden; er ist zugleich leichtsinnig und unbesonnen und zwar im höchsten Grad. Diesmal übernehmen die Gefährten seine Rolle: sie geben ihm den verständigen Rath, bei der Abwesenheit des Kyklopen sich mit dem Wegtreiben der Herde zu begnügen, aber er besteht unklug darauf, ihn selbst zu sehen und ein Gastgeschenk von ihm zu verlangen, als wenn der vielgewanderte, erfahrungsreiche Odysseus nicht gewusst hätte, dass von dem Kyklopen kein Gastgeschenk und keine menschliche Sitte zu erwarten war. Aber diese Annahme war nöthig, um einen freiwilligen Besuch bei dem Ungeheuer zu rechtfertigen. Es ändert nichts, dass die Bitte um das Gastgeschenk trefflich benutzt ist, um den rohen Humor des Riesen zu schildern, der das Verlangte damit gewähren will, dass Odysseus zuletzt soll verzehrt werden. Dieser Zug mag ursprünglich vorhanden gewesen sein, indem Polyphem die Schonung als Lohn für den zweiten Trunk anbietet, wie Odysseus auch erst nach dem ersten das Geschenk fordert und sich dadurch zu retten glaubt. Nicht würdig wie ein Held, unverständig, tollkühn handelt Odysseus, als er durch sein Zurufen von dem Schiffe den Kyklopen aufreizt und die Gefahr herbeiführt; ja, er lässt sich nicht abhalten, zum zweiten Mal zu rufen. Aber diese Aufreizung war erforderlich, wenn an den Tag kommen sollte, dass dem Riesen der Verlust seines Auges voraus verkündigt war.

Bei aller Verwandtschaft mit der griechischen weicht die

Sage im Dolopathos doch in wesentlichen Zügen ab. Der Riese hat nicht das eine grosse Auge auf der Stirne, sondern zwei gewöhnliche, wie die Menschen, und wird auf eine andere, gemeinere Weise geblendet. Die List, sich den Namen Niemand zu geben, ist unbekannt, überhaupt aber die Art, wie der Räuber dem Riesen entschlüpft, verschieden. An sich zeigt der Inhalt einen festen Zusammenhang und verdient in mancher Hinsicht den Vorzug vor dem Homer. Der Räuber lässt nicht einen Theil seiner Gefährten zurück, wie Odysseus, und dem Wesen der Sage, die symmetrische Anordnung liebt, ist es angemessen, dass je zehn den übrigen Riesen zugetheilt werden. Ebenso ist es angemessen, dass alle neun Gefährten von ihm verzehrt werden und an ihn nur deshalb zuletzt die Reihe kommt, weil er der Magerste ist. Der Geblendete, statt, wie beim Homer, nach Hülfe zu rufen, sucht mit seiner Keule den Feind in der Höhle zu treffen. Die Furcht, die der Räuber dabei empfindet, ist eigenthümlich, aber sehr lebendig geschildert; er hängt einen Tag und eine Nacht an dem Hahnenbalken in der Luft. Es ist eine bessere Wendung, dass der Räuber in die Haut eines Widders kriecht und auf diese Weise endlich aus der Höhle entschlüpft. Homers schöne Erzählung darf uns in diesem Urtheil nicht irre machen. Odysseus hat nicht sich allein, er hat auch seine Gefährten zu retten: wie geschickt er diesen hinaushilft, er selbst kann sich nicht zwischen drei Widder festbinden, er muss an einen sich anhängen. Wenn er auch den grössten dazu auswählt, so fehlt doch immer noch jener Grad von Wahrscheinlichkeit, den auch die Dichtung verlangt. Viel natürlicher ist es, wenn in einem norwegischen Märchen (Norske folkeventyr af Asbjörnsen og Moe S. 82) das von der Hexe verfolgte Mädchen sich unter die Wolle eines Widders versteckt. Bei der weiteren Entwickelung verdient die Sage im Dolopathos entschieden den Vorzug. Polyphem lädt den entschlüpften Odysseus ein, zu ihm zu kommen, damit er ihn als Gast bewirthe und ihm von Poseidon, seinem Vater, Geleit erflehe. Er thut dies, wiewohl der Grund nicht ausgesprochen ist, um ihn wieder in seine Gewalt zu bringen und zu verderben; auch lässt sich Odysseus klüglich darauf nicht ein. Die Sage bei

Dolopathos mischt erst hier und ganz angemessen das Gastgeschenk ein: nachdem der Räuber aus der Höhle entkommen ist, wirft ihm der Riese einen Goldring hin. Der Räuber kann nicht widerstehen, hebt ihn auf und steckt ihn an, wird aber durch die darin verborgenen Zauberkräfte in neue Gefahren gestürzt. Trefflich ist der Zug, dass der Blinde, der ihn verfolgt, wider die Bäume rennt, niederstürzt, sich wieder aufrafft und dem Fliehenden so nahe kommt, dass dieser nur durch ein gewaltsames Mittel sich retten kann.

Nach der oghuzischen Sage wohnt Depé Ghöz zwar in einem Felsenhaus, aber nicht an einem fernen, schwer zugänglichen Ort, sondern zwischen den Oghuziern, und zwar zu ihrem Verderben. Sie müssen ihm Menschen und Thiere zu seiner Nahrung liefern und zugleich zwei Diener senden, die ihm Speise daraus bereiten. Gegen ihn zieht ein Fürstensohn, ein jugendlicher Held, nicht um die Schätze des Riesen zu holen, oder aus Neugierde, ihn zu sehen, sondern aus edlen Bewegungs- 21 gründen. Er zieht allein, ohne Gefährten. Die Einleitung ist also verschieden, wie der Ausgang, da der Riese getödtet wird. Es fehlt auch nicht an einzelnen eigenthümlichen Zügen. Als Bissats Pfeil den Riesen berührt, meint er, eine Fliege habe ihn gestochen: das erinnert an das deutsche Märchen von dem starken Hans, der, als Mühlensteine auf ihn herabgeworfen werden, glaubt, es seien Sandkörner, von den Hühnern oben losgekratzt, wie es an die Däumlingsmärchen erinnert, wenn Bissat in den Stiefel des Riesen gesteckt wird, sich aber herausschneidet. In anderen Beziehungen neigt sich die tartarische Sage bald zu der griechischen, bald zu der Erzählung im Dolopathos. Wie in dieser, kriecht Bissat, um aus der Höhle zu kommen, in die Haut eines Widders, reicht dem Riesen den Kopf in die Hand und entschlüpft zwischen seinen Beinen. Noch bestimmter zeigt sich die nähere Verwandtschaft in dem zauberkräftigen Ring, von dem wir hier Näheres erfahren und der noch entschiedener in die Entwickelung eingreift. Depé Ghöz hat ihn von seiner göttlichen Mutter wohl als Zeichen seiner Abstammung empfangen, und er ist dadurch bis auf das Scheitelauge unverwundbar geworden. In der Hoffnung, sich

auf diese Weise rächen zu können, reicht er, schon erblindet, dem Bissat den Ring und entdeckt ihm die Kräfte desselben. Depé Ghöz will den Herangenahten jetzt mit dem Messer tödten, aber Bissat springt zurück. Der Ring hätte ihn nicht geschützt; denn ob er ihn gleich an den Finger gesteckt hatte, so war er doch gleich wieder herabgefallen und zu Depé Ghöz zurückgekehrt, unter dessen Füssen ihn der Held bemerkt. Was nicht gesagt wird, aber angenommen werden muss, der blinde Riese, der den Ring nicht wiederfinden und ergreifen kann, hat damit seine Unverwundbarkeit verloren. Dagegen nähert sich die tartarische Sage der homerischen in der Weise, wie Bissat den Riesen des Auges beraubt, und in dem merkwürdigen Umstand, dass Depé Ghöz wie der Kyklop sein Schicksal, den Verlust seines Auges, voraus weiss. Nicht als gehaltlose Erweiterungen, sondern als echte Bestandtheile der Sage, wenn sie auch hier allein sich zeigen, sind die ferneren Versuche des Riesen zu betrachten, die er macht, um den oghuzischen Helden umzubringen. Depé Ghöz überzeugt sich, dass es für Bissat keinen Tod gibt, und lässt sich von diesem, in welchem er das unabwendbare Schicksal anerkennt, mit seinem eigenen Schwert den Kopf abhauen, während Polyphem unsterblich zu sein scheint.

22 Die arabische oder persische Sage kann man, den anderen gegenüber, dem Inhalt wie der Ausführung nach dürftig und oberflächlich nennen. Dennoch ist sie ihrer Übereinstimmung wegen bald mit dieser, bald mit jener der Berücksichtigung werth. Wie im Dolopathos sucht und wählt der Riese den Fettesten zur Speise, und Sindbad kommt, wie dort der Räuber, nicht gleich an die Reihe. Wie Depé Ghöz, der serbische und siebenbürgische Riese verzehrt er sein Opfer erst gekocht oder gebraten; wie Polyphem verfolgt er, geführt von seinen Gesellen, den Feind, der ihn geblendet hat, und wirft den Fliehenden Felsenstücke nach, so dass sich Sindbad nur mit zwei Gefährten rettet. Aber den Riesen mit höhnenden Worten aufzureizen fällt keinem ein. Merkenswerth ist es, dass die Riesen hier mit Zwergen zusammenleben und die an das Ufer

verschlagenen Fremdlinge von diesen genöthigt werden, an das Land zu kommen.

Das wohl zusammenhängende serbische Märchen unterscheidet sich gleich darin, dass es ein Knabe ist, der in die Höhle des Riesen geräth und ihn durch seine List besiegt; von diesem Umstand wird hernach noch die Rede sein. Mit dem Dolopathos stimmt es, dass der Riese sich den Fettesten aussucht, um ihn zuerst zu verzehren, und dass er den Knaben zwingt, an der gräulichen Mahlzeit Theil zu nehmen. Dieser steckt sich, wie der Räuber und Bissat, in eine Widderhaut, was bei ihm leicht auszuführen war. Am merkwürdigsten ist der Zusammenhang des zauberhaften Stabes mit dem verrätherischen Ring des Räubers: um sich zu retten, müssen beide den Finger, der davon festgehalten wird, gewaltsam ablösen.

Das Märchen aus Siebenbürgen ist mit dem serbischen näher verwandt, doch auch durch einige Züge unabhängig davon. Der Wunderring tritt wieder an die Stelle des Stabes, lockt aber den blinden Riesen zu seinem Verderben in die Fluth.

Die esthnische Überlieferung tritt darin den übrigen entgegen, dass der Riegenkerl nicht in die Macht des Teufels und mithin in keine Bedrängnis geräth; vielmehr nähert sich dieser ohne feindselige Gesinnung und begibt sich mit der Dummheit und Tölpelhaftigkeit eines Riesen (ein solcher war er gewiss ursprünglich) freiwillig in sein Verderben. Diese Auffassung war schon unvollständig; denn die Frage Polyphems nach dem Namen des Fremdlings ist geblieben, zu der hier der Teufel keinen Grund hat, die aber des Erfolgs wegen, der sich daran knüpft, nicht durfte ausgelassen werden. Der Teufel lässt sich bereitwillig binden, statt durch Wein betäubt zu werden. Wenn ihm geschmolzenes Blei in die Augen gegossen 23 wird, so müssen wir darin eine Übereinstimmung mit der Erzählung im Dolopathos und dem siebenbürgischen Märchen erblicken; denn das siedende Öl, das dort bereitet wird, ist wenig davon verschieden. Von dem Scheitelauge ist auch keine Rede, aber der Teufel verlangt nicht bloss neue, sondern auch grosse

Augen. Ich vermuthe, es liegt im Hintergrund, dass der Teufel sein Scheitelauge verloren hat und es durch den klugen Riegenkerl wieder zu erlangen hofft.

Die finnische Erzählung nähert sich darin der deutschen und esthnischen, dass das Auge des Riesen krank und trübe ist.

In der karelischen Sage hat der Riese wie in der siebenbürgischen, esthnischen und im Dolopathos zwei Augen, und von dem Stirnauge wird nichts gesagt. Da es schwierig war, beide Augen zugleich auszustechen, so wird dort Öl und Blei darauf gegossen, hier aber angenommen, dass der Riese schon vorher an dem einen Auge blind gewesen sei.

Wie weit die bisher betrachteten Darstellungen der Sage durch ihre Heimath und die Zeit ihrer Auffassung von einander getrennt sind, ihr gemeinsamer Grund ist ebenso sichtbar, als ihre Verschiedenheit und Selbständigkeit. Jede steht auf eigenem Grund und Boden, ist auf ihre Weise begrenzt oder erweitert: bei keiner findet man Anzeichen einer Nachahmung, noch weniger einer Übertragung. Alle zusammen lassen uns erst den vollen Inhalt oder die Tiefe der ursprünglichen, uns unzugänglichen Quelle ahnen. Will man in der Umänderung der Ereignisse, in der Versetzung in andere Verhältnisse Absicht erblicken, man müsste mit grossem Verstand und seltenem Scharfsinn zu Werk gegangen sein. Die jedem Volke innewohnende dichterische Kraft bewahrt zwar die Grundlage der Überlieferung, aber sie drückt ihr unbewusst den Stempel des eigenen Lebens auf. Diez meint, Homer habe auf seinen Reisen die Sage der Oghuzier kennen gelernt, unvollständig erzählt und nach seinen Bedürfnissen umgebildet. Zu dieser Ansicht wird sich jetzt nicht leicht jemand bekennen. Stellt man aber die griechische Dichtung an die Spitze und leitet die übrigen, verhältnismässig viel jüngeren davon ab, so erheben sich Schwierigkeiten, die nicht wegzuräumen sind. Wie kommt es, dass die tartarische Sage wie der Dolopathos die Befreiung des Gefangenen aus der Höhle des Riesen vollständiger und zusammenhängender erzählen, als Homer, während dort fehlt, was auszulassen kein Grund vorhanden war? Die Klugheit des Odysseus,

 der den Kyklopen erst (wie Oenopion den leuchtenden Riesen

Orion, als er trunken da liegt, s. Preller Mythologie S. 304) durch den dargereichten Wein in tiefen Schlaf versetzt, eh er ihn blendet, ist so natürlich, dass man nicht begreift, warum sie von den anderen nicht sollte beibehalten sein. Ein Gleiches gilt von der List, womit sich Odysseus den Namen Niemand beilegt, die nur in dem esthnischen Märchen wieder zum Vorschein kommt. Sie ist auch in deutschen Sagen ein wohlbekannter Zug. In einer Erzählung aus dem Vorarlberg (Vonbun S. 4. 5), die sonst keine Beziehung zu Homer verräth, gibt sich ein Holzhauer dem Waldgeist gegenüber den Namen Selb (Ipse), und als sich dieser betrogen sieht, ruft er: »Selb hat es gethan«; ein Gleiches in einem märkischen Märchen (Haupts Zeitschrift 4, S. 393). In einem hessischen (I.W. Wolf Hausmärchen S. 426) nennt sich der Entführer einer Königstochter: Vorgestern, Gestern und Heute, und die erschrockene Mutter ruft: »Gestern hat sie geraubt«. Diese aus dem Mund des Volks geschöpften Überlieferungen haben so wenig aus dem Homer geborgt, als im zehnten Jahrhundert der indische Somadeva, wenn er in seinen Märchen (1, S. 115) von einem mit Kriegern angefüllten hölzernen Elephanten erzählt, der eine Stadt erobert. Ein einzelner Zug kann wie ein Lichtstrahl über ein Paar Welttheile hinstreifen. Streiten auf diese Weise innere Gründe gegen die Abstammung unserer Sage aus der Odyssee, so stemmen äussere sich nicht minder dagegen. Soll Homer den Kareliern, Esthen und Finnen bekannt gewesen sein? oder den Oghuziern? Angenommen, das griechische Gedicht sei zu ihnen gedrungen, wie ist der tartarische Dichter zur Kenntnis der Sage im Dolopathos gelangt, mit der er gerade in wichtigen Zügen übereinstimmt? oder der Dolopathos zur tartarischen?

Das Zeugnis, das Homer über den Inhalt unserer Sage ablegt, geht in so hohes Alterthum hinauf, dass man nicht erwartet, eine reinere, dem Ursprünglichen näher liegende Auffassung derselben zu finden. Gleichwohl hat die lebendige Überlieferung eine solche in den einsamen Gebirgen des Nordens erhalten, die den im Mittelpunkt liegenden Gedanken in einen engeren Ring schliesst als die bisher bekannten und von uns betrachteten. Das Märchen ist erst vor Kurzem in Norwegen

aufgefunden und von P. Chr. Asbjörnsen (Juletræet for 1850 S. 72. 76) bekannt gemacht worden.

Vor langer Zeit wohnte in Gudbrandsdal ein armes Ehepaar mit zwei halberwachsenen Knaben. Diese mussten auf den Bauerhöfen umherlaufen und betteln, weshalb ihnen Wege, 25 Stege und Fusspfade wohl bekannt waren. Einmal hören die Knaben, dass Falkenfänger am Mela sich eine Hütte gebaut haben, und wollen hingehen, die Vögel zu besehen. Sie machen sich auf, kommen aber vom Wege ab und gerathen in einen Wald, der so dunkel ist, dass sie nicht wissen, wo sie sich befinden. Sie reissen Blätter von den Bäumen und machen ein Feuer an, und da sie eine Axt bei sich haben, so bauen sie eine Laubhütte. Als sie auf einem Lager von Gras und Moos eine Stunde etwa gelegen haben, hören sie ein starkes Schnauben und lauschen, ob es ein Thier sei oder ein Waldtrold. Der Sturm erhebt sich immer stärker, sie hören sprechen: »Es riecht nach Christenblut«, und es braust so heftig, dass die Erde zittert. Da wissen die Knaben, dass es Trolde sind. »Gott stehe uns bei!« ruft der Jüngste, »was sollen wir thun?« »Du bleibst unter dem Baum stehen und machst dich fertig, fortzulaufen, wenn du siehst, dass sie kommen; ich ergreife meine Axt«. In dem Augenblick erscheinen die Trolde; sie sind so gross, dass ihre Häupter mit den Baumspitzen gleich stehen. Die Ungeheuer haben bloss ein Auge gemeinschaftlich und theilen sich in den Gebrauch: jeder nämlich hat in der Stirne eine Höhlung, in welche der, an welchem die Reihe ist, das Auge legt. Dieser sieht dann allein, geht voran, und die beiden anderen folgen ihm, indem sie sich an einander halten. »Jetzt mache dich auf die Beine«, spricht der Älteste, »doch laufe nicht zu weit fort, damit du siehst, wie es geht. Da dem Trold das Auge so hoch steht, so kann er mich nicht gut sehen, wenn ich hinter ihn komme oder unter ihn«. Der jüngste Knabe läuft fort, und die Trolde ziehen ihm nach. Indessen macht sich der Älteste hinter sie und haut dem, der zuletzt geht, mit der Axt in die Knöchel, so dass er anhebt, fürchterlich zu schreien. Darüber erschrickt der Vorderste so sehr, dass er in die Höhe fährt und das Auge aus der Höhlung

springt. Der Knabe ist gleich zur Hand und nimmt es weg. Das Auge ist so gross, dass man es nicht in einen Kesseltopf legen könnte, und so klar, dass, als der Knabe hindurchsieht, ein heller Tag leuchtet, obgleich es dunkle Nacht ist. Als die Trolde merken, dass der Knabe das Auge weggenommen und einen von ihnen verletzt hat, so stossen sie Verwünschungen gegen ihn aus und drohen das Schlimmste ihm anzuthun, wenn er es nicht alsbald herausgebe. »Ich fürchte mich nicht vor euch und euren Drohungen«, erwidert der Knabe; »nun habe ich drei Augen allein, und ihr habt keins, und doch müssen zwei den dritten tragen, wenn ihr von der Stelle kommen wollt«. »Wenn wir nicht alsbald unser Auge zurückerhalten, so sollst du zu Stock und Stein werden«, schreien die Trolde. »Das geht nicht 26 so geschwind«, antwortete der Knabe, »und hat keine Gefahr: ich habe keine Angst vor eurer Prahlerei und euern Künsten«. Dabei droht er jedem einen so tüchtigen Hieb zu geben, dass sie wie das Gewürm auf der Erde kriechen sollten. Als die Trolde das hören, wird ihnen angst und bang, und sie lassen sich zu guten Worten herab; wenn er ihnen das Auge zurückgebe, sollte er dafür Gold und Silber und noch anderes dazu erhalten. Das sei schon gut, meint der Knabe, aber bevor er das Auge herausgebe, müsse er das Gold und Silber haben: einer von ihnen solle hingehen und es holen, soviel als in seine und seines Bruders Tasche gienge, auch zwei Stahlbogen. Die Trolde jammern, keiner von ihnen könne gehen, da keiner ein Auge habe, um zu sehen. Da hebt einer an und schreit (wie Polyphem, der Weitbrüllende) nach der Frau (sie haben alle drei nur eine), dass es in den Klüften eine Zeit lang widerhallt: sie soll zwei Stahlbogen bringen und zwei Eimer mit Gold und Silber angefüllt. Nicht lang, so ist sie mit den verlangten Dingen da. Als sie hört, wie es zugegangen ist, fängt sie an mit Zauberei zu drohen, aber die Trolde rathen ihr sich vor der kleinen Wespe zu hüten, die auch ihr das Auge wegnehmen könne. Da wirft sie die Eimer mit Gold und Silber und die zwei Bogen dem Knaben zu und eilt mit den Trolden heim. Seit der Zeit hat niemand gehört, dass sie in den Hedalswald gegangen wären und Christenblut gesucht hätten.

Es ist nicht nöthig, im Einzelnen nachzuweisen, dass wir den Grund der Polyphemsage vor uns haben, wie abweichend auch die äusseren Verhältnisse, selbst die Begebenheiten erscheinen. Sie ist hier im Geist uralter Dichtung aufgefasst und zeigt eine seltene Reinheit der Überlieferung, die nur in dem abgeschlossenen Land ungestört sich hat erhalten können. Die Erzählung ist einfach, aber bedeutungsvoll. Harmlose Knaben gerathen auf der in kindischer Lust unternommenen Fahrt in einen dunkeln Wald, aus dem sie nicht heraus können, und werden von feindlichen Trolden überfallen: aber die Klugheit und Behendigkeit der Kleinen bewältigt die Ungeheuer, nöthigt sie, ihre Schätze herauszugeben, und zwingt sie in die Finsternis zurückzukehren.

Ich habe bis dahin einige Bemerkungen über das Stirnauge des Kyklopen zurückgehalten. Mit den gewöhnlichen Augen des Menschen hat es seinem Ursprung nach nichts gemein, wenn es auch in der Überlieferung manchmal damit verwechselt wird. Die Sage im Dolopathos, die siebenbürgische, 27 esthnische und karelische reden nur von zwei menschlichen Augen, denen die arabische doch eine besondere Gluth beilegt und die sie mit feurigen Kohlen vergleicht. Guido de Columna, der im Jahr 1287 die Geschichte des trojanischen Kriegs schrieb, weiss von Augen Polyphems, wovon Ulysses ihm eins ausreisst. Dass das grosse Rundauge den Kyklopen ursprünglich eigen war, zeigt schon ihr Name, und es war für sie so bezeichnend, dass man an dem Hals einer griechischen Vase, auf welcher die Tödtung eines menschenfressenden Riesen abgebildet war, an beiden Seiten ein solches anbrachte; s. Panofka in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1851 S. 7. Auch den Arimaspen wird es in einem altdeutschen Gedicht (Ernst 3671) beigelegt. Ovidius sagt ausdrücklich: »unum est in media lumen mihi fronte, sed instar ingentis clypei« (Metamorphosen 13, 851), und nach der nordischen Sage ist es zu gross, als dass es in einen Kessel könnte gelegt werden. In einem magyarischen Märchen (Stier S. 39), wo es ein Riesenweib auf der Stirne trägt, wird es mit einem Teller verglichen, wie in einem norddeutschen (Colshorn S. 111), wo hinzugefügt wird,

es habe schrecklich geleuchtet. Das norwegische weiss noch mehr, es liegt eine solche Kraft darin, dass, wenn man hindurchblickt, auch in finsterer Nacht alles erglänzt, wie am hellen Tag. Es scheint einer Krystallkugel ähnlich gewesen zu sein, die der Trold, wenn die Reihe an ihn kam, es zu gebrauchen und die Gefährten zu leiten, mit den Händen in die Höhlung auf der Stirne legte. Beim Homer ist es dem menschlichen Auge insoweit näher gebracht, als ihm Wimpern und Brauen beigelegt sind: in der oghuzischen Sage gehören diese nothwendig dazu, weil Bissat, während der Riese schläft, sie aufhebt, um sich zu überzeugen, dass er nur an dieser Stelle verwundbar sei.

Dieses übernatürliche, weit hinausblickende, leuchtende Stirnauge, was soll es andeuten? Es bezeichnet das Weltauge, die Sonne selbst, die schon den Parsen das Auge des Ormudz, des höchsten Gottes, war, mit dem er die ganze Welt überschaute, den Aegyptiern das rechte Auge des Demiurgen. Das ist der ursprüngliche Sinn, wenn Odinn einäugig erscheint, gibt auch dichterische Fortbildung eine andere Deutung davon, vgl. Deutsche Mythologie S. 133. 665. Der deutsche Wodan sieht durch ein Fenster zur Erde nieder (Deutsche Mythologie S. 124), wie die Königstochter im deutschen Märchen (No. 191); das ist nur ein anderer Ausdruck. Hier ist der merkwürdige, noch nicht erklärte Name des Opals, Weltauge, anzuführen und der altnordische Augastein, pupilla, gemma oculi. Es war 28 ohne Zweifel eine uralte Darstellung, wenn Pausanias (II 24, 3) berichtet, auf der Akropolis von Argos, Larissa genannt, habe ein altes, im Freien verehrtes, geschnitztes Holzbild, der Zeus πατρῷος des Priamus gestanden, das zwei gewöhnliche Augen und ein drittes auf der Stirne gehabt habe, vgl. Gerhard Mythologie 1, S. 163. 168. 175. Dieses dritte war das göttliche Weltauge, und die Deutung dieser drei Augen auf die Herrschaft über Himmel, Erde und Meer (Creuzer Symbolik 1, S. 140. 2, S. 485) scheint mir nicht zuzutreffen. Auch der Herr der Unterwelt, der dem Sonnengott gegenübersteht, wird ein solches Scheitelauge besessen haben, aber es ward ihm bei seiner Verstossung aus dem Himmel genommen. Der Teufel heisst im

Littauischen Aklatis, der Geblendete (Deutsche Mythologie S. 980), und dahin habe ich die esthnische Überlieferung gedeutet. Nach einer morgenländischen Sage richtet Salomon an Gott die Bitte, den bösen Geist fühlbarer zu züchtigen, als ein Prophet vermöge, und ihm zum Andenken an seine Empörung das rechte Auge auszuschlagen, womit wohl das Stirnauge gemeint ist (Hammer Rosenöl 1, S. 230).

Wir sehen, dass bei jenen dämonischen Wesen, die nur von einer Seite göttlicher Abkunft sich rühmen dürfen, wie die Titanen und Kyklopen, zu denen Depé Ghöz und der mongolische Gesser chan gehören, die wilde Naturkraft wieder hervortritt, die keine Götter achtet. Aber sie tragen ein Zeichen ihrer göttlichen Abstammung an sich, und ein solches ist das grosse Rundauge. Ich finde es auch in dem mythischen Glauben der Deutschen. Der Wacholdermann hat ein graues und ein schwarzes Auge, die jedes Jahr mit ihrer Farbe wechseln (Auerbach Dorfgeschichten S. 159), und wird damit bald als Tag-, bald als Nachtalp bezeichnet. Man vergleicht das leuchtende Auge der nächtlichen Geister mit einem Kornscheffel, Teller oder Pflugrade (Rochholz Schweizersage 2, S. 84). Sinnvoll ist es, wenn die drei Trolde nur ein Auge in Gemeinschaft besitzen, wodurch der Antheil an der göttlichen Kraft gemindert wird. Diese Beschränkung erscheint schon in der frühesten Zeit. Nach Äschylus (Prometheus 797) besitzen die drei, wie jene nordischen Trolde, in der Finsternis lebenden Schwanenjungfrauen, die Gräen, nur ein gemeinsames Auge, das sie sich abwechselnd zum Gebrauch leihen. Perseus bemächtigt sich desselben und gibt es nur, wie jener Knabe den Trolden, gegen Bedingungen zurück. Das Herausnehmen des Auges aus der Höhlung und das Wiedereinfügen erscheint auch in der Mythe von der Lamia, der Zeus die Gabe verliehen hatte, während des Schlafs ihre Augen aus ihrem Kopf nehmen und sie dann wieder einzusetzen (Jacobi Handbuch der Mythologie S. 560). Noch sind Überlieferungen anzumerken, in welchen die Vorstellung von dem nicht schlafenden, alles schauenden Auge hervorgehoben ist. Ein deutsches Märchen (No. 130) erzählt von drei Schwestern, Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein; das dritte Auge der letzteren kann durch keine Zaubersprüche

in Schlaf gesungen werden. In einem anderen aus Siebenbürgen (Haltrich S. 83) hat ein Mädchen im Nacken noch zwei Augen, die offen bleiben, wenn die vorderen schlafen, und womit es alles sehen kann, was vorgeht.

Wird durch diese Hinweisungen eine tiefere Bedeutung der Polyphemsage begründet, so können wir vielleicht der ursprünglichen Gestalt noch näher rücken. Die mythischen Lieder der Vorzeit, was besingen sie anders, als die Entstehung der Welt und, so lange sie dauert, die nie ruhenden Bewegungen gewaltiger, aber feindseliger Kräfte? Es sind die Kämpfe der Elemente unter einander, des Himmels und der Unterwelt, des Sommers und des Winters, des Tages und der Nacht, die sich in sittlichen Gegensätzen von Segen und Verderben, Liebe und Hass, Freude und Trauer wiederabspiegeln. Der Gegensatz zwischen den äusseren, furchtbaren und den stillen, im Verborgenen wirkenden Naturkräften oder in sittlicher Beziehung zwischen roher Gewalt und listiger Behendigkeit wird in den Mythen von Riesen und Zwergen ausgedrückt. Darin finde ich den ursprünglichen Inhalt und Sinn der Polyphemsage, der sich in der nordischen Überlieferung am klarsten ausspricht. Erkennt man Zwerge in den beiden Knaben, so treten hier lauter übernatürliche Wesen auf. Die angeborene Klugheit des Kleinen ersetzt nicht bloss den Mangel an äusserer Kraft; er weiss auch die Riesen zu bewältigen und ihre Macht zu brechen. Nicht gewaltsam beraubt er den Trold des Auges; es springt diesem, als er erschrickt, unversehens aus der Höhlung, und schnell nimmt es der Kleine weg. Damit ist der Trold in seine Gewalt gegeben und ihm entzogen, was er an göttlicher Kraft besass. Der Knabe benutzt seinen Vortheil, um seinen Feind völlig zu besiegen: er muss ihm nicht bloss Gold und Silber geben, auch zwei Stahlbogen, deren Pfeile wohl unfehlbar trafen. In dem Schatz, den die Riesen zu bewahren pflegen, liegen immer auch wunderkräftige Dinge, im Dolopathos ein Schwert, vor dem alles zerspringt, und ein Ring, an dem alles haften bleibt, von dem auch die siebenbürgische Sage weiss und der in der serbischen zu einem Stab geworden ist. Nicht eher erhält der Trold das Auge zurück, als bis der Kleine die Stahlbogen empfangen hat und jener ge- 30

nöthigt ist, in die Finsternis sich zurückzuziehen. Auch Helden wie Odysseus und Bissat sind, den Ungeheuern gegenüber, nur als Zwerge zu betrachten: ihre Tapferkeit bleibt unwirksam, und sie müssen List und Klugheit gebrauchen, wenn sie den übermächtigen Gegner verderben wollen.

Endlich muss ich noch einer Umwandelung Erwähnung thun, die das Übernatürliche fast ganz ausscheidet und dadurch einen entgegengesetzten Ausgang herbeiführt. Zwölf Männer kommen zu dem Riesen, die er sämmtlich nach einander verzehrt, ohne dass der letzte ihm Widerstand leisten kann, und die rohe Gewalt behält hier die Oberhand. Damit gieng die ursprüngliche Bedeutung, die schon durch Einmischung der Helden verdunkelt war, völlig verloren. Diese Erzählung enthalten zwei Gedichte, eins von Stricker, das andere von Konrad von Würzburg, die man in Wackernagels Lesebuch 1, S. 559 und bei den Minnesängern 2, S. 205 findet. Wahrscheinlich liegt ihnen mündliche Überlieferung zu Grund.

Zwölf Männer, nach Konrad sind es Räuber, Schächer, verirren sich in einem finsteren Tann, erblicken ein Feuer und gelangen in das Haus eines Riesen. Die Frau desselben, die allein zugegen ist, sagt ihnen, dass der Riese, wenn er heimkomme, sie umbringen werde, und heisst sie in die Höhe steigen, damit er sie nicht erblicke. Der Riese aber, als er anlangt, merkt gleich, dass jemand in seinem Hause ist. Die Frau will es ihm ausreden, er aber leuchtet mit einem Licht hin und her und sieht die zwölfe oben stehen. »Werft einen herab«, ruft er ihnen zu. Sie werfen den Kleinsten herab. Der Riese verzehrt ihn und verlangt einen zweiten. Als dieser verschlungen ist, einen dritten, und so weiter, bis nur der zwölfte noch übrig ist. Auch diesen heisst er herabkommen. Er weigert sich, und als der Riese droht, ihn zu holen, will er sich wehren. Aber der Gierige spricht: »Als du selbzwölfte warst, da hättet ihr euch wehren können, jetzt ist es zu spät«. Er wird auch verzehrt. Die Einmischung der gutmüthigen Frau, die die Fremdlinge vor der Gefahr warnt und ihr Verderben abwenden möchte, kommt in vielen anderen Sagen vor, vgl. Deutsche Mythologie S. 959.

VOLKSLIED AUS DEM SECHSZEHNTEN JAHRHUNDERT.

383

Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausgegeben von J. W. Wolf. Erster Band. Göttingen. Verlag der Dieterichschen Buchhandlung. 1853. 8°. S. 383–384.

DIE HERZOGIN SINGT VOR, DIE ANDERN NACH.

Der meyen, der meyen,
der bringt vns blümlein vil.
ich trag ein freyes gemüte:
gott weiss wol wem ichs will,
gott weiss wol wem ichs will.

Ich wills eim freyen gesellen,
derselb der wirbt vmb mich:
er tregt ein seidin hemmat an,
darein so preist [1]) er sich, darein so preist etc.

Er meint es süng ein nachtigal, 384
da wars ein jungfraw fein,
und kan sie ihm nicht werden,
trawret das herze sein, trawret das etc.

Dies Lied hat Hans Sachs in dem Fastnachtspiel der Neidhart mit dem feihel (Veilchen) vom 7. Februar 1562 aufbewahrt, Nürnberger Ausgabe seiner Gedichte 1578 Bd 4. Theil 3. S. 50.

Wilhelm Grimm.

[1]) Das alte *brîsen* einschnüren.

307

ZWEI MEISTERLIEDER.

Zeitschrift für Deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Zehnter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1856. 8°. S. 307—310.

I.

Ihn den Spiegel Ton Ehrnboten

Ein Equiuoca

1

Hort wunder wafs Ich hab in kurz erfahren
Zw Nachts fach Ich auff einem Bockh
Ein vnhulden Aufs faren
Ich hort fie einen Segen Lang
Aufs einem Brieff Her Lefsen C
Troiam die Statt fach Ich ein maller malen.
Auch fach Ich in der krötten Mull
Ein Müllner Koren Mallen
Nach denn (denn *undeutlich*) fach Ich in Franckhenland
Zeitige weinber lefsen C
Ein fischerr vifchet in eim Bach
ein beckhin fprach zum Beckhen Pach
Du haft Bollen vnnd Rockhen
Ich fach ein Bauren fchöne gerften fchneiden
Ein Mader het ein Senfsen krum
Die het ein Bofe fchneiden.
Ich fach drey hubfche Bauren Maid
Spinen An einem Rockhen C

2

Ein Radfchmit fach ich kunftlich Arbeit gifsen
Zw Abent ging Ich in dz Bet
Der Bader det auff gifsen
308 der fcherer war drunckhen vnd vol
fchnit mich als er folt fcheren C
Ein goltfchmid het ein kunftlich Bild gegraben
Ein Ziegeiner het einem weib
Etwas haimlich eingraben

eines mals ich bei eim wirte zert
Der det mir duckifch fcheren C
Darnach Pracht ein Reytender Bot
vom Keifser gar ein ftreng gepot
Die weiber folten fpinnen
Ein furman fchlug mir ein drey fenster fcheiben
Darfuer Bracht er von Reichen hal
mir ein gute falz fcheiben
auch fach ich Ein Driackels Man
Efsen drey Bazet Spinen C

3

Bey Coblenz dranckh Ich aufs dem faur prunen
Vor Etlich Jaren Sind zv Bray
Vill heufser Abgebrunen
man fagt Bei dem duren Babell
Sind vill trachen vnnd fchlangen C
Der Keifser kompt mit grofsem hör gezogen
auch fach Ich zwölff fchnehweifser Rofs
Sein Triumph wagen zogen
Ein Buckfchen mafter fchos gar wol
aufs Karthaunen vnnd fchlangen C
Ich hab gefehen auch noch Mehr
Zw Venedig dz hoche Mör
mit Starckhen wellen wogen
Darauff die fchiff auch faren nach den winden
Ey fchneller wan die flitfcher Pfeil
Vnd on dem jeid die winden
wer vil hören vnd Sehen will
Mufs Etwafs darauff wagen
Ano Salut 1543
am 17 tag Jully

Nürnberger Meistergesänge, Ms. Germ. Fol. 22 in der Berliner königlichen Bibliothek.

II. 309

Inn des Römers gsang wey (l. weys)

Ein schulkunst

1

Welcher maifterlich fingen wil der felb hab acht
das von im all latein in Congrua wert pracht
Es fey ein wort oder ein aigen namen: . . . . . . 止
Auch hab er acht das er kein plofen reimen pring

oder kein ſchilleretten reimen auch nit ſing
Einer Equiuoca ſol er ſich ſchamen . . . .
Vnd ein halbe ſtet auch nit wol
Vnd ein differentz die ſol er aus ſcheiden
Vnd plinde mainung gar nit ſol
Vnd plinde wort die ſelben ſol er meiden
las keins aus deinem munde gan
kein Rurenden reimen las er ein reiſſen
kein ſchnurenden ſol er nit han
Vnd gantzer wort der ſol er ſich thun fleiſſen
das iſt ein ſchand kurtz vnd auch lang
der ſlutz due er ſich maſſen
Er vorgreyff ſich nit im geſang
falſchem anhang
geb iedem than ſein Rechten klang
pleyb auff der Rechten ſtraſſen: . . . .

2

Pringt Er lattein die nit in congrua iſt ſtan
Es ſey gleich ein wort oder mer die er iſt han
fur iede ſilb thut man ein ſilben mercken: . . . . . .
Vnd fur ein ploſen Reimen vier ſilben wiſt
Vnd fur ein Equiuoca auch vier ſilben ist.
fur ein halbe zwen ſilben iſt kunſt ſtercken: . . . . .
Ein ſchilleretten reimen ſol
man mit zweien ſylben ſtraffen am ſingen
Ein differentz mit zweien wol
zw ſtraffen iſt wer die ſelben iſt pringen
plinde mainung zwen ſilben hat
zw ſtraff welcher ein plindes wort iſt fueren.
310 Ein ſilben im das fur ab gat
Ruerende Reimen wo man die thut ſpuren
ſchreybt man dar fur ein ſilben dar
fur ſchnurend Reimen Eben
Ein halben ſilben nemet war
Ein wort das gar
driſlbig (*ſo*) iſt vnd in ein ſchar
zwingt mues ein ſilben geben: . . . .

3

Ein halben Sylben nemet man fur ein halb wort
lind vnd auch hert ein ſylben hat an allem ort
fur iede ſylb ein ſylb zw kurtz vnd lange: . . . . .
Welcher ein ſlutz dut der ſelbig ein ſylben hat

Vergreifft er fich hin fur oder hintter fich gat
fur iede fylb ein fylb in dem gefange: . . . . 𝔄𝔈
zwen klingent reimen die da N
In Ent des Reimens von Nattur begeren
Vnd nit pracht werden zuuerften
verfingt ein Sylben halb thue ich ereleren
So doch der ein begert das e
fo follen Sy im werden nach gelaffen
Vnd wo ein paufe anderft fte
dan wie der thon ift gepracht auff die ftraffen
Ein fylben man im fchreybet an
Vbel ftet Reimen zwingen
O got Im aller höchsten thran
thue vns nit lan
Vnd gib vns dein wort zuuerftan
das wir zw lob dir fingen: . . . . 𝔄𝔈

Nürnberger Meistergesänge in der Berliner königlichen Bibliothek Ms. Germ. Fol. 23 No. 248.

Wilhelm Grimm.

BRUCHSTÜCKE EINER BEARBEITUNG DES ROSENGARTENS.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Elfter Band. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1859. 8°. S. 243—253.

243

I

Fraw Kunigin Ich mues mer Rosenkrantz han,
Ee Ich schayd von dann
Ich hab noch Zwenvndfunnftzig brueder jm closter mein,
Denn will Ich bringen yeden bringen ein cräntzelein
5 Nw lat Her khomen zwenvndfunftzig man,
Dye will ich allain bestan,
Von wegen der Zwenvndfunftzig brueder mein,
Damit Ich yer yegtlichem bringen ein Rosenkräntzelein.

Kriemhild Brueder Yllsan
(sie steht vor ihm, und er hat den Rosenkranz schon auf dem Haupt)

Anntwurt die Kunigin Munich
Yllsan Auf sein Begern

Herr thuet ein wenig vertziehen
10 Bis das die khempff all sein geschehen,
Darnach solt yer bestan,
Die zwenvnndtfunffzig man,
Als offt yer ainen thut erschlagen,
Als menych Rosenkränntz soldt yer haben,
15 Ein hallsen und khussen dartzwe,
Schawt daz es euch nit gerewen thue.

I b

Hie klagt Gi Kunig Gibich gegen
Graf Walhther von Waxenstein

Ach gott was soll Ich heben an,
Meiner fursten mag kayner bestan,
Ich ways noch ein rysen,
20 Der wierdt den streydt nit verliesen,

Er liess sy (l. sich) nie erschreckchen, 244
Waltherr ein gefurster graff ob allen rekgen,
Vnd ein lanndtherr zw waxenstain,
Eer fürcht weder gros noch klain,
25 Wallther Richstw mier mein hertznlaydt,
Ich gib dier ein kunigin hochgemaydt,
Zw ainem weyb mach ich dierr vnntertan,
Die allerpest als Ich sy Inn meynem Reich han,

Kunich gibich (mit dem Scepter in der linken Hand) Graff Wallther von Waxenstain (trägt als Riese eine Stange in der Rechten)

II

Anntwort Waltherr von Waxenstain
Kunig Gibich Hinnwider

Genedigster kunig. Ich habs Ewern khunigklichen genaden vor gesagt,
30 Da maynt ewr gnad Ich wär vertzagt,
Ich habs nit darumben than,
Gern will ich den meyn bestan,
Hiett man geuolgt dem Ratt meyn,
Vnd hiett nit der khunigein,
35 Yern muetwillen gelan,
Das wär weyslicher getan
Annder leytt haben auch khraft,
Vnnser grosse hochfardt macht vns vnsighaft,
Vnnd die verachtung die wier treyben,
40 Ladt gott vngerochen nit beleyben,
Nw̆ habt yer offt gehordt,
Wie Troya wardt Erstordt,
Von wegen hochfardt vnd des vbermuett,
Der thuet hewt noch nymermer guet,
45 Doch Es ist geschehen,
Mann soll daz best dartzw yehen,
Herrn yer sollt unerschrökhen sein,
Ich thue ewch die hilffe meyn,

Hie manndt Hillibrant der maister
Hertzog Dietlieb von Stey

Hertzog Dietlieb von Steyr nw wolher,
50 Vernembt mich lieber herr, 245
Ich bitt ewch yer welt bestan

Graff Wallther den grossen man,
Gar hart thuet er warten,
Hie zu disem Rosenn Garten,
55 Sein hertz Ist zornes vol,
Herr Diettlieb Nw thuet allso,
Wie Ich ewch gelernnt hann,
So mag ewch nyemandt widerstan,

Anntwurt Herrtzog dietliep von Steyr
dem Berrner vnnd Hilliprant wider

Herr jer. dorfft mich nit bitten,
60 Ich bin doch darumb her gerytten,
Das Ich manndlich well streytten,
Wie wol waltherr bey seynen zeytten,
Gross sachen hatt getan,
Darumb will Ich Inn gern bestan,
65 Daran wag Ich meinen leyb,
Von wegen aller schöner weyb,
Ach zw geuallen dem allerliebsten pů̊elen mein,
Mues es manndlichen gefochten sein,
Wol herr gesell, vnd wer dich mein,
70 Alls lieb dier dein leben mag sein,
Dann dw muest mich gewern,
Gar pald will dier scheern,

II[b]

Hertzog Dietlieb von Steyr — Graff Wallther

Krimhilt
(gibt jedem einen Rosenkranz)

Hie Schaidt Kunigin Krimhillt die
zwen fursten. vnd gibt yedem ein cranntz

Hört Auff yer zwen fursten guet,
Es bryngt mier grossen vnnmwt,
75 Es gylt auch Ewr payder leben,
Ich bitt ewch yer wellt frydt geben,
Ich gib ewch bayden gewunnen,
Kainer Ist dem anndern enntrunnen,
246 Yer seydt bayd zwen Redlich Man,
80 Inn dem garten habt yer das pest getan,
Mein Cränntzelein tayl Ich ewch mit
Durch gott nw habt frydt.

III

Graff Wallther	Kunig Gibich	Graff Völkhher von Altzen
(auf den Schild mit der Rechten gestützt)	(mit dem Reichsapfel und Scepter in den Händen)	(mit der Stange in der Rechten)

Hie dannkht Kunnig Gibich dem
Fursten von Waxestain

Hab ymmer dannkht dw Edler furst von Waxenstain,
Mit ganntzen trewen Ich dich mayn,
85 Das best lanndt das ich han,
Will Ich dier machen vnntertan,
Wann dw hast manndlich gestrytten
Vnd wass dw mich thuest bitten,
Das solldtw gewert seyn,
90 Von mier vnnd der khunigeyn,

III^b

Hie dannkht der von Waxenstain
dem kunig Seinner gab

Gott dannkh ewrn khunigklichen Mayestat,
Das mier ewr gnad geben hat,
Ich hab mein bestzs hie getan,
Vnnd wills ewr khuniglich gnad han,
95 So will Ich noch mit ainem schlahen.
Gar klain acht Ich den schaden,
Der mir von yen möcht geschen,
Dann gern wolt Ich Rechen,
Die fursten die hie erschlagen sein,
100 Sy rewen mich In dem herrtzen mein.

Anntwort Kunnig Gibich dem
Fursten vonn Waxenstain

Nayn dw furst lobysan,
Dw hast deinen Ern genueg tan,
Dw soldt deiner Rue phlegen,
Ich ways ainen Risen verwegen, 247
105 Das jst ain starker furste herr,
Mit namen graff Völkherr,
Layd mag er vnns wol Ergetzen,
Denn wil ich ann sy hetzen,
Er hat erschlagen manichen man,

110 Wolheer Graff lobysan,
Nw gedennkh an den buelen dein,
Vnnd thue mier hilffee scheyn,
Gar furstlich wille ich dich begaben,
Des solldtw kainen zweyffel haben,

Hie Anntwurt Graff Volkher von
Altzen Dem kunig gibich

115 Herr kunig Ich bin schon beraytt,
Zw geuallen Ewr Furstlichhaytt,
Will ich hie der mynnst nit sein,
Auch zugeuallen dem puelen mein,
Will ich hie thayn Alls ein Redlich man,
120 Vnnd soldt es mich den leyb gestan,
Herr jer solldt ganntz an sorg sein,
Auch Meyn genedigiste fraw khunigein,
Was schadens vns hat getan der von Beern,
Will Ich Alls mit meiner handt widerkheern,
125 Wolheer der mit mir will streytten,
Lenger mag Ich nit peytten,

Hie Mannt Hillibrannt denn Grafen vonn
Monntuan Mit dem Risen Volkherr zustreyten

Wolheer dw Edler Margkgraff,
Ein Hawbtman der Ritterschafft,
Geporn von Manntuan,
130 Dw byst seins leybs ein Man,
Ottnitt dw Furste Reych,
Das bitt Ich dich gar frewnthleych,
Dw last den Risen kain zeytt hie stan,
Balldt thue yn lauffen an,

248

IV

135 a ch wee mir disen grossen not
zwen Edl Fursten sein mier todt,
Vill Edler khunig Schrutthan
Nw Rych mier dise zween Fursten lobisan
Yer tod bringt mir grossen schmertzen
140 Nw gedennkh in deinem hertzen
Das sy bayde Frewnndt synnd
Sy wären deiner Schwester khind

auf das anntwordt kunig Schruttan
dem kunig gibich hinwider

Kunig Gibich	Kunig Schrutan
(sitzt auf dem Thron, das Scepter in der rechten Hand)	(steht vor ihm mit der Stange in der Rechten)

k · unig vnnd herr meyn
Dise zween vettern meyn
145 Die hie tod sein Erschlagen
Khan Ich nit genueg verklagen
Sy warn mier mit frewntschaft vntertan
Der von pern vnnd all sein man
Muessen sein Enntgellten
150 Sy werden mich noch schelldten

IV^b

Gar pald muessen sy mit mier dran
Anderst mag es nit ergan
Ich verlur ee das leben meyn
Ee ich nit Rech die vettern meyn
155 Land vnd lewt, vnd alles das Ich han
Das wag Ich von herrtzen gern daran
Vnd hiet Ich hunnderdt leyb
Vnd das aller schönest weyb
So sy ye würdt geborнn
160 Muest alls sein ee verlorn
Ich würd wenig daran gedenkhen
Ee ich ynen das wolldt schenkhen
Wolheer wolherr yer klaynen man
Welicher ist da, der mich will bestan

Auff das antwort perner vnnd Hillibrannt kunig Schrutan 249

165 Rys dw treybst grosse trowe wordt,
Alls ob man nye Risen hab gehordt,
Dw maynst nyemanndt dörff dich bestan,
Ich ways deinem leyb ein man,
Von Soffoy ist ees ein herrtzog Reych
170 Der soll werden dein geleych,
Herrtzog Heymb dw Furste lobisan,
Nw schlag dich mit disem Risen freysan,
Lass hie·dein mannhayt werden scheyn,
Vor den frawen vnd der khunigein

Anntwort der Edl herrtzog Heim von
Schoffoy. dem Allten Hilliprant

175 Herr von Bern vnd mayster meyn,
Was yer mich hayst das soll pillich sein,
Aber yn will ich nytt bestan,
Das solldt yer mier nit uer vbl han,
Der gleychen mein herr von pern,
180 Das ist mein frunthlich bitt vnd begern,
Yer wolt mich des verlan,
Der Ris ist mir zw freysan
Er hat dreymalen mer sterkch dann Ich
Erschlueg Eer dann mich
185 Das war vnns allen ein grosse schandt
Wo man das saget in dem landt

Darauff Anndtwort Hillibrant wider
dem Herttzog Heym von Soffoy

Nicht lieber furste Reych
Du bist ym wol geleych,
Lass dich hye nit merkhen,
190 Dw wurst jn sunst sterkhen,
Woltstw erst der vertzegist sein
Hie vnnter den fursten mein
Villieber Ich hiet dich nie gesehen
Denn das man soldte yehen
250 195 Dw warest ein zaghaftig' man
Das stuennd dier vnnfurstlichen an
Darumb thue nit lennger vertziehen
Der Ries maynnt sunnst du woltest fliehen

Hinnwider Anntwort Herrtzog Heym von
Soffoy dem Allten Hillibrant

V

Hilliprant
(steht vor einem Zelt, hat die Rechte aufgehoben und warnt mit dem Zeigefinger)

Hertzog Heym
(den runden Schild in der Linken)

Herr fliehen will ich nicht,
200 Was mir darumben gschicht
Vnd Ee ich sein zage woldt sein,
Ich verlur Ee daz leben mein,
Nw will Ich zu den streytt,
Ris nw Sei dier wider seydt

Hinnwider anntwordt Kunig Schrutan
herrtzog Heym von Soffoy

205 Wolher dw bist mier ein Ebnner man,
Ich traw deiner hunndert wol zw bestan,
Es Nymbt Mich ein gross vnnpilldt,
Das dw dich vnnterstan wildt,
Hie mit mier vmb das kräntzlein zwschlagen,
210 Ich will dier jnn trewen sagen,
Dw wellest dich sein nicht vnnterstan
Es würdt dier sunst an das leben gan,
Dann dw bist noch ein jung man,
Dw soldt noch bas zw schuel gan,
215 Mich nymbt gros wunnder,
An den Hillipranndt besunder,
Daz er dich an mich tuet schikhen,
Vnd mich thuet allso vernichten,
Dann dw gleychest einem khnaben
220 Mich Rewt soll ich dich Erschlagen

Hinnwider Anntwort Herrtzog Heymb Kunig Schrutan 251

V[b]

Ris Ich Will dier Sagen,
Gros vnd faul sind zwen schaden,
Nw lass dein klaffen sein,
Flux werr dich mein

Kunig Schrutan (liegt auf der Erde) — Hertzog Heim Von Soffoy (hat das Schwert mit beiden Händen gefasst und schwingt es)

Hier klagt kunig Gibich
dem kunig Assprian

VI

Anntwurt Herrtzog Hagen
dem kunig Gibich

225 Ach lieber herr mein,
Yer soldt vnuertzagt sein,
Sy habens noch nit all erschlagen,
Ich wird jnn Anndre mär sagen,
Manichen Sturmb hab ich getan,
230 Kain man hat mier nye nichts gewunnen an,

Darumb hab ich ein freyen syn,
Dann Ich ganntz sonnder zweyffl bin,
Eer will Ich Inn dem garten Erjagen,
Oder werden darumb Erschlagen,

Hie Rueft Herrtzog Hagen Wellicher
der sey der Mit ym Streyten well

235 Wolheer der mich will bestan,
Dann Ich sein ein grosse freyd han,
Das Es an mich khumen ist,
Ich ways das yetz khayner hie ist,
Der mich wierdt bestan,
240 Es muss yn an sein leben gan

Kūnig gibich
(sitzt auf dem Thron und hat den Scepter in der Rechten. Unten am Thron die Jahreszahl 1533)

Hertzog Hagen
(vor Gibich stehend mit der Stange in der Rechten)

252 VI^b

Anntwurt Hilliprant dem Risen vnn̄d Mannt
denn Getrewen Eckhart mit ym zw Streiten

Ris es wirdt noch pesser werden,
Ich wais noch ain hellden auff Erden,
Das sag ich dier zw diser fryst,
Ein lanntgraff Im Elsass er ist,
245 Im dienen Burgg Stett vnd weyte lanndt,
Der getrew Eckhart jst ers genanndt,
Furst dw soldt hie streytten,
Dw soldst auch nit lennger peyten

Hilliprandt

Herzog Hagen
(liegt auf der Erde, Schwert und Stange unter ihm)

Eckart
(schwingt das Schwert mit beiden Händen)

Anntwurt der getrew Eckhart dem
Allten Hillibrant Hinwider

Hillipranndt yer seytt ein getrew man,
250 Hie will Ich mich des Risen gern vnterstan,
Von wegen meins herrn von Bern,
Der mich mit grossen Ern,
Zw Mannhaytt getzogen hat,
Denn will Ich mit meiner mannhayt

Diese Bruchstücke, sechs Papierblätter in grossem Folioformat, an denen man noch die Randstiche des Einbandes sieht,

befinden sich auf der Berliner Königlichen Bibliothek. Fast auf jeder Seite stehen grössere Federzeichnungen in Umrissen, etwa in dem Geschmack der Holzschnitte zum Theuerdank, nur viel schlechter. I II und III gehören zusammen, dann IV und V, VI steht allein. Wie gross die Lücken dazwischen sind, lässt sich nicht sagen: was erhalten ist, gehört etwa in die Mitte des Gedichtes. Die Handschrift ist wahrscheinlich im Jahre 1533 geschrieben; denn diese Zahl befindet sich auf dem Bilde von VI. Ob die Abfassung des Gedichtes älter ist, steht dahin. Es ist mit der rohsten Orthographie geschrieben, doch ziemlich fehlerlos.

Eine Erzählung der Begebenheiten kommt nicht vor: es sind lauter Gespräche der hier auftretenden Personen. Gibich und der alte Hildebrand ermuntern ihre Helden zum Kampfe. Die 253 meisten sind bereit; einige machen Schwierigkeiten, nehmen aber schliesslich den Vorschlag an. Nach dem Kampf folgt wieder eine Unterredung, aus der man den Erfolg ersehen kann. Von Etzel und Rüdiger ist keine Rede; ihre Theilnahme an dem Zuge Dieterichs, von dem C und D berichten, hat also nicht stattgefunden.

Bei den Persönlichkeiten ist einiges Eigenthümliche zu bemerken. Gibichs Helden werden sämmtlich Riesen genannt, also auch Walther (19), Volker (104) und Hagen (216); dabei sind sie Grafen und Herzoge. Schrutan sogar ist ein König (129): ihm sind zwei Schwesterkinder erschlagen: in den älteren Gedichten sind Pusolt und Ortwin seines Bruders Kinder. Heime heisst Heimb von Schoffoi Soffoi, womit wohl Savoyen gemeint ist. Er hat auch hier anfangs nicht Lust, den Kampf anzunehmen, und Schrutan nennt ihn einen Knaben, der noch in die Schule gehen müsse (214–219). Der getreue Eckhart wird Landgraf von Elsass genannt (244). Eine neue Gestalt ist Otnit Graf von Mantua (129. 131), womit wohl Otnit von Lamparten gemeint ist.

Schon in den älteren Gedichten sind die Zweikämpfe verschieden geordnet; in allen steht Heime dem Schrutan gegenüber, und das ist auch hier beibehalten. Walther kämpft mit Dietleib wie in ABC, dagegen in D mit Hartung; Eckhart mit

Hagen, wie in AB, in C mit Pusolt, in D kommt er nicht zum Kampf. Volker mit Otnit, der in AB dem Ortwin, in C und D dem Ilsan gegenübersteht.

An dichterischem Werth steht diese Arbeit auf der tiefsten Stufe, und Ayrers Tragödien von Hugdieterich, Wolfdieterich und Otnit sind Kunstwerke dagegen. Von anderen hat der Verfasser nichts genommen; aus den älteren Gedichten klingt kein Wort an: es ist alles eigenes Gewächs der kümmerlichsten Art. Die dürftigste Sprache und nicht ein belebter Gedanke. Gibich weiss seine Helden nur damit zu ermuntern, dass er ihnen sagt, sie sollten beim Kampf an ihre Liebsten denken. Seltsam nimmt sich die Erinnerung an die Zerstörung von Troja aus (42).

Das Metrische ist nicht minder roh, an eine Regel kein Gedanke. Dazu passen Reime wie verziehen : geschehen (5), risen : verliesen (19), geschehen : rechen (97), wolher : herr (50), Bern : kehrn (124), schicken : vernichten (217), hat : manheit (253). Doch statt vol : also (54) ist vol : wol zu lesen.

Wilhelm Grimm.

DER ROSENGARTEN.

536

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Elfter Band. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1859. 8°: S. 536—562.

A

Iª (2ᵇ) ......h gerne helfen sprach d.... nich Elsan
.....et mich hˢ dithˢ ich waz zustrite han (410)
......v̊z die kútte er warf sy in daz gras
..... wie wonneklich der múnich gewaffent waz
5 Waz dragēt ir dar oben sprach meystˢ Hiltbrant
Daz dun ich lieber brúder min alt storngewant
Do schútte der vō bern múnich Elsan swert (415)
Eins frischen bredigersstab sint ir gewert
Wem ir do mit gebent einē slag
10 Ich geben v̊ch daz min trúwe ez volget im in sin grab
Wistenz by dem rine die snellen búrger
.E. sy bihte sprechen sy worden .e. zwifeler (420)
Er sprach ich wil gen wormefs ritē vn̄ schaúwē dez rines flús
Nach einē rosen Cranz vn nach einˢ júncfraúwē kús
15 Nú wissent min hˢ dithˢich ez wirt do vollenbracht
Das krimhelt mohte wollen daz sy ez nie hette gedaht
Die rosen noch die blúmē daz sol man glaúben mir (425)
Sint ir nach húbischen recken ist gewesen also gir
So wellen wir sy lassen schauwē manigē werdē man
20 Der ir dē staub vor dē aúgē wol ab geblasen kan
Wellent ir hie beidē ir lieben hˢren min
Wellent ir hie essen ich wil v̊ch geben gúten win (430)
Die múnich múfsent ez doch engeltē sprach dˢ snelle man
*Ez sy in liep oder leit ez wirt in doch gedan
Iᵇ (2ª) Do sament sich .....et mit siner brúderscha..
26 Sy baden got vō himel vber dez múniches kraft
Do sprach sich vō bern Hˢ dithˢich (435)
Lassent ir in nit hˢ wider in daz clostˢ zúrstorē i..
Do sprach zú haut der apt daz sy v̊ch sichˢlichē vnuˢseit
30 Daz ir in hinnē fúrēt daz ist vns allen leit
Do sy do gesassen gedrunken vn̄ gassen (440)

Man zoch dar ein marg ein ros
Von schemninges brůder michel vnd gros
Sin swert daz gůrt er selber vmb der můnich Elsan
537 35 Mit grimeklichen zorn er ez mit dem gehiltze nam
Do ging er vor den appet der můnich Elsan (445)
Er sprach vil lieber apt v̊wern vrlop můz ich han
Wir můssen alle dienē vō bern H[s] dith[s]ich
Ich geben vch gern vrlop sprach der apt sich[s]lich
40 Do hies er ime balde bringē sin sper vn auch sin schilt
Da er by sinē ziden dicke het mit gespilt (450)
Schemning daz gůde Ros wart vō dem muniche ůb[s]er schrittē
Vrlop namē die h[s]ren vō dē clost[s] sy do ritten
Do volgeten im vor daz Closter die můnich vn̄ darzů ir man
45 Sy begůndē alle zů flůchen dem můnich Elsan
Daz du dich hast gescheiden vō diner brůd[s]schaft (455)
Daz můstů důrchschossen werden vn̄ w[s] dest nim[s] sigehaft
Er ist ein man stark wir sin mit ime bedrogen
Er hat vns mit vnserme hare vil dicke vͤmb gezogen
50 Wan wir nit endadent daz er v̊ns gebot
II[a] (12) .... in diesem clost' angest vnd not (460)
......en die alten bruder wir wellen got loben
......ns mit vnserme grisen hare vil dik vmb gezogē
*Daz vns der vaůt vō bern nach ime kam
55 *Wir hoffen wir sint erlost vō dem vnsenigē man

An dem fůnften morgē do vf brach der dag (465)
Do warē die h[s]ren kůmē zů bern do daz gesinde lag
An wolfart lag an ein[s] sv̊der stat
Do er die mere horte er maht sich vf dē pfat
60 Er ging zů den helden wider heim er do sprach
Nů horent ir h[s]ren alle min gros vngemach (470)
Ez hat der faůt vō bern ein můnich mit ime h[s] braht
Ich enkan nit wissen waz er mit ime habe bedaht
Spottest dů min sprach Heym nein helt v[s]nim mī wort
65 Wiltů ez nit gleuben so siehe in selber dort
Vf sprungen die h[s]ren alle samē glich zů hant (475)
Do dadent sy an ir schů vnd ander ir gewant
Die die schů nit kůnden finden die lieffen barfůs
Her dith[s]ich zů enpfahen mit irē hůbischen grůs
70 Sie lieffen alle gelich zů der portē waz in gach
An Wolfhart sleich hinden nach (480)
Do sprachent die h[s]ren alle samet gelich
538 Sint gotwilkomen vō bern h[s] dith[s]ich

Sint auch wilkomē h' alt hitbrant
75 Wilt der tüfel waz sicht der múnich in dis lant
IIb Waz súchent ir hie h' múnich sprach der ku ..... (485)
Her múnich richten vch balde heim uf die .....
Ich wil mit vch nit v'rereisen in die fremde l....
Ir in dúrfent vch nit schame sprach meist' Hiltbra..
80 Wer ist der Ritt' júnge sprach der múnich do
*Der mirs mit sime vbermúte bútet so rehte ho
Wil er ez nit sagen einē drüssel slag mús er vō mir habē (490)
Dez enber ich gern sprach Wolffhart ernistlich
Nú wellent ir vnbescheide w'den sprach h' dith'ich
85 Wer ist der ritt' júnge sprach der múnich aber do
Der mirs mit sinē vbermúte búdet so reht ho
Dú wirst in wol erkennē sprach meist' Hiltbrant (495)
Ja ist er diner swest' kint sprach der múnich zú hant
Ist ez dan Wolffhart sprach der múnich Elsan
90 Daz ich in nit erkenne dē selben júngen man
Nú lag er in der wagē do ich in zu leste sach
Ich enwist nit daz ich vō ime solte liden daz gros vngemach (500)
Sy sint nach dir gewassen Wolffhart vñ Sigstab
An.ir gros stúrmē kúmē sy nīmer in kein grab
95 Nú mús sy got behúdē sprach der múnich Elsan
Daz ich sy han fúndē die zwene júnge man

Die rede laz beliben sprach meist' Hiltbrant (505)
Vnd rúste wir·vns balde zú den húnē in daz lant
Daz wir betwingē by dem rine die helde lobelich
100 Wol úf wir müssen hinnē sprach H' dith'rich
Do reit der kúnig Etzel wider in sin lant
Mit ime der vō bern vñ meist' Hiltbrant (510)
IIIa (13) ..... art vnd sigstab vnd der munich Elsan
Di..arē irem h'ren mit trúwē vnd'tan
105 Do d.r kúnig Etzel wider heim kan
Do sach man mit ime kúmē manigē w'den man
Gegen in ging fraúwe Heriche die edel kúnigin (515)
Sie empfing do die h'ren mit mang' frauwē fin
Do nam der kúnig Etzel H' dith'ich mit der hant 539
110 Anderthalp ging der alt Hiltbrant
Der dritte waz ein margrefe rich
Er fúrte sy vor die kúnigin sy waz mīneklich (520)
*Do seitē sy die mere der kúnigin gût

105 Mit rother Tinte in *kam* geändert.

*Von der botschaft die waz so hoch gemůt
115 Sy seiten ir vō dē gartē der were schone breit (525)
Do sessen manig keyserlich wip gemeit
Sy seiten ir vō dē gůte daz zů wormess in dē rine waz
Sie seiten ir vō den fogeln die vf der linden sassen
Sy seitē ir vō den megeden die waren schone vn̄ glantz
120 Ez trůge ickliche vf irme heůbte vō rosen einē crantz (530)
Sie seitē ir von den .XII. heldē die wˢrē schone zů felde kůmē
Von irē waffen Rocken hat nieman vol vˢnomen
Vf icklichen ist gesmit .XII. gůlden fogel
Man můs ir liht gesinnē in aller der Welt loben
125 Do sprach die kunigin gezogenlich (535)
Nů bringent vns die rosen vō bern Hˢ dithˢich
Daz wil ich vmb ůch vˢdinē die wil ich han daz leben
Vnd wil ůch mit minē hendē die riche gabe geben
IIIb Do sprach der jůncfraůwen eine ach got moht . . .
130 Welicher hˢre vns brehte die rosen vō dem Rin (540)
Vnd welicher hˢre důrch vnsern willē kůmpt da . .
Der hat den pris gewōnen nach fürstlichē sitten
Do sprach fraůwe Herich die edel kůnigin
Nů han ich mir zů hůse manige frauwe fin
135 Nů dar ir ziherē helden vˢdienēt richen solt (545)
Schaffent daz ich ůch vn̄ mine megde ůmˢ wesen holt
Werent ůch frůmecklichen důrch dē willen min
Daz wil ich ı̄mer me ůmb ůch vˢdienē sin
Vnd slahent dieffe wůden nider vf dē grůnt
140 Daz danket vch hie heim manig rot' můnt (550)
Hat sy by dem rine ir Ritt' ůberzogen
Vf die icklichen gesmit XII gulden fogel
*Man můs ir liht gesinnē in aller der welt loben
So wil ich vf die vwern alle samē besůnder
145 Vf icklichen hies sy smidē .XII. gůlden mer wōder
540 Do begůnde die fraůwe Heriche die kist vf důn (555)
Do begůnde die fraůwe wˢben vmb so grossē rům
Sie sprach nement daz gesteine vn̄ daz golt so rich
Slahent ez vf die nacken so recht wonneklich
150 Den goltsmit hies sy smiden mit elenthaft' hant
Manig lieht merwonder wart im do bekant (560)
Der maniges vfser dē rocken hart lieht erschein
Ickliches hette in sinē můde dē liehtē karfůnkelstein
Do hies sy die helme alle samē důrch graben (567)
155 Mit dēme edeln gesteine daz die XII helde solten dragen

116 *Gemeit* ist von einer anderen Hand zugesetzt.

XII

IV[a] (14) Dar in waz genet manig klein berlin (569)
Durch sin dúget gap ez vnn'borgē schin (570)
Die gedecke hies sy machen manigē snellen marg
Zu den sitē enge zú den brüsten starg
160 Do sprúnge sy gar wite vn̄ warē sin gemeit
Daz man der abentúrē noch singet vn̄ seit
Ein gezelt hies sy machen costlich vō richeit (575)
Golt vn̄ edel gesteine schein vil dar ab waz wol bereit
Ez lúhte nahtes als man vō einre kertzē sach
165 Do vnden hettē die .XII. helde gút gemach
Golt vnd edel gesteine was dar in getragē vil
Man fant vnder dē gezelt manig schones spil (580)
Die dische warē helfenbeinē clar als ein spigel glas
Oben in dem knopfe der liehte karfúnkel waz
170 Die gezirde wart bereit so reht wōneklich
Als ein richer keyser wolte farē so geweltklich (584)
*Dar vnder wart ir gúden sy mústē ime alle v'iehen
*Daz sy by ire zitē nie kein schoner gezelt hette gesehen
*Do wart die wite heide alle samēt bestraúwet
175 *Mit manigē richen gezelt wart der kúnig erfraúwet
Deme kúnige múste dienē. XVI. wite lant (585)
Dar úz kam ime zú helfe manig kúner wigant
Do hies die kunigin balde vor sich stan
Do mante sy ir helde die kúnigin lobesan
180 Nú lassent vch nit vberwīnden zú wormefs an dē rin
Werent vch frúmeklichē dúrch den willen min (592) 541
*Dez wil ich v̄m'me vmb v̊ch v'dienē sin
IV[b] *Slahent dieffe wunden mit elenthaft' hant
*Ich geben vwer ieklichem ein juncfrauwe vn̄ dar zv . . . .
185 Do sprachen die recken alle sy wolten ez gerne dún (595)
Varēt an den Rin úmb pris vmb rúm
Daz die schone fraúwe mús der welt jehen
Der pris der ist erfohtē wol vf es mús geschehen
Also mante sy ir helde die edel kúnigin rich (590)
190 Besúnder der vō bern der edel Dith'ich
Sy sprach nein aberner dú ez dúrch dē willē min
Schaffe daz din lob erhebe zú wormess an dē rin
Do sprach der faut vō bern edele kúnigin (603)
Ez wirt von mir zúrhauwē lieht' helm schin
195 Ez wirt aúch úber gossen mit heissem blúde naz (605)

163 *Waz wol bereit* von anderer Hand.
173 *Zitē* von anderer Hand übergeschrieben.

Ich slahe dieffe wūden vor ware wisse daz
So wellen wir hinnē riten důrch dinē ůbermůt
Vnd wellen daz nit lassen důrch kein^{s} slahte gůt
Sprach der faůt vō bern edele kůnigin (610)
200 Wir důn ez allez gern důrch dē willen din
Mohten wir sy betwingē nit elenthaft' hant
Daz vns muste dinen kůnig gibich vn̄ sin lant
Mit sinē starken helden mit schilt vn̄ aůch mit spern
An h^{s}rferten in reisen wo wir ir begern (614)
205 Do enredet nit me vō bern h^{s} dith^{s}ich
Von dannē begůde sich růsten manig helt lobelich (616)
*Orlop nam vō den fraůwē manig w^{s}der man
*Vil gůder segē wart in nach gedan
Orlop nam der vō Bern vō der kůnigin her (619)
V^{a} (15) Orlop nam der vō Bechlan der milt Růdig' (620)
Von den fraůwē allen da sy sassen in dem sal
Orlop namē die h^{s}rē alle vō den fraůwē vber al
Orlop nam Hiltbrant gar ein kůner man
Orlop nam sin brůder der můnich Elsan
215 Orlop nam Sigstab an der selben fart (625)
Orlop nam sin brůder der kůne Wolffhart
Orlop nam Heim ein vsserwelt' degen
542 Vrlop nam Wittich ein Ritt' so erwegen
Vrlop nam vō růssenlant Hartnit ein kůnig rich
220 Vrlop nam von Kriechen der schone Dith^{s}ich (630)
Vrlop nam vō stiere Dietleip hochgemůt
Vrlop nam vō tennen marg der jung kůnig frůt
Vrlop nam kůnig Etzel vn̄ alle sin dienest man
Also frischlichen hůben sy sich vō dan
225 Do brahtē sy vf die heide manig baner wit (635)
Die Ros die warē vberdecket wůneklich
Vf den gecrontē helmen manig lieht' stein lag
Der da vō erlůhte also schone reht als der dag

Do hies der kůneg v̊f blasen balde sin herhorn
230 Dar zů begūde sich růstē manig helt hoch geborn (640)
Der storm fan wart beůolen meyst^{s} hiltbrant
Do fůrt er die h^{s}ren mit freiden důrch die lant
Do fůrē sy vō den hůnē mit ein^{s} grofsen maht
Daz sy in .xx. dagē vn̄ aůch ein teil der naht
235 Waren by dem Rine an der stat da wormefs lit (645)
V^{b} Da hůb sich vmb die rosen ein engestlicher . . . . .

203 *n* zu *spern* von anderer Hand zugesetzt.

Da Hiltbrant der alt dez rines flos ansach
Do hůb er mit gewalt nů horēt wie er sprach
Ir hʼren vō den hůne nů merkent alle sampt
240 Halten vch wischlichin in dez Kůniges Gibiches lant (650)
Do sprach vō den recken der alt hiltbrant (652)
Ir hʼren vō dē hůnē nů beitēt alle hie
Alsůlichen starken ferigē ensahen vwʼ aůgen nie
Als einre ist by dieseme rine denken ich hart wol (655)
245 Wer wider sinē willen her v̂ber farē sol
Der bedarf gůdes glůckes sol ime bliben daz leben
Nů wil ich zů ime ritē ob er vns wolle fride geben
Ja ist der selbe ferige ein also ůngefůgʼ man
Er hat zwene sune die sint so freissam (660)
250 Wer vber farn wil der můs im lassen ein fůs ob eī hāt (662)
Do sprach der vō bern daz wer ein důwers pfant
Solte ich ime lassen ein fůs vn̄ ein hant
*So keme uns die ůber fart hart důwer an
Das wissent sichʼrliche ich grif in .E. selber an (666)
255 Do sprach der můnich Elsan lant mich dʼ botte sin
Zů dem selben ferigen noch hůde an diesem rin 543
Er wenet ich sy ein waller sprach der můnich Elsan
Wan er minē bart ersiht der selbe grofse man (670)
Diz ist ein seltzen mere Wolfhart sicher sprach
260 Wie kůnde sich daz gefůgen daz grofs vngemach
Von diesen helden allen gegē einē man
VIª (16) . . . . . . wir dan. XII. heldē v̂mʼme gesigen an
Wir sollen ime so rehte flehen als man eim esel důt (675)
So er nit wil secke dragen mit starken stecken gůt
265 Vnd sollen dan sprechē nů fůre vns vber rin
Daz dirs der tůfel lone der libe hʼre din
Sy warē manige mile gerittē vn̄ gerant
Die hʼren vō dē hůnē dadent sich do bekant (680)
Das sy vnuʼzaget werē in storme vn in strites not
270 Do sach man vf der heidē manig baner vō golde Rot
Vs der stat vō wormefs nam man der geste war
Ritter vn̄ frauwē sahen alle dar
Do sach man vsser dē helmē erschinē manigē stein (685)
Dis ist ein fry gesinde sy alle gemein
275 Mich důnket an der wisen sy wellen strites pflegen
In deme rosen gartē by vnsern helden hie
Sie werē zů dē rine anders kůmē nie (690)
Ir ist an alle masse gar an alle zal
Man siht by dē rine vil greuē ane zal

280 Der gezelt vnd auch ir hůttē gar wōneklichen stan
Daz sich solicher geste Krimhelt nit wil erlan
Daz schende sy der tůfel mit irē helden gůt (695)
Al vmb ir brief sendē daz sy zů den hůnē důt
Sie erhebet mit irē heldē manigē strit durch ir hoffart
285 Jeder man sehe zů ime selber wie er sich bewart

An dē selben stůndē ging der můnich Elsan
Iedes halb dez rines do er dē sergē fant (700)
VI^{b} Er begůnde lůde růffen wiltů v̊ber fůrē .xii. gebrůd^{s} gůtlich
Daz wellent sy dir lonen daz wiſse sicherlich
290 Gensit an dē rine der gůte ferge sprach
Da er dē můnich mit siner kuttē sach
Ja vil lieber brůder ich wil v̊ch gerne vber fůren (705)
Do begůnde mit dē riemē daz schief vast zů růrē
544 Do kam er v̊ber vn̄ sach daz er waz bereit
295 Er sprach h^{s} můnich so veig' waz hant ir mir geseit
Ritent ir wol brůder in ůwerm lande also
So mag der v̊bel tůfel vwers gebedes w^{s}dē fro (710)
Rittent ir also mit harnasch vn̄ mit ringē důrch got
Daz ist nů wol der groste spot
300 Der in diesem iare ieme h^{s}haben wart
Waz hant ir mir gelogē ir alt' last^{s} bart
Der ferge zoch daz růder v̊f dē můnich er slůg (715)
Můnich Elsan mit dē bart het liste do gnůg
Er vnder sprang dē verigē dez breidē ruders lang
305 Sy slůgē vf enander manigē hertē swang
Der můnich zog dē fergē vss^{s} dē schiffe zů im an dē staden
Sie begūden vō hertē streichē in dē sweis baden (720)
Daz sy bede vf die erde fielen
Sie slůgē enander in die kiefelen
310 Der můnich gab dē ferigē einē hartē drůk
Daz er můst důn zů der erde einē bůck
Nůmme dumine amē sprach d^{s} ferge zů hant (725)
Alsůllichen starken tůfel wart mir nieme bekant
VII (17) In stormē vn̄ in stritē wart ich nie vber strebet
315 Nů hat er mich betwūgen so gar in sin gewalt eben
Als ich sy vō .vii. iaren ein cleines kint
Můnich Elsan mit dē barte mich vber wint (735)
Nů mag er wenē war mir die sterke kůmē sy
Nů han ich doch manigē helt gewonet by
320 Mit minē scharpfen swerte daz er sin hende want
Wil er ez nit geradē ez geschiht im alzů hant (734)

315 *eben* von anderer Hand.

*Nv̂ werfent hin daz rúder vn̄ griffent zú dē swert
*Ir werdēt von mime libe strites wol gewert
*Do slúgen sy vf enander manigē hertē streich
325 *Múnich Elsan mit dē bartē waz dē strite nit zú weich
*Er sprach gar zorneklich
*Nú wern ich doch min lip
*Wan daz ir betwingēt mich
*Nú bin ich doch ein kempfe zweier fúrstē lobelich
330 *Dez berners vn̄ kúnig Etzel die v̂z húnēlant 545
*Die wellent sich lassen schaúwen die fúrsten bedesant
*Noch húde an dieseme rine mit irē helden snel
*Dú múst vns vber fúrē daz wifse ane spil
So lafsent v̂wer stritē der ferge schier sprach (735)
335 So reht liebe geste ich nie me hie ingesach
So die vō dē húnē mit irē helden fin
Ez hat nach in gesant Krimhelt die Kúnigin
Solte ich mich dan setzen wider die helde fry
So moht mir grofse dorheit wonen by (740)
340 Sint daz ez fraúwe Krimhelt hat begert
Waz ir an mir gesinnet daz sollent ir sin gewert

Do hies er ime zú dē stadē schief bereidē genúg
Darin trat v'meslich manig Ritt' klúg
Mit sime gecronetē helme gar frislich an der stúnt (745)
345 Norpreht hies der ferige vn̄ sprach dúrch dē grúnt
Sint gotwilkúmē ir h'ren v̂fser Húnē lant
Ir warēt mir alle weis got wol v̂nbekant
Han ich vwer keinē zú leide it getan
Der dar vmb wil zúrnē der sol mirs varē lan (750)
350 Do sprachen die recken alle sy wolten ez gerne dún
Also maht im der verige Norprecht selber ein stede sún
Dar nach fúrt er vber manigē werde gast
Des schilt vnd aúch dez harnasch gab gar liehtē gast (754)
*Do trat in das schief der kúne Wolfhart
355 *Do sprach der ferige norpreht ez ist v̂bel hie bewart
*Der lange stet zú doben er mag wol der túfel sin
*Blibet er in dē schieffe er dridet ez in den Rin
*Do hies man v̂z springē Wolfhart den kúnē degen
*Er hette vil nach v'súmet vmb sin w'des leben
360 *Hetten im nit geholfen die gesellen sin
*Wolfhart were hertrūken zú wormefs in dē Rin
Norpreht niht anders enpflag (763)
Den mit sinē vil snellen schieffen bis an dē dritten tag
Daz er v̂ber fúrtē kúnig Etzel vn̄ sin vnd'tan

VIIIa (18) Do sach vſser der stat vō wormeſs manige frauwe lobesam (766)
366 Vſser der stat vō wormeſse vil der lůde sprach (755)
Ez gesach nie aůge so vil vf einē dag
546 So vil der stolzen helde fůrē vber rin
Krimhelt die schone zůmphē leckerin mag wol in nodē sin
370 Kůmēt sy in den gartē werlich ez geschiht schir
Solicher groſser vngefůg daz man mir gleubet (760)
Krimhelt sin erslagē ir bestē helde zart (761)
Do er vber brahte manigen recken leben (767)
Do sprach der kunig Etzel nů sollent ir mercken eben
375 Ir her stoltzer ferige daz wir vch nit engeben
Wider golt noch silber zů lone bis wir kůmē wider eben
Bringe ich den her wider manigē kůnē helt (771)
Von Krimheltē recken so wirt mit vch gedeilt
Min gůt mit solicher trůwē daz ir mirs sagēt dang
380 Laſsent vch by dem rine nit die wile sin zů lang
Ach fůrste vñ lieber hˢre der ferige schir sprach (775)
Geschiht vch vō Krimheltē recken hie kein vngemach
Von Krimheltē recken daz ist mir werlichen leit
Kůment wan ir wollent so bin ich vch bereit

385 Do sprach wolfhart der kůne war vmb sin wir vs kůmē (788)
Zu strite vmb das richen krone daz han ich noch vnuˢnomē
Ob důrch willen schoner frauwē der dů mir daz bekant
So willen wir helm zůr haůwen sprach der kůne wigant
Do sprach der helt wittich wir sollen ein hasen jagen (791)
VIIIb Einen botten in den gartē der vns die mere hˢwider sagen
391 Ja sprach Hartnit vō růſsen lant mir ist ein mere geseit (795)
Fůnf hůndert schoner fraůwē sint auf der heiden breit
In dē rosen gartē můs der strit geschehen
Wolt got sprach Wolfhart daz ich in ein stůnt solt sehen
395 Do sprach Hiltbrant der alt Wolfhart lieber ohē min (787)
Dů wirdest strites wol gewˢt zů wormeſs an dē rin
.E. dan wir uns gescheiden vſsˢ dē rosen rot
Ich geben vch daz min trůwe wir kůmē sin in not
Do sprach der faůt vō bern der fůrstē hochgemůt (797)
400 Zů dieser botschaft ist nieman also gůt
Alz růdigˢ vō bechlan der edele fůrste milt
Der fůret vor den fraůwē wol der erē schilt (800)

547 Do sprach der kůnig Etzel ach milt' Růdigˢ
Rit vns in dē gartē vñ erfare vns die rechte mere

370 *schir* von anderer Hand.
376 *eben* von anderer Hand.

405 Ob die h'ren võ dẽ rine zů strite sin bereit
Ob in dem gartẽ sy die kůnigin gemeit
Do sprach der margrefe h're ich hort ein mere sagẽ (805)
Eins richen kůniges botte sol riche kleider tragen
Den man wil senden zů eime sin genos
410 Drůge er nit riche cleider an sin last' worde vil gros
Do hies der kůnig Etzel her für dragen
Ein gewant daz koste wol. xx. dusent marg (810)
Daz waz mit golde wol důrchslagen starg
Dar in was genewet manig edel stein
415 Der ṽfser dẽ gewande so wũneklich erschein
IX[a] (19) Do sprach des võ bern nim daz clare gewant (814)
Do ritest dů mit erẽ vor die frauwẽ alle sampt (815)
So begegnet dir in dẽ gartẽ frauwẽ vn megetin
*Die dir alle dan schaůwẽ vf daz golt so vin
420 Do der margrefe sach daz gůlden gewant
Do enpfing er ez also schone vñ det ez an zů hant
Er besach ez vber die brůst da waz ez also gůt
Mit frolichem h'tzen wart er hoch gemůt (820)
Von dẽ golde Clare gab daz gewant richen glast
425 Dem milten margrefen an freidẽ nie gebrast
Sein Ros stůnt gesattelt vf der heiden breit
Er reit nit alleine ein kneht mit ime reit
Do er vor de gartẽ kam ab stůnt der kůne man (825)
Do wolt der milt margrefe vor die schonẽ frauwẽ gan
430 Er trat võ dem Rofse nieder in daz gras
Vil schire ez võ sime knechte do gebůndẽ waz
*Do wůt er dǔrch die rosen der wũder kůne man
*Daz võ im erlůhte daz schone gůlden gewant
Er kam vor die schonẽ frauwẽ als noch ein richer botte důt
435 Sie warẽ vnder der linden alle samẽ hoch gemůt (830)
Ein gehimeltz oben swebet vor der kůnigin
Die grůst er důgẽtlich der milte margref fin
Do sprach der frauwẽ eine er ist mir vnbekant (835)
Sage degẽ kůne wie bist dů genant
440 Do sprach der margrefe so reht důgẽtlich
IX[b] Ich dienen kůnig Etzel vn H' dith'ich 548
Dǔrch solich abentůre bin ich her gesant
Die schonste vnder ṽch allen wie ist die genannt (840)
Eins richen kuniges doht' võ dẽ man wond' seit (842)
445 Zwolf riches kůniges doht' wirt man by ir sehen
In diesem rosen gartẽ můs der strit geschehen
Krimhelt der schonẽ ist der gewalt geben (845)

Wel zwen sy vō enander scheidet die behaltēt wol dz lebē
*Da in ret nit me der milte Růdig[s]
450 *Da wart er wol enpfangē vō ein[s] jůncfraůwē her
*Die schonē fraůwē lietē sich lieplichen an
*Den danket důgētlich der milt marg man
Die schonē fraůwē safsent by im in ein[s] schar (847)
Der schonstē vnder in allen er nam ir genůg war
455 Do hette er die kůnigin gern gekant
Er wolt ir sagen fremde mer vō dē kůnig ůz hůnē lāt (850)
Zwolf richen kůniges doht' safsen vor im in daz gras
Die schonste vnder in allen schone gezieret waz
Sie was aůch an dē lip ein stoltz maget klůg
460 Ein Crone vō rotē golde sy vf irme heubet drůg
Die Crone waz gezieret mit fůnf stollen wūneklich (855)
Also schone gezieret mit edelm gesteine rich
Wan sich wolte neigen die edel kůnigin
So gabē die edel gesteine vō der cronē vnu[s]borgen schin
465 Vf dem erstē stollen lag ein lieht[s] Robin
In dē andern stollen lag ein liht' smaletin (860)
Vf dē zwein stollen lag der lihte karfůnkelstein (865)
Xa (1) Der vō der cronē so reht wonneklich erschein (866)
In dem drittē stollen lag der lieht jochant (863)
470 In dē virden stollen lag der lieht ademant (864)
Vf den zwein stollen lag der lieht Robin gůt (861)
Der brant zů allen zitē als ein heis glůt (862)
In dē fůnften stollen lag zwey gůlden bildin (867)
Daz ein waz syferit gelich daz ander der kůnigin
475 Vf dē stollen allen lag manig edelgestein
Der vō der cronē důrch sin důgēt so wūneklich erschein (870)

Aller erste ist der margrefe vor die kůnigin kůmen
Er sprach vil edel kůnigin hant ir daz it v[s]nomen
549 War vmb bin ich vō den hůnē an dē rin gerant
480 Vil edel kůnigin daz důnt mir bekant
Do kůnte der margreue vor die kůnigin alzůhant (875)
Also důgētlich leit er ir dē brief in ir hant
By ir stůnt ein schriber balde sy im dar rief
Der schriber kam zů ir dar
485 Sy sprach lies dē brief daz man ez vber al hor (878)
Do der schriber den brief ůfgebrach
Wie lůde er lachet nů horent wie er sprach (880)
Ez stet an dem brieffe wůnders also vil (881)
Der bedarf wol lieplichen lachen diese mere sint also (883)

490 Zwar vns betrüget kunig Etzel vñ dᵉ bernᵉ hᵉr vor war
Sy süchent heime die schone krimhelt die künigin (885)
Vnd ir starken helde wo by (886)
Sie wollent ir hie zurdrettē die rosen vnd daz gras (889)
Xᵇ Daz sy begossen wᵉden mit heiſsem blůde naz (890)
495 Do sprach die kunigin daz selb ich dar inbot
Der strit můs geschehen in dē rosen rot
Ist ez daz sy min hehlen gesigē an
So můs min vattᵉ vñ min Brůdᵉ sin dinstes vndᵉtan
Daz hort ein Júncfraúwe zů dē margrefen sy sprach (895)
500 Neina fürste riche dů bist wite erkant
Sprich der garte sy zúrstoret da in die rosen rot
Sint daz ez die fraúwe krimhelt dürch ir hoffart dar ī bot
Wie balde daz die künigin hort vñ sach
Daz die júncfraúwe zů dē margrefen sprach (900)
505 Sy stůnt vf vō dē gestůle zů in beiden sy trat
Der milte margrefe dᵉ Júncfraúwē rede nīme bat
Do sprach die Júncfraú so ist ez wol der wille min
Sit daz ez hat gehort die edel Künigin
So bitten ich vch hie horē dē sang dᵉ fogelin (905)
510 Ob ich můs vō fern húlden vmmᵉme gescheidē sin
Do det der margrefe als vō art ein biederman
Der sich zů fraúwē húlden wol gelieben kan
Er sprach zů der Künigin ir gartē wᵉ schone breit (909)
Des frauwet sich ir hᵉtze der kúnigin gemeit
515 Die blasbelge hies man drůcken durch die rore ging dᵉ w... (913)
Oben vf die linde da die fogelin sint
Sie súngē vnder en ander clein vñ da by gros (915)
Ez enwart nie hᵉtze so trůrig daz der kúrtzwilē ie vᵉdros 550
Manig fogelin so cleine daz gar lůte sang
520 Daz ez in den wolken lůte erklang
XIᵃ (6) Sy sungen vnder enander die lerchen vñ die nahtgal
Daz ez vz dē rotē golde so liеplich erhal (920)
Do sprach der margrefe so reht tugentlich
Nu hant ir vf erden ein gantzes himelrich
525 Moht ich do in bliben die wil ich leben mag
Mir were by diesen schonē fraúwē ein ganz jar als ein dag
Do spilete ein júncfraúwe die rotte also mīneclich (925)
Wer die stymme horte dᵉ můst fraúwen sich
Vber sy stůnt der margrefe er zoch ab sin gůldē gewāt
530 Der juncfrauwē mit dᵉ rottē der gab ers in ir hant
Do sprach die juncfraúwe waz fürstē mag dis wesen
Der sich so richer gaben gen fraúwē mag erwegen (930)

Er mag wol sin ein furste vñ edel sin genos
Oder ein richer keyser sin gabe sint so gros
535 Do sprach die kůnigin er ist mir vnbekant
Sage fůrste riche wie bistů genant
Do sprach der margråfe so reht dogentlich (935)
Ich dienē kůnig Etzel vnd H^s dith^srich
Vnd frauwe Herichē der milten bin ich vnd^stan
540 Ich bin geheiſsen Růdig' der vō bechelan
Sie sprach helt von diner tůgent ist mir vil geseit
Siehestu vor dir sitzen .XII. Jůncfrauwē wol gemeit (940)
Der wil ich dir ein geben edeler fůrste rich
Mit einer gůlden Cronē vnd dar zu ein kůnigrich
545 Do sprach der margreffe als ein reht^s biderwer man
XI[b] Der sich zů frauwen hůlden wol gelieben kan (944)
*Er sprach frauwe wie vbel mir daz gezeme
*Daz ich ein ander neme
Ich wil mich mit diser frauwē laſsē gnůgē kunigīne klůg (945)
550 Sint daz mich got vō himel daz erst zů ir drůg
So wil ich ir stete laſsē daz ich ir gelobet han
Vnd wil mich an diser frauwē maſsen dz man mir gleůbet zwar
Vnd wil auch by ir alten der mir daz lebē lat
Vber recken in dē gartē daz alles an gotte stat (950)
551 555 So wellen wir hinnē fůre die rosenkrentz so klůg
Ez enwart nie kein schappel also sůr v^sdient dz mā ie vs gedrug
Durch soliche abenture sin wir an den rin gerant
Wir wellent sicher kůmē mit gewaffent' hant
Wo wir sollent stritē daz důnt mir hie bekant
560 Do sprach die kůnigin alhie an diser stat (955)
*In diesem rosen gartē můs der strit geschåhen
*Mit beden minē auge wil ich in an sehen
*Wel zwen ich vō enander scheide die behaltēt wol dz lebē
*Heis sy kůmē wan sy wollen die sich dez strittes hant erwegē
565 Von dannē schiet h^s Růdig^s vmb en mittē tag (957)
Do reit er also balde do daz gesinde lag

Sie schruwē alle gliche ach milt' Rüdig^s
Nů sage vns balde vō dē recken mere (960)
Do fragete der vō bern dē graffen alzů hant
570 Wo hant ir nů gelaſsē ůw^s guldē gewant
Do sprach der marggreffe edeler faůt vō bern (963)

552 *zwar* von anderer Hand.

B

XII[a] (4) Sage degen kůne wie bistu genant (1012)
Siestab der júnge im sins namē nit enseit
Do wider seiten sy enander vf der heiden breit (1014)
575 *Si dreip vf enāder ir beder grofser zorn
*Sie rúrten die Ros vast zú dē site mit den sporn
*Die schefte sy zúrstachen mit elenthafter hant
*Sie grieffen zú den swerten schiere do zú hant
*Zweier fursten kempf zú samē warē kúmen
580 *Ein vngefúger strit. vñ schade wart vō in do v'nomē
*Reinolt der kúne gab siestab einē slag
*Daz der Ritt' edele vor im vf dē sattelbogē lag
*Dez slages sich erholte siestab der junge man
*Hart snelleclich reit er in wíder an
585 *Er ime ein vngefúge wonde wider slúg
*Da er reinolt der wondē gefúlt vō der banē er sich hûb
*Do bleip er vf der fart siestab der júnge man
Bis ez begunde dagen er húb sich vnd' dez h'dan (1020)
Vnd seit vō abenture h' dith'ichen mere
590 Wie ime vf der fart geschehen were (1022)

Do sprach der faūt vō bern getrúw' Hiltbrāt 552
Nú rite zú dem kúnige hie vfser nider lant (1026)
Ob er vfser sinē helden vel súchen .XII. kún' degē (1029)
So wellen wir v̊fser dē vnsern .XII. dar gegē wegen (1030)
595 Do ensúmet sich nit lange der althiltbrant
Do reit er zú dem kunig gibich dem merē wigant
XII[b] Do wart er wol enpfangen vō dē heldē vf d' bal
Den danket dogentklich Hiltbrant vber al
Do sprach gezogēlich der alt Hiltbrant (1035)
600 Edeler kúnig rich ich bin her zú v̊ch gesaat
Ob ir wellent súchen .XII. in die not
So wellen wir vfser den vnsern schicken in die rosē rot
Ja sprach der kúnig Gibich ich wil der erste sin
Zú strite in dem garten vor der doht' min (1040)
605 Ich han ez by minē zitē dicke me getan
In dem rosen gartē wil ich der kempfen ein bestan
So bin ich in der aht jar sin mir gezalt
So bestan ich v̊ch selber sprach Hiltbrant d' alt
Wer bestat mir den Gúnth' min sún dē degē gút (1045)
610 Den bestat vō tennē mark der júng Kúnig frút
Wer bestat mir den sin brúder gernot
Mit wem er hat gestrittē ein teil slúg er tot

Sagen ich vch sich^{s} vnd wil vch ez wiſsen lan
Den bestat Růdig' der vō bechlan (1050)
615 Wer bestat mir den Hagen der můs aůch an die fart
Den bestat vō gartē min ohen Wolfhart
Wer bestat mir Walth^{s} ein helt vō Kerling genant
Den bestat Hartnit ein kūg vſser růſsen lant
Wer bestat mir den Stofnīg ein kūg vſser eg' lant (1055)
620 Den bestat von stiere Dietleip hoch gemůt (1058)
Ich sagē dir sich^{s}lichen er ist ein helt gůt (1057)
Wer bestat mir ein risen heiſset asprian (1059)
Er furt zwey swert in einer scheidē domit er fehtē kan (1060)
XIII^{a} (7) Er ist gros vnd lang daz sy dir geseit
625 Den bestat Wittich den schemningē dreit
Wer bestat mir aber ein Risen heiſset schrůtau
Dem sint die průſsen vf dem mere důrch forchtē wil vnd^{s}tā
Den han ich vf minē hofe wol .xx. jar gezogen (1065)
553 Den bestat Heime der dreit vier ellenbogen
630 Wer bestat mir ein Ritt^{s} heisset Herbort
Der in allen stormen kein strit nie geforht
Er ist ein degen kůne daz wiſse sich^{s}lich
Den bestat vō Kriechen der schone Dith^{s}rich (1070)
Wer bestat mir den Volker vō altzhein genant
635 Er ist ein fidelere ein helt zů siner hant
Er ist by den besten die ich irgē by mir hie han
Den bestat min brůder der můnich Elsan
Wer bestat mir den Syferit den kůnig vſs^{s} nid^{s}lant (1075)
Er fůrt der .xii. swert eins ist palmůnt genant
640 Er fihtet vmb min doht^{s} daz wiſse sich^{s}lich
Den bestat vō bern min h^{s} dith^{s}ich
Do sprach der kůnich Gibich ist dir it wordē kůnt (1080)
Reynolt vf der fart wart mir nehten gewont (1079)
Er mag nīme gefehtē daz sy dir geseit
645 Do viel sicstab vō dē roſse daz waz vns allē leit
Do sůmet er sich nit lange meist^{s} Hiltbrant
Do reit er also balde da er sin h^{s}ren fant

Sie rieffen alle gliche Hiltbrant getrůw^{s} m . . (1085)
Nů rat vns in truwē wie sollen wir e . . . . . .
XIII^{b} Die rede sollent ir swigen sprach meist^{s} hiltbrant (1087)
651 Man hat gen ůch gedeilt daz důn ich ůch bekant (1092)
.xii. der kůnsten helde die ich ie gesehen han
Doch getrůwe ich got vō himel wir gesigē in allē an
Bereittent vch balde sprach meist' Hiltbrant (1091)

655 Zů strite in den gartē vnd rustē vch dar zů hant
*Das Ros vnd harnasch na by vch sy
*Ich hoffe ez werde in dē garten etlicher kůnig fry
Wem ich růffen der sol mich v'stan (1095)
Ein Ritter nach dem andern sol zu strite gan
660 Do by sollent ir merken daz ir beiaget rům
Do sprachen die recken alle sy wolten ez gerne důn
Do wart reckenmeister der alt Hiltbrant
Er schůf daz die hůtte worden alle v'brant (1100)
Da hielt vf dem felde manig helt stark
665 Mit sime gecronte helme by ime manig snel mark

Do hies der kůnig vf blasen balde sin herhorn 554
Dar zů begůnde sich růsten manig helt hoch geborn
Sie ritten gen dē rosen garten gar frislich vf dē plan (1105)
Me den ein starken ros laůf do sweig ider man
670 Hagen vō troēgen kam h'fůr gerant
Ein silberē schilt fůrt er for der hant
Er fůrte vf dem helme zwei gůlden wisant horn
Er sprang vor den gartē vnd rief vf mit zorn (1110)
..... ů nů vō bern getrůwer hiltbrant
675 ..... sol ich nů stritē daz du mir bekant
XIV[a] (s) Do sprach hiltbrant der alt daz ist Wolfhart
Der helt by dem kůnige vnd ist zů strite wol bewart
Vnder eime baner ez ist von golde rot (1115)
Als frislich trat Wolfhart an die not
680 Sin helm war gesteint vnd ein liehtē schin
Er fůrte an dem schilte ein wolf was gůldin
Ez fůrte vf dem helme der degē so gemeit
Zwo silberen wis stangen vō den man wonder seit (1120)
Dar an die gůlden schellen daz rede ich ane wang
685 Wan man dē helm růrte daz ez vil lůde erklang
Sin ros ging in sprůngē waz wis als ein harm
Er fůrte ein sper dicke als ein arm
Sie růstē vf enander die zwene kůne man (1125)
Manig slag swinde wart vō in getan
690 Einre wolt den andern zwingē die zornigē degē
Do wolt einre dē andern dez prises nie gegeben
Die ros sy sere růrtē zů dē sitē mit den sporn
Sie kamē von den rosen hind' zwen schilt sy sich bůgē
Hart frislich zwey scharpf swert sy zůgen
695 Sie slůgē vf enander die zwene kůne man (1132)

681 Es stand *vf* da, ist aber ausgestrichen und *an* darübergesetzt.

Daz die fůers flammē vf ir beder helm enbran
*Sie drungen vf enander die zwene kůne man
*Manig slag swinde wart von ihn getan
*Einre wolt dē andern betwīgen die zornigē degen
700 *Do wolt einre dem andern dez prises nit . . . . .
XIV[b] *Sie strittē mit enander ein vil lange zit
*Sie begůnden enander driben vf der heidē wit
555 Die ringe begůnden risen nider vf daz gras (1137)
Wie gar ez vō irē roſsē in die erde gedredē waz
705 *Sie warē bede also schone zů velde kůmen
*Sie dadent wol daz bestē also wir hant v[s]nomen
Do sy můde warē die zwene kůne man (1139)
*Sie sassen by enander nider vf die ban
*Do leitē sy die swert vō in vſser der hant
710 Wie balde einre do dem andern dē helm wider vz gebāt (1140)
Sie waren bede samet vō strite also heis
Sie wischtē vō den augen dē dampf vn̄ aůch dē sweis
Do sy der wint er wewete die zwene kůne man
Sie sprungē vf gar balde vnd hůben wider an
715 Sie slůgen vf enander nach dem altē sitten (1145)
Aller erst wart engistlich von in do gestritten
Wie kůne H[s] Hagē were sy namē ime doch die . . . . (1149)
Schrit im důrch die ringe der kůne Wolfhar .
*Důrch halsberg vn̄ důrch schilt slůg er im w . . . .
720 *Daz begůnde trůrē Hagē an der zit
*Do was H[s] hagē gůt vil schiere do gelegen
*Aller erst begůnde sin Wolfhart gar freůtlich . . . .
*. . . . ht er gefůrt ein vngefůgē slag
*. . . . . . . kůne Hagē vor dē fůssen gelag
XV[a] (9) Vf sprang die kůnigin vō der man wond[s] saget (1155)
Do schiet sy vō enander die recken vnu[s]zaget
Wer sy dar nit kůmē Wolfhart het hagē zů dode erslagē
Do můst man H[s] hagē vſser dem gartē tragen

Hiltbrant der alt růffen do began
730 Wie nů H[s] Wolfhart wůnder kůner man (1160)
Nů sollent ir vwern zorn gen mir laſsen sin
Ich han vch strites wol gew[s]t zů wormes an dē rin
Wolfhart begůnde růffen im waz der spot zorn
Daz sin stimme lůte als ein wisant horn
735 Ich wil noch me stritten vf den alten grůnt (1165)
Mir werde dan ein kůs vō eimē rotē můnt
Verbindent mir die wůnden also sprach Wolfhart

Durch willen schoner fraúwē wil ich wider vf die fart
Hiltbrant der alt zorniklichen sprach
740 Swigent stille Wolfhart vn habent vw' gemach (1170) 556
Hiltbrant der alt Wolfhart vnder sinē arm nam
Vnd fúrt in vō dem ringe den vſserweltē man
Er zoch im vz daz harnasch do sprach der wigant
Ich mús noch bas strittē vnd hie v'suchen mi......
745 Do rief der kúne Wolfhart wider vf den p....... (1175)
Wo sint ir nú H' Hage ich wil vch noch me b......
Dez antwort im die kúnigin vil balde an d......
XV[b] Ir hant den pris gewōnen sich'lich
Do schied er vſser dem gartē wolfhart d' kúne man
750 Mit also hohen erē daz er hagē het gesiget an (1180)
Do sprach der faút vō bern wolfhart ist vngezogen
Daz er sich vor hagen slegen hat hút so sere gebogē
Wolfhart der kúne zorneklichen sprach
Swigent min h' dith'ich ez enist nit ein kintspiel (1185)
755 Syferitz slege vō dem rine wird vch aúch zú vil

Do rief der kunig gibich asprian bistú bereit
Vmb hagen von troīgē ist mir vſs'maſsen leit
*Nú bistú der aller groste den ich irgē mag han
Nein edeler degen kúne daz soltú vns genieſsē lan (1190)
760 Vf sprang der Rise lange vnd gros
Er sprach nú weis ich in dem gartē niergē mī genos
Er wappent sich mit grīme vnd hub sich vf die ban
Do rief vnder den húne hiltbrant der kúne man
Wo bistú nú wittich der liebe geselle min (1195)
765 Dú ez dúrch den vō bern den lieben h'ren din
Siestú in dē garten den Risen Asprian
..ina degen kúne den soltú hie bestan
..rch der helt Wittich Hiltbrant kanstú mir gesagē
...h dir vatt' oder brúder ie hab erslagen (1200)
770 ...ú mich hast v'rattē gegen dez túfels man
....mich hast gegē im gestalt nú grif in selb' an
XVI[a] (10) Er ist so gros vnd so lang der túfel wid' mir
*Ach richer christ vō himel min arbeit clagē ich dir
Also sprach der helt wittich der degē vnu'zeit (1205)
775 Hiltbrant mich dúnket dir sy min lebē leit
*Nú wil ich doch nit strittē mit des túfels man
*Ich neme nit .xx. dúsent marg daz ich in grieffe an
Do sprach der von bern neyn wittich kúner degen (1207) 557
Ich wil dir ymmer lihen vnd geben

780 Bringestů den Risen vf falles wang
Daz wil ich dir sichˢlichen sagen dang (1210)
*Sprach der faůt vō bern daz soltů gleůben mir
*Vellestů den risen ich wil sin lonen dir
Daz soltů gleůben Wittich ůſserwelt' man (1211)
785 Schemning daz gůte Ros wil ich dir widˢlan
Daz brahtestů vſser dem berge von dem liebē vatt' din
Helt nů felle den Risen ez sol din eigen sin
Es wart wir do vor garten do dů stritte mit Amnolt (1215)
Ich wil dirs wider laſsē helt vˢdiene den solt
790 Noch wil ich nit strittē sprach wittich der wigant
Ez wˢde dan bürge vmb daz gůde ros dˢ alt hiltbrant
Her hiltbrant wart bürge vor dz ros důt vns dz bůch . . .
Noch enwil ich nit stritten sprach wittich dˢ kůne de . . . . (1220)
Noch engegen dem langē Risen vnd wagē min wˢ . . . . .
XVI[b] Mich waffen den margreffe Rudigˢ vn̄ wel mir auch sůne geb . .
796 Do wart schiere gewaffent Wittich der kůne degen
Vmb Rüdigers sůn nodog wart im ein ste sůn gebē
Den schilt fůrt im heim er sprach got můs din selbˢ plegē (1225)
Do sprang er in den gartē Wittich der kůne degen
800 Ich forchte der lange tůfel bringe mich vmb min lebē (1230)
*Er ist gros vnd lang der tůfel wider mir
*Ach richer Crist von himel min arbeit clagē ich dir
*Werder Crist von himel wiltů mir by bestan
*Wilt dů mir nit helfen min freude můs vˢgan
805 Der rise mit den zwein swertē slůg Wittich dē kunē man (1231)
Daz er můste wichen gen dē frauwē hin dan
Doch vaht er listeklichen wittich der helt gůt
Er kůnde sich wol behůtē wie vast er wider slůg
Do waz er vnder den recken so gar vnuˢdelt (1235)
810 Vnd wer Wittich nit gewesen ein helt
Schemnyng daz gude Ros můst sin vˢlorn
Doch můst ez im sůwer wˢden dē Ritt' hoch geborn

Hiltbrant begůnde růffen Wittich flůhestů hin dan
Schemning daz gůde ros wil anders mī hˢre im selbˢ han (1240)
815 Do hůb er sich an den risen Wittich der wigant
558 . . d langte in mit meming vn̄ slůg im ein hāt ab
. . . . ise wart erzůrnet mit der einē hant
. . . . . . wittich den kůnē vf sines helmes want
XVII[a] (5) Daz er můste strůchen nider ůf daz gras (1245)
820 Von dez Risen zorn im daz geschehen was
Von des risen slag kam Wittich vf die knie

Ez was im by sine dagen vor geschehen nie
Vff sprang Wittich dem risen zwúschen die bein
Er schriet im ab den rechtē fús de risen gar únrein (1250)
825 Er sprach ez wirt dir súre daz dú mich brahtest uf die knie
Das wiſse sich'lich daz wistú gefellet hie
Er slúg im ab ein assel als wir horent sagen
Ez mohten niergen zwene vf einre beren han getragē
Do rief die kúnigin Wittich dú solt mir dē risē ergebē (1255)
830 Er dede ez niht bis daz er im nam daz leben
Do kert er sich h' vmb vnd sprach stoltz maget wz wellet ir
Wellent ir den risen langē der sy vch vnu'seit schier
Waz solte mir ein doder sprach die kúnigin zart
Sint din lip von mir daz erste an gerúffen wart (1260)
835 Ich rief zú dir ich bat dich
Dú were orelos dú woltest mich nit v'stan
Sint dú in hast erslagē so soltú in selber han
Vil edele kúnigīne so zempht ez vch vil bas
Das ir in selber habent wan er úwer eigen waz
840 Min h'tze stúnt in freúden do ich in vberwant (1265)
Vnd er múste fallen vō mines swertes clang
XVII[b] Do reit er vſser dem gartē Wittich d' wigant
Schemmīg daz gúde Ros gab im der bern' wid' in sin hāt
Dar vf waz schiere gesessen Wittich d' degē lobelich
845 Er sprach nú forcht ich nīm' Kúnig noch Keys' rich (1270)

Do rief der kúnig Gibich wo bistú nú schrútan
Rich dinen gesellen vſs'welt' man
*Han ich dir by minē ziten ie kein gút getan
*Vor miner doht' schone soltú mich ez geniessen lan
850 Vf sprang der Rise gros waz sin zorn (1273)
Daz er sinē gesellē in dē gartē hette v'lorn
Er sprach nú kúmpt sin húte einre in not (1275)
Daz ich wil rechen dez kúnen asprians dot (1275) 559
Do wart im balde sin gesmide h'vor braht
855 Er waffent sich so swinde also er ez hette gedaht
Also frislich húb er sich vf die ban

Do rief vnder den húnen Hiltbrant d' kúne man (1280)
Wo bistú nú Heime der lieb geselle min
Sistú den risen lange geborn an dem Rin
860 Vor dir in dem gartē stan daz dun ich dir bekant
Do sprang er in den gartē Heyme der kúne wigāt

832 *schier* von anderer Hand.

..sprach ez hat mir gedraůmbt dz ich by minē dagē (1285)
..t dem tufel selber ein strit sol haben
...sehen ich alhie vor minē aůgen stan
865 ....ůs sich vō minen henden ein starker strit ergan
XVIII[a] (3) Der Rise kam geschritten vnd was ein grofs^{s} man
Mit vngefůgen slegē griffen sy enander an (1290)
Sy slůgen vf enander dem risen nit gelang
Daz daz blůt vō dē Risen vf die rosen sprang
870 *Wie gros der Rise were Heime der cleine man
*Begůnde in vast triben vor im hin dan
*Daz er můste wichen vf der heiden breit
*Daz was der kůniginnē getrůelichen leit
Sy stritten mit enander nit gar lange zit (1305)
875 Sie begůnden enander triben vf der heiden wit
Der Rise gros vnd lang Heymē einen slag (1295)
Daz der Ritt' edele vor im do gelag
Er lag doch nit lange Heime der kůne wigant
Er sprang vf gar balde ein swert in siner hant
880 Schůtte er krefteklichē den schilt er zů dē růck swang
Er sprach h^{s} Rise lange dez slages sagē ich dir dang (1300)
Er sprach edan man vns noch hůde scheidet noch hůd vf disē dag
Mag ich ez gefůgē ich v^{s}gelten dir den slag
Nach gerling by dem ecke an siner hende klang
885 Do slůg er dem Risen die dieffen wůnden lang
*Do slůgē sy vf enander slege v̊nmafsen gros
*Daz von der hitznůnge in die luft erdos
XVIII[b] Vmb warf sin swert Heyme an der zit
Er sties ez durch den risen gar zorneklich
890 Do der Rise lange dot zů der erden kam (1310)
Hiltbrant der alt rief do den kunen an
560 Ach edeler helt Heime Ritter wol gezogen
Din sterke noch din elent hat mich nit bedrogen
*Do der Rise lang dot waz gelegen
895 *Do begůnde heime wider růffen der kůne degen
*Wo sint ir nů fraůwe Krimhelt edel Kůnigin
*Hant ir der langen it me an dem Rin
*Do sprach Wolfhart d^{s} kůne der Ritt' vnu^{s}zeit
*Krimhelt der schonē mag wol wesen leit
900 *Vmb ir brief senden daz sy zů dē hůnē hat getan
*Daz sicht sy dise langē Risen nīme zů dische gan

Do rief der kůnig gibich wo bistů nů Stofning (1315)
Waffen dich vil balde hie an diesen ring

Han ich dir by mine dagen ie kein gůt getan
905 Vor miner doht' schone soltú der kempfen ein bestan
Do waffent sich vil balde Stofning der kúne man (1320)
*Also frolich kam er vf die ban
Mit wem sol ich nú striten der dů mir daz bekant
Mit dietleip von stiere sprach meist' hiltbrant
910 . iltbrant der alt růffen do began (1323)

C

XIX[a] (11) Dich vnd dine brůder wil ich alle dem túfel erwegen (1749)
Du hast mir mit dime bredig' stab so starke streichē gebē
Nú můs sy vnd mich got behútē daz ist beſser vil
Mich vnd mine brůder als ich dir sagen wil
915 Min brediger stab ist lieht vnd scharff
Ich fůrē in mit ereftē daz ich niemā dar zů endarff
Daz han ich in disen rosen wol erzaúget (1755)
Do sprach der fideler gar liht ist vw' gebot
Ir mohtent vor die kútte lieber clar side tragen
920 Sint man vch vſs' dē Clost' zů stritte sol jagen
Ez důt einre vor dē andern sprach d' múnich gůt
Ez hat mich an geerbet daz ich bin hoch gemůt (1760)
Von den wolfinge hat dicke wol gehebet
In stormē vnd in strittē wart nie keinre v̂ber strebet
925 Daz han ich húde geúbet dē jungē zů einē bilderwar
Daz sy hdnt geschaúwet vf mines strittes spar
In stormē v̂nd in strittē waz mir ie nach erē gach (1765)
Wan ich wider kůmē in daz clost' so důn ich auch dar nach 561
Ich weis nit vmb din klost' dů vngewiſser cappelan
930 Were ich by dinē brůdern ich hies sy alle vō dir gan
Diner hant dat bin ich wordē gewar
Er ist ein kúner keller der din pflege ged . . (1770)

Do rief der kúnig Gibich wo bist . . . . . , (1779)
Waffen dich vil balde vnd dů daz ich dich bit (1780)
935 Daz du mich rechest vnd die lieben súne min
Krimhelt min doht' sol doch din eúgen sin
Vf sprang die kúnigin důt vns daz bůch bekant
Sie ging gezogenlichen vor den kúnig vſs' niderlant
Sie kúſsete in togentlich vor sinē roten můnt (1785)
940 Sie sprach strittēt frūmeklichē ez wirt v̂ch noch manig kůnt
Krimhilt schone fraúwe ir sollent an sorgē leben
Mir wirt in dē gartē der pris schone gegeben
Wer mit mir sol strittē vnd het er zweier mánes můt

Ich gedar in wol betwingē mit minē swerte gůt (1790)
945 Ach syferit liber hˢre mins einigē mannes drůt
Sprach Krimhelt die schone zu ime v̊berlůt
Got můs din selber pflegē als holt ich dir bin
Nů lebent sünder sorgē edele kůnigin
Ich gedar ez wol besetzē daz ir mirs sagēt dank (1795)
950 In stormē vnd in strittē gedet ich nie abewang
Also sprach hˢ syferit der degen hoch geborn
Frauwe maget waz mī swert begriffet dz můs v̊mˢ sin vˢlorn
... gar er hůrnē were zweyer manne harnasch leit er an
..... er in dē gartē Syferit der kůne man (1800)
955 ..... ch nů strittē der dů mir daz bekant
.... bern sprach meistˢ Hiltebrant (1802)
Do sprach hiltbrant

Abdruck von 19 Blättern einer Papierhandschrift, die aus der Meusebachischen in die Berliner Bibliothek übergegangen ist (Ms. Germ. Quart 577). Sie enthält 956 Zeilen in drei Bruchstücken, 409—963. 1012—1323 und 1749—1802, also noch nicht die Hälfte des Gedichts. Die grossen Anfangsbuchstaben der Abschnitte sind mit rother Farbe eingezeichnet, die kleineren am Anfang jeder Zeile roth durchstrichen, zuweilen auch ein-
562 zelne Worte innerhalb einer Zeile, besonders Eigennamen, die zugleich durch einen grossen Anfangsbuchstaben hervorgehoben sind. Die beim Einbinden willkürlich unter einander geworfenen Blätter habe ich in die richtige Ordnung gebracht, doch mit einer arabischen Ziffer die Folge in der Handschrift bemerkt. Auf Bl. 2 geht dort die Rückseite voran. Auf Bl. 14 Vorw. steht oben XII. u ist gewöhnlich ů oder ü geschrieben; es soll aber weder uo, ue noch ü damit bezeichnet, sondern im allgemeinen nur u von n unterschieden werden. Die wenigen Abbreviaturen habe ich beibehalten.

Dem Inhalt nach gehört diese Handschrift zu der Bearbeitung des Rosengartens, welche den König Etzel, die Hünen und den Markgrafen Rüdiger einmischt (D). Sie war bisher nur aus der Heidelberger (D^a) und Strassburger (D^b) bekannt, von denen ich Abschrift besitze. Der Druck in Hagens und Primissers Heldenbuch mischt beide unter einander und zählt 2462 Zeilen; ich habe diese Zählung in Klammern beigefügt.

Diese drei Handschriften sind völlig von einander unabhängig. Sehr häufig weicht jede in einzelnen Worten und in der Stellung der Worte ab: jede gewährt bessere und schlechtere Lesarten; jeder fehlen einzelne Zeilen und ganze Strophen, jede hat ihrer mehr. Was hier allein vorkommt, habe ich mit Sternen ausgezeichnet; was hier fehlt oder in anderer Folge steht, lässt sich aus der Hinweisung auf die Zählung bei Hagen leicht abnehmen.

Das Gedicht beruft sich, wie andere zu dem Volksepos gehörige, nicht selten sowohl auf mündliche Überlieferung als auf ein Buch. Das mag öfter blosse Ausfüllung sein, aber eine Wahrheit muss zu Grunde liegen. Die Volkssänger werden das Gedicht wohl auswendig gewusst haben, aber durch eine Aufzeichnung ihrem Gedächtnis zu Hülfe gekommen sein. In diesen Büchern mischte sich die mündliche Überlieferung immer von neuem mit der geschriebenen Quelle und dem, was ein jeder aus eigenen Mitteln hinzuthat und nach der verschiedenen Begabung gut, erträglich oder ganz schlecht ausfallen konnte. Von der ursprünglichen Dichtung werden sich die Sänger, zumal ihr Stand immer tiefer sank, weit genug entfernt haben, und so lange nicht eine ältere und reinere Quelle zum Vorschein kommt, ist an eine Herstellung oder kritische Ausgabe nicht zu denken.

Wilhelm Grimm.

483

BRUCHSTÜCKE AUS EINEM UNBEKANNTEN GEDICHT VOM ROSENGARTEN.

(Diese Abhandlung sollte vom Verfasser den 15. December 1859, den Tag vor seinem Tode, in der Akademie vorgelesen werden.)

Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1859. S. 483—500.

Ia.

Der eine ſchilt vil richer
den der andere was
Von edelme geſteine
ſwas man dar ane vant
5 Di weren al vm vnd vmme
geleit uf des ſchildes rant
Walter sprach zu witgen
nu nim du einen ſchilt
Vnder diſen beidin
10 ſwelchin ſo du wilt
Vor flugich das ſprach wittige
des mochtich mich ſchemen
Nemt ir den armen
ich wil den richen neme
15 Sich hub ein *niwes* vectin
di ſchilde g... *ge*clobin
Die ſteine gein den *vrowen*
hoch in di venster ſtobin
Walter der ſtunt ebene
20 wittige wart gewunt
Ir hende fluc zu sammene
di ſchone hiltegunt
Was ſal des *ſeh* — — —
da ní — — — — — — —
25 W*al* — — — — — — —

vnd habt uch d — —
Wi lobiſ . . . . — —
ſprach *her d* . . . . . — —
wittiche ſprach. . . . . . . — —
30 ist gein im vnge — —
Ichn rite nim̃er *m* — —
nach roſin in diz —
So vechtin andere — —
ſprach meiſter hi — —
35 Nv muz man *ab* . . . —
ſprach di mait *mı* —
So vechtin abir *tzw* - —
ſprach her dyth*er* - —
Dytleip von ſtyre — —
40 ſprank uf . . . . . — —
Gein im . . . . —
der werde . . . . . — —
Do vurte das ein*h* — —
von styre dytle — —
45 *Nu* — — — — — —

I a. 184

	— — — — — en vliez		uf dem ſatil bogin lak
	— — — — — —		Doch hyu her ym eine wunden
	— — — — ..... truk		da mit ſo reit her hin
	— — — ... ſtangen	70	Da mit ſo reit her dannen
50	— — .... *uf*		das was ſin gewin
	— — .... lcht . . e		Mit dem ſelbin ſlage
	— —		vil dytleip uf *das* gras
	— —		Do claite den von Styre
	— —	75	alliz das . a was
55	— —		Dytleip ſich des irholte
	— — . . d . . . nſtere ſa*ch*		d*o* *qu*am der gygant
	— — rowen claite		. . . . . dr*uk* di grozin ſtangin
	— — nd ſin vngemach		v*n* ho a*n* ſiner hant
	— — n...........	80	Dytleip von ſtyre
60	— — in . de . dytleip		ſprank gein ím uf d*az* gras
	— — ſlain		Er vnder gink ím d . . . *an*gen
	— — ach der Styrere		das ſi im vnnutze was
	— — von dir re clain		Do ſluk im eine wunden
	— — .... ſchuld*ik*	85	der ryſe zu beider hant
65	— — .... ſluk		*Dietleip* m*u*ſte vntwichen
	— — — — — ...		vnder eine *ſteine* want
			. . ſluk den ſlak ſo ſwinde
			— — — — — . . . zubrach

485

II a.

90 Er ſprach du groze gygant
Ich brenge dich zu grabe
Mit dem ſelbin ſchrote
Sůlc er ym einen ſchenkel abe
Der ryſe muſte vallin
95 do ſluk her vaſte zu
Do ſprach der von b^{s}ne
du richeſt al zu vru
Dinen nebin Ortin
den ich han ir ſlain
100 Swie ſere du in richeſt
du m . . dich selbir clain
Dytleip der was můde
nider warf er den ſchilt
Do brachtim ein roſin crenzil
105 die mait cremilt
Das ſazte her uf ſin hovbet
. . . .
Vnd kuſte die mait m̃iniclich
Nu vechtin abir tzwene
110 ſprach von b^{s}ne her dytherich
Wo ist mín nebi nodungk
vnd der kvnīk Gůnter
ich weiz wol ſprach der b^{s}ner
Hi iſt noch recken mer
115 Do quam der margraue
nodungk her gevarn
Der vurte an ſime ſchilte
den ſwarzen adel*arn*

. . . . eime wizzen *velde*
120 . . . . . den halbin lowin
Den vurte ſin vater der milde
dem kan níman gedrowen
In einer edelin varve
ſin decke was geſnitten
125 So quam markgraue nodung
gar kvndiclich gerittén
Der kvnink *vur*ete dri phaw̃e
grune ſam ein gras
In einer brunen varwe
130 da vm vnd *vmme* was
Eyn rant geſlain von golde
vnd von edelin ſteinen rich
Nu han ich eínes nebín angeſt
ſprach von b^{s}ne her dytherich
135 Als han ich mins bruder
ſprach . . . . vrowe crimilt
Lant beide *vwer* vechtin
ich gibe — . . inen ſch*ilt*
Mit zwen roſin crenzen
140 Vnd kuſſe minen můnt
Des wil ich beidin gūnen
vnde blibet ouch geſvnt
Do kuſte ir broder
di ivng kunigin
145 Vnd margrabín nodůngin
das was ein gut begin
. . . . ch . . .

II a.

Die kamphbere sint
Was solde wir disen wizin
150 So ſint ſi beide . . int
Nu muz man abir vectin
ſprach di mait minielich
So vechtin abir tzwene
ſprach von b'ne der dytherich
155 O we ſp'ch ir mûter
wes iſt das *gedacht*
Das du ſo mangin *rechin*
zu morde haſt gebrach.
Nu wer vil gevuchten
160 duchtes dich genuk
Ich clage gote vō himele
das ich dich y getruk
Was iſt vch here muter
ſprach ver cremilt
165 Darv̄mme. . . . . *he . . vmē*
vil mangen n — wen ſchilt
Das ich wolde *ſch*owen
wer vrowen dinen kan
Darv̄mme han ich geſamment
170 vil mangen w'den man
Diz mûz ſîn ſprach walter
man rate vorbaz
Si mûzens bas vorſûchin
vor war ſo wizzet daz
175 Wer ſal mi Eckwarte vechte
der ſchaffe *ſin* . . . .
Er wil vechtin zvm erſtin
her mir entpoten hat
Herbort von dem *ryne*
180 ſp'ch der kvne Hagen
Her ſal mit Eckwarte vechtin
das wil ich uch allin ſagin
So entpot mir heyme
her wolte der erſte ſin
185 Das ſe ich vollin g'ne
ſprach do di konigin
Das iſt gut ſprach Hagne
wie *wol ichz* vûgin wil
Das herbort vnde heyme
190 Komen ezu rechtim ezil
In dem anderen morgen
do in irſchein der tak
Er dytherich von b'ne
zv ſinen recken ſp'ch
195 Horit alle meſſe
in der kappellen min
Vnd bereitet vch zu ſtrite
Wer vor dinen wil das crentzelin
Do meſſe wart geſungen
200 Heyme bereite wart
Gewaphint ritterliche
hub der sich an di vart
kurſit vn̄ kouerture
di waren beide glich
205 Her reit in den gartin

487

IIb.

Nu mochte man ſie ſcheiden
ſprach von burgentrich h^s Hagn
Das wil ich wol behûte
ſprach herzoge Adrían
210 Sin ſwert *l* . . *ſ*. ſo verre
vnd ſch . . . . . groze w*e* . . . .
Ym kumt ſin herre zu helfe
nímmer her dytherich
Er en ſiet yn nimer mer—
215 daz wizzet ſicherlich
Der mûnich ſp^sch mit tzuchtin
ich bin dir noch ein her
Swi ſtark ſi uwer *kolyr*
ich wil mich wol ir wer
220 Dem aldin wart vil le*ide*
bi des gartin want
Do wencte ſime herrin
meiſter hildebrant
Di ſchilde ſi du ſuchtin
225 die helde unvortzait
Da ſi geworfin waren
des lachete die mait
Diz mak nyman ſcheide
ſi ſten in ſulcher not
230 Sprach her Dytherich d^siũge
iz en ſi ir eines tod
Der munich den ſchilt uf ructi
mit tzorne den her truk
Der helt mit beidín hendin
235 mit der kolbín v . . . —
Vil ſtarke ſlege g — —
Do ſprach der mun— —
Ich her beriz got *in* — —
Du muſt din clopph —
240 Alfart der iuuge — — —
Vragete das *vid* — — —
Wi queme du uz de —
machin hin wider — —
Du kvmest wol ín — —
245 nim̄r uf d*ine*n ſchil —
Ich helfe dir ín di ro —
ſwenne ſo du wil — —
Di ros vordeckit w — —
ac — hundert oder —
250 Do hub sich in dem — —
alreſt groz hertze — —
Der munich Aldry — —
ſine — — — ſlege —
Das tet her also lan —
255 wens in duchte ge—
Do iz in genuk duch—
den ſchilt her vaſte—
Vf der kappin hoybe — —
er tructe ein mez — —
260 Mit dem erſten ſprin — —
he ín dur das he — —
Alreſt do mugete *h*— —
das he di roſe — —

IIb.

—ch wider wolde
265 — . . ſin ſwert
—et ſprach der iūge
—e vngewert
—uch ſp'ch mit tzorne
—min billich
270 vaſte *di* phor*tin*
—g her Dyderich
—in grozen *wage*
—*k* heldes lip
—uf di phortin
275 —nnicliche wip
—nen gartin
—ziten phlak
—s ſi di *recken*
— . cht *vnde ros*
280 —*in* uz dem gartin
—ort habe getragin
—ch ab*ir* — — . . wart
—t durch des munches
—geſlagin
285 —*tin* ubir den brůder
—lle gelich
—noch vngebunden
—n b'ne her dytherich
—te vnde *ymmer*
290 —rowe cremilt
—ngsten ſweimen
— . . . .

Der vane iſt an gebunden
her brenget uns in not
295 Der munich muz von hinnen
eder wi legin alle tod
Der munich do mit ſnelheit
vil grimme von ym ſprangk
Beide mit eime rucke
300 ſchilt vnd ſwert he ſwank
Do ſprach Aldrianes mage
wol her wer in rechin wil
So wil ich vm in machin
ein nouwe iamer ſpil
305 Wolfart der kvne
zv dem *muniche kaſt*
Mit heller voller ſtimme
er den b'ner ane rieſ
Horet herre von Berne
310 waz min vetere ylſan gicht
Wes er do beginnet
ichn kome von im nicht
Dartzu ſprach der alde
meister hildebrant
315 Herre heizet di reckin
anlegin ir gewant
Wollin ſiz in ubele wendin
wir wollin ſi beſtan
Ich ſtrite ſybentzigen eine
320 ſo ſprach der munich ylſan
— . . . . ein michel ruſchen

489

Ib.

zu beider ſit getan
Do gink getzogintliche
vor den b^{s}ner ſtan
325 Hagene der kvne
zu dem bernere ſprach
Wir vor kyſen uf ylſan
was vns ſchadin von im geschach
Dangwart ſprach ſin brvder
330 h^{s}re das iſt ouch min wort
Das aldryan min vater
den tod hat hi bekort
Das iſt ein gekorn wille
das můze wir alle ien
335 Hette er gevolget der ſcheide
ſo en were diz nich geschen
Do ſprach der von b^{s}ne
ir herren horet diz an
Hagen unde Dangwart
340 vorkyſen uf ylſan
Dangwart ſprach der iunge
wir habn uf in verkorn
Die ſchult iſt vor ......
das wir den vater habn....
345 - -aſin ymmer waſin
ſprach der kvne hagin
.......ubir di roſin
— — — — — — clain

Vnd Sygefrides warte
350 do diz zvm erſtin gesch-ch
Iz wirt weiz got gerochin
ſprach der helt dangwart
Tzu vnſeldin vnd zun ſchadin
hat ſi geſtiffet heruart
355 Do ſprach ir vater Gebiche
vnd ir bruder Gernot
Waz ſal diz gebrechte
dirre man der iſt tot
Das iſt war ſprach Hagne
360 wir muzen in tot ſe
Wol her man vnd mage
di mir wollin bi geſte
Di helfin mir nů rechin
den liebin vater min
365 An diser morderinne
wen das můz rechte ſin
....*it* ſich hi ein ſtriten
ſprach der helt wolfart
.... ctzide
370 *min ſwert* wirt nicht geſpart
Darzu *wile* ich *male* getzihen
vnd hebin mit der hant
Nu biſtu *aber* tobinde
ſprach meiſter hildebrant
375 Hagne wart bereite
vnd hundert ſiner man

I b. 490

gine vor Seburge ſtan
Si ſprach zu ir geſpile getruwe
vil liebe hertzogin
380 Nu genk zu dime vridel
hilf mir der hulde ſin
Du biſt ſins herzin vroude
ſwen her entpfet dinen grûz
Vnd din ane blicken
385 ſo wirt im tzornes bůz
Nu tv diz durch din ere
vnde durch min gebot
Irhebt ſich hi ein ſtriten
hi blibet manger tod
390 Du macht wol vor lieſin
an dem ſelbin man
Ichn han nicht ſiner hůlde
keines ſchadin ich im gan
Si ſprach . . . ſte ich *bi* . bet*i*
395 ich han yn dicke gewert
Mir gedanke*t* her von kinde
ſwes her an mir hat *gegert*
Da was ein michel .ruſchin
vnde ein michel ſchal
400 Beidenthalp die recken
bereitin ſich ubir al
Sygefrid mit den ſinen
waphinte sich zu hant
Do ſprach zu dem von bˢne
405 . . . . — — — — —

Horet hʳre von bʳne
was ich raten wil
Ir enſcheidet dis geruſche
hi wirt ein boſe ſpil
410 Wolfart hat geſprochin
er wolle Hagin bi geſtan
Mit welchin uwern erin
weltir im abe gan
Ichn laze yn nicht vnderwegin
415 ſprach her dytherich
Bindes wart bereite
Seburgk di vurſtinne rich
Getziret miñicliche
was di mait wol
420 Wer ſi mochte ſchowe
der was vroude vol
Ir mantel was von golde
geworcht in ninive
ſwer ſi ane blicte
425 dem was nach ir miñe we
Ir *hovbitgolt* vorwiret
mit geſte-ne edel vnde clar
Des was an ir wunder
des nam da manigir war
430 Sus gink mit grozin *czuchen*
di magit min*nic*lich
Do ſprach — — — — — —

491

ANMERKUNGEN UND ERGÄNZUNGEN.

1. *verflüege ich daz,* wiese ich das zurück; vgl. Wackernagel Baselrecht S. 33. 14. L. *nemen.* 16. *gar.* 17. Die Edelsteine, womit die Schilde ausgeziert waren, lösten sich bei den Stössen und sprangen in die Höhe; vgl. Nibelungen 2149, 3. 19. Er stand fest, in sicherer Haltung. *ir ros ſtuonden ebene* Nibel. 369. 28. *her Dieterîch.* 29. *ſprach mîn vechtin.* 30. *ungelîch.* 31. *niemer mêre.* 32. *diz lant.* 33. *andere recken.* 34. *Hiltebrant.* 35. *abir vechtin.* 36. *minniclîch.* 37. *zwêne.* 40. *ûf den plân.* 41. *gein im durch die rôſen.* 42. *werde Schrûtân.* 43. *einhürne.* 44. *Dietleip.* 75. *daz da.* 82. *die ſtangen.* 98. L. *Ortwîn.* 101. *dû muoſt.* 107. Eine unleserliche Zeile: wahrscheinlich war sie ausgestrichen, da die Strophe vollständig ist, auch dem Sinn nach nichts fehlt. 133. Statt *eines* lies *mînes.* 138. *ich gibe iu einen.* 140. L. *küſſet.* 147. Die untere Hälfte der Buchstaben ist abgeschnitten. 158. *gebrâcht.* 176. *ſîn guoten rât (?)* 179. L. *Herbort,* ohnehin ist das angehängte *l* ungewiss. 226. L. *gewâfint.* 235. *ûf in ſluoc.* 236. *grimme.* 237. *münch Ilſân.* 238. *er beriz* ist deutlich. *erboerez? in himele.* 239. *clophen lân.* 245. *ſchilt.* 246. *rôſen.* 247. *du wilt.* 248. *wâren.* 249. *acht hundert oder mêr.* 250. *dem garten.* 251. *herzeſwêr.* 252. *Aldrîâne.* 253. *grôzen ſlege ſluoc.* 254. *lange.* 255. *wen* niederdeutsch für *unz*; vgl. Sachsenspiegel S. 395 Homeyer. *genuoc.* 256. *dûchte.* 257. *vaſte warf..* 258. *hoybe = hûbe.* 259. *mezzer ſcharf.* 260. *ſpringen.* 261. *herze ſtach.* 263. Die untere Hälfte der Buchstaben ist abgeschnitten, aber die Zeile ist noch lesbar. *rôſen brach,* im Rosengarten kämpfte. Ebenso *ſô muoz man mich im garten die rôſen lâzen lesen* Dc. 726. 732. 301. Auffallend ist *mâge* der Form und Bedeutung nach. Der schwache Singular kommt sonst nicht vor und nirgend steht das Wort für Sohn. 335. *diu ſcheide* die Trennung des Kampfes. 343. *verkieſen.* 344. *habn verlorn.* 367. *Hebit.* 369. *ſô ſagetz mir bezîte.* 371. in *male* ist das *l* unsicher. 405. *der alte Hiltebrant.* 408. *uns zwên enſcheidet niemen wan der bitter tôt* Rosengarten No. 1525. 416. *bindes = indes.* 430. *zühten.*

Vor einigen Jahren empfieng ich als ein gütiges Geschenk 492 von Herrn C. W. Sack in Braunschweig zwei von einem Bücherdeckel in Quart abgelöste, noch zusammenhängende Pergamentblätter (I), die vier Seiten, jede mit zwei Spalten, enthielten. Die Schrift zeigte auf das Ende des dreizehnten oder auf den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Sie waren an der Seite in gerader, unten in schiefer Linie abgeschnitten, an mehreren Stellen zerrissen, durchlöchert oder durch den Gebrauch abgeschabt. Der bisherige Besitzer hatte noch ein anderes, mit einem Blatt aus derselben Handschrift überzogenes Buch besessen, aber es war nach Hildesheim verkauft und von dort auch wieder in fremde Hände gekommen. Die Pergamentblätter gewährten Bruchstücke aus einem unbekannten Gedicht vom Rosengarten, das Aufmerksamkeit verdiente. Ich zögerte aber mit der Bekanntmachung derselben, weil ich hoffte, das verschwundene Buch werde wieder zum Vorschein kommen. Die Hoffnung erfüllte sich; das Doppelblatt (II) gelangte in die Hände von M. Haupt, der so freundlich war, es mir zu freier Benutzung zu überlassen. Ebenso zerstört wie das andere, war es doch unten in gerader Linie abgeschnitten, wodurch einiges mehr erhalten ist: immer aber fehlen an jeder Spalte mindestens vier bis fünf Zeilen.

Mehrere Stellen konnten nur mit Mühe und nach wiederholter Betrachtung herausgebracht werden. Bei den verblichenen und abgeschabten that das Reagens gute Dienste; doch auch hier kam nicht alles wieder zum Vorschein. In dem Abdruck ist das ganz Unleserliche mit Punkten bezeichnet, das Durchlöcherte oder Abgeschnittene mit Strichen, das nur Halbsichtbare und daher Ungewisse mit Cursivschrift. Die Unterscheidung der Strophen ist auf den Pergamentblättern roth eingezeichnet, so auch einige grössere Anfangsbuchstaben (35. 111. 151): die kleineren Anfangsbuchstaben der ersten, dritten und siebenten Zeile jeder Strophe sind roth durchstrichen.

Wir müssen zunächst den Inhalt näher betrachten.

Es ist von zwei Schilden die Rede, einem prächtigen, mit Edelsteinen besetzten, und einem schlichten. Walther lässt

seinem Gegner Wittich die Wahl, und dieser nimmt den prächtigen. Nun beginnt zwischen beiden der Kampf oder, wie es scheint, er erneuert sich; denn vielleicht hatte Wittich den Schild verloren, und Walther lässt grossmüthig ihn einen aus 493 den seinen wählen. Wittich wird verwundet, und die Hildegunt, die nur in dieser Bearbeitung auftritt, schlägt die Hände zusammen, wohl aus Freude über den Sieg ihres Geliebten. Wittich weigert sich weiter zu kämpfen, und Hildebrand spricht: »so werden es andere thun«. Von diesem Kampfe Walthers und Wittichs wissen die anderen Darstellungen nichts, wo dieser immer dem Asprian gegenübersteht (1—34).

Kriemhilt und Dieterich von Bern, die ihre Helden lenken, fordern zwei andere auf, sich zum Kampf zu stellen. Dietleip von Steier erhebt sich. Er führt das Einhorn auf seinem Schild; das ist anderwärts das Zeichen Biterolfs, seines Vaters, während ihm ein goldener Adler oder in der Viltinasaga ein elfendȳr (Elephant oder Kameel) beigelegt wird; s. Heldensage S. 127.179. Gegen ihn kämpft ein Riese: in ABC steht ihm Walther gegenüber, in D Hartung von Rufzen. Wegen des lückenhaften Textes ist die Beschreibung des Kampfes unvollständig: Dietleip wird zweimal verwundet, erholt sich jedes Mal wieder und schlägt dem Riesen einen Schenkel ab, so dass er niederfällt und getödtet wird. Dietleip empfängt den Preis, den Rosenkranz und Kuss der Kriemhilt. Den Namen des Riesen erfahren wir nicht; er steht in einer unleserlichen Zeile (42). Ohne Zweifel aber ist Schrutan gemeint; denn Dieterich sagt zu dem Riesen: »du rächst deinen Neffen Ortwin zu frühe«, den er, der Berner, erschlagen habe (95—101); wir wissen aber aus C, dass Ortwin und Pusolt Schrutans Bruderkinder waren, vgl. Heldensage S. 249 (35—108).

Dieterich ruft jetzt den Markgrafen Nudung und den König Günther zum Kampf. Nudung, den der Berner seinen Neffen nennt, führt das Schildzeichen seines Vaters, des Milden, womit Rüdeger von Bechelaren gemeint ist. Er scheint also dessen Stelle zu vertreten, und man darf schliessen, dass Rüdeger so wenig als Etzel hier erscheint. Nudung ist Rüdegers Sohn, wie in C 1325 und Dd 796, wie er anderwärts Gotelinden Kind

heisst. Das Schildzeichen ist ein schwarzer Adler und ein halber Löwe in weissem Feld, das dem Rüdeger nirgend beigelegt wird, aber in einigen späteren Gedichten führt Dieterich einen Löwen und Adler im Schild (Heldensage S. 143), und dieses Zeichen scheint seinem Geschlecht eigenthümlich gewesen zu sein, da es Ermenreich dem Heime verleiht (Dieterichs Drachenkämpfe 654). In unserem Gedicht wird es wahrscheinlich dem Nudung nur deshalb zugetheilt, weil er ein Verwandter des Berners sein soll (133). Davon weiss die Dichtung sonst nichts, aber man könnte hierher ziehen, dass nach das Viltinasaga Gudelinde die erste Frau Thidreks war, vgl. Heldensage 494 S. 180. Überhaupt erscheint er als Kämpfer im Rosengarten befremdlich, da er nach C und D schon längst von Wittich erschlagen war, der nicht eher kämpfen will, als bis sich Rüdeger deshalb mit ihm versöhnt hat, vgl. Heldensage S. 101. Nudungs Gegner, König Günther, führt drei Pfauen im Schild, hier allein; andere Zeichen sind in der Heldensage S. 129 nachgewiesen. Wie Dieterich um seinen Neffen, so ist Kriemhilt um ihren Bruder besorgt, und der Kampf unterbleibt, indem die Königin beiden den Preis ertheilt (109—150).

Abermals fordern Kriemhilt und Dieterich zwei Helden zum Kampfe auf. Die Mutter der Kriemhilt (genannt wird sie nicht), die in den anderen Gedichten vom Rosengarten nicht erscheint, jammert über die Mordlust ihrer Tochter und beklagt, dass sie sie zur Welt gebracht habe. Kriemhilt erwidert, sie habe sehen wollen, wer Frauen dienen könne, und deshalb so viele herrliche Männer zusammengebracht. Walther billigt das und fragt, wer mit Eckewart kämpfen solle. Hagen nennt den Herbort von dem Rhein in (D 185. 1067. 1535. 1560), sagt aber, dass Heime der Erste sein wolle. Kriemhilt willigt ein. Am anderen Morgen gebietet Dieterich seinen Helden zuvor Messe in seiner Kapelle hören. Darnach reitet Heime wohlbewaffnet in den Garten. Den Ausgang des Kampfes erfährt man nicht, weil hier das Pergament abgeschnitten ist (131—205).

Hagen von Burgundreich (so heisst er hier, nicht von Tronje; doch die Sage kennt ihn als Verwandten der burgundischen Könige) spricht, man solle sie beide scheiden. Wahr-

scheinlich waren im Vorhergehenden Aldrian und der Mönch Ilsan als Kämpfer bestimmt, und Hagen, besorgt für Aldrian, wünscht, dass sie getrennt werden. Aldrian ist als Hagens Vater, wie er auch hier (331) bezeichnet ist, bekannt (Heldensage S. 86. 88. Rosengarten D 173), tritt aber sonst nirgend auf, und es scheint, wo von ihm die Rede ist, dass er nicht mehr am Leben sei. Herzog Aldrian verlangt aber zu kämpfen, dem Mönch werde Dieterich, sein Herr, nicht zu Hülfe kommen und ihn nicht wieder sehen. Ilsan erwidert, er werde sich sein erwehren. Dem alten Hildebrand an der Gartenwand wird angst, und er winkt seinem Herrn, wohl um ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Jetzt suchen die Helden ihre Schilde, und Kriemhilt lacht, als sie gewafent sind. Dieterich spricht: »die zwei kann niemand scheiden; einer wird sterben«. Zornig erhebt der Mönch seinen Schild, und Aldrian gibt ihm mit 495 einem Kolben harte Schläge. »Bei Gott im Himmel« (das wird wohl der Sinn der Zeile 238 sein), spricht der Mönch, »du sollst dein Klopfen lassen«. Der junge Alfart, der auch in D unter den Wülfingen erscheint, tritt hier (240) auf, er will dem Ilsan beistehen; seine Worte sind wegen des zerstückten Textes unverständlich. Der Mönch versetzt dem Aldrian harte Schläge, bis er endlich den Schild über das Haupt hebt und ihn durch das Herz sticht. Jetzt thut es Hagen leid, dass Aldrian die Rosen im Garten brach (206—263).

Was nun folgt, ist wegen der lückenhaften Spalte nicht zu enträthseln. Wahrscheinlich klagt Alfart über die streitlustige Haltung des Mönchs, der, wie es scheint, mit den zu Worms versammelten Recken einen allgemeinen Kampf beginnen will. Auf ihn geht es wohl, wenn es (292) heisst: der vane ist an gebunden; denn das ist das Zeichen der Kampfbereitschaft (Nibelungen 193, 1). »Er muss von hinnen« (es ist auch wohl Alfart, der spricht), »oder wir liegen alle todt«. Der zornige Mönch schwingt Schild und Schwert. Hagen sagt: »herbei, wer meinen Vater rächen will! Ein neues Jammerspiel soll anheben«. Wolfhart blickt den Mönch an und ruft mit lauter Stimme: »Herr von Bern, hört, was mein Vetter Ilsan spricht! Was er auch beginnt, ich werde ihm beistehen«. Hildebrant

spricht zu seinem Herrn, er möge seine Recken sich waffnen lassen. Ilsan: »wollen sies zum Verderben wenden, ich streite allein mit siebenzigen« (264—321).

Hierauf fehlt ein Blatt, in welchem wahrscheinlich gesagt war, dass man den Kampf gegen den Mönch verhindert habe. Hagen nämlich und Dankwart, sein Bruder, kommen zu Dieterich und erklären ihm, dass sie dem Mönch Ilsan den Tod ihres Vaters verzeihen: es wäre nicht so weit gekommen, wenn Aldrian die Scheidung des Kampfes zugelassen hätte. Dieterich verkündigt das den Seinigen. Dankwart ist als Bruder des Hagen aus den Nibelungen bekannt, erscheint aber nicht in den anderen Darstellungen des Rosengartens (322—366).

Hagen schreit Weh über Kriemhilt, die das Verderben angestiftet hat, und Dankwart sagt, es werde ihr vergolten werden. »Wozu das Geschrei?« erwidern Gibich und Gernot, »der Mann ist todt!« »Das ist wahr, wir müssen ihn todt sehen,« spricht Hagen und ruft die Seinigen auf, die den Tod seines Vaters an Kriemhilt, der Mörderin, rächen wollen. Aber auch Wolfhart will Theil nehmen und sein Schwert Mâle ziehen. Dieses Schwert wird ihm hier allein beigelegt, doch führt im Ruther (4153) ein anderer ein Schwert, das Mâl heisst. Hagen ist 496 mit hundert Mannen bereit (367—376). Befremdlich ist, dass ein Wölfing und ein rheinischer Held sich einigen, die sonst nur als Feinde auftreten, und deshalb merkenswerth, dass im Rosengarten D etwas Ähnliches von ihnen berichtet wird. Als nämlich die Zweikämpfe im Garten beendigt sind, klagt Hagen über die Wunden, die ihm Wolfhart geschlagen hat:

> Dô sprach Wolfhart »mir ist leide geschehen,
> einer stæten friundschaft soltû mir verjehen«.
> »gerne« sprach dô Hagene, »diu schulde ist nicht dîn,
> den mort hât gebriuwen Kriemhilt diu künegin« 2347—2350.

In der Lücke ward wohl erzählt, dass sich Kriemhilt bemühte den Kampf beizulegen, den Hagen beginnen wollte. Sie ist es wohl, welche sich zu einer Herzogin Seburg begibt. Diese ist sonst nicht bekannt, scheint aber im Dienst der Kriemhilt zu stehen, da sie Befehle von ihr erhält. Die Königin sagt zu ihr: »geh zu deinem Geliebten«, womit ohne Zweifel

Hagen gemeint ist, »und mache, dass er seine Feindschaft gegen mich aufgibt. Du bist seines Herzens Freude: wenn du ihn grüssest und anblickst, so schwindet sein Zorn. Kommt es zum Kampf, so wird mancher den Tod davon haben, und auch du kannst deinen Geliebten verlieren. Er ist feindlich gegen mich gesinnt, aber ich will nicht seinen Schaden.« Die Herzogin erwidert: »von Kindheit an ist er mir dankbar, dass ich seine Wünsche erfüllt habe«. Man hört grossen Lärm, da sich von beiden Seiten die Recken zum Kampf rüsten. Siegfried waffnet sich mit den Seinen. Hildebrant spricht zu seinem Herrn: »wo ihr nicht diese Kampflust stillet, so kommt es zu einem bösen Spiel. Wolfhart hat versprochen dem Hagen beizustehen; es wäre gegen eure Ehre, wenn ihr zurückbleiben wolltet.« »Ich lasse ihn nicht im Stich«, erwidert Dieterich. Indes ward die Fürstin Seburg herrlich geschmückt: wer sie erblickte, der freute sich und sehnte sich nach ihrer Minne; ihr goldener Mantel war in Ninive gewirkt, ihr goldenes Kopfband mit Edelsteinen besetzt. So gieng sie mit Würde dahin (376—432). Kostbare Frauenkleider von pfell von Ninnivê werden im Parzival (235, 11) erwähnt, ein vane ûz Ninivê im Dietleip (7465).

So weit reichen die Bruchstücke. Sie beschreiben nur fünf Zweikämpfe, so dass noch sieben zurück sind. Also von dem, was vorangeht, von der Einladung der Kriemhilt, der Sendung ihrer Boten, dem Besuch Hildebrants bei Ilsan, der Fahrt Siegestabs zu Dietleip, des Zugs Dieterichs von Bern nach Worms
497 erfahren wir nichts, ebenso nichts von dem Ausgang des Liedes, von der Rückkehr des Mönchs nach dem Kloster. Vielleicht war der Inhalt auch hier verschieden, die Darstellung gewiss. Etzel, die Hünen und Rüdiger von Bechelaren scheinen nicht eingemischt, wie in D und C. Auf der rheinischen Seite zeigen sich Kriemhilt, Siegfried, Gibich, Günther, Gernot, Hagen, Walther, und, wie man mit Sicherheit annehmen kann, Schrutan (42); diese auch in ABCD. Ferner Herbort vom Rheine, der nur in D bekannt ist. Dann aber mehrere, die in den anderen Darstellungen nicht erscheinen, Herzog Aldrian, Hagens Vater (209. 252. 301. 331), Dankwart, Hagens Bruder (329. 339. 341.

152), die Mutter der Kriemhilt (155), Hiltegund, Walthers Geliebte (22), und eine Herzogin Seburg, Hagens Geliebte (377), die nirgends sonst bekannt ist. Gegenüber stehen Dieterich von Bern, der alte Hildebrant, der Mönch Ilsan, Wolfhart, Eckewart, Heime, Wittich, wie in ABCD. Alfart der Junge, ein Wölfing, erscheint sonst nur noch in D (205. 225. 227) E, Nudung, Dieterichs Verwandter, allein hier (111. 125. 145). Die Zweikämpfe werden nicht von Gibich und Hildebrant voraus verabredet, sondern Dieterich und Kriemhilt rufen jedes Mal ihre Helden auf, die zum Kampfe kommen sollen. Die Reihenfolge weicht von den übrigen, die ich in der Einleitung zu C S. XL. XLI zusammengestellt habe, völlig ab, und andere stehen sich gegenüber, Walther und Wittich, Schrutan und Dietleip, Günther und Nudung, Herbort und Heime, Aldrian und Ilsan. Das dramatische Gedicht aus dem sechzehnten Jahrhundert (Haupts Zeitschrift 11, S. 243—253 [oben S. 468—478]), wo ganz Unbekannte neben den Bekannten auftreten, braucht hier überall nicht berücksichtigt zu werden.

Die Sprache in den Bruchstücken ist schlecht, aber nicht ungebildet: sie neigt sich zum Mitteldeutschen. Die Erzählung entspricht dem einfachen Stil des Volksepos und liebt die Wechselrede. Man begegnet keinen unbeholfenen Worten oder rohen Ausdrücken, wie sie sich in den Auffassungen des fünfzehnten Jahrhunderts zwischen den besseren oft eingedrängt haben. Der kampflustige Mönch sagt: »ich will mit siebenzig streiten« 319, d. h. mit der ganzen Welt«. In Ac mit ungeschickter Übertreibung: »ich will sechzigtausend allein bestehen« (24[b], 10). Wolfhart will der Königin einen Backenschlag geben (Aa 31. 33, Ac 821), und Kriemhilt schlägt sich selbst mit der Faust auf den Mund (Aa 65[a], 11. Ac 1559). Die Strophen sind mit Sicherheit auseinandergehalten, während sie dort zwar noch durchblicken, aber schon wegen der eingemischten Zusätze nicht mehr reinlich sich abscheiden lassen; auch ist eine 498 dritte Reimzeile zuweilen angehängt. Die Zahl der Hebungen [ist] hier noch der Regel gemäss, die metrischen Gesetze der Senkungen sind in Geltung, und einige Verstösse dagegen würden sich entfernen lassen. Dort sind diese Gesetze vergessen und haben

sich nur da erhalten, wo das Verderbnis nicht eingedrungen ist. Der regelmässig stumpfe Reim, etwa tac : sprach (197) ausgenommen, ist in den Bruchstücken noch rein, der Binnenreim noch unzulässig, die Cäsur immer klingend; denn underwegen (414) muss dafür gehalten werden, wie im Mitteldeutschen schon früher solche zweisilbige Wörter mit kurzem Wurzelvocal dafür gelten. Dort ist der Reim gleichmässig verwildert: ich will Beispiele anführen, darunter auch solche, in welchen Freiheiten gebraucht sind, [die] anderwärts wohl vorkommen, doch nicht in unseren Bruchstücken. Aa bewarn : geborn 4^b, 5. hôch geborn : erkorn. hôch geborn : gebâren 6^b, 16—19. meit : guot 6', 4. dô (für dâ) : frô 21, 13. geben : degen 33^b, 10. 42^a, 1. Dietleip : kintheit 47^b, 10. Klingend wunden : munde 9, 2. zîten : schrîten 47^a, 14. stunden : begunde 67^a, 2. Binnenreim, geniezen : verliesen 76, 2. Der Reim ist ganz verschwunden 37^b, 7. 8. 47^b, 2—9. 62, 10. Ac (die vordem Weigelsche, jetzt Berliner Handschrift) frô : dô (für dâ) 700. zît : beschiht 893. Gunthêr : erwern 1240. Gunther : dar 1288. huop : wuot 1036. sluogen : slugen 1477. orden : geborn 1617. Derselbe Reim unmittelbar wiederholt niht : wiht 1025—1028. Derselbe Reim siebenmal hintereinander 1564—1570. A^b und B kommen als absichtliche Umarbeitungen hier nicht in Betracht. C frum : magetuom 301. frô : Ilsô (statt Ilsan) 527. was : saȥ 719. naȥ : was 1343. leben : erwegen 857. 1021. degen : geben 1111. barn : erkorn 1420. klagen : haben 1706. gehaben : geslagen 1753. flugen : stuben 1844. begraben : verklagen 1898. Klingend êre : spere 3. grüene : küene 1253. beitete : bereitete 1445. Rührend mit gleicher Bedeutung mîn : mîn 570. daȥ stêt dir wol an : daȥ stêt dir wol an 1039. künegîn : sîn. künegîn : sîn 1098. Unmittelbar auf einander folgend bekant : Pravant. vant : Pravant. Pravant : genant 115—119. meit : treit. leit : meit. unverzeit : mannheit 433—438. verzeit : seit : unverzeit : geseit 1554. bestân : man. lobesan : man. gân : Strutan. man : bestân 1237—1243. Rîn : sîn : Rîn : dîn 1914. D^{ab} gôt (für gât) : Gernôt 96. stân : crôn 222. erbôt : stôt (für stât) 255. vor : klâr 993. sagen : haben 200. tagen : haben 1285. laden : tragen 1739. degen : geben 2163. 2411. loben : gezogen

461. bin : sîn 339. fluz : kus 421. was : saz 527. gras : naz 889. guot : truoc 945. guot : sluoc 1233. guot : genuoc 1611. sluoc : huop 1037. überzogen : vogel 551. kint : nimt 729. heilt (für helt) : geteilt 771. 2363. wesen : erwegen 929. sal : alt 1033. enpfelhen : geben 1749. Niderlant : arman 2223. getan : lanc 1227. wart : scharf 2249. rinc : Gobelint 2387. Klingend mêren : hêren 13. hœren : tœren 1661. stœren : gehœren 1719. zerhiegent : vielent 1991. Rührend mit gleicher Bedeutung sîn : sîn 51. leben : leben 1255. dich : dich 1531. De (die Pommersfelder, von Bartsch herausgegebene Handschrift) kint : Kerlinc 65. degen : leben 175. degen : gegeben 451. mîn : hie 587. her : swær 591. Walther : wer 625. bevalch : man 677. gewant : dranc 763. guot : sluoc 773. 309. hant : irklanc 798. sprach : zehant 882. Unmittelbar auf einander folgend man : kan 663—666. Rührend mit gleicher Bedeutung breit : breit 9. schiet : schiet 453. Dd (die vordem Meusebachische, jetzt Berliner Handschrift, abgedruckt in Haupts Zeitschr. 11, S. 536—561 [= oben S. 479—503]) slac : grap 9. loben : gezogen 53. vogel : loben 123. graben : tragen 154. degen : leben 358. 799. leben : erwegen 563. degen : gegeben 690. 778. dagen : haben 862. erwegen : geben 911. was : sàzen 117. überzogen : vogel 140. heon : ruom 146. 186. sampt : lant 239. gewant : sampt 416. Ilsan : vant 286. strebet : eben 314. zorneclich : lîp 326. snel : spil 332. undertàn : lobesam 364. heilt (helt) : geteilt 377. man : gewant 432. wesen : erwegen 531. hàn : zwàr 551. sluoc : huop 585. sprach : erkant 599. Herbort : gevorht 630. ir : schier 831. überwant : klanc 841. zît : zorneclîch 885. erzouget : gebot 917. Klingend beströuwet : gefröuwet 174. Rüedegêre : mære 403. 567. Rührend mit gleicher Bedeutung an : an 253. zal : zal 278. Dreifacher Reim hant : pfant : hant 250—252. genant : Riuzenlant : »Egerlant« 617—619. Ohne Reim steht 835.

Das älteste Zeugnis von dem Dasein des Rosengartens gewährt Ottacker von Horneck, der um das Jahr 1295 schrieb. Wir sind also nicht berechtigt, das Gedicht weiter als in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu setzen. Hätten sich gute Pergamenthandschriften von A und D erhalten, so würde sich Inhalt und Sprache in ähnlicher Reinheit zeigen,

wie in den Bruchstücken. Abgesehen von der eingetretenen Verderbnis halte ich A für die älteste Auffassung, weil sie die einfachste ist und weil der Grundgedanke, Siegfried und Dieterich gegenüberzustellen und diesen zu verherrlichen, darin am bestimmtesten ausgedrückt ist, dann auch, weil die einzelnen Kämpfe nach der Regel der Volksdichtung geordnet sind, worüber 500 die Einleitung zu C S. LXXII nachzusehen ist. Die Einmischung Etzels in D und C ist störend; neben ihm erscheint Dieterich nicht mehr als der Mittelpunkt, als der Held des Gedichts, was er doch sein soll, vielmehr in Abhängigkeit von ihm, wie in der Dietleipsage. Rüdeger musste gleichfalls hineingezogen werden, weil sonst kein namhafter hünischer Kämpfer in dem Rosengarten aufgetreten wäre. Nudung vertritt seine Stelle, aber nicht als sein Sohn, sondern als ein Verwandter Dieterichs, weil er hier zu dessen Recken gehören muss. Die Beschreibung der einzelnen Kämpfe weicht völlig ab, und die Bruchstücke haben nicht eine Zeile mit AC und D gemeinschaftlich, während sich in diesen, wie abweichend sie unter sich sind, solcher nicht wenige finden. Dort sind die Berufungen auf ein Buch oder auf die mündliche Überlieferung häufig, fehlen aber hier.

Unsere Bruchstücke (F) setzen, wie ich glaube, nicht bloss A, sondern auch D voraus; denn daher kann nur Herbort vom Rhein und Alfart genommen sein, die bei den Übrigen (nur Herbort in E, ohne Zweifel aus D) nicht erscheinen. Erweitert wird der Inhalt des Liedes durch die Einmischung eines allgemeinen Kampfes zwischen den rheinischen und Berner Helden, den Hagen anstiftet. Er will Rache nehmen wegen des Todes seines Vaters, den er doch dem Mönch verziehen hat, und wirft die Schuld auf die Mordlust der Kriemhilt. Deshalb fordert er die rheinischen Helden auf (302) und kommt mit hundert seiner Mannen. Der Gedanke ist nicht glücklich, da nach der Anlage des Gedichts die Oberherrschaft Gibichs oder Dieterichs nur durch Zweikämpfe soll entschieden werden. Veranlassung gab wohl der Umstand, dass in A und D Dieterich und Etzel bei dem Zug nach Worms von einem grossen Heer begleitet werden, das sich aber nicht einmischt. Vielleicht setzte man

in den Bruchstücken voraus, das Gefolge der Helden sei in dem Rosengarten zugegen gewesen und aufgefordert worden an dem Kampf Theil zu nehmen.

In den hier besprochenen Gedichten liegt ein Beispiel vor von den beständigen Umwandlungen und dem Herabsinken der Volksdichtung: innerer Gehalt und äussere Form schwinden gleichmässig mit der Achtung vor der Überlieferung. Ein ähnliches Geschick zeigt sich in dem Lied von Siegfrieds Jugend, wie in den Bearbeitungen des Nibelungenliedes, von welchen Weigand (Haupts Zeitschrift 10, S. 142—146) und Holzmann (Pfeiffers Germania 4, S. 315—337) Nachricht gegeben haben.

EINLEITUNG ZUR VORLESUNG ÜBER GUDRUN*).

Ich habe, als ich im vorigen halben Jahre Freidanks Gedicht erklärte, bei diesem aus klarer Besonnenheit hervorgegangenen Werke für passend gehalten, in einer ausführlichen Einleitung über die Kunstpoesie des deutschen Alterthums mich zu verbreiten und die vorzüglichsten Denkmäler, in welchen sie sich darstellt, zu erörtern. Die Volksdichtung, welche, was Ursprung und Ausbildung betrifft, einen Gegensatz zu der Kunstpoesie bildet, habe ich dort zur Seite liegen lassen. Ich wähle jetzt aus der Mitte [der Dichtungen] des Volksepos, die nicht von einem einzelnen Dichter, sondern dem ganzen Volke ausgegangen sind, eine der schönsten und ausgezeichnetsten, und stelle mir die Aufgabe, Sie zugleich in diesen ganzen Kreis einzuführen. Mir scheint dieser Weg der beste, um zu einer wahrhaften Einsicht in die Geschichte der deutschen Poesie zu gelangen, und sollte es mir gelingen, durch die Erklärung des Gedichts Ihnen eine lebendige Anschauung davon zu verschaffen, so wird Ihnen durch diese vorangehenden Betrachtungen der Zusammenhang mit dem Ganzen deutlich werden und sich das rechte Verständnis eröffnen. Ein Vortrag, der die ganze Geschichte der deutschen Poesie umfassen wollte, würde in der Zeit, die wir ihr widmen können, allzu kurz und trocken oder allzu lückenhaft ausfallen: es scheint mir also besser, einzelne aber organische Theile herauszuheben und zu versuchen, ob der guten Absicht auch die Fähigkeit entsprechen wird, das gewünschte Ziel zu erreichen. Zudem sind empfehlungswerthe Bücher vorhanden, die das Ganze umfassen. Äusseres Material ist in Kobersteins Grundriss der Geschichte der deutschen

*) [Dreistündig begonnen am 5. Mai 1843, 6. Mai 1844, 24. April 1845, 8. Mai 1846, 1. November 1847, 10. Mai 1849.]

Nationallitteratur (zuletzt 1837; der erste Band der neuesten Auflage 1845) mit Fleiss und Einsicht zusammengetragen. Gervinus' grösseres Werk (in vier Bänden, zweite Auflage 1840—1842, dritte Auflage 1846) geht auf innere Geschichte. Es ist das erste Buch dieser Art, das, aus den Quellen selbst geschöpft, seinen Gegenstand mit ausgebreiteten Kenntnissen und noch ausgezeichneterem Geist, mit einer seltenen Freiheit und Unbefangenheit der Betrachtung behandelt. Es trägt nicht wenig zur Verbreitung und Belebung dieser Wissenschaft bei. Ich bin in vielen und in wichtigen Beziehungen anderer Meinung: es herrscht darin eine allzu persönliche Stimmung, und die darin aufgestellten Analogien überschreiten oft das zuträgliche Mass und verlieren durch ihre Ausbreitung und allzu häufige Anwendung in meinen Augen Gewicht und Bedeutung; aber das hindert mich nicht den sonstigen Werth des Buches anzuerkennen. Auch der Auszug in einem Bande, der schon zwei Auflagen erlebt hat, befriedigt glücklich das Bedürfnis nach einer schnellen Übersicht. Endlich zweifle ich nicht, dass die Vorlesungen, die Lachmann an der Universität über die Geschichte der altdeutschen Poesie hält, ebenso gründlich gelehrt als mit scharfsinnigen und glücklichen Gedanken angefüllt sind.

Meine Erklärung des Gedichts soll eine genaue, philologische sein. Aber wenn ich bloss ein philologisches Ziel vor Augen hätte, so würde ich nicht das Gedicht von Gudrun zur Erklärung gewählt haben. Wir besitzen andere, auch ausgezeichnete, ja, in ihrer Art treffliche Werke, wie z. B. Hartmanns von Aue und Wolframs von Eschenbach, die in kritischen Ausgaben einen musterhaften Text gewähren, während von unserem Gedicht nur eine einzige spätere Handschrift erhalten ist, und die an sich achtungswerthe Ausgabe, die ich zu Grund lege, lange nicht alle Schwierigkeiten beseitigt hat. Wenn also dort in philologischer Hinsicht mehr zu lernen ist und die ausgebildete, kunstreiche, oft schwierige Sprache den freieren Organismus, gleichsam das zarte Geäder der Grammatik zeigt, so überragt doch unser Gedicht jene durch seinen inneren Werth und durch die Bedeutung, die es für die Geschichte der Poesie hat. Jenes

sind Werke künstlerischer Besonnenheit, immer abhängig von dem Geiste des Einzelnen, der sie hervorbrachte, und nur denen zugänglich, die für die höfische Dichtung das Verständnis ausgebildet und Sinn und Gefühl dafür erlangt hatten: das Gedicht von Gudrun ist unmittelbar aus dem Wesen eines ganzen deutschen Volkes hervorgegangen, dessen lebensvolles Bild es uns in reinem Spiegel zeigt. Den längst in den Strom der Zeit versenkten Geist eines Volkes wieder zu erkennen und anschaulich zu machen ist die Aufgabe der Alterthumswissenschaft, und dazu ist die Philologie nur ein Mittel, wenn auch ein ausgezeichnetes und an sich edeles, ja, sie ist für uns der einzige Weg, der uns zum Ziel leiten kann.

Gedichte wie die Gudrun und das Nibelungelied erscheinen nur selten, aber bei allen Völkern, die eine Heldenzeit gehabt haben: sie entstehen nur unter den Einwirkungen glücklicher Verhältnisse; sie entwickeln sich Jahrhunderte hindurch und scheinen einen unvergänglichen Bestand zu haben. So wachsen edle Bäume langsam und bedürfen langer Zeit, ehe sie in Blüthe ausbrechen, während geringe Pflanzen ganze Felder bedecken und ihre gemeinen Blumen jeden Sommer neu hervortreiben. Ich weiss nicht, welches von beiden Gedichten den Vorzug verdient; ich ordne sie nicht unter einander, ich stelle sie neben einander. Jedes hat seine eigenen Vorzüge. Wenn jenes den Heldengeist der früheren Jahrhunderte, der bei einem Volke erwacht, das sich als ein Ganzes fühlt und in die Geschichte eingreift, das den Kriegerstand über den erhebt, der den Acker bebaut und die Herde bewacht, wenn das Nibelungelied den Heldengeist in einem höheren Glanze zeigt und einen tragischen Eindruck hinterlässt, so sucht das Lied von Gudrun als Schluss ein geordnetes, beruhigtes, der Gegenwart sich erfreuendes Dasein. Es eröffnet uns in warmer Nähe das häusliche Leben; es offenbart uns das Gemüth edler Frauen. Nicht der Held, wie tüchtig und herrlich er auch geschildert wird, ist der Mittelpunkt, sondern eine Frau; aber ich weiss nicht, wo die Hoheit der Seele, die sie mitten in der Erniedrigung offenbart, mit solcher Schönheit, Tiefe und Wahrheit sonst geschildert wäre.

Hierzu kommt, was ich vielleicht zuerst hätte hervorheben sollen, es ist seinem Ursprung wie seiner Fortbildung nach ein vaterländisches Gedicht. Uns muss alles, was vaterländisch ist, näher zu Herzen gehen. Wer die Geschichte der deutschen Litteratur kennt, weiss, wie oft durch die Nachahmung des Fremden, die nur das Äusserliche zu erfassen versteht, edle Triebe niedergehalten worden oder verkümmerten. Nur wer sicher auf eigenen Füssen steht, kann Vortheil aus der Betrachtung des Fremden ziehen. Welch eine verrenkte Sprache hatte die äussere Nachahmung der griechischen und römischen hervorgebracht, die so vortheilhaft wirken kann, wenn wir im Stande sind den freien Geist der alten Sprachen zu erkennen! Aber diese gefesselte Nachahmung konnte auf den gesunden Sinn keinen Einfluss gewinnen. Es ist erfreulich zu sehen, wie die deutsche Sprache den fremden Putz, den man ihr von Zeit zu Zeit hat aufdrängen wollen, immer wieder abgeworfen hat. Nicht die Puristen haben mit pedantischen Gesetzen die Sprache gereinigt, sondern das erstarkte Gefühl für das Vaterländische, nicht das Abwenden von anderen, sondern das Festhalten an uns selbst. Um den Werth des Fremden zu fühlen, müssen wir uns erst in die Gesinnung und die geistige Richtung eines anderen Volks versetzen lernen. Das wird nicht ohne Arbeit und Mühe erreicht. In unserem Gedicht, wie manches auch von dem Leben, das es darstellt, verschwunden ist, spricht doch noch vieles unmittelbar zu uns; die zarten Farben, der feine Duft, der über ihm schwebt, das kann nur unter uns empfunden werden. Mit tausend Fäden, oft leicht nur erkennbar, oft nur dem schärfer blickenden Auge sichtbar, verwebt es sich noch in unsere Gegenwart. Das ist der Grund, weshalb jedes Volk, das ein tieferes Gemüth empfangen hat (und dieses Gemüth ist einer der schönsten Züge in der Natur unseres Volkes), das Alterthum als einen Bestandtheil seiner selbst, als einen Bestandtheil der frischesten Gegenwart erkannt und geehrt hat. Wer jene Fäden zerschneidet, wer die Gegenwart, deren volles Recht ich anerkenne, bloss mit dem heutigen Tag beginnt, mit jedem Abend sie endigt, der gleicht in seiner athemlosen Hast dem Unglücklichen, der ohne Heimath herumirrt, keine Stätte

findet, wo er niedersitzen kann, und an dem Leben in Wahrheit und Liebe nicht theilnimmt. Um ein anderes Bild zu gebrauchen, die Vergangenheit setzt sich wie eine harte und feste, oft rauh gewordene Rinde um den Stamm, aber unter diesem Schutz steigt der Saft aufwärts und treibt neue Äste, und wenn die Sonne günstig scheint, Blüthe und Frucht. Wer die Rinde unverständig abschälen wollte, würde den Baum zum Absterben bringen.

Noch etwas erquickt uns in diesen Dichtungen, zumal in einer gerne sich zurückziehenden, verbergenden oder einhüllenden Zeit, die offene Stirne, die hier die Menschen zeigen, die Aufrichtigkeit des Herzens, die Wahrheit der Rede. Das Gute und Böse, edler Muth und rohe Tapferkeit, zarte, reine Gesinnung und wilde Triebe erscheinen hier in jenen vielfachen Mischungen, die der menschlichen Natur eigen sind, aber in voller Freiheit. Und über allem, als das höhere Ziel des Daseins, schwebt eine schöne Sittlichkeit und ein tief gegründetes Gefühl für die Tugenden, deren der Mensch fähig ist.

Ich setze voraus, dass unter Ihnen auch manche sind, die sich dem eigentlichen Studium des deutschen Alterthums nicht widmen können: diesen wünsche ich dieses Bild der Vorzeit so frisch und lebendig, als es meine Kräfte erlauben, vor die Augen zu stellen. Ich wünsche, dass es Ihnen, in welche Verhältnisse Sie auch eintreten, welche Richtung auch Ihre Laufbahn nimmt, einen Eindruck hinterlasse, der ihnen förderlich, aufklärend, belehrend und belebend sei. Von diesem Gesichtspunkt bitte ich Sie meine Vorlesungen zu betrachten; dieses Ziel schwebt mir vor, indem ich mich bemühe, es auf dem Weg genauer Auslegung und Erklärung zu erlangen.

In der Einleitung werde ich zuerst das deutsche Volksepos bis zu der Zeit unseres Gedichts in seinen einzelnen Denkmälern betrachten und die Hauptpunkte angeben, von welchen es zu beurtheilen ist. Damit behandle ich zugleich einen bedeutenden Abschnitt von der Geschichte unserer Poesie. Indem ich zu unserem Gedicht übergehe, werde ich von dem Inhalt, der Zeit der Abfassung, dem Alter der Sage, Verhältnis zur

Geschichte und dem inneren Werth reden und die nöthigen literarischen Nachweisungen geben.

Die Poesie ist die Schatzkammer des menschlichen Geistes, in welche er niederlegt, was er im Leben gewonnen hat. Sie gleicht dem reinen Gold, das nicht verwittert; denn sie hat das Auffällige, Unwahre und Vergängliche ausgeschieden. Sie erhebt die Ereignisse aus der Wirklichkeit in das reinere Licht der Idee und gewährt ihnen damit ein höheres Dasein. Indem sie beides, Gedachtes und Erlebtes, vereinigt, trennt sie sich von der äusseren Erscheinung, von dem, was wir Wirklichkeit nennen, dem immer etwas Beschränktes, man kann sagen Ängstliches anklebt. Sie unterscheidet sich von ihr wie der Abguss einer Form von dem reinen, frei gearbeiteten Marmorbild. Erst nach und nach trennt sich von ihr die geistige Betrachtung als Philosophie, die Erzählung des Geschehenen als Geschichte, die ihre gesonderte Richtung verfolgen, während die Poesie in lebendiger Vereinigung erhält, was von aussen auf sie eindringt und was innerlich aus der Seele strömt [1]).

Man hat bei der Sprache bemerkt, dass Verba die Grundlage aller Substantiva seien, und daraus den Schluss gemacht, dass die epische Dichtung die älteste und ursprünglichste ist. Ich glaube das nicht. Der Eindruck der menschlichen Gefühle und Leidenschaften, den der unmittelbare Anblick der Natur hinterlässt und der in den lyrischen Gedichten sich äussert, ist mindestens ebenso alt als der Eindruck der Ereignisse, der in der epischen Dichtung sich abspiegelt. Schon in dem ältesten Epos wird der lyrische Gesang erwähnt. Diese beiden Dichtungsarten sind im Grunde die einzigen: die dramati-

[1]) Lachmann über Otfried [bei Ersch und Gruber III, 7] p. 279 B [= Kleinere Schriften I 453]: »Das Loblied auf König Ludwig III von Frankreich, die Hofpoesien unter den sächsischen und fränkischen Kaisern gehen überall gleich in die Erzählung über. Der Inhalt von Spottliedern wird uns immer so angegeben, dass etwas Schimpfliches darin sei erzählt worden. Selbst die älteren Liebeslieder des zwölften Jahrhunderts haben meistens die Form der Erzählung: Es stand eine Frau, Ich sah, Ich hörte, und die früheren „winiliod“ sind gewiss sämmtlich in dieser Art gewesen.«

schen Dichtungen entspringen aus dem Epos (Brocken von dem Gastmahl Homers nannten sie die Alten), wenn das Bewusstsein der dichterischen Kraft und ein ordnender Verstand hinzutritt, der die Ereignisse einer bestimmten Idee unterwirft und dieser gemäss umbildet. Das Epos trägt seine Idee unbewusst in sich, während sie in dem Drama absichtlich alle Glieder des Ganzen durchdringt, das eben deshalb in seiner Vollendung das Höchste erreicht, was menschliche Kunst vermag. Noch später erscheint die didaktische Poesie, der gehobene, gesteigerte und durch die Beschreibung ruhender Zustände belebte Ausdruck sittlicher Wahrheiten. Die didaktische Poesie belehrt unmittelbar. Da aber die wahre Poesie nie darauf ausgeht, unmittelbar Lehre zu ertheilen, sondern erwartet, dass aus der Darstellung des wahrhaften Lebens die Lehre von selbst in der Seele erwachse, so ist das didaktische Gedicht schon in der Wurzel von der Poesie geschieden. Die echte Poesie verwendet das gewonnene Gold zu kunstreichen Gebilden; die Lehre prägt es in Geld aus, dessen Werth angegeben wird, das in Umlauf kommen und unbedingt angenommen werden soll. Etwas Anderes ist Belehrung über äussere Dinge, die der Inhalt des Epos manchmal nöthig macht, wenn z. B. von der Mauer herab das Heer des Feindes betrachtet wird und die Namen der Helden und Völker, ihre Feldzeichen genannt werden, oder wenn Brunhild in der Edda den Sigurd über die Zeichen und Kraft der Runen unterrichtet.

Die lyrische Poesie hat in gewisser Art keine Geschichte, ich will sagen, keine fortschreitende Entwicklung. Der Ausdruck des rein menschlichen Gefühls zeigt Übereinstimmung, wo wir den Blick hinwenden. Man braucht nur die Stimmen der Völker in der Herderschen Sammlung anzuhören, um sich davon zu überzeugen. Die lyrischen Gedichte der Serben [1]) sind so einfach, wahr und natürlich, und zugleich so tief empfunden, dass Goethe sie könnte gedichtet haben. Dasselbe gilt, um in einen anderen Welttheil überzuspringen, von einem Theil der chinesischen Lieder, die Rückert (unter dem Titel Schiking)

[1]) Gesammelt von Wuk, übersetzt von Talvi [T. A. L. v. Jacob].

mit grossem Geschick zugänglich gemacht hat: auch hier naive, zutrauliche, aus der Tiefe der menschlichen Seele geschöpfte Gedanken. Es liegt etwas Schönes und Erquickliches in diesem Zusammenklang der lyrischen Poesie, die jedes Volk ausströmt, ein jedes versteht. Ich rede hier nur von der Volksdichtung; sobald eine einseitige, nur einer bestimmten Lebensrichtung oder einem abgesonderten Stand eigene Bildung sich der lyrischen Poesie bemächtigt, so verliert sich diese allgemeine Bedeutung. Wir haben ein glänzendes Beispiel an den Minneliedern des dreizehnten Jahrhunderts, die bei aller Tiefe des Gefühls und aller Zartheit des Ausdrucks doch nur aus einer besonderen Bildung in einem bestimmten Zeitraum hervorgiengen und keine allgemeine Geltung gewinnen konnten. So können sie auch nur von dem Gesichtspunkt jener Zeit verstanden und in ihrem Werth erkannt werden.

Wenn die lyrische Volksdichtung an keine Vergangenheit geknüpft ist und immer von neuem aus sich selbst beginnt, so weist die epische beständig auf ein Früheres, Vorangegangenes hin, und wir besitzen kein einziges Denkmal, das als das ursprüngliche oder als die erste Grundlage könnte betrachtet werden. Nach dem Zeugnis des Erhaltenen zu urtheilen, waren die ersten Gegenstände sinnbildliche Darstellung geheimnisvoller Gedanken über die Erschaffung, das Bestehen und den Untergang der Welt. Hier erscheinen die Naturkräfte als menschliche oder doch immer als lebende organische Wesen, die mit Wundergaben ausgerüstet sind und die man Götter nennt; abstracte Darstellung des Übersinnlichen kommt nicht vor. Aber diese Götter, unter sich in Kampf und Streit, sind thätig und handeln, und da hierdurch Gelegenheit gegeben ist, wirklich Geschehenes einzumischen, so tritt in diese mythischen Gedichte gleich ein geschichtliches Element ein. Solche mythische Gedichte hat Deutschland so gut gehabt als der Norden, wo bei längerer Fortdauer des Heidenthums sich eine zusammenhängende Darstellung in der Edda erhalten hat. Was diese Gedichte besingen (eins der ausgezeichnetsten ist die Völuspà, die Weissagung der Völva [1])), ist im Ganzen und Grossen auch

[1]) In der Kopenhagener Ausgabe der Edda.

einmal in Deutschland Glauben des Volkes gewesen. Uns ist nichts übrig geblieben, als zwei kleine, erst voriges Jahr in Merseburg entdeckte, von meinem Bruder bekannt gemachte[1]) Gedichte. Mythische Gestalten der Edda erscheinen darin und eine Sage, die in dichterischer Umwandlung noch lange im Norden fortgedauert hat. Zwei andere Gedichte aus dieser Periode[2]), das Wessobrunner Gebet, in dem von dem Zustand vor Erschaffung der Welt die Rede ist, und ein etwas grösseres Gedicht von dem Kampf bei dem Untergang der Welt, das Schmeller unter dem Namen Muspilli (1832) bekannt gemacht hat, sind christliche Gedichte, aber es schimmern noch heidnische Ideen durch. In den letzteren streiten gute und böse Geister um die Seele der Gestorbenen, und Elias kämpft mit dem Antichrist, dem Teufel, der in der Gestalt Christi erscheint, und das Blut, das aus seinen Wunden herabfällt, entzündet den Brand der Erde. Die Darstellung ist einfach und grossartig: auch im Wessobrunner Gebet hat die Sprache Schwung und poetische Farbe.

Das sind die einzigen Überreste von heidnischen Dichtungen.

Krieg und Fehden, auch mit Grausamkeit geführt, kommen zwar bei einem Ackerbau treibenden oder einem Hirten- und Jägervolk vor, aber vorübergehend und nur zwischen einzelnen Stämmen: erst wenn ein ganzes Volk zusammentritt und eine durchgreifende, die Stämme einigende Verfassung bildet, wenn, wie man sich ausdrücken kann, die Geschichte des Volks beginnt, dann erhebt sich in den Bewegungen, die erfolgen, die Heldenzeit. Der veredelte Stand des Kriegers mildert die Rohheit des Kampfes: Helden fallen sich nicht an wie wilde Thiere, der Kampf wird durch Sitte und Ehre geordnet. Ein anderes Blut strömt in den Adern derer, die die Poesie verkündigen: ihnen erscheint in der Tapferkeit und in dem kriegerischen Muth die Blüthe des Daseins: er wird als die höchste Tugend des Mannes betrachtet. Die Thaten der Götter verwandeln sich in die Thaten tapferer Männer, die dem Volk Glanz und Be-

[1]) In den Werken der Akademie [1842, S. 1—24 = Kl. Schr. II S. 1—29].
[2]) Wackernagels Lesebuch 1.

deutung verliehen haben. Erlebtes, geschichtliche Ereignisse werden den Mythen zugelegt. Ich kann hier nur das Verhältnis im Allgemeinen angeben; die Mischungen im Einzelnen sind ohne Zweifel sehr verschieden gewesen. Das Mythische konnte ganz geschichtlichen Charakter annehmen und umgekehrt das Geschichtliche einen mythischen Schein. Daran ist festzuhalten, dass, je mehr das Heldenthum sich ausbreitet und die übrigen Verhältnisse beherrscht, auch in dem Epos sich der geschichtliche Charakter immer stätiger entwickelt. Die wirklichen Ereignisse sind in diesem Geiste der Dichtung schnell aufgegangen oder von ihm verzehrt worden. Man wird niemals äussere Geschichte, wirkliche Ereignisse aus dem Epos mit einiger Sicherheit herausziehen. Wir kennen z. B. die beglaubigte Geschichte Carls des Grossen hinlänglich, um uns zu überzeugen, dass die kerlingische Sage bei allem geschichtlichen Schein wenig, fast nichts davon aufgenommen hat und zwar die Verhältnisse seiner Zeit, nicht aber die Ereignisse derselben darstellt. Ich habe das bei der Sage, die dem Rolandslied zu Grunde liegt, ausführlich gezeigt (Göttingen 1838). Aus späteren Jahrhunderten will ich die Geschichte des Cid nennen, die in den Romanzen kaum eine Ähnlichkeit mit dem hat, was wir aus sicheren Quellen von ihm wissen. Hier eine Zwischenbemerkung.

Es hat Lieder gegeben, die ein geschichtliches Ereignis festzuhalten suchten, vielleicht haben das auch Volksdichter gethan, obgleich das uns erhaltene Ludwigslied (am besten in Wackernagels Lesebuch), das den Sieg Ludwigs III, Königs von Frankreich, eines Sohns Ludwigs des Stammlers, über die Normannen feiert, von einem Geistlichen herrührt, der aber mit der Art und Weise des Volksliedes bekannt war; es ist im Jahr 881 gedichtet. Andere rein historische Lieder sind verloren, aber Zeugnisse darüber vorhanden, die in unserer Sammlung Deutscher Sagen Band 2 S. XI. XII zusammengestellt sind. Solche Lieder, wie sie auch die nordischen Skalden dichteten, dauerten ihrer Natur nach nicht lange; sie sanken mit den Ereignissen selbst in Vergessenheit und sind eben deshalb nicht auf uns gekommen.

Abermals ein verschiedenes Verhältnis zeigt sich, wenn geschichtliche Begebenheiten in ein von einer bestimmten Idee geleitetes Gedicht zusammengefasst werden, das sich eben dadurch über eine bloss an einander gereihte Erzählung wirklicher Ereignisse erhebt. Hier keine eigentlich geschichtliche Wahrheit, sondern eine freie Auffassung für ein höheres Ziel. Ich weiss nur ein einziges Beispiel einer solchen Dichtung. Es ist das nicht vollständig, aber in grösseren zusammenhängenden Bruchstücken erhaltene Gedicht aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts vom Grafen Rudolf. Es schildert in einer schönen, einfachen Erzählung den Zustand des Königreichs Jerusalem, wie es sich etwa in den ersten funfzig Jahren nach seiner Entstehung (es entstand am Ende des elften Jahrhunderts) gebildet hatte, mit seltener poetischer Kraft und Wahrheit und gehört zu den merkwürdigsten Denkmälern des Mittelalters. Man kann nicht behaupten, dass es wirkliche Ereignisse enthalte: es treten darin Personen auf, welche die Geschichte nicht kennt, aber was darin erzählt wird, trägt den Widerschein der Wirklichkeit und mag aus den durch mündliche Überlieferung umgebildeten Ereignissen hervorgegangen sein. Es fehlt ihm nichts zu dem Volksepos als der Zusammenhang mit einer mythischen Zeit. Doch ich kehre zu den früheren Jahrhunderten zurück.

Die geschichtliche Haltung, glaube ich, trat zu der Zeit der grösseren Völkerbewegungen, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, in die alten Mythen ein. Dies geschah, wie sich von selbst versteht, nicht plötzlich, sondern in allmählichem Übergang. Schon im sechsten Jahrhundert, zur Zeit des ostgothischen Geschichtschreibers Jornandes, war diese veränderte Haltung entschieden. Er gedenkt gothischer Lieder, aus welchen er schöpfte; aber die Sagen selbst, die er erzählt, tragen schon den Charakter des geschichtlichen Epos, unter diesen besonders die Sage von Ermanarich, die in den uns erhaltenen Darstellungen der Heldensage noch vorkommt, wie ich in meinem Buche[1]) ausgeführt habe und deren Alter und my-

[1]) Deutsche Heldensage. Göttingen 1829 [1867].

thische Züge eine Abhandlung von Jacob Grimm im dritten Bande von Haupts Zeitschrift noch besonders hervorhebt. Noch entschiedener erscheint diese Richtung in dem etwas späteren Paul Winfried (Paul Diaconus), einem Zeitgenossen Carls des Grossen, der die Sagen seines Volks, der Longobarden, in reicherer und anmuthigerer Ausschmückung erzählt. Ohne Zweifel hat er sie aus den Liedern des Volksepos genommen. Was Jornandes und Paul Winfried gewähren, ist in dem zweiten Bande der deutschen Sagen zusammengestellt. Carl der Grosse liess nach einer bekannten Stelle bei Einhard die alten Gedichte sammeln. Damals mag das Epos noch in reicher Blüthe gestanden haben, aber das Bedürfnis der Sammlung und Aufzeichnung verräth doch schon die Besorgniss des möglichen Untergangs und Verlustes. In der Zeit, wo man des Besitzes sicher ist, denkt niemand an eine Bewahrung durch Schrift, und eben deshalb ist uns kein Denkmal aus der Zeit des vollen und lebendigsten Glanzes erhalten worden. Nur zufällig niedergeschrieben ist ein Bruchstück auf uns gekommen, dass aus der Zeit der Karolingischen Auffassung rühren kann, und deshalb von unschätzbarem Werth ist. Ich meine das Hildebrandslied[1]), das auf die erste und letzte leer gebliebene Seite eines alten aus Fulda stammenden, jetzt in Cassel bewahrten Codex geschrieben ist. Ich habe ein Facsimile davon bekannt gemacht[2]), das von Lachmann in den Abhandlungen der Akademie*) trefflich ist erläutert worden. Eine Abtheilung in Strophen hat Wilhelm Müller in Haupts Zeitschrift 1843 Bd 3 versucht. Es erzählt ein einzelnes, für sich bestehendes Ereignis aus der Dieterichssage[3]), das auch noch in späteren Auffassungen und in Zusammenhang mit dem Ganzen erhalten ist.

[1]) Hildebrandslied mit Wessobrunner Gebet. Cassel 1812.

[2]) 1830 in Folio.

*) [Am 20. Juni 1833. S. 123—162 — Kleinere Schriften I, S. 407—448.]

[3]) Wilkinasaga, ed. Peringskiold, Stockholm 1715, Fol., der nordische Text mit lateinischer und schwedischer Übersetzung. Darnach: Wilkina- und Niflunga-Saga oder von Dieterich von Bern und den Nibelungen. Übersetzt durch Fr. Heinr. v. d. Hagen. Breslau 1814. 2 Bändchen 8. Zugleich unter dem Titel: Nordische Heldenromane. Eine dänische Übersetzung von Rafn in dem zweiten Bande der Nordiske Kæmpe historier. Kopenhagen 1823.

Hildebrand und Hadubrand begegnen sich und rüsten sich mit einander zu kämpfen. Da fragt der alte den jungen Helden nach seinem Geschlecht und erkennt, dass Hadubrand sein Sohn ist. Er will ihn vom Kampf zurückhalten, sagt ihm, dass er sein naher Verwandter sei, und will ihn durch das Geschenk eines goldenen Armringes begütigen. Aber Hadubrand hält den Alten für einen Betrüger und sagt, sein Vater Hildebrand sei schon lange todt. Der Kampf beginnt, aber hier endigt das Bruchstück. Wir erfahren den Ausgang durch spätere Darstellungen. Hildebrand besiegt den Sohn und zieht dann mit ihm heim zu der Frau Uote, seinem Weib, das er seit dreissig Jahren nicht gesehen hat und das ihn freudig empfängt. Das Gedicht ist, wie die altheidnischen, wie Muspilli und das Wessobrunner Gebet, in epischen Langzeilen mit Alliteration abgefasst, aber die Darstellung ist ausführlicher und milder als in den eddischen Liedern von gleicher Form.

Wir besitzen zwei poetische Bearbeitungen des Evangeliums aus dem neunten Jahrhundert, die an sich nicht in die Geschichte des deutschen Epos gehören, deren ich aber doch hier Erwähnung thun muss. Die eine hochdeutsche rührt von Otfried, einem Mönch zu Weissenburg, der von Geburt ein Franke war, und ist um das Jahr 867 beendigt. Das Gedicht ist mehrmals, zuletzt von Graff (Königsberg 1808 in 4), der ihm den Namen Krist beilegt, herausgegeben. Die andere ist in altsächsischer, d. h. niederdeutscher Sprache von einem unbekannten Dichter in dem Kirchsprengel von Münster verfasst und von Schmeller 1830 unter dem Titel Hêljand sorgfältiger als Otfried von Graff bekannt gemacht. In diesem Denkmal herrscht noch die Alliteration; bei Otfried ist sie, wie in anderen Überresten aus dieser Zeit, in dem Lied von der Samariterin, in einem kurzen Gebet, in dem schon genannten Ludwigslied, aufgegeben und der Reim eingetreten, der die nach bestimmten Gesetzen der Hebung und Senkung gegliederten Zeilen schliesst (alle diese Stücke am besten in Wackernagels Lesebuch I), wie in dem Lied

2 Vol. 8., mit Zusätzen und Verbesserungen aus Handschriften. Vollständige Edda. Nachweisungen s. Heldensage S. 175.

auf den heiligen Georg (Fundgruben I). Otfrieds Darstellung ist bei aller Redseligkeit doch trocken und unbelebt und mit Betrachtungen im Predigerton, die dem Volksepos immer fremd bleiben mussten, noch langweiliger gemacht: nur im Einzelnen erhebt er sich manchmal zu einer gewissen unschuldigen Naivität, die auch wohl etwas Anmuthiges hat. Insoweit, d. h. da, wo er besser ist, dürfen wir eine Nachahmung oder, wenn man will, Beibehaltung der Volksdichtung seiner Zeit und Gegend erkennen, wie sie sich auch in den anderen genannten Denkmälern zeigt, nur dass diese etwas gedrungener und gehaltvoller sind. Im Hèljand fordert schon die Alliteration ihrem Wesen nach einen gehobeneren, kräftigeren Ausdruck und eine höhere Richtung des Geistes, wozu noch die begabtere Natur des Dichters kommt. Darum steht an innerem Werth Hèljand über Otfried, nähert sich auch wohl mehr dem Geist des Epos. Eine empfehlenswerthe Schrift hat eben Vilmar geliefert, die die Vorzüge des Werks hervorhebt, Deutsche Alterthümer in Hèljand, Marburg 1845, 4.

Ich wende mich wieder zu der Betrachtung des Epos.

Von der Nibelungesage rede ich zuerst[1]). Sie war wohl, allem Anschein nach, die bedeutendste, die am meisten verbreitete, meinte doch die Edda, sie werde dauern, so lange die Welt bestehe. Wäre die deutsche Auffassung des achten und neunten Jahrhunderts noch vorhanden, wir würden Blicke in das Leben der Heldenzeit thun, wie sie keine andere Quelle gestattet. Unmittelbar spricht der Geist eines Volkes in dem Epos zu uns; nicht brauchen wir aus den trockenen Berichten der Annalisten uns ein Bild davon mühsam zusammensetzen, wie hoch ich für die Forschung ihren Werth anschlage. Was würden wir aus der griechischen Vorzeit wissen, wenn uns Homer verborgen geblieben wäre, der so wenig Geschichte enthält als das Nibelungelied. Wie sehr wir auch den Verlust der einheimischen alten Darstellung beklagen müssen, ein Ersatz ist uns glücklicher Weise gegeben. Ich meine die Lieder der alten Edda, die sich auf diesen Fabelkreis beziehen. Dass sie aus Deutsch-

[1]) Lachmanns Ausgabe 1841.

land nach dem Norden gekommen, nicht dort ursprünglich entstanden sind, habe ich in dem Buche über die Heldensage schon lange behauptet und bloss aus den geographischen Angaben den Beweis geführt. Auch aus den Eigennamen, die zum Theil dem Norden fremd sind, lässt es sich darthun. Eine Übersetzung, wie wir sie uns zu denken gewohnt sind, ein wörtliches Übertragen in eine andere Sprache, würde in einer Zeit, wo man den ungehemmten, frischen Eindruck der Dichtung fordert, unnatürlich gewesen sein. Aber eine wesentliche Änderung des Inhalts darf man auch nicht voraussetzen. Nach den Untersuchungen von Peter Erasmus Müller in der Sagenbibliothek [1]) darf man mit höchster Wahrscheinlichkeit annehmen, dass jene eddischen Lieder schon im sechsten Jahrhundert im Norden vorhanden waren. Sie sind also vor der Zeit Carls des Grossen hinübergekommen und zeigen uns den Inhalt, den sie damals hatten. Ein merkwürdiger Umstand bestätigt diese Ansicht. Das Hildebrandslied nämlich, das in die Zeit Carls des Grossen gehört, verbindet allem Anschein nach schon die Dietrichssage mit der Nibelungesage: die Edda aber ist noch frei davon.

Ich kann hier nicht auf eine ausführliche Vergleichung der eddischen Lieder mit dem Nibelungelied eingehen, sie gehört in die Vorlesungen über dieses Gedicht, aber so viel will ich im Allgemeinen bemerken, dass in der Edda die Sage einfacher, reiner, in sich zusammenhängender sich zeigt. Der Hauptunterschied besteht darin, dass Sigurds Frau, die Gudrun heisst, nicht, wie im deutschen Gedicht, Siegfrieds Mord an ihren Brüdern rächt, sondern gerade für diese Brüder an Atli oder Etzel, ihrem zweiten Gemahl, Rache nimmt, der ihre Brüder herbeigelockt und getödtet hatte. Aber auch Atli hatte dies nur gethan, weil er glaubte, ihnen den Tod seiner Schwester zur Last legen zu müssen. Gudrun nämlich hat nicht, wie im Nibelungeliede Kriemhild, den Plan, sich an ihren Brüdern wegen Sigurds Mord zu rächen, weil sie sich mit ihnen versöhnt und den Becher der Vergessenheit getrunken hatte, aber sie muss an Atli Rache nehmen, weil er ihr Geschlecht vernichtet hat.

[1]) Kopenhagen 1817—20. 3 Voll.

Dieser Beweggrund wird so sehr hervorgehoben, dass der Tod ihres Bruders Gunnar in der Schlangenhöhle der bitterste Schmerz genannt wird, den sie je empfunden hat. Angetrieben davon tödtet sie die eigenen Kinder, weil es auch Atlis Kinder sind, und die Grausamkeit, die sie zeigt, wird durch Pflicht, die ihr aufliegt, entschuldigt. Diese Ansicht ist dem Alterthum angemessener als die Darstellung der Nibelunge Noth, wo die Schwester, wenngleich mit ihren Brüdern versöhnt, ihr ganzes Leben auf Rache für Siegfrieds Mord sinnt, und diese Rache ist um so entsetzlicher, als sie durch keine Sitte geboten, im Gegentheil nach der Versöhnung unrechtlich war.

Wie die Darstellung in den verlorenen deutschen Liedern war, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. Das Hildebrandslied zeigt eine breite, ruhige Erzählung, die den Inhalt der Sage deutlich und umständlich den Zuhörern vorzuführen strebt. Ich bin der Meinung, dass dieses Streben schon ein Gefühl voraussetzt von der eingetretenen Nothwendigkeit, mit dem Inhalt bekannt zu machen. In der früheren Zeit, wo dieser Inhalt einem Jeden bekannt war, brauchte nur Einzelnes hervorgehoben, das Andere vorausgesetzt werden; das geschieht wirklich in den eddischen Liedern. Die Erzählung darin ist abgebrochen, deutet manchmal selbst das Wichtige nur an: sie berührt gleichsam wie ein einzelner Sonnenstrahl nur die vorragenden Spitzen eines Gebirges und lässt das Andere in Dunkelheit liegen. Sie steht der Ausführlichkeit des dreizehnten Jahrhunderts gerade entgegen. Diese bedarf einer ruhigen Gemüthsstimmung, während die eddischen Lieder eine heftige Aufregung zeigen. Es mag sein, dass hier die von der starren Umgebung zu grosser Energie gedrängte nordische Natur einwirkte, aber es ist doch wahrscheinlich, dass wir auch hier im Ganzen ein Abbild von der früheren deutschen Darstellungsweise besitzen.

Waren in dieser vorkarolingischen Zeit nur solche kurze Lieder vorhanden, in welchen einzelne Ereignisse und Zustände hervorgehoben werden? Gab es kein grösseres Gedicht, das die ganze Sage umfasste? Die Frage lässt sich nicht mit einer Vermuthung beantworten. Lebte die ganze Sage in dem Be-

wusstsein des Volkes, wie die Sprache, das Recht, der religiöse Glaube, so lässt sich denken, dass kürzere, für sich bestehende Lieder das Einfachste und Natürlichste waren, wie sie die Edda zeigt, ja, wie sie in späterer Zeit in den einsamen färöischen Liedern aus dem Sagenkreis vorkommen (herausgegeben von Lyngbye 1822). Sie änderten sich je nach der Verschiedenheit des Standpunkts, den man nahm, und der von eigenthümlichen Stimmungen und Zuständen abhängig war. War auch eine grosse Anzahl solcher Lieder vorhanden, so erschöpften sie doch nicht zu jeder Zeit die Sage vollständig. In den grönländischen Liedern von Atli, die auch in der Edda aufbewahrt sind und die ich für etwas jünger als die übrigen halte, wird aber schon ein grösseres Stück der Sage umfasst, etwa was bei uns den zweiten Theil des Nibelungeliedes ausmacht, aber die Darstellung ist hier auch schon mehr erzählend, gleichmässiger, künstlicher, schwieriger im Ausdruck, zugleich weniger grossartig und innerlich weniger belebt.

Von entschiedener Einwirkung auf die Gestaltung der Sage wie auf ihre Darstellungsweise muss die Zeit gewesen sein, wo die Volksdichtung nicht mehr bloss aus dem Gedächtnis vorgetragen, sondern wo die Schrift zu Hülfe genommen wurde. Die Zeugnisse, die von schriftlicher Auffassung reden, weisen bis auf das neunte Jahrhundert zurück; dass daneben der Vortrag aus dem Gedächtnis fortdauerte, versteht sich von selbst. Nicht bloss konnte sich jetzt die Richtung auf ausführliche und vollständige Erzählung entfalten, sondern es entwickelte sich auch die Neigung zur Verknüpfung verschiedener Sagen, wovon die bedeutendste und älteste die Verbindung der Dietrichs- und Nibelungesage, die in unserem Nibelungeliede vollendet sich zeigt und der Edda noch fremd war, scheint gewesen zu sein. Solche Verknüpfungen konnten die Dichtung bereichern und manche glückliche Gegensätze bewirken, sie mussten aber auch Widersprüche herbeiführen, die dem reinen und natürlichen Zusammenhang der ganzen Sage nachtheilig waren. Der Kampf der Burgunden mit den Amelungen ist erst aus der Verknüpfung beider Sagen entstanden, und wie schön und ergreifend er im Einzelnen dargestellt ist, er hebt doch das ursprüngliche Gleich-

gewicht der Sage auf. Die Edda springt wie ein Waldstrom über gezackte Felsen heftig herab; das Nibelungelied ist ein breiter, mächtiger Fluss, der langsam durch das offene Land hinzieht. Der Rosengarten ist bloss aus der Idee hervorgegangen, dass die beiden Helden der Sage einmal im Kampfe einander gegenüberstehen müssten, die sie ursprünglich einander immer fremd bleiben sollten. So veranlasste die Verknüpfung neue Auswüchse, wie Dietleib, Biterolf und die Klage, die in der echten Sage keinen Grund haben.

Wer pflanzte das Volksepos fort? Wessen Mund verkündete es? Wir finden schon frühe Sänger. Einen abgeschlossenen Stand bildeten sie nicht, wie die Skalden im Norden, noch mehr die Barden der Gallier; im Gegentheil, sie scheinen in allen Ständen vorgekommen zu sein: selbst Könige sangen. Doch gab es auch Sänger, die aus dem Vortrag der epischen Lieder ein Gewerbe machten. Sie erfreuten sich besonderer Ehren und Vorzüge; allein sie wurden, zumal in späterer Zeit, auch wieder geringschätzig behandelt. Sie hatten überall freien Zutritt, zogen umher: sie dienten als Boten und erhielten reiche Gaben; so erblicken wir sie im Nibelungeliede. Die, welche geringer Herkunft waren, nähern sich den Bänkelsängern. Es haben sich noch einige in roher Form abgefasste bänkelsängerische Gedichte erhalten, die man doch nicht schlecht nennen kann und die poetischen Sinn zeigen, wie z. B. das Lied von Oswald, das Ettmüller herausgegeben hat. Blinde besonders haben das Gewerbe der Sänger ergriffen. Der technische Ausdruck von ihrem Vortrag war s i n g e n u n d s a g e n, s. Lachmanns Abhandlung, [= Kl. Schr. I S. 461—479] Heldensage S. 373—379. Dieser Ausdruck bezeichnet recht gut die Weise des Vortrags, der ein Mittel zwischen Rede und Gesang muss gewesen sein. Ein musikalisches Instrument mag den Rhythmus angegeben oder begleitet haben. Die alte Sprache war reich an Vocalen, hatte volle Endigungen und Flexionen und liess ihrer Natur nach nicht die Schnelligkeit zu, mit der unsere verkürzte und abgeschliffene Sprache gesprochen wird. Sie war an sich schon, was man singend nennt.

Das Nibelungelied, wie es auf uns gekommen ist, ist vor-

züglich geeignet, die bisher im Allgemeinen dargelegten Grundsätze näher zu entwickeln. Es ist im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in der Gestalt, in der wir es besitzen, entstanden und bildet einen sichtbaren Gegensatz zu den erzählenden Werken der höfischen Dichter, durch Inhalt sowohl als durch Darstellung. Jene sind aus fremden Quellen, zumal aus romanischen geschöpft: diese Dichter lebten an den Höfen der Fürsten oder des mächtigen Adels. Die Weise, mit welcher die staufischen Kaiser das Geschick von Deutschland und Italien lenkten, ihre Kraft, ihr grossartiger Geist warf auf die Poesie einen Widerschein. Die Bildung ihrer Zeit offenbarte sich immer in den Dichtern am deutlichsten, die zugleich damit die Eigenthümlichkeit ihrer besonderen Natur zu verknüpfen wussten. Die Persönlichkeit der Dichter, die bei dem Volksepos gar nicht zur Sprache kommt, machte sich bei ihnen geltend. Wir kennen daher ihre Namen und empfinden das Individuelle in ihren Werken: bei dem Nibelungelied wird so wenig wie bei den anderen Volksdichtungen ein Dichter genannt. Die Vermuthungen, die man darüber geäussert hat und die dabei stehen geblieben sind, einen Heinrich von Ofterdingen als den verborgenen Urheber des Nibelungeliedes anzusehen, von dem wir gar nichts Echtes besitzen, der aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht gelebt hat, sondern bloss eine für den Wartburger Krieg erdichtete Person ist, und dem man das Gedicht von Laurin ebenso fälschlich beigelegt hat, als das Gedicht von Wolfdieterich dem wohlbekannten Wolfram von Eschenbach, diese Vermuthungen bedürfen keiner ernstlichen Widerlegung und verdienen kaum die Ehre, angeführt zu werden. So wenig der, welcher das Volksepos vortrug, Ursache hatte, sich zu verbergen, ebenso wenig konnte ihm einfallen, das, was dem ganzen Volke zugehörte, was nicht einer allein, sondern viele Volkssänger zugleich vortrugen, für sein eigenes Werk auszugeben. Sie hatten auch andere Zuhörer: die höfischen Dichter scheiden sich als Vornehmere, höher Gebildete aus. Ihnen waren die Volksgedichte nicht unbekannt geblieben; wir wissen das aus Anspielungen darauf, aber keiner hat aus ihnen den Stoff zu einer Dichtung genommen. Sie mögen, wenn auch nicht

mit Verachtung, doch mit einer gewissen Geringschätzung darauf herabgesehen haben. Die höfischen Dichter waren in gewissem Sinne ihres Stoffes nicht mächtig und wollten ihn doch beherrschen. Sie legten in die fremde Sage ihre eigene Ansicht und bildeten sie dieser gemäss aus. Sie heben hervor, was ihnen zusagt, und schieben das Andere zurück oder vernachlässigen es. In dem berühmtesten Werk der höfischen Dichter, in Wolframs Parzival, sind die Ereignisse so angehäuft und in einander verflochten, dass es schwer hält, sich des Inhalts zu bemeistern, und doch hat er aus seiner französischen Quelle nur das ausgewählt, was ihm zu seinem Zweck diente. Zwar bewundern wir die tiefe, sinnvolle, glänzende Darstellung; wiederum aber ist der Ausdruck oft schwierig, manchmal gesucht, und das Verständnis eröffnet sich nicht gleich. Wie steht die Einfachheit des Nibelungeliedes im Inhalt wie im Ausdruck entgegen! Durch die Überlieferung ist der Stoff so, wie ihn der Geist des Volkes jedes Mal auffasst, gebildet, der keine Überfüllung der Ereignisse duldet, kein unverhältnismässiges Verweilen und Ausmalen des Einzelnen. Die überlieferte epische Ausdrucksweise, die die höfischen Dichter aufgegeben haben, das ruhige, langathmige Silbenmass, überhaupt jenes Einfache, Natürliche, Mühelose, das uns bei Homer wie bei allen Volksdichtungen erfreut, wo die Worte wie von selbst sich einzufinden scheinen, dringt näher zur Seele als die bewusste Erzählung der höfischen Dichter, wenn man auch zugeben kann, dass sie feiner, geistiger und kunstreicher ist.

Ich habe vorhin bemerkt, dass die ursprüngliche Form des Volksepos, allem Anschein nach, einzelne Lieder waren, die für sich bestanden und ihren eigenen, für sich verständlichen Zusammenhang hatten, wiewohl sie zugleich Theile eines grossen Ganzen waren, dass aber auch bald Gedichte von weiterem Umfang entstanden, welche eine Sage in grösseren Theilen oder als Ganzes umfassten. Liegen unserem Nibelungelied solche einzelne, nur zusammengefügte Lieder zu Grund? Man könnte dagegen sagen, dass zu viel Übereinstimmung in dem Ton und in der Auffassungsweise des Gedichts herrsche und es deshalb ein einziges Werk sein müsse. Allein jene Lieder hatten als ein

Gemeingut des Volkes nicht weniger einen gemeinsamen Geist als die Sprache, und ihre Form war die, welche sich damals unter dem Volk ausgebildet hatte. Lachmann hat die Ansicht von der Entstehung unseres Gedichts aus lauter einzelnen Liedern mit nicht gewöhnlichem Scharfsinn durchgeführt und in seiner letzten Ausgabe die früheren und späteren Lieder äusserlich unterschieden. Man muss nicht vergessen, dass damit das gleichzeitige Vorhandensein grösserer, die ganze Sage oder einen grösseren Theil derselben umfassender Gedichte noch nicht abgeleugnet wird; er behauptet zunächst bloss eine solche Entstehung unseres Gedichtes. Ich glaube, dass Lachmann die Einfügung einzelner Lieder hinlänglich dargethan hat, und das ist ein bedeutendes Ergebnis seiner Forschungen; aber wenn mir wahrscheinlich ist, dass schon vorher, im zwölften Jahrhundert, denn das erhaltene Gedicht ist im ersten Jahrzehnt des dreizehnten entstanden, ein ganzes zusammenhängendes Werk vorhanden war, so könnte ein solches zu Grund gelegt und durch einzelne Lieder erweitert sein, oder es könnten grössere Theile, etwa der zweite Theil, der die Rache der Kriemhild besingt und ohnehin mehr gleichmässige Ausbildung zeigt, aufgenommen sein. Ich muss gestehen, so überzeugend mir Lachmanns Ansicht im Einzelnen erscheint, und obgleich ich die Verschiedenheit in manchen Theilen anerkenne, bald Trockenheit und einige Rohheit der Sprache, bald reiche und warme Ausführlichkeit, so regt sich doch, wenn ich das Ganze betrachte, ein Gefühl dagegen: es erscheint immer noch zu sehr aus einem Guss, und ich meine, es müsste sich eine noch bedeutendere Verschiedenheit bemerkbar machen, wenn lauter einzelne Lieder an einander gerückt wären. Dazu kommt, dass ich genöthigt bin, einen nicht ganz geringen Einfluss des Umarbeiters anzunehmen, nicht auf den Inhalt (ich glaube nicht, dass er ihn anrührte oder das Geringste aus eigenen Mitteln zusetzte), doch auf den Ausdruck. In dem zwölften Jahrhundert nämlich war der völlig reine Reim noch unbekannt; nur Annäherungen in verschiedenen Abstufungen fanden statt. In dem Nibelungeliede dagegen ist der reine Reim entschieden eingeführt, und er konnte schwerlich ohne manchmal bedeutende Änderungen

durchgesetzt werden. Und das ist das Werk des Ordners, oder wie man ihn nennen will, denn es ist schwer, für das Verhältnis den richtigen Ausdruck zu finden; ihn aber meine ich, wenn ich von einem Dichter, Verfasser, Bearbeiter des Nibelungeliedes rede [1]).

Dass er den Inhalt des Gedichtes nicht berührte, muss ich nochmals hervorheben, um jedes Missverständnis zu verhüten. Hat er doch beibehalten, was die leiseste Regung eines kritischen Gefühles würde entfernt haben: unnöthige Wiederholungen, eingeschobene Personen, baare durch keine Erklärung zu beseitigende Widersprüche. Wozu, um ein Beispiel anzuführen, die hier und da zerstreute Angaben über das jedesmalige Alter der Kriemhild, die, wenn man sie zusammenrechnet, beweisen, dass sie mindestens fünfzig Jahre alt war, als sie dem zweiten Gemahl einen Sohn gebar, und erst noch sechs Jahre später die furchtbare Rache vollbrachte? Dies alles beweist unwidersprechlich, dass von einem einzigen Dichter, der frei das Nibelungelied geschaffen habe, nicht die Rede sein kann.

Ich habe den Inhalt des Nibelungelieds bisher epische Volkssage genannt.

Das Nibelungelied enthält epische Volkssage. Die Volkssage kann so wenig erfunden werden, als sich eine Sprache erfinden lässt: im Ernste wird auch jetzt, nachdem man die Natur der Volksdichtung kennen gelernt hat, niemand mehr auf diesen Gedanken verfallen. Ich habe oben gezeigt, dass sie aus der Vereinigung mythischer und geschichtlicher Wurzeln erwächst, aber die bisherigen Meinungen trennen beides und lassen nur einen Ursprung gelten, einen mythischen oder einen geschichtlichen; sie stellen sich damit einander gegenüber. Bei dem mythischen Ursprung nimmt man an, dass die Personen und Ereignisse des Gedichts eigentlich nur sinnlich ausgedrückte Gedanken über die Erschaffung, Anordnung und den Untergang der Welt enthielten. Da sich aber solche allgemein ausgedrückte Sätze in der Mythologie aller Völker vorfinden, so

[1]) Über die Lieder von den Nibelungen von Wilhelm Müller. Göttingen 1846. Rec. von Müllenhoff in den Berliner Jahrbüchern 1846 No. 75—79.

wird man genöthigt sich immer allgemeiner zu fassen und immer weiter zurückzugehen, bis sich das ganze Gedicht verflüchtigt und an dem fernen Horizont nur als ein blauer Dunst übrig bleibt (ich wähle das Wort, weil wir damit ein unergreifbares Luftbild bezeichnen). Diese Richtung haben besonders Mone und von der Hagen verfolgt. Wer die Schrift des letzteren »Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer (Breslau 1819)« in die Hand nimmt, der wird bald bemerken, wie alles darin in Wolken und Nebel sich auflöst und, was man greifen und festhalten will, wie Wasser zwischen den Fingern durchläuft. Siegfried ist darnach zugleich auch Dieterich, erscheint als Baldur in der nordischen, als Sonnengott in der griechischen Mythologie; und was wird sonst nicht alles durchwühlt, um ihn dahinter zu finden! Will man, was hier zusammengehäuft ist (ein Haufe zusammengelegter, überall ausgerupfter Federn), näher betrachten, so muss man den Athem einhalten, weil bei dem leisesten Luftzug alles aus einander fliegt. Ich bin an sich nicht der Idee abgeneigt, dass in Siegfrieds Adern, wenn ich so sagen darf, noch das Blut eines deutschen heidnischen Gottes rinne, aber ich kann diese Umwandlung nur soweit gelten lassen, als sie sich mit einiger Sicherheit nachweisen lässt und mehr als ein blosses Spiel der Phantasie ist. Und wie schwer ist es, dem ganzen Inhalt der Nibelungesage, der schon vielfachen Umgestaltungen unterworfen war, in seinem jetzigen Zusammenhange eine begründete mythische Deutung zu geben. Ich will drei Versuche anführen, einen von P. E. Müller in der Sagenbibliothek, den anderen von Lachmann, in der Kritik der Sage, die den Anmerkungen zu seiner Ausgabe angehängt ist, den dritten von Wilhelm Müller in einer besonderen Schrift (Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungesage, Berlin 1841), alle drei der Beachtung werth. P. E. Müller hält den Grundstoff für älter als die Einwanderung der Asen (Götter) in den Norden, und da er gerne die Einführung des Gedichts aus Deutschland abwenden möchte, so muss er sich nach Asien wenden und den Ursprung der Sage dort suchen, ein an sich schon bedenkliches Unternehmen. Er macht den Rhein, der in der Sage nicht fehlen kann, allgemein zu einem gold-

führenden Fluss, sodann zur Wolga. Die Personen erklärt er als Symbole nicht eigentlich mythologischer, sondern sittlicher Ideen. Es ist ganz sinnreich ausgeführt, aber gewiss falsch. Lachmanns Deutung hat strengen Zusammenhang, ist scharf und bestimmt gefasst. Den Weg, den er betritt, halte ich für den richtigen. Er mittelt zuvor das, was man echte Sage nennen kann, aus und zeigt dann eine Aehnlichkeit zwischen Siegfried und Baldur. Grundgedanke des Ganzen scheint ihm der Satz, dass das Gold, obgleich begehrungswürdig, doch in die Gewalt der dämonischen Mächte bringe, und zwar trifft das Unheil nicht bloss einen Helden, sondern auch einen herrlichen, leuchtenden Gott, wie Baldur war. Ich habe unabhängig von Lachmanns Ansicht eine ähnliche ausgeführt (Heldensage S. 384. 385) und den Mittelpunkt der Sagen in dem verderbnisvollen Ring gefunden, der das Gold erzeugte und über den ein Zwerg einen Fluch ausgesprochen hatte, der allen Besitzern den Tod brachte. Nur habe ich Siegfried nicht als Baldur bezeichnet, was auch immer nur eine Vermuthung bleibt, wenn auch eine ansprechende. Wilhelm Müller sieht in Siegfried einen wilden Naturgott, der durch die Erlegung des bösartigen, in Drachengestalt erscheinenden Fafnir die verderbliche Kraft des Winters bricht, und erblickt dann noch bestimmter den nordischen Gott Freyr in ihm. Mir ist der Standpunkt, von welchem aus die Sage betrachtet und erklärt wird, in zu weiter Ferne genommen, obgleich man ihn mit Unrecht dem unbegrenzten von Mone und Hagen zur Seite setzen würde; im Gegentheil, die Untersuchung ist verständig und gemessen geführt und behält Werth, wenn man auch den Ergebnissen nicht beizustimmen geneigt ist.

Ich will zu diesen Deutungen des mythischen Gehalts eine allgemeine Bemerkung machen, die mir wichtig scheint. Wir wissen, die geschichtliche Haltung des Epos war schon im sechsten Jahrhundert entschieden; in dieser Zeit waren die eddischen Lieder schon vorhanden. Der Uebergang aus dem Mythus kann nicht plötzlich erfolgt sein; vielleicht waren Jahrhunderte nöthig, um stufenweise die Umänderung zu vollbringen. Der Ursprung der Heldensage muss also noch über jene Zeit

hinter das sechste Jahrhundert zurückgeschoben werden. Der heidnische Glaube des deutschen Volkes stand in jener Zeit in voller Blüthe; selbst im achten Jahrhundert war er, wenn auch nicht aller Orten, noch vorhanden. Das beweisen die eben aufgefundenen heidnischen Gedichte; in dem Norden ward er erst im Jahre 1000 von dem Christenthum verdrängt. Die Heldensage mit ihren mythischen Anklängen müsste also lange Zeit hindurch neben den anderen, religiösen, ihren Inhalt klar aussprechenden Überlieferungen bestanden haben. Möglich ist das, doch nicht sehr wahrscheinlich. Allein die Mythologie selbst war in beständiger Umwandelung begriffen; denn niemals hat bei dem deutschen Volk der Geist stille gestanden. Ich zweifle nicht, der heidnische Glaube, aus dem das Epos seine ersten Keime empfangen hat, war ein anderer, als der, welcher uns in der Auffassung der Edden vielleicht ein Jahrtausend später erhalten ist. Die Grundanschauungen mochten fortdauern, aber die äusseren Gestaltungen derselben, zumal wenn sie in Handlungen der Götter bestanden, mussten grosse Änderungen erlitten haben. Einmal angenommen, dass Siegfried aus Baldur hervorgegangen ist, so war der Baldur jener ältesten Zeit gewiss ein anderer, als der, welchen wir in der Edda erblicken. Das alles muss uns vorsichtig machen, wenn wir mythische Bestandtheile der Heldensage nachzuweisen suchen.

Der mythischen Erklärung gegenüber stellt sich die geschichtliche. Sie nimmt an, dass wirkliche Ereignisse, urkundlich begründete Personen Anlass zu der Dichtung gegeben haben und diese durch dichterische Ausschmückung, d. h. absichtlich erfundene Begebenheiten, dann auch durch Einverleibung späterer geschichtlicher Ereignisse nach und nach ihre Gestalt gewonnen, aber eben auf diesem Weg die geschichtliche Wahrheit getrübt und entstellt, die verschiedenen Zeiten verwirrt habe. Eine mythische Grundlage wird dabei entschieden geleugnet. Diese Ansicht hat schon A. W. v. Schlegel im Jahre 1812 in dem Deutschen Museum von Friedrich Schlegel vorgetragen; sie ist hernach von Göttling, Giesebrecht, Rückert und Crüger (litterarische Nachweisungen in der Schrift von Wilh. Müller) noch aufgestellt worden; auch Gervinus scheint ihr geneigt. Ich

kann ihr durchaus nicht beitreten. Die Übereinstimmungen mit der Geschichte sind theils so gering, dass man fast bei allen Völkern und in allen Zeiten solche Ähnlichkeiten auffinden kann, theils stehen sie vereinzelt und im Zusammenhang mit ganz anderen Begebenheiten. Was dieser Ansicht, meine ich, schon das Urtheil spricht, ist der Umstand, dass fast jeder eine ganz andere historische Grundlage entdeckt hat und wahrscheinlich jeder weitere Anhänger dieser Ansicht wieder eine neue vorbringen wird. Allerdings gibt es einige historische Namen in dem Nibelungelied, vielleicht auch eine Beziehung auf ein geschichtliches Ereignis, nämlich auf die Vernichtung des burgundischen Volks in den katalaunischen Feldern durch Attila; allein diese geschichtliche Beziehung gehörte nach meiner Meinung nicht ursprünglich in die Sage, sondern ist erst später eingeführt worden. Auch erscheint das Meiste davon in den eddischen Liedern noch nicht. Was die beglaubigte Geschichte von dem ostgothischen Ermanrich, Attila und Theodorich dem Grossen berichtet, stimmt mit dem, was das Epos von Ermanrich, Etzel und Dieterich von Bern erzählt, durchaus nicht überein: es steht vielmehr entgegen.

Was bleibt in dieser Lage übrig? Ich glaube nichts Anderes, als die mythischen Bestandtheile des Epos, soweit sie erkennbar sind, ebenso die geschichtlichen herauszuheben und neben einander aufzustellen. Ich habe diesen Weg in meinem Buche über die Heldensage eingeschlagen. Man erkennt daraus, wie der Zustand der Dinge ist. Will man weiter gehende Vermuthungen anstellen, so ist dagegen nichts einzuwenden; nur darf man sie nicht für mehr ausgeben, als sie sind, und sie nicht mit dem vermischen, was als sicher kann betrachtet werden, um aus der Verbindung weitere Folgerungen zu ziehen. Ich mag nicht weiter schreiten und den Fuss nicht da aufsetzen, wo ich nicht sicheren Boden sehe. Mässigt man sich nicht, so versteigt man sich bald in das Unhaltbare und spinnt einen Zusammenhang aus, der dem unbefangenen Blick sogleich als ein blosses Phantasiebild erscheint. Das gilt von der mythischen wie von der geschichtlichen Ansicht.

Hier ist, um Missverständnissen vorzubeugen, eine Be-

trachtung anzustellen. Jedes wahrhafte Gedicht hat, weil es das Wirkliche in der Idee zu fassen und zu reinigen strebt, einen Mittelpunkt oder einen geistigen Grundgedanken. Bei dem Volksepos, das kein Einzelner gedichtet hat, ist er nicht absichtlich hineingelegt, wie ihn kunstreiche Dichter wie Gottfried und Wolfram in die Sage von Tristan und Parzifal mit Bewusstsein legten. Vielmehr drückte sich der ganze geistige und sittliche Zustand einer jeden Zeit von selbst in der Volksdichtung aus und gab ihm seinen höheren Mittelpunkt. Sie konnte nicht anders. Ich habe in den verschiedenen Gestaltungen des Hildebrandliedes, wie ich glaube, überzeugend nachgewiesen, wie die Umwandelung der Sitte immer die Charaktere und theilweise den Inhalt der Sage verändert hat. Ein anderes Beispiel aus der kerlingischen Sage habe ich bei dem Rolandslied aufgestellt, wo sich neben dem äusserst geringen historischen Bestandtheil die allmähliche Umbildung der die Sage beherrschenden Grundansicht in verschiedenen Zeiten erkennen lässt. Ich habe vorhin bemerkt, dass nach den eddischen Liedern in der Nibelungesage der Besitz des Goldes oder vielmehr des dem Hort zugehörigen, mit einem Fluch beladenen Ringes der Mittelpunkt der Sage war. Dieser Gedanke enthält nicht etwa bloss eine sittliche Betrachtung; er trägt eine höhere Bedeutung in sich; denn der Ring erscheint als das Symbol dunkler, unterirdischer Mächte, die den Menschen dem Untergang zuführen. In dem Nibelungelied des dreizehnten Jahrhunderts ist dieser Gedanke noch erkennbar, aber zurückgedrängt. Der Mittelpunkt ist ein anderer; er liegt in der treuen Liebe der Kriemhild, die, um Rache für Siegfrieds Mord zu erlangen, Sitte und Recht durchbricht und, obgleich versöhnt, nach langen Jahren entsetzliches Verderben bereitet, die Blüthe der Burgunden und Hunnen vernichtet und die Amelungen mit in den Untergang zieht. »Auf Liebe folgt Leid« sagt das Lied selbst und will damit seinen Inhalt bezeichnen.

Ich kann jetzt noch näher die Natur des Volksepos erörtern. Die reinere Gestalt der eddischen Lieder erlaubt eine Kritik der Sage, wie sie im Nibelungeliede sich darstellt. Wir sind im Stande, die Umänderungen, die Verknüpfungen und

die aus diesen Verknüpfungen erwachsenen neuen Verhältnisse und Zustände zu unterscheiden, und müssen sie als nicht ursprünglich anerkennen: wir gelangen damit zu einer reineren Gestalt. Allein auch jene frühere eddische Darstellung zeigt, wenn wir sie aus sich selbst beurtheilen, schon Änderungen, Zusätze, Lücken. Wir müssen also auf eine noch reinere Bildung der Sage zurückschliessen, aus welcher die eddischen Lieder hervorgiengen. Dieses Verhältnis erscheint bei aller Sage: die älteste und reinste Gestaltung, die sich erhalten hat, sie weist auf eine noch ältere, reinere, zusammenhängendere, einfachere. Aber zu dem Anfangspunkt der Sage gelangen wir niemals. Es verhält sich also auch hier wie bei der Sprache, dem Recht, der Mythologie, wie bei allem, was ein Abbild des menschlichen Geistes ist, der überall seinen göttlichen wie seinen irdischen Ursprung in der unbegreiflichen Mischung, die ihm eigen ist, offenbart: das älteste Denkmal zeigt uns noch nicht das Ursprüngliche; wir nähern uns ihm nur gradweise, indem wir immer weiter zurückgehen. Was wir ursprünglich nennen, bezeichnet bloss die Grenze, bis zu welcher wir gelangen; diesen äussersten Punkt erreichen wir durch Schlüsse, die wir aus dem ältesten Denkmal auf seine Quelle machen. Das Nibelungelied des dreizehnten Jahrhunderts wird sich zu dem Epos, das die Gothen besessen haben, verhalten, wie sich die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts zu der gothischen des Ulfilas verhält. Wie eine Ursprache unergreifbar im Hintergrund schwebt und sich nur ahnen lässt, so liegt eine Ursage hinter allen auf uns gekommenen Denkmälern: unseren Blicken erscheint sie nur in beständigen Umwandelungen. Eins aber ist gewiss, so überraschend es auch denen sein mag, welche den menschlichen Geist nur nach seinem gegenwärtigen Zustand zu beurtheilen gewohnt sind, wir finden ein langsames, aber unaufhaltbares Herabsinken wie bei der Sprache, so auch bei dem Epos. Es gleicht einem Baum, aus dem immer neue Äste wachsen, der seine Natur zwar im Ganzen und Grossen bewahrt, aber immer eine neue Gestalt annimmt, seine Spitze in die Höhe treibt, bis er sein Ziel erreicht hat. Auch darin bleibt das Gleichnis wahr, dass der Sage im Fortgang der Zeit einzelne Äste absterben

und zwischen beiden hindurchragen, die noch von grünem Laub bedeckt sind. Auf die schlichte, aber grossartige Einfachheit folgt die Zeit der Überfüllung, die durch Milde, durch eine reichere und anmuthigere Bewegung entschädigt, bis sie zu welken beginnt, in Rohheit ausartet und endlich erstarrt: wie ist in dem Heldenbuch Caspars von der Röhn (in dem dreizehnten Jahrhundert gedichtet) der Geist des alten Epos völlig verschwunden und ein klapperndes Skelett übrig geblieben! Die Kraft, ein Volksepos zu erzeugen, hört auf, wenn das Bewusstsein der Kunst das Gemüth der Dichter durchdringt, die Poesie sich absondert und vornehm zurückzieht, wie es im dreizehnten Jahrhundert die höfischen Dichter thaten. Die Siegfriedssage, von der die Edda glaubte, sie werde so lange dauern, als die Welt stehe, fiel zuletzt in die Hände dürftiger Meistersänger.

Ich habe deshalb meine Ansicht von der Entstehung und Fortbildung des Epos bei der Nibelungesage ausgeführt, weil sie die ausgezeichnetste ist und die aus verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden erhaltenen Denkmäler, wie die Zeugnisse, die sich darüber finden und die ich, chronologisch geordnet, in meinem Buche zusammengestellt habe, uns tiefere Blicke gestatten. Für die übrigen Sagenkreise gilt im Ganzen dasselbe, wenn auch jedes einzelne Gedicht nach seiner Natur eine eigenthümliche Betrachtung verlangt. Wir besitzen eine umfassende Darstellung der Heldensage in Prosa, die unter dem Titel »Wilkinasaga« bekannt ist; sie sollte eigentlich Dietrichssage heissen; die Niflungasaga kommt darin abgesondert vor.*) Sie ist, wie sie selbst aussagt, aus einer doppelten Quelle entstanden, aus alten deutschen Gedichten und aus den Erzählungen deutscher Männer, die in nordischer Sprache aufgefasst und zusammengestellt wurden. Nach P. E. Müllers Meinung (Sagenbibliothek 2, S. 311. 312) ist dies am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, nach meiner Meinung hundert Jahre früher geschehen. Sie ist für die Kenntnis des Sagenkreises von unschätzbarem Werth. Auch die Darstellung ist gut, schlicht und einfach und hat eine belebte Ausführlichkeit.

Ich will jetzt eine Übersicht der ganzen Heldensage aus

*) [S. oben S. 535 Anm. 3.]

den verschiedenen Quellen geben nach meiner Ansicht, d. h. so wie ich die einzelnen Dichtungen unterscheide. Ein eben erschienenes Buch »Die grossen Sagenkreise des Mittelalters« von Joh. Georg Theodor Grässe, Dresden und Leipzig 1842, ist mit dankenswerthem Fleiss und grosser Belesenheit zusammengetragen, aber im Einzelnen ist kein Verlass darauf: es sind Verstösse darin, wie sie vorkommen, wenn man sich von aussen einem Gegenstand nähert und ihn nicht von innen erfasst hat. Das Buch ist nur mit Vorsicht zu gebrauchen.

[Hier] folgt die Übersicht nach der Heldensage S. 337—341 [welche ungefähr vier Stunden in Anspruch nahm; sie liegt nicht ausgearbeitet vor].

Ich habe bisher von der Heldensage gehandelt, welche ihre Verbreitung durch ganz Deutschland und bei den verwandten Stämmen im Norden und England schon als die allgemeinste, wichtigste und umfassendste bezeichnet: ich wende mich jetzt zu einer anderen Sage, welche, wenn sie auch, nach den erhaltenen Denkmälern zu urtheilen, nicht im Norden und bei den Angelsachsen bekannt war, doch in Frankreich und Flandern und auf der anderen Seite in dem Nordosten von Europa sich verbreitete. Ich meine das Thierepos. Fuchs und Wolf sind die Hauptträger dieser Sage, die unter dem Namen Reinhard Fuchs bekannt ist. Diese Dichtung ist aus langgepflogenem Umgang der Menschen mit den Thieren hervorgegangen, aus ungesuchter, aber dauernder Betrachtung ihres Wesens, ihrer Triebe, Fähigkeiten und Leidenschaften. Ihnen wird zugleich ein Theil der menschlichen Natur beigelegt: sie besitzen menschliche Sprache und menschliche Gedanken; und aus dieser bei dem Zusammenleben mit Thieren leicht begreiflichen Mischung des an sich durch eine weite Kluft Getrennten erwächst die poetische Bedeutung, ergibt sich die Erhebung des Gedichts, ein eigenthümlicher Gehalt und ein besonderer Reiz. Dies alles ist der Grund von der langen Dauer und Verbreitung des Thierepos, das noch jetzt nicht ausgestorben ist, sondern in Volksmärchen noch umgeht.

Die äusseren Zeugnisse von dem Dasein des Thierepos sind an sich verhältnissmässig nicht sehr alt. Mit Gewissheit beginnen sie erst im Anfang des zwölften Jahrhunderts, wo in

Nordfrankreich und in Flandern die Gedichte, die wir kennen, wenigstens in ihren Grundlagen sich ausbildeten und die Sage selbst allgemein bekannt war. Die altfranzösischen Gedichte, die wir besitzen, gehören in das dreizehnte Jahrhundert, aber eine deutsche Übertragung, die Heinrich der Glicheser (Glichasâre)[1]) im Elsass, etwa in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, verfasste, hat uns den Inhalt eines älteren, verlorenen, aber einfacheren französischen Gedichts bewahrt. Etwas älter als Glichesers Gedicht ist ein lateinisches, Isengrinus betitelt, das aller Wahrscheinlichkeit nach in Südflandern entstanden ist: ziemlich gleichzeitig mit Glicheser ist ein anderes lateinisches, Reinardus genannt, das nach Nordflandern gehört. Weitere Nachweisungen über ein altflandrisches, eingeständlich aus dem Französischen übersetztes, an sich ausgezeichnetes Gedicht, sodann über den plattdeutschen Reineke de Vos, der eine Übersetzung jenes altflandrischen enthält, so wie über einzelne hierhergehörige altdeutsche Stücke brauche ich nicht zu geben; man findet alles beisammen in dem Buche meines Bruders Reinhart Fuchs (Berlin 1834); ich merke nur an, dass jenes altflandrische Gedicht, das mein Bruder nur zum Theil erlangen konnte, im Jahre 1836 von Willems vollständig herausgegeben ist.

Zeugnisse führen, wie ich bemerkt habe, das Alter des Thierepos in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, und die Verbreitung der Sage in damaliger Zeit lässt nicht zweifeln, dass sie schon lange vorher bestanden hat. Aber eine andere gelegentlich vorgebrachte Äusserung des Mönches Fromund zu Tegernsee, der im zehnten Jahrhundert lebte, beweist, dass damals nicht der ausländische Löwe, wie in den erhaltenen Dichtungen, sondern der Bär als der König der Thiere betrachtet wurde; wir werden damit auf eine frühere Gestaltung der Sage in Deutschland hingewiesen. Was aber noch entschiedener den deutschen Ursprung und das hohe Alter beweist, das sind die Namen, welche die beiden Hauptträger der Sage in den nordfranzösischen und altflandrischen Dichtungen führen, Renard

[1]) Simulator, Heuchler, Gleisner.

und Isengrin: sie sind nämlich deutsch und würden in der alten Form Raginhart und Isangrim lauten: jener heisst »Rathgeber, rathskundig«, dieser »Schwertgrimm« (vgl. Einleitung zu Reinhart Fuchs S. 240. 241. Graff, Sprachschatz I 489. II 384. VI 325). Diese Namen konnten nur mit der Sage, an welche sie durch ihre Bedeutsamkeit geknüpft sind, aus Deutschland nach Frankreich gekommen sein, als die Franken dahin im fünften Jahrhundert einzogen. Das Dasein des Thierepos wird also noch hinter diese Zeit gerückt.

Allein ich glaube, wir dürfen noch weiter zurückschreiten. Mein Bruder sagt (Einl. S. 294): »Mir ist, als empfände ich noch germanischen Waldgeruch in dem Grund und der Anlage dieser lange Jahrhunderte fortgetragenen Sage«. Das ist mit richtigem Gefühl gesagt. Nur bei einem Jäger- und Hirtenvolk, das in beständigem Verkehr mit den Thieren lebte, konnte sich eine solche Dichtung ausbilden, »welche«, wie er ferner bemerkt, »alle Zeichen erfinderischer Rohheit, sinniger Einfalt und naturgetreuer Beobachtung an sich trägt: in der noch eine Zugabe von Wildheit merkbar ist«. Ich halte sie daher für älter als die Heldensage, in der wir auch eine, wenn auch nicht überall nachweisbare Umbildung alter Mythen erkannten, und die erst entstand, als die Bewegung der Geschichte kriegerische Tapferkeit zu dem Mittelpunkte des Lebens machte.

Haben wir bei dem Heldenepos eine Ursage nur voraussetzen und ahnen können, so wird auch hier die beständige Umwandlung eingetreten sein, und die erhaltene Auffassung wird sich von der ursprünglichen weit genug entfernt haben. Gleichwohl begegnen wir noch im Einzelnen Zügen des höchsten Alterthums. Auch unserer Zeit ist diese Dichtung noch nicht entfremdet, eben weil sie, weniger an besondere Verhältnisse gebunden, in der Vermischung des Entgegengesetzten, des Eigenthümlichen des thierischen Waldlebens mit den Vorzügen des menschlichen Geistes, eine gewisse ideale Haltung gewonnen hat. Spricht doch die plattdeutsche Bearbeitung noch heute an, und hat sich Goethe nicht angeregt gefunden, sie in einer Bearbeitung mit antikem Versmass in einen noch weiteren Kreis einzuführen?

Ein Ursprung aus der Geschichte, wobei man eine Übertragung menschlicher Verhältnisse in die der Thiere voraussetzen muss, glaube ich, muss mit Entschiedenheit abgewiesen werden. Möglich, dass einzelne Anspielungen auf wirkliche Ereignisse sich darthun lassen, aber das ändert die Sache nicht; es werden immer Nebendinge sein, die den Mittelpunkt der Sage nicht ändern. Anspielungen auf die Geistlichkeit, Ausfälle auf ihre Verderbtheit lagen nahe. Aber die Pilgerfahrt des Wolfes und Fuchses, überhaupt ihr Mönchthum gieng aus der sich entwickelnden Sage hervor. Ein eigentlich satirischer Hintergrund des Ganzen kann nicht zugegeben werden und würde die tiefere poetische Natur der Dichtung zerstören. Dagegen lässt sich wohl denken, dass mythische Überlieferungen auch hier eine Wurzel der Dichtung gewesen sind, aus der sie Nahrung gesogen hat. Bösartige Götter haben manchmal Thiergestalt angenommen; noch in unseren Märchen wird erzählt, wie sie sich dahinter verstecken und die wilden Triebe der Thiere annehmen. Dann auch konnte man unbedenklich ihnen Sprache und Vernunft beilegen.

Gervinus äussert sich 1, S. 123. 161 ausführlich über diesen Sagenkreis und zugleich kritisch über die angeführten Meinungen. Er führt hauptsächlich die Behauptung durch, dass die Thierfabel, wie wir sie bei Aesop finden, ihrem Wesen nach von dem Thierepos und dem Thiermärchen verschieden sei und streng abzusondern. Die Seele der Fabel sei, und zwar ihrem Ursprung nach, Lehre und Moral, und sie gewähre nur das allegorische Bild einer Abstraktion. Dass er sie damit von der Poesie scheidet, die niemals geradezu auf Lehre ausgeht, fühlt er selbst. Er möchte aber den Griechen überhaupt gerne das Thierepos wegnehmen, weil es ihrem immer auf das Höhere, nur auf Götter und Heroen gerichteten Blick nicht angemessen sei und sie die Thierfabel nur Sklaven und Fremdlingen überlassen hätten. Die Batrachomyomachie, die ganz gegen seine Behauptung streitet, lässt er nur als eine Ausnahme gelten, aber sein bewundernder Ausruf: »Was erschuf dieses Volk (die Griechen) nicht!« rechtfertigt ihr Dasein nicht. Auch der historischen Deutung der Fuchssage ist er nicht ganz abgeneigt,

obgleich er wohl einsieht, dass die bisherigen Versuche, sie zu begründen, unzulässig sind. Den Werth des altflandrischen Gedichts und damit auch des Reineke de Vos würdigt er mit feinem Takt.

Ich habe bisher von den Sagenkreisen geredet, welche in ganz Deutschland mögen verbreitet gewesen sein und dem Binnenlande zugehörten; wir haben noch zwei Dichtungen zu betrachten, die, wenigstens vorzugsweise, deutschen Stämmen eigen waren, die an der nordwestlichen Küste, an den Gestaden der Nord- und Ostsee ihre Sitze hatten, mit dem Meer und der Seefahrt bekannt waren und mit dem benachbarten Skandinavien und den britischen Inseln in vielfacher Berührung standen. Ihr Kreis scheint demnach ein engerer gewesen zu sein. Es sind die Gedichte von Beowulf und von Gûdrûn.

Beowulf ist in angelsächsischer Sprache abgefasst, und wenn auch vor dem Überzug der Angeln nach der britischen Insel (er begann in der Mitte des fünften Jahrhunderts) in der deutschen Heimath entstanden, kann es doch die Gestalt, in der wir es besitzen, erst frühestens in dem Anfang des siebenten Jahrhunderts gewonnen haben. Es enthält nämlich eine Anspielung auf ein geschichtliches Ereignis, das in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts fällt. Wahrscheinlich aber ist die Auffassung, die wir besitzen, weil sie schon eine Überarbeitung zeigt, in das achte Jahrhundert zu setzen. Britische Einwirkung finde ich darin nicht. Daran dürfen wir festhalten, dass es uns ein Abbild von dem deutschen Leben, den öffentlichen und häuslichen Zuständen der Deutschen gewährt, sei es nun in dieser Gestalt mit hinübergeführt oder dort erst aus mitgebrachten Überlieferungen zusammengesetzt. Auch die heidnische Zeit stellt es dar, wenn auch ein christlicher Überarbeiter, der nach einigen Zusätzen nicht zu bezweifeln ist, die heidnischen Götternamen getilgt hat. Also auch hier Hinweisung auf älteren Ursprung und eine frühere Gestaltung, auch die Wahrscheinlichkeit einer Vereinigung einzelner für sich bestehender Theile oder Lieder (vgl. Ettmüller S. 65). Auch darin zeigt sich die Heimath, dass auf andere deutsche Sagenkreise Anspielungen

vorkommen: auf die Siegfriedsage in einer merkwürdigen, vielleicht älteren Bildung, auf den Schmied Wieland, auf Ermenrich und Heimo, die wir aus der Dieterichsage kennen; ich habe davon in der Heldensage S. 13—17 geredet. Aber auch eine vielfach bei uns vorkommende, unter dem Namen des Schwanritters noch von Conrad von Würzburg erzählte Sage ist in den Eingang des Gedichts verwebt.

Der Inhalt des Gedichts ist der Hauptsache nach einfach. Grendel, ein sumpfbewohnendes Ungeheuer, richtet in der prächtigen Halle des Königs Hrodgar grosses Unheil an, kommt in der Nacht und erwürgt die schlafenden Helden; niemand ist im Stande, es zu bekämpfen. Da erscheint der jugendliche Beowulf, stellt sich dem Ungeheuer entgegen und verwundet es auf den Tod. Dann steigt er in das Wasser und tödtet auch die Mutter des Ungeheuers, die ebenso furchtbar und entsetzlich ist. Mit Ehren und Geschenken überhäuft, kehrt Beowulf zurück, wird späterhin König und herrscht lange in voller Macht, aber im Alter muss er noch einen Kampf mit einem das Land verheerenden, feuerspeienden Drachen bestehen, der einen grossen Schatz bewacht. Beowulf besiegt das Unthier, empfängt aber selbst die Todeswunde. Die Leiche wird feierlich verbrannt, und ein Hügel über ihr errichtet. Beide Kämpfe, gegen Grendel und gegen den Drachen, mögen in besonderen Gedichten besungen sein, die hier zu einem die Thaten des Jünglings und Greises zusammenfassenden Ganzen vereinigt sind.

Auch in diesem Gedicht erscheint die Mischung des Mythischen und des Geschichtlichen, das wir als Eigenthümlichkeit des Volksepos bemerkt haben. Der ältere Beowulf (d. h. Bienenwolf, Specht, der die Bienen verfolgt und frisst), der in dem Gedicht angeführt wird, trägt als Stammherr von neun Völkern noch den Schein eines mythischen Daseins. Grendel, der Wassergeist, und seine Mutter (wie noch heutzutage Volksmärchen von dem Teufel und seiner Mutter reden) sind dunkle, böse Geister in scheusslicher Bildung. Grendel hat eine durch Waffen nicht zu verletzende Haut und Stahlkrallen, mit denen er seine Beute packt, die er mit den Zähnen zerreisst und verschlingt. Dass der edle Held erst mit dem Wasser-, dann mit

dem Feuergeist kämpft, mag einen alten mythischen Gedanken ausdrücken. Ein waltendes Schicksal wird anerkannt: Beowulf nimmt den Kampf mit dem Drachen an, weil er von Todesbestimmung getrieben wird. In anderen Theilen hat das Gedicht eine ganz geschichtliche Haltung, namentlich in den eingeflochtenen Erzählungen von sonstigen Heldenthaten. Unter diesen befindet sich auch eine von einem Zug des Hygelâr, des Lehnsherrn Beowulfs, gegen die Friesen, wobei er das Leben verlor. Dieses Ereignis wird durch geschichtliche Zeugnisse, die es in das erste Viertel des sechsten Jahrhunderts setzen, hinlänglich verbürgt: selbst der Name des Königs stimmt überein.

Der an sich wenig verwickelte Inhalt des Gedichts wird von Zwischenerzählungen anderer vorangegangener Ereignisse häufig unterbrochen, welche den sonst einfachen Gang des Liedes stören. Der Ausdruck ist voll sinnlicher Kraft und Wahrheit, etwas schwieriger als der Ausdruck in den eddischen Liedern, aber mit ihm verwandt. Er ist ohne Milde und Anmuth, was beides jener Zeit fehlte, aber ernst und edel.

Von dem Urtext besitzen wir eine treffliche Ausgabe von Kemble (2. Ausgabe London 1837, 8.); die frühere von Thorkelin (Kopenhagen 1815, 4.) war unbrauchbar. Dazu kommt eine wörtliche Prosaübersetzung ins Englische mit einem sorgfältigen Glossar zu dem Urtext in einem besondern Band (London 1837); eine dänische, mit Geist abgefasste poetische Paraphrase hatte Grundtwig geliefert (Kopenhagen 1820, 8.). Auf Kembles Arbeit stützen sich zwei deutsche Schriften, eine von Leo (Beowulf, das älteste deutsche, in angelsächsischer Mundart enthaltene Heldengedicht, nach seinem Inhalte und nach seinen historischen und mythologischen Beziehungen betrachtet. Ein Beitrag zur Geschichte alter deutscher Geisteszustände. Halle 1839), die andere von Ludwig Ettmüller (Beowulf, Heldengedicht des achten Jahrhunderts. Zum ersten Male aus dem Angelsächsischen in das Neuhochdeutsche stabreimend übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Mit einem Kärtchen (den Schauplatz des Gedichts darstellend). Zürich 1840). Beide enthalten eigene und gute Bemerkungen. Ettmüllers Übersetzung, die ihm Mühe genug mag gemacht haben, ist der Art, dass sie

ohne die beigefügten Anmerkungen nicht kann verstanden werden. Kembles schlichte Übertragung in Prosa halte ich für angemessener.

Ich gelange endlich zu unserem Gedicht, das nach seinem Hauptinhalt Gûdrûn heisst. Die alte Form des Namens ist Gundrûn. Gund bezeichnet bellum, pugna. Ob rûn, das in anderen Zusammensetzungen von Eigennamen vorkommt (Graff 2, 523), von rûna mysterium abzuleiten ist, mag dahin gestellt bleiben. Die spätere mittelhochdeutsche Form wäre Kûtrûn; doch mögen wir hier G beibehalten, weil es den nordischen Dialekten angemessen ist und unser Gedicht, wie wir nachher sehen werden, dem nördlichen Deutschland zugehört.

Ich muss zuerst eine Übersicht des Inhalts geben.

(I.) Sigeband, Geres und Uotens Sohn, herrscht als König in Irland und vermählt sich mit einer norwegischen Königstochter. Nach drei Jahren gebiert sie ihm einen Sohn, der Hagen genannt wird. Auf ihr Verlangen stellt Sigeband ein grosses Fest an, und mitten unter den Lustbarkeiten wird der Knabe von der Hand der Wärterin durch einen wilden Greifen weggerissen und entführt. Der Greif trägt ihn in sein Nest und wirft ihn seinen Jungen als Futter vor. Einer von den jungen Greifen ist noch zu schwach, um den Knaben zu halten; er fällt mit ihm von einem Ast herab, und das verschafft dem jungen Hagen Gelegenheit, sich zu retten. Er verkriecht sich in das Gebüsch und findet dort drei Königstöchter, die mit ihm gleiches Schicksal gehabt hatten; sie waren von dem alten Greif geraubt und hatten sich gerettet. Hagen lebt mit ihnen in einer Felsenhöhle und wird von ihnen gepflegt; sie nähren sich von Wurzeln und Kräutern. Ein Schiff strandet einstmals: Hagen kleidet sich in die Rüstung eines todten Mannes, nimmt dessen Waffen zu sich und tödtet den Greif und dessen Jungen. Jetzt gehen die Jungfrauen aus der Felsenhöhle hervor: Hagen jagt wilde Thiere, kräftigt sich mit ihrem Fleisch und Blut und erlangt dadurch die Stärke von zwölf Männern. Endlich erscheint der Tag der Erlösung. Ein Schiff landet und nimmt den jungen Helden und die drei Jungfrauen auf. Der

Herr des Schiffes, ein Graf von Garadie, ist aber ein Feind von Hagens Vater und will den Sohn jetzt als Geissel und Pfand behalten. Hagen aber zwingt die Schiffsleute nach Irland zu steuern, wo seine Mutter ihn an einem goldenen Kreuz auf der Brust erkennt. Er versöhnt seinen Vater mit dem Grafen von Garadie und heirathet dann Hilde aus Indien, eine von den Jungfrauen, die mit ihm bei dem Greife waren. Grosse Feste finden statt, weil Hagen zugleich das Schwert nimmt. Sigeband übergibt ihm die Herrschaft.

(II.) Damit ist ein Gedicht beschlossen; allein es beginnt jetzt ein anderer Theil des Ganzen. Hagens einzige Tochter ist Hilde, wie ihre Mutter genannt. Sie ist von grosser Schönheit, Hagen aber so stolz, dass er jeden Freier verschmäht, der geringer ist als er. Die Boten der Freier lässt er aufhängen. Auch Hetel, König von Hegelingen, will um sie werben und beruft deshalb Horand, den berühmten Sänger, und Frute von Dänemark, aber sie scheuen die Gefahr und verlangen den Beistand des alten Wate. Hetel entbietet ihn zu sich, und der Alte zeigt sich bereitwillig, die gefährliche Fahrt zu unternehmen. Grosse Zubereitungen werden getroffen. Als Kaufleute verkleidet, langen sie bei Hagens Burg an, wo sie vorgeben, von Hetel geächtet zu sein. Durch diese Täuschung, durch ihre Reichthümer und Freigebigkeit gewinnen sie Hagens Gunst und werden an seinen Hof geladen. Die Frauen sehen die drei Helden gerne: Wate gefällt ihnen, obgleich er ihnen ins Gesicht sagt, dass es ihm bei schönen Frauen nie so wohl gewesen sei, als in der Schlacht. Als Hagens Leute sich im Kampfspiel zeigen, fragt dieser den Alten, ob in seinem Lande so tüchtiger Kampf zu finden sei. Wate erwidert spöttisch, er wünsche darin Unterricht zu erhalten. Der König selbst macht den Versuch, ihm die Kunst beizubringen, und gesteht noch nie einen so gelehrigen Schüler gesehen zu haben. Wate setzt den Hof durch seine Stärke, Frute durch seinen Reichthum, Horand durch seinen Gesang in Erstaunen. Wenn er beginnt, verstummen die Vögel: Hilde und ihre Dienerinnen horchen, die Schlafenden werden munter. Der König selbst tritt auf die Zinne, und als der Sänger schweigt, bittet Hilde ihren Vater

ihn weiter singen zu heissen. Sie wird von seinem Liede so bewegt, dass sie den Sänger zu sich rufen lässt, und er erhält jetzt Gelegenheit, Hetels Werbung anzubringen. Sie willigt zu einer Entführung ein. Hagen, der von der Gefahr nichts ahnt, erlaubt ihr die Gäste, bevor sie abfahren, auf ihrem Schiffe zu besuchen. Dort wird die Mutter von der Tochter geschieden. Die Fremden spannen die Segel auf und führen die Braut nach Hegelingen. Hagen verfolgt die Räuber, und es erhebt sich ein gewaltiger Kampf. Hetel wird verwundet, aber Wate besteht den König Hagen, und es kommt zu einer Versöhnung. Hilde wird zu Hegelingen als Königin gekrönt, und Hagen kehrt heim.

(III.) Die beiden vorangehenden, wie man sieht, nur leicht mit einander verknüpften Sagen können als Einleitung zu dem eigentlichen Gedicht betrachtet werden, das jetzt beginnt und das Schicksal der Gudrun darstellt. Hetel hat von Hilde zwei Kinder, Ortwin und Gudrun. Jener wird von Wate erzogen, diese von ihren Verwandten in Dänemark. Gudrun wird das Vorbild aller Schönheit und Tugend. Als sie herangewachsen ist, wirbt Siegfried, König aus Mohrenlanden, vergeblich um sie. Dann sendet Hartmut, König von der Normandie, seine Boten, die um sie anhalten sollen, aber sie werden abgewiesen. Hartmut kommt unerkannt an Hetels Hof und gibt sich der schönen Gudrun zu erkennen; sie heisst ihn fortgehen, obgleich sie ihm nicht abgeneigt ist. Er sinnt, wie er in ihren Besitz gelangen und, ohne ihre Gunst zu verlieren, an Hetel Rache nehmen könne, wozu ihn seine Mutter Gerlind antreibt. Indessen hatte ein dritter Freier, König Herwig, Hetels Nachbar, um Gudrun geworben: sie war auch ihm verweigert worden, und er zieht mit einem Heer heran. Ein Kampf beginnt, den Gudrun scheidet, die jetzt dem Herwig zugesagt wird. Als Herwig von dem zurückgesetzten Freier, von jenem König Siegfried, überfallen wird, erhält er Beistand von Hetel; allein der verschmähte Hartmut erspäht die Abwesenheit von Gudrunens Vater, kommt mit grosser Macht, zerstört Hetels Burgen und Land und führt Gudrun und Hildeburg von Portugal, die Gefährtin ihrer Mutter, fort nach dem Wulpensande. Die Mutter sendet Boten an

Hetel, die das Vorgefallene melden. Es wird Friede mit Siegfried gemacht, der jetzt seinen Beistand zusagt. Auf Wates Rath werden Pilgern Schiffe und Lebensmittel weggenommen, und Hetel, wie er einst von Hagen verfolgt wird, als er dessen Tochter entführte, verfolgt jetzt Hartmut, den Räuber seiner Tochter. Er holt ihn auf dem Wulpensande ein. Ein heftiger Kampf beginnt, in welchem Ludwig, der Vater Hartmuts, den König Hetel tödtet. Der Kampf, in welchem Wates Tapferkeit sich auszeichnet, dauert bis in die Nacht, wo Ludwig mit den Seinigen sich entfernt und nach der Normandie heimschifft. Die Hegelinge kehren heim, und Hilde hat nicht bloss den Verlust ihrer Tochter, sondern auch Hetels, ihres Gemahls, zu betrauern.

Der alte Ludwig sucht anfänglich die Gefangene günstig für Hartmut zu stimmen; als sie ihn aber zurückweist, wirft er sie zornig in die See, und sie wäre umgekommen, wenn sie Hartmut nicht an den Haaren herausgezogen hätte. Gudrun weist ebenso entschieden die Vorschläge der alten Gerlind, der Mutter Hartmuts, zurück, die jetzt die rohste Hartherzigkeit zeigt. Nur Ortrun, Hartmuts Schwester, ist der Unglücklichen geneigt. Gerlind übernimmt es jetzt, Gudrunens festen Willen zu beugen: sie und ihre Jungfrauen müssen niedrige Arbeiten thun. Nach einiger Zeit erfolgt ein abermaliger Antrag Hartmuts, den Gudrun ebenfalls zurückweist. Ortrun bemüht sich vergeblich ihren Sinn zu wenden. Gudrun wird einige Zeit gut behandelt, dann aber verdoppelt Gerlind ihre Grausamkeit. Die Unglückliche muss wie eine Magd am Ufer Kleider waschen. Die treue Hildburg theilt ihre Leiden.

Indessen bereitet Gudrunens Mutter Hilde einen neuen Zug nach der Normandie, wozu sie ihre Mannen beruft. Grosse Gefährlichkeiten bestehen sie, bevor sie in der Normandie landen. Ortwin, Gudrunens Bruder, und Herwig, ihr Verlobter, gehen aus, als die Sonne sinkt, die herabgewürdigte Gudrun aufzusuchen. Ein Engel in Gestalt eines Vogels verkündigt ihr, die am Strande steht und wäscht, die nahende Hülfe. Als sie nach Hause kommt, wird sie von Gerlind wegen des nachlässigen Waschens ausgescholten. In der Nacht fällt Schnee; die

grausame Gerlind nöthigt sie am anderen Morgen barfuss in diesem Schnee zum Strande zu gehen und zu waschen. Lange schon haben sich die Jungfrauen nach der verheissenen Hülfe umgesehen, da zeigt sich die Barke mit Ortwin und Herwig. Gudrun und ihre Jungfrauen, ihres Zustandes sich schämend, gehen zurück, aber die Männer rufen sie herbei und fragen sie aus. Herwig bietet den vor Frost Zitternden Mäntel an, aber Gudrun, in der tiefsten Erniedrigung ihrer Würde sich bewusst, nimmt es nicht an: sie will nicht, dass je Mannes Kleider sie berühren. Jetzt erfolgt die Erkennung, die auf die rührendste Weise geschildert wird. Ortwin will seine Schwester nicht auf der Barke mit fortnehmen: es scheint ihm unedel, die, welche geraubt ward, hinwegzustehlen. Die jungen Helden fahren wieder zurück und lassen die Jungfrauen am Strand. Hildburg erinnert Gudrun an die vergessene Wäsche, aber diese, im Gefühl ihrer erwachenden königlichen Würde, wirft das Linnen ins Meer. Als sie nach Hause kommen, will Gerlind sie dafür schlagen, aber Gudrun wendet die entehrende Strafe ab, indem sie sich bereit erklärt, Hartmuts Liebe anzunehmen. Jetzt wird sie mit ihren Jungfrauen prächtig gekleidet.

Ortwin und Herwig waren zu den Ihrigen zurückgekehrt und hatten ihnen verkündigt, dass sie Gudrun am Strande waschend gefunden hätten. Auf Wates Rath schiffen sie in der Nacht zu Hartmuts Burg, und bei Tagesanbruch ist sie umstellt. Hartmut und sein Vater beschauen die Feinde vom Fenster, und Hartmut nennt die Zeichen. Gerlind räth die Burg zu schliessen und nicht zum Kampf auszuziehen, aber Hartmut verwirft den Rath, und es kommt zur Schlacht. Hartmut verwundet den Ortwin und Horand: auch Herwig besteht bei dem ersten Zusammentreffen mit Ludwig schlecht, schlägt ihm aber in dem zweiten Kampf das Haupt ab. Wate schneidet den Hartmut von dem Thore ab. Die in der Burg tobende Gerlinde bietet grossen Lohn, wenn jemand die Gudrun tödte; schon ist einer bereit, als auf ihren Hülferuf der mit Wate kämpfende Hartmut von unten dem Mörder wehrt. Auf Gudrunens Bitte scheidet Herwig den Kampf zwischen Hartmut und Wate, und Hartmut wird gefangen. Jetzt wird die Burg gestürmt, und die

Thore werden aufgehauen. Der wüthende Wate tödtet selbst die Kinder in der Wiege. Es gelingt der Gudrun, die Ortrun vor ihm zu schützen, aber der alten Gelinde schlägt er das Haupt ab.

Die Sieger kehren nach Hegelingen zurück; eine vierfache Verbindung besiegelt die Versöhnung: Herwig wird mit Gudrun vermählt, Ortwin mit Ortrun, Hartmut mit Hildburg und Siegfried mit Herwigs Schwester.

Dies ist der Inhalt des Ganzen. Ich beginne die Betrachtungen darüber mit der Frage nach der Zeit, in welcher unser Gedicht ist abgefasst worden. Sprache und Darstellungsweise zeigen das dreizehnte Jahrhundert an, und zwar nähert es sich darin so sehr dem Nibelungelied, dass wir es, ohne einen bedeutenden Fehler befürchten zu dürfen, in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts setzen können. Eine Anzahl Strophen nehme ich aus, in denen sich spätere Zusätze erkennen lassen; sie verräth ein unbelebterer, dürftigerer Ausdruck, auch, wie es scheint, einige Abweichung im Silbenmass. Ich sage absichtlich »wie es scheint«; denn diese Abweichung könnte auch in echten Strophen zulässig sein, und der, von welchem die Zusätze herrühren, welche in der Sage selbst nichts ändern, könnte gerade diese Abweichung ausschliessend für seine Zuthat ergriffen haben. Ich werde sie bei der Erklärung bezeichnen, aber es gibt einzelne Fälle genug, wo es schwierig ist, zu bestimmen, ob wir einen Zusatz vor uns haben oder eine echte Strophe. Sehr viel später glaube ich auch nicht, dass diese Zusätze sind: sie verrathen nur einen dürftigeren, schwächeren Geist. Das System Ettmüllers, der nicht einen, sondern vier Überarbeiter annimmt und den Antheil eines jeden bestimmt, sogar äusserlich bezeichnet und ausscheidet, ist gewagt; er hätte bessere Beweise als die allgemeinen Bestimmungen, die er S. IV von dem Geiste ihrer Zusätze gibt, beibringen müssen. Dass er diese Zusätze aus dem Text verweist und nur in Anmerkungen mittheilt, muss ich vollends missbilligen; ich werde mich nicht danach richten, sondern alles fortwährend als ein Ganzes behandeln.

Ettmüller hat zu voreilig Lachmanns Ansicht von der Ent-

stehung des Nibelungeliedes auch hier anwenden wollen, und doch ist das Verhältnis sehr verschieden. Lachmanns Ansicht wird kein Verständiger, nur der, wer sich weiss macht, die Ehre des Nibelungeliedes erfordere es, einen einzigen Dichter anzunehmen, so weit entgegen sein, dass er das Einrücken einzelner Lieder leugnet; aber Gudrun ist sichtbar das Werk eines Einzigen. Das zeigt der gleiche Ton, dessen besonderer, wenn ich so sagen darf, Beigeschmack ein jeder empfindet, der Gefühl für das Eigenthümliche eines Gedichtes hat. Es ist viel mehr aus einem Guss als das Nibelungelied, hat eine gewisse milde Anmuth, sanftere Umrisse und reichere Ausführung, die dem hier und da herben, in einzelnen Stücken harten, selbst an das volksmässig Rohe streifenden Geist des Nibelungeliedes nicht kann beigelegt werden, das allerdings tragischer und erhabener ist. Beide unterscheiden sich dadurch wesentlich von einander. Wir finden auch hier, was in dem Nibelungeliede niemals sich zeigt, die Berufung auf ein »buoch«.

Bei dieser höheren Ausbildung ist Gudrun doch ein vollkommenes Volksepos. Der Ordner, wie ich ihn auch hier nennen will, hat, was den Inhalt betrifft, wahrscheinlich nichts von Bedeutung zugesetzt, und die Auffassungsweise, der Ausdruck, der ganze Ton ist so volksmässig, dem Ton des Nibelungeliedes so verwandt, dass wir etwas allgemein Verbreitetes darin erblicken müssen. Jene Anklänge in gemeinschaftlichen Redensarten und Wendungen (sie sind in Ziemanns Ausgabe nach von der Hagens Anmerkungen am Ende zusammengestellt) hat keiner von dem anderen empfangen, sondern sie sind Gemeingut gewesen. Am wenigsten dürfen wir annehmen, dass hinter dem Ordner der Gudrun ein höfischer Dichter versteckt sei. Es ist oberflächliche Ansicht, wenn San Marte (Schulz) S. 226 sich durch diese Anklänge zu der Behauptung verleiten lässt, der Ordner der Gudrun habe das Nibelungelied nicht bloss genau gekannt, sondern sich auch zum Vor- und Musterbild genommen. Er kann es gekannt haben, aber das wäre erst darzuthun; aus den Anklängen allein lässt es sich nicht erweisen.

Unser Gedicht ist aus drei Theilen zusammengesetzt, die ich bei der Übersicht des Inhalts schon bezeichnet habe, die

gesondert für sich bestehen können und ohne Zweifel auch bestanden haben. Hat unser Ordner sie erst verknüpft und zu einem Ganzen vereinigt, oder schon ein Vorgänger? Entschieden lässt sich darauf nicht antworten. Er beruft sich mehrmals auf mündliche Überlieferung, aber er sagt auch einmal: »als uns diu buoch kunt tuont« (Heldensage S. 325), beruft sich also auf eine schriftliche Quelle. Hat er eine Auffassung aus dem zwölften Jahrhundert benutzt, so hat er, dies zeigt die Ausbildung der Reime, mindestens ebensoviel Einfluss auf den Text gehabt, als der Ordner des Nibelungeliedes. Hat er die drei Sagen aneinandergeschoben und auf diese freilich immer oberflächliche Weise verbunden, so hat er einen grösseren Antheil an der jetzigen Gestalt.

Die drei Theile des Gedichts sind ihrem Inhalt nach sehr verschiedener Art, und diese Wahrnehmung gewährt uns weiteren Aufschluss. Der erste Theil, Hagens Aufenthalt bei dem Greif und in der Einöde bei drei geraubten Jungfrauen, ist ganz märchenhaft; hier fehlt die geschichtliche Haltung der beiden andern Theile. Der zweite Theil, die Entführung der Hilde durch Hetel und der Kampf des Vaters mit dem Räuber der Tochter, der mit einer Sühne endigt, das ist eigentliche Heldensage. Der dritte Theil, der die Schicksale der Gudrun begreift, strebt eigentlich den Charakter einer edlen königlichen Jungfrau darzustellen, den Zustand ihrer Seele, überhaupt das häusliche Leben, obgleich auch hier Helden thätig auftreten. Es ist darin der Anflug einer späteren, der Betrachtung zugewendeten, in das Gemüthsleben eindringenden Zeit.

Ich kenne keine ähnliche oder verwandte Darstellung des ersten Theils, auch kein Zeugnis darüber in einem anderen Gedicht. Der Inhalt im Ganzen, Art und Weise der Auffassung stimmt aber im Allgemeinen mit dem Geist der Märchen, selbst noch jetzt lebender.

Der zweite Theil ist der älteste und der verbreitetste. Diese Sage gieng auch noch weiter, als wir sie aus unserem Gedicht kennen lernen; das beweisen Beziehungen auf unbekannte Ereignisse und Anspielungen, die darin vorkommen, und die ich (Heldensage S. 325) zusammengestellt habe. Eine Hauptperson

war Horand, dessen süsser Gesang vorzüglich von anderen hervorgehoben wird. Die frühsten Anspielungen darauf finden sich bei dem nordischen Dichter Brago dem Alten, der vor 853 lebte, und in angelsächsischen Gedichten. Die Snorra-Edda und mit mehr geschichtlichem Schein Saxo grammaticus gewähren auch den Inhalt dieser Sage, und hier hat sie, wie es dem Heldenepos eigen ist, einen tragischen, mit Vernichtung endigenden Schluss, den unser Gedicht schon der Anknüpfung wegen in eine Versöhnung milderte. Diesen tragischen Schluss scheint auch noch das Gedicht gehabt zu haben, auf welches Lambrecht im Alexander anspielt. (Mittheilung aus der Snorra-Edda.)

Auf den dritten Theil, der die Schicksale der Gudrun schildert, finden sich keine sicheren Anspielungen. Wir begegnen im Biterolf, der in das letzte Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts gehört, einer Anspielung auf ein verlorenes Gedicht (Heldensage S. 133. 134), worin Hartmut von Normandie und sein Vater Ludwig, die wir ebenfalls nur aus dem dritten Theil kennen, erscheinen, auch eine Schwester Hartmuts, die jedoch Hildeburg heisst, nicht wie hier Ortrun. Den Inhalt dieses Gedichts lernen wir aus der Wilkinasaga kennen: es ist darin von einer Brautwerbung und einer durch List eingeleiteten Entführung die Rede, aber dieser Inhalt hat, obgleich sehr abweichend, mehr Ähnlichkeit mit dem zweiten als mit dem dritten Theil.

Wir werden also auch bei unserem Gedicht auf eine frühere Gestaltung, auf ein höheres Alter gewiesen: bei dem zweiten Theil führen uns die Zeugnisse am weitesten zurück, mindestens in das neunte Jahrhundert. Wenn in dem angelsächsischen Lied von dem Wanderer ein Hagena, der darin genannt wird, wirklich der Hagen des zweiten Theils (der Grossvater unserer Gudrun) gemeint ist, wie die Deutsche Mythologie Vorrede S. XXII behauptet, was ich aber nur für eine wahrscheinliche Vermuthung kann gelten lassen, so dürfen wir wohl noch ein Jahrhundert zurückgehen. Allein in dem achten und neunten Jahrhundert stand, wie ich schon oben behauptet habe, das deutsche Epos in seiner vollsten Blüthe. Nur die Gestalt, die ihm die Fortbildung des dreizehnten Jahrhunderts oder etwa deren Grundlage aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts ge-

geben hat, ist auf uns gekommen. Könnten wir sie mit einer früheren vergleichen, sie würde eigenthümliche Vorzüge behaupten, aber der reinere Zusammenhang, der tiefere Gehalt würde sich bereits als gesunken auch hier erweisen. Wahrscheinlich müssten wir eine mildere, reichere Ausschmückung in dem späteren Gedicht anerkennen; das Einzelne wird auf Kosten des Ganzen gewonnen haben. Vielleicht ist der König Siegfried von Mohrenland erst in dieser Zeit eingeführt, um den heiteren Schluss besser zu begründen. Das mag vorerst als blosse Vermuthung gelten.

Der zweite und dritte Theil haben einen ganz geschichtlichen Schein, noch mehr als das Nibelungelied, und doch, bin ich überzeugt, enthalten sie keine wahrhafte Geschichte. Ich bin nicht einmal im Stande, einen geschichtlichen Bestandtheil, eine Anlehnung an wirkliche Ereignisse nachzuweisen, obgleich möglicher Weise eine solche vorkommen könnte.

Auch die mythische Wurzel ist kaum noch sichtbar; sie ist weit mehr hingeschwunden als im Nibelungeliede: ich zweifle nicht, dass sie vorhanden war. Das Märchenhafte in dem ersten Theil will ich nicht hierher ziehen. Das Märchen spielt, so zu sagen, mit dem, was früher Bedeutung hatte. In dem dritten Theil erscheint ein Engel in Gestalt eines Vogels und verkündigt bevorstehende Ereignisse: das war ohne Zweifel ursprünglich eine Schwanenjungfrau. Das Christenthum ist äusserlich eingeführt; es erscheint aber nicht als innerer Hebel der Ereignisse. Das Mythische des zweiten Theils zeigt sich schon viel bedeutender in den älteren Darstellungen des Saxo und der Snorra-Edda. Hier dauert der Kampf endlos fort, weil durch Zauberkünste der Hilde die Getödteten alle Nacht wieder zum Kampf erweckt werden, während sie bei Tag sammt ihren Waffen als Steine da liegen. Sie deuten auf die nordischen Einherjar, die immer zum Kampfe wieder lebendig werden.

Was ich also bei dem Nibelungelied behauptet habe, dass sich keine der beiden Erklärungsweisen durchführen lasse, liegt bei der Gudrun ganz am Tage, und diese Analogie ist von Gewicht: jeder Versuch nach einer von beiden Seiten wird in der Luft schweben. Wohin man mit Voraussetzungen und Ein-

fällen gelangt, kann man aus dem sehen, was Mone (Quellen und Forschungen 1830 S. 97—108) vorgebracht hat. Wer mag über ausgeblasenen Eiern brüten? Ich halte nicht das Geringste wahr von allem, was er sagt.

Wir haben noch die Heimath des Gedichtes zu suchen. Dass der zweite Theil im Norden und bei den Angelsachsen bekannt und einheimisch war, beweisen die Zeugnisse, aber andere zeigen, dass er auch Deutschland zugehörte. Vorzugsweise aber scheint das Gedicht dem nördlichen Deutschland eigen gewesen zu sein; denn da ist der Schauplatz der Ereignisse, Holstein, Friesenland, Dietmarsen. Einem wie mit dem Meer und der Seefahrt, so mit dem Leben der Seefahrer vertrauten Volk gehört es an. Es bildet insoweit einen Gegensatz zu dem Nibelungelied, das an den Rhein gebunden ist und des Meers nur bei Siegfrieds Fahrt gedenkt. Deshalb bilden auch hier Dänemark, Irland, Norwegen und die Normandie den weiteren Schauplatz. Der Wulpensand, auf dem so heftig gekämpft wird, findet sich auf der Karte von dem alten Holland verzeichnet, der in Warnkönigs flandrischer Staats- und Rechtsgeschichte beigegeben ist. Man darf sich nicht wundern, dass einem seefahrenden Volk Indien, Arabien, Mohrenland (Mauritanien) bekannt ist. Die Sprache aber ist die oberdeutsche, und die Auffassung könnte mit den Nibelungen gleiche Heimath haben.

Eine Verschiedenheit zwischen der nordischen und deutschen Auffassung muss ich hervorheben. Der Sänger Horand in dem zweiten Theil ist, wie ich schon bemerkt habe, eine Hauptperson, oder vielmehr es ruht auf ihm, wie auf Volker in dem Nibelungeliede, ein besonderer poetischer Glanz. Dieser Horand erscheint weder bei Saxo grammaticus noch in der Edda: sie scheinen ihn nicht zu kennen. Dass er aber alt ist in der deutschen Sage, folgt allein schon aus dem angelsächsischen Zeugnis.

Ich will schliesslich noch den poetischen Werth unseres Gedichtes berühren. Die drei Theile sind lose mit einander verknüpft. Der erste lässt sich am leichtesten ablösen; der zweite steht zu dem dritten insoweit in passendem Verhältnis, als er den Übergang aus der Heldenzeit in das tiefere Leben der Seele

darstellt. Jeder Theil für sich hat Zusammenhang; die Ereignisse entwickeln sich aus einfachen Anlässen, greifen in natürlicher Bewegung immer weiter um sich und gelangen zu einem angemessenen Schluss, der eine milde Versöhnung gewährt. Diese Zeit sucht schon eine heitere Beruhigung der Ereignisse. In dem zweiten Theil strömt aller Glanz auf die Entführung der Hilde und Horands Erscheinung. In dem dritten Theil zeigt der Aufenthalt der geraubten Gudrun bei ihren Feinden die grösste Höhe der Poesie. Wie sie unter Herabwürdigungen aller Art den Adel ihrer Seele bis zu dem Augenblick der Erlösung unbefleckt bewahrt, das ist mit einer Kraft und Wahrheit, mit einer Innigkeit geschildert, die dieses Gedicht zu dem Schönsten erhebt, was die Poesie je hervorgebracht hat. Es ist lauteres Gold ohne Beimischung eines unedeln Metalls. Zarte Menschlichkeit steht zwischen der ungebändigten Kraft des alten Wate: keck und unverhüllt stellt sich das Böse entgegen. Das Nibelungelied, das eine Heldenwelt noch im höchsten Glanz vor dem grausenhaften Untergang besingt, ist insoweit grossartiger: in der Gudrun herrscht der Gedanke an die Verherrlichung der Frauen vor, und doch zeigt sich nichts von jenem übernatürlichen, phantastischen, bei Lichtenstein in das Alberne übergehenden Minnedienst der höfischen Dichter. Überall ist die Gesinnung tüchtig und gesund: sie ist nicht durch jene Vergeistigung umhüllt, die uns reizt, die aber keine unmittelbare Wahrheit in sich trägt. Indem wir tiefere Blicke in das innere Leben, den häuslichen Zustand thun, darf man nicht mit Unrecht unser Gedicht mit der Odyssee, das Nibelungelied mit der Ilias vergleichen.

Die Charaktere sind, wo nicht schärfer, doch feiner und zarter angegeben und wirken entscheidender auf die Begebenheiten ein als im Nibelungelied. Die von Löwenblut genährte Tapferkeit Hagens unterscheidet sich sehr bestimmt von der halbrohen Wildheit des alten Wate, dessen Natur gleichwohl durch die Treue und eine Beimischung von Edelmuth sich wieder erhebt. Hartmuts herbe Gesinnung lässt doch keine Gemeinheit zu; so blickt doch eine, wenn auch nie ausgesprochene Hinneigung zu ihm durch, wenn Gudrun ihm auch

Widerstand leistet, und in der Treue gegen ihren Verlobten scheint sie mehr dem Edelmuth als innerer Neigung zu folgen. Harand ist, wie sich's für einen Sänger geziemt, mit einer gewissen zarten Wärme geschildert, und obgleich er sich dem Waffendienst nicht entzieht, so fühlt man doch, dass er in einer reineren Luft athmet. Gudrun, deren Gemüth ebenso zart als tief ist, die ebensoviel Muth und Entschlossenheit als jungfräuliche Schüchternheit zeigt, die mehr von der angeborenen Grossartigkeit der Seele als von einem leidenschaftlichen Gefühl angetrieben wird, sie ist noch durch den Gegensatz zu der Gerlind gehoben, die eine boshafte Heftigkeit zur Schau trägt. Was anderwärts die Kunst ersinnt, das hat hier der unbewusste Trieb der Volksdichtung gefunden.

Ich habe noch die nöthigen litterarischen Nachweisungen zu geben.

Wir besitzen von unserem Gedicht nur eine einzige und zumal spätere Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts, die sich zu Wien befindet. Sie ist mit einigen leichten, aber gleich in den Text gerückten Abänderungen in der Sammlung altdeutscher Gedichte Bd 2 (Berlin 1816) durch v. d. Hagen und Primisser bekannt gemacht; ein genauer Abdruck wäre besser gewesen.

Im Jahr 1835 erschien Kûtrûn von Ziemann. Der Text ist hier mit grösster Willkür behandelt; es soll eine Herstellung desselben sein, und einiges davon ist brauchbar, aber der wahre Text wäre daraus niemals wieder zu gewinnen. Schätzbare Anmerkungen dazu haben Haupt und A. Hahn geliefert in den Ergänzungsblättern der Hallischen Litteratur-Zeitung 1837, No. 11. 12, Haupt ferner in den Hallischen Jahrbüchern 1839, No. 133. 134. Ein Stück in Wackernagels Lesebuch 1. Die 2. Ausgabe von 1839 ward erst etwa 1841 versendet.

Die Ausgabe von Ettmüller, Zürich 1841, mit Glossar zeigt bessere Schule und hat manches Lobenswerthe. Ihre Brauchbarkeit wird erschwert durch die Hypothese von den vier Ordnern, die ihn veranlasst hat den Text zu zerschneiden.

Bemerkungen zu dem Gedicht nach dieser Ausgabe von Haupt und Jacob Grimm in Haupts Zeitschrift Bd 2 und 3.

Kûdrûn. Die echten Theile des Gedichtes, mit einer kritischen Einleitung herausgegeben von Karl Müllenhoff. Kiel 1845. Ein Viertel nur bleibt übrig; der ganze erste Theil fällt weg.

Hülfsmittel:

Wackernagels Glossar zum Lesebuch. Beneckes Wörterbuch. Ziemanns Wörterbuch. Hahns kleine Grammatik.

Bearbeitungen:

Gudrun, ein episches Gedicht. Programm und Probegesang, Leipzig 1836. Es ist keine Übersetzung, sondern eine freie Auffassung im Sinn und Ausdruck des griechischen Epos. Sie ist mit Geist und Geschmack gemacht, aber ich glaube nicht, dass auf diesem Wege das Gedicht in die Gegenwart kann eingeführt werden. Wahrscheinlich ist Gervinus der Verfasser, aber ich kann es nicht mit Gewissheit sagen. In seinem Werk über die poetische Nationalliteratur handelt er 1, S. 372—383 von unserem Gedicht.

Gudrun, Nordseesage nebst einer Abhandlung über das Gedicht von dem Nordseesagenkreis von San Marte (A. Schulz), Berlin 1839. Keine Übersetzung, sondern eine freie Bearbeitung mit völliger Umänderung der Form. Ich kann ihr keinen Geschmack abgewinnen; es ist ein lyrisches Element eingeführt, und die alte Dichtung nimmt sich mit den Gedanken und Redensarten unserer Zeit sehr wunderlich aus. Ob es denen, welche unser Gedicht, überhaupt die Weise der altepischen Dichtung nicht kennen, zusagt, weiss ich nicht: mir ist unmöglich diesen Standpunkt zu nehmen. Die Abhandlung bespricht freilich wichtige Dinge; der Verfasser hat Kenntnisse, Belesenheit und Einsicht, aber er beantwortet die aufgeworfenen Fragen doch ziemlich dilettantenartig. Es fehlt überall nicht an wunderlichen Behauptungen und Einfällen. Es kostet z. B. dem Verfasser keine Mühe, gleich einen britischen Ursprung anzunehmen, und weil einige christliche Beziehungen vorkommen, soll der Dichter ein Geistlicher gewesen sein, und dergleichen mehr. Gervinus, Handbuch der Geschichte der poetischen Nationalliteratur S. 41, drückt sich vorsichtiger aus: »der letzte

Bearbeiter der Gudrun war eher Geistlicher als Laie.« Die Wahrheit ist, dass wir nichts darüber wissen und man sich mit blossen Vermuthungen nur eine Last aufbürdet, aber nichts gewinnt.

Eine Übersetzung von Adalbert Keller, Stuttgart 1840, hält sich näher an den Text und verdient insoweit den Vorzug. Aber die Übertragung, nicht aus einer anderen Sprache, sondern aus derselben, wie sie im Alterthum gegolten hat, in die, welche jetzt gilt, führt unüberwindliche Schwierigkeiten mit sich. Ich kann es nicht ohne Widerstreben lesen. Ich habe kein Beispiel ausgesucht, sondern das Buch nur aufgeschlagen und will die Strophe näher betrachten, auf die zuerst meine Augen fielen.

Der Sänger Horand wirbt bei Hilde, der Königstochter, heimlich für seinen Herrn. Er sagt ihr, dass Hetel sie vor allen Frauen liebe: sie möge sich auch ihm geneigt erweisen. Nun folgt ihre Antwort (Hagen S. 1619—1622. Ettmüller S. 42):

si sprach »got müeze im lônen daz er mir wæge sî.
kæme er mir ze mâze, ich wolt im ligen bî,
ob du mir woltest singen den âbent und den morgen.«
er sprach »ich tuon ez gerne, des sît ân aller slahte sorgen.«

Die Übersetzung:

»Ich bitte Gott drum«, sprach sie, »dass er ihm gnädig sei,
Wofern sichs fügen möchte, läge ich ihm gerne bei,
Wenn du mir wolltest singen am Abend und am Morgen.«
Er sprach: »das thue ich gerne; darüber seid nur durchaus ohne Sorgen.«

Ich will das näher durchgehen. »got müeze im lônen daz er mir wæge sî« heisst: »ich freue mich innig, dass er mir hold ist.“ Gottes Lohn wird nicht wie eine Belohnung, wie etwa für eine empfangene Gabe erfleht, sondern sie bezeichnet bloss das Glück, das die Jungfrau empfindet. Die Übersetzung wünscht ihm nicht Gottes Lohn, sondern seine Gnade, als wenn er gesündigt hätte, vergisst den Hauptgedanken, dass sie seine Bewerbung und Liebe damit annimmt. »kæme er mir ze mâze«, näherte er sich mir, wie es ziemlich, angemessen ist, will er nach königlicher Sitte um mich werben. Die Übersetzung flach

und im Geschäftsstil: »wofern sich's fügen möchte«. »ich wolt im ligen bi«, ich wollte seine Gemahlin werden, wie man noch heute bei fürstlicher Vermählung den Ausdruck »Beilager« gebraucht. Die an sich wörtliche Übersetzung »läg' ich ihm gerne bei« lautet heutzutage geradezu unverständig und roh; keine Bauerndirne wird so zu einem jungen Mann reden. Das Folgende »wenn du mir wolltest singen am Abend und am Morgen«, ebenfalls wörtlich, ist zumal in diesem Zusammenhang unerträglich, als sollte er ihr Abends und Morgens dazu singen, wenn sie bei ihrem Manne liege. Sie will sagen: »ich will seine Gemahlin werden, wenn ich deinen Gesang nicht entbehren soll, wenn ich ihn hören soll, so oft ich es verlange«; denn das heisst »am âbent und am morgen«, nicht ist es wörtlich zu verstehen. Wenn Horand nun erwidert »daz tuon ich gerne, des sît ân aller slahte sorgen«, das will ich mit Freuden thun, des könnt ihr gewiss, davon könnt ihr überzeugt sein, so macht die ohnehin ganz trivial lautende Übersetzung »das thue ich gerne; darüber seid nur durchaus ohne Sorgen« mir einen völlig komischen Eindruck. Als wenn man im Conversationsstil sagt: »machen Sie sich keine Gedanken; es wird schon alles gut gehen«.

Sie sehen, was ich einzuwenden habe; es geht mit einer solchen Übersetzung nicht. Wie kann man hoffen auf diese Weise den Geist zu fassen? Und bei dem Nibelungeliede geht es noch eher, wo der Ausdruck minder zart und ausgebildet ist.

Für uns ist diese Arbeit unbrauchbar.

Zur Vergleichung noch die Uebersetzung von San Marte (S. 51):

> Es lohne Gott ihm das Vertrauen,
> Die Huld. die er mir zollt.
> Könnt' ich von Angesicht ihn schauen,
> Ich glaub', ich wär' ihm hold.
> Ja, schon des Dieners willen
> Zög' ich zu ihm, wenn so dein Mund
> Mir Lieder säng' zu jeder Stund',
> Die Tönelust zu stillen.

Diese Uebersetzung ist wenigstens ganz modern und hat noch etwas Zucker für die Liebhaber dieses Geschmacks dar-

über gestreut. Sonst mögen beide darum würfeln, welche die verfehlteste ist.

Gudrun, deutsches Heldenlied von Dr Karl Simrock, Stuttgart 1843, S. 90:

> Sie sprach: »Gott mög' ihm lohnen, dass ich sein Herz gewann.
> Wär' er mir ebenbürtig, ich nähm' ihn gern zum Mann,
> Wenn du mir singen wolltest den Abend und den Morgen.«
> Er sprach: »ich thu' es gerne; darüber seid mir, Herrin, ausser Sorgen.«

EINLEITUNG ZUR VORLESUNG ÜBER HARTMANNS EREK.*)

Ich habe im vorigen Sommer eins der schönsten Denkmäler des Alterthums, das einen Theil des deutschen Volksepos ausmacht, das Gedicht von Gudrun, erklärt, in dem Winter vorher ein ausgezeichnetes Lehrgedicht, den Freidank, der die sittliche Bildung in der blühendsten Zeit der altdeutschen Dichtkunst darstellt: ich wähle diesmal zu dem Gegenstand meiner Vorlesungen eins der besten Werke der ritterlichen Poesie, Erek, ein Gedicht aus dem Arthurkreise. Ich habe bei der Gudrun wie bei dem Freidank versucht in einer Einleitung das Verhältnis, in welchem das einzelne Denkmal zu der ganzen Gattung [steht], zu der es gehört, zu schildern. Wenn wir einen Baum betrachten, der in seiner Kraft vor uns steht, so betrachten wir auch den Boden, der unter ihm grünt, den Brunnen, der neben ihm quillt, die Luft, die ihn umgibt, in der er athmet, endlich Berge und Felsen in dem dämmernden Hintergrund: und erst in dem Anblick der ganzen Landschaft empfangen wir den vollen und wahren Eindruck, den die Stelle gewähren kann, auf der wir stehen. Dieser Weg scheint mir der beste, um Sie auf eine fruchtbare und lebendige Weise in die Erkenntnis des deutschen Alterthums einzuführen. Vorlesungen, die das Ganze umfassen, können bei dem Einzelnen nicht mit gleicher Sorgfalt verweilen: ich verkenne ihren grossen Werth keineswegs. Allein es sind schon Bücher vorhanden, aus denen man sich Raths erholen kann, für die äussere Geschichte der Poesie Kobersteins Grundriss, für die innere das Werk von Gervinus über die deutsche Nationallitteratur, aus dem ein Auszug in

*) [Begonnen am 7. Nov. 1843, 18. Okt. 1844, 9. Nov. 1846, 6. Nov. 1848, 6. Mai 1850.]

einem mässigen Band als Handbuch eine leichte und bequeme Übersicht liefert. Ich theile in vielen und in Hauptpunkten nicht die Ansicht von Gervinus. Ich bin nicht selten ganz entgegengesetzter Meinung; allein das hindert mich nicht anzuerkennen, dass es ein geistreiches und lebendiges, mit ausgezeichneten geschichtlichen Gaben abgefasstes Werk ist, das gewiss zur Förderung der Wissenschaft beiträgt; es ist das erste, das wirklich aus den Quellen geschöpft ist. Dann aber wird in Vorlesungen über das Ganze von Lachmann für das Bedürfnis gewiss auf eine ebenso gründliche als belehrende Weise gesorgt. Ehe ich also zur Erklärung des gewählten Denkmals gehe, werde ich mich erst über den Sagenkreis von Artus verbreiten und seine Entstehung, Fortbildung und sein Verhältnis zu dem einheimischen Volksepos darlegen, doch dabei immer unser Gedicht als den eigentlichen Mittelpunkt behandeln, von welchem aus wir das Übrige betrachten.

Zu derselben Zeit, wo das Volksepos in dem Nibelungelied zum letzten Mal glänzend aufleuchtete, im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, treten auch die grössten Dichter des deutschen Mittelalters hervor, ich meine Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg. Ich würde diesen noch Walther von der Vogelweide zugesellen, der etwas später lebte, ihnen aber an innerem Werth nicht nachsteht, wenn ich hier nicht bloss von epischen Werken reden wollte; von Walther besitzen wir aber nur lyrische Gedichte. Es scheint Zufall, dass in einem so engen Raum so ausgezeichnete Geister sich erheben; allein es ist kein Zufall. Dieser Erscheinung begegnen wir überall in der Geschichte der menschlichen Bildung, und sie hat in einem höheren Naturgesetze ihren Grund. Allmähliches Heranwachsen, langsames Erstarken, dann eine Blüthenzeit von nicht langer Dauer, endlich und oft ein schnelles Abwelken und Versinken, das erblicken wir bei allen Völkern und in allen Zeiten. Erst wenn ein neuer Trieb erscheint, pflegt diesem zu gut zu kommen, was der vorige gewonnen hatte, und eine abermalige und reichere

Entfaltung beginnt aufs Neue denselben Kreislauf. Es fehlt keiner Zeit an ausserordentlichen, tiefbegabten Menschen, aber die ganze Entwickelung des Geistes, die äusseren Bedingungen, von welchen sie abhängt, müssen zu dem Punkt gelangt sein, dass ihnen möglich ist sich in voller Kraft zu entfalten. Die Keime der Pflanze liegen im Schosse der Erde. Sie durchbrechen auch wohl die äussere Decke; seltener wachsen sie auf in die Höhe, und noch seltener, wenn sie auch herangewachsen sind, gelangen sie zur Blüthe. Die Knospe, wenn sie eben aufbrechen soll, senkt das Haupt und welkt, bevor sie der Welt Glanz, Farbe und Duft hat darreichen können. Glückliche Zeiten, wo sie es vermag; sie erscheinen nicht oft. Was trägt die Schuld? Der ungelockerte Boden, der Mangel an Sonnenschein, an warmer, belebender Luft. Nicht an dem Einzelnen liegt sie, sondern an der Abhängigkeit von grösseren allgemeinen Verhältnissen. Die innere schaffende Kraft verleiht Gott dem Einzelnen, wie ganzen Völkern; wir können nichts thun, als uns bestreben, jeder nach seinem Vermögen, und mitwirken, damit diese Kraft zur Entwickelung gelange. Auch die Wissenschaft hat kein anderes Ziel: sie will dem Leben Sonnenschein, reine Luft, freien Athem zuwenden. Wer sie treibt, ohne dass ihm der Geist innewohnt, ist bloss ein Handlanger.

Betrachten wir die Zeit, die jenen drei Dichtern unmittelbar vorangieng und in den Dichtungen aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts sich kund gibt, so finden wir schon Anfänge und Versuche verschiedener Art, fast aller der Richtungen, die sich hernach ausbildeten. Mancher hat schon seinen eigenthümlichen Werth, wie Crescentia, das Rolandslied und das Gedicht von dem Grafen Rudolf, von dem sich nur grössere Bruchstücke erhalten haben. Ja, wir finden noch mehr; es zeigten sich damals Triebe und Keime, die, wenn auch an sich trefflich und lobenswerth, doch wieder zusammenfielen und verschwanden. In dieser Beziehung ist die Poesie jener Zeit sogar freier und mannigfaltiger zu nennen. Die Dichter selbst waren noch nicht an einen gewissen Stand gebunden, auch die Geistlichen dabei thätig, die sich im dreizehnten Jahrhundert davon zurückzogen.

An dem Ende des zwölften und mit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts sammelte und beschränkte sich die poetische Kraft und drängte zur Blüthe. Das Ritterthum, bei den romanischen Völkern entsprungen, bewältigte auch Deutschland und bildete sich da sinnvoller und sittlicher aus. Wie aber das Ritterthum anfieng die höheren geselligen Verhältnisse zu beherrschen, so zog auch die Poesie bei ihm ein und fand da ihren Schwerpunkt. Jene drei Dichter, die ich gerne die grossen nenne, weil erst nach mehr als einem Jahrhundert, als Goethe und Schiller unter uns erschienen, etwas Ähnliches, ja etwas Höheres sich erhob und die Zeit kam, wo die Dichter nicht einem einzelnen Stand, sondern dem ganzen Volk zugehörten: jene drei Dichter des Mittelalters waren alle von Adel, hatten ein ritterliches Leben geführt und waren von den Richtungen, Gedanken und Anschauungen ihres Standes erfüllt.

Jetzt, unter diesen Bedingungen, bildete sich der Gegensatz zwischen höfischer und Volksdichtung entschieden aus, der schon bei Heinrich von Veldeke, der eine Aeneis zwischen 1184—1189 dichtete, deutlich hervorgetreten war. Höfische Dichter heissen sie nicht in dem tadelnden Sinn unserer Zeit, sondern weil sie an den Höfen der Fürsten und des reichen, hohen Adels lebten und dort Unterstützung, wenn sie deren bedurften, fanden. Der Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen war im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts einer der ersten, der die Dichter um sich versammelte. Die höfischen Dichter waren Kunstdichter: sie schöpften aus sich selbst. Zwar den Inhalt ihrer Dichtungen fanden sie vor; denn eine Sage zu erfinden geht über die Kräfte des Einzelnen, und reine Erfindungen gibt es kaum in der Geschichte der älteren Poesie, oder wo sie versucht werden, sind sie ohnmächtig. Aber Auffassung und Behandlung, die eigentliche Belebung des überlieferten Stoffs gieng von ihnen aus, und der Gehalt ihrer Werke hieng von der inneren Begabung des Dichters ab. Sie waren von der, wenn auch sinnvollen und geistreichen, doch zugleich einseitig hinaufgetriebenen, oft seltsamen, manchmal unnatürlichen Bildung ihres Standes abhängig, die sich späterhin noch weiter verirrte und uns in Lichtensteins Frauendienst

das Bild eines kaltphantastischen Thoren zeigt. Davon sind jene Dichter noch weit entfernt: gibt man einmal ihre Grundlage zu, so muss man Schönes, Tiefsinniges und Reizendes in ihrer Anschauungsweise erkennen; auch sind sie zu belebt, als dass nicht überall das Natürliche sich durchdrängen sollte. Überhaupt muss man bedenken, dass was sich geltend zu machen weiss, was zu einer Blüthe gelangt und seine Zeit beherrscht, zu dem eigenthümlichen Geist eines Volkes gehört und an seiner Stelle Achtung fordern kann. Aber zu dem Volksepos bildeten sie doch einen entschiedenen Gegensatz. Wie dieser frei von dem gesteigerten Ritterthum einen höheren, in sich wahrhaftigeren Heldengeist athmete, so empfanden die höfischen Dichter den Werth des Volksepos nicht mehr und glaubten sich darüber erheben zu dürfen, wie jede Verfeinerung sich überschätzt, obgleich wir aus einzelnen Anspielungen abnehmen können, dass es ihnen nicht unbekannt war. Wenn ich diesen Gegensatz so bestimmt bezeichne, so muss ich doch, um falsche Folgerungen abzuwenden, noch etwas hinzusetzen.

Die Poesie an sich kennt keine Trennung. Es gibt an sich nur eine, und wie die reine und vollendete Kunst keinem besonderen Stande, sondern dem ganzen Volk, ich meine das Volk in seiner reinsten und edelsten Bedeutung, in seiner verschiedenen Abstufung angehört, so erfüllt auch das vollkommene Volksepos die Forderungen der Kunst, eben weil diese Forderungen in der Natur begründet sind, wenn es sich ihrer auch nicht bewusst ist. Allein in der Erscheinung haben sie sich fast zu allen Zeiten getrennt und in dem glücklichsten Fall nur mehr oder minder genähert, am leichtesten in der lyrischen Dichtung, weil sie am unmittelbarsten aus der menschlichen Seele strömt. Die Volkslieder der Serben, die reinsten und schönsten, die ich kenne, könnten als die edelsten Erzeugnisse der Kunst betrachtet werden, wie umgekehrt Goethes Lieder könnten von dem Volk gesungen werden. In dem Nibelungelied würde die Kunst einen strengeren Zusammenhang, eine gleichmässigere Ausführung verlangen; sie würde die manchmal allzu herbe, einige Mal an das Rohe streifende Sitte zurückweisen; dagegen würde das Nibelungelied mit dem übertriebenen,

oft nur auf Übereinkommen beruhenden Ritterthum, mit der abenteuerlichen, nicht durch Ereignisse erregten, sondern nur auf persönliche Verherrlichung bedachten, die Gefahr nutzlos und zwecklos aufsuchenden Tapferkeit sich nicht vertragen. Die Minne, die bei den höfischen Dichtern, wer will das leugnen? oft zart und mit tiefem Gefühl geschildert wird, sie steht mit ihrer Beimischung von Bethörung, von halb abgöttischer Verehrung der Frauen, die alle anderen Rücksichten bei Seite setzt, selbst die Heiligkeit der Ehe, jener schlichten, herzlichen, ganz wahrhaftigen Liebe entgegen, der wir im Volksepos begegnen: Gudrun ist das Bild einer Frau, dem an Reinheit, Tiefe und Adel der Gesinnung keins der höfischen Dichter kann an die Seite gestellt werden, so zart und rührend auch Sigune im Titurel von Wolfram geschildert ist.

Jene drei höfischen Dichter, die Bewusstsein von ihrer Kunst hatten, fühlten, dass ein Gedicht ein Ziel, einen Mittelpunkt, einen alles Übrige beherrschenden Gedanken in sich tragen muss und, wenn es ein Kunstwerk sein will, nicht zu einer bloss unterhaltenden Erzählung herabsinken darf. Am ausgezeichnetsten ist in dieser Hinsicht Wolfram. Er benutzte die alte, ihm wie uns selbst in ihrer eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung unverständliche Sage vom Parzivâl, um eine tiefsinnige, mit den edelsten Anlagen begabte Natur zu schildern, die sich in die äussere Welt und die Hemmungen, die sie ihm entgegenstellt, nicht zu finden weiss, deshalb Missgeschick erlebt, in ihren Gedanken gestört und verwirrt wird, aber endlich den Widerstand besiegt und glänzend durchbricht: dieser Charakter ist echt deutsch und wird in Sagen und Märchen auf verschiedene Weise ausgedrückt. Ein anderes Ziel hatte sich Gottfried im Tristan gesteckt. Er wollte die Bethörungen der Liebe oder vielmehr einer nichts als sich selbst mehr beachtenden Leidenschaft darstellen. An sich war der Zaubertrank, den Tristan und Isalde trinken, wohl geeignet eine solche dämonische Gewalt zu bezeichnen, aber wenn er beide, während sie, von dieser blinden Gewalt beherrscht, Verbrechen auf Verbrechen häufen, als edle und herrliche Menschen erscheinen lässt und allen Schimmer der Poesie auf sie ausgiesst, so ver-

letzt er das sittliche Gefühl, was der Dichter niemals darf. Er darf das Unsittliche darstellen, wenn es der Zweck des Ganzen verlangt, aber er darf daraus nicht Ruhm und Preis des Helden erwachsen lassen. Sein Ziel muss immer ein reines sein. Von dem, was unser Hartmann mit seinen Gedichten beabsichtigte, ob auch er seinen Gedichten einen Mittelpunkt gab, davon wird hernach noch die Rede sein.

Wie diese drei Dichter schon in der Art und Weise, womit sie den empfangenen Stoff auffassten und wenigstens Wolfram und Gottfried mit einem Grundgedanken belebten, ihre eigene Natur verrathen, so drückt sich diese auch in der Darstellung aus. Hartmann redet wie ein milder, sinnvoller Mann mit einer warmen Innigkeit: überall finden wir zarte, der menschlichen Seele abgelauschte Züge. Seine Sprache ist in ihrer Ebenmässigkeit, Genauigkeit und ruhigen Haltung vielleicht die vollendetste aller Dichter des dreizehnten Jahrhunderts. Wolfram lebte nicht in Frieden mit der Welt wie Hartmann. Er betrachtet sie und ihre Gebrechen mit scharfem und finsterem Blick. Neben reizenden Bildern liegen auch dunkele. Wolframs Rede ist eindringend, kühn, stechend. Sie bricht schnell ab oder springt keck über, verschmäht das Ungewöhnliche, das Seltsamste nicht und wird oft so schwer und dunkel, ja, er war es schon seinen Zeitgenossen, dass sich das Verständnis erst mühsamer Betrachtung erschliesst. Überall aber dringen uns glänzende Strahlen eines Geistes entgegen, dem an Tiefe und Höhe kein anderer gleichzustellen ist, dem gegenüber Hartmann weichlich, Gottfried oberflächlich erscheint, so wenig beide dies sind. Im Titurel hat Wolfram eine Dichtung hinterlassen, die an Macht der Darstellung, des Gefühls und des Ausdrucks sich dem Höchsten zugesellen kann. Wolfram völlig entgegengesetzt ist Gottfried. Er sieht die Welt mit lachenden Augen an: er hat nicht die Tiefe Wolframs, dessen schwieriger und dunkler Ausdruck ihm zuwider ist, über dessen Art und Weise er spöttelt: er hat nicht die Innigkeit und Reinheit Hartmanns, aber er breitet alle Farbenpracht über seine Gestalten aus und schildert sie mit einer Kenntnis der menschlichen Seele und einer psychologischen Wahrheit, welche die grösste Be-

wunderung verdient. Übersieht man das unwürdige Ziel, das er sich gesteckt hat, so kann man sein Gedicht vollendet nennen. Gottfrieds Sprache hat wie seine Gedanken eine verführerische Anmuth: sie strömt in reichem Fluss und weiss in mannigfaltigen Abstufungen glücklich zu wechseln. Keiner der folgenden Dichter, die ihm nachstrebten, auch nicht Conrad von Würzburg, dem es an rednerischen Gaben keineswegs fehlte, haben ihn darin erreicht.

Wir wenden uns zu näherer Betrachtung Hartmanns von Aue. Wir wissen wenig von seinem Leben, und dies Wenige schliessen wir aus einzelnen Äusserungen, die in seinen Gedichten vorkommen. Was Prof. v. d. Hagen in dem vierten Bande der Minnesänger zusammenstellt, ist mit Vorsicht zu gebrauchen: das Beste, d. h. das Sicherste über des Dichters äussere Verhältnisse hat M. Haupt in der Vorrede zu den Liedern angemerkt. Er nennt sich selbst Hartman von Owe. Wolfram nennt ihn Parz. 143, 21 mîn hêr Hartman von Ouwe. Er war also von adelichem Stande; denn herre wird nur ein Ritter genannt, und mîn hêr ist eine Höflichkeitsformel, wie mîn vrouwe, die dem französischen monsieur, madame entspricht. Dass er aus Schwaben war, erfahren wir aus dem Gedicht Heinrichs vom Türlein, die Krône genannt. Bei Reinbot heisst er der von Ouwe, bei Rudolf von Ems der Ouwære: in dem jüngeren Titurel von Albrecht, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet, Hartman von der Ouwen.

Er hat schon in der Jugend gedichtet. Sein erstes Werk war Erek; er nennt sich darin selbst einen unerfahrenen Jüngling. Er war auch noch in der Jugend, als er an dem Kreuzzug von 1197 und 1198 theilnahm. In dem Gregor (625—627) rühmt er, dass er bis dahin ein ruhiges Leben ohne Glück und Unglück geführt. In den Liedern klagt er sich der Unbeständigkeit an, die ihm die Neigung seiner Geliebten mit Recht entzogen habe. Aber auch der ritterliche Minnedienst scheint ihm nicht recht gefallen zu haben. Er sagt in seinen Gedichten, dass er gerne bei Frauen von geringem Stand sich die Zeit vertreibe (Lieder 20, 20). Sein Tod fällt zwischen 1210—1220. Ausser den Liedern, von denen eins nach dem März 1193 ent-

standen ist, sind seine Werke, in chronologischer Folge geordnet, folgende: 1. Erek, 2. Gregorius, 3. zwei Büchlein, 4. der arme Heinrich, 5. Iwein. Ziemlich gleichzeitig mit Gregorius sind wohl die beiden Büchlein und der arme Heinrich. Das erste Büchlein dichtete Hartmann als junger Mann, aber wahrscheinlich nach dem Kreuzzug, weil, was er von dem Meer erzählt, eigene Anschauung verräth (Haupt S. XVIII). Weil die Wendung im Eingang des Iwein leichter und einfacher ist als im armen Heinrich, schon aus diesem Grunde hält Benecke (zum Iwein 22) den Heinrich für älter. Das letzte Werk, Iwein, ist vor 1204 oder 1205 gedichtet.

Von sämmtlichen Dichtungen Hartmanns besitzen wir treffliche Ausgaben. Den Erek hat Haupt aus einer einzigen, zumal späteren Handschrift mit Sorgfalt und Liebe, soweit es bei einer so mangelhaften Quelle möglich war, hergestellt (Leipzig 1839 [1871]): nachträgliche Verbesserungen, zugleich mit den Bemerkungen seiner Freunde, sind in der Zeitschrift für deutsches Alterthum mitgetheilt (3, 266—275). Die Lieder, die zwei Büchlein und der arme Heinrich (der letztere schon von Lachmann in der Auswahl 1820, von Wackernagel im Lesebuch 2. Aufl. 1839 und von Wilhelm Müller, Göttingen 1842, besonders bearbeitet) sind ebenfalls von Haupt in einem Band (Leipzig 1842) zuerst bekannt gemacht und kritisch herausgegeben. Gregorius ist von Lachmann (Berlin 1838) hergestellt, gleich nachdem die gute vatikanische Handschrift von Greith (Frauenfeld 1838) abgedruckt war. Iwein, schon längst durch einen schlechten Abdruck in der Müllerschen Sammlung (Berlin 1785) und von Michaeler (1786) bekannt, ist von Lachmann mit Bemerkungen von Benecke schon Berlin 1827 herausgegeben, aber eben jetzt (1843) in einer neuen Ausgabe erschienen und durch die kritische Behandlung des Textes ebenso als durch sorgfältige und gelehrte Erklärung ausgezeichnet, so dass sie als eine Musterarbeit gelten kann.

Hartmanns Lieder drücken einfache Gedanken und Empfindungen schlicht und natürlich aus, zeigen aber keine besondere Tiefe. Die beiden Büchlein enthalten Betrachtungen über die Minne, das erste in einem Gespräch zwischen Leib und Seele.

Beide Gedichte sind nicht von besonderem Werth und haben nichts Anregendes. Gregorius enthält eine legendenartige Sage. Gregorius, in Blutschande von Geschwistern erzeugt, wird nach seiner Geburt ausgesetzt und gelangt als jugendlicher Ritter in das Land, wo seine Mutter herrscht, mit der er sich vermählt, ohne dass beide sich erkennen. Als das Geheimnis an den Tag kommt, unterwirft er sich siebenzehn Jahre lang der strengsten Busse; dann wird er auf den päpstlichen Stuhl berufen, wo seine Mutter zu ihm kommt, um Beichte abzulegen. Sie erkennen sich und führen fortan ungeschieden ein frommes Leben. Hartmann hat, wie er selbst sagt, das Gedicht ins Deutsche übersetzt; aus welcher Sprache, erfahren wir nicht. In den älteren Legendensammlungen kommt diese nicht vor, und eine frühere Darstellung der Sage als Hartmanns ist noch nicht entdeckt.

Die Erzählung vom armen Heinrich hat der Dichter, wie er am Eingang sagt, in einem Buch gelesen; Näheres wissen wir nicht. Eine Hauptperson darin ist ein Herr Heinrîch von Ouwe, also der Herr der Aue, von welcher unser Dichter Dienstmann war. Wir müssen also eine einheimische Sage darin sehen, deren unmittelbare Quelle wir nicht kennen. Das Gedicht erzählt, wie eine unschuldige Jungfrau bereit ist, ihr Leben hinzugeben, um mit ihrem reinen Blut ihren geliebten Herrn vom Aussatz zu heilen.

Von dem Iwein oder dem Ritter mit dem Löwen kennen wir Hartmanns unmittelbare Quelle. Es war das nordfranzösische [Gedicht] des Chrétien von Troyes, der um die Zeit starb (1191), wo etwa Hartmann zu dichten begann. Es ist noch vorhanden und vor kurzem aus einer Pariser Handschrift gedruckt in den Mabinogion der Lady Charlotte Guest, Band 1, S. 134—214; Anfang und Schluss aus einer vatikanischen ist von Adalbert Keller (Tübingen 1841) herausgegeben. Eine Übersetzung der Mabinogion im Auszug lieferte A. Schulz (genannt San Marte) in seinen Untersuchungen über die Arthursage (Quedlinburg 1842). Der Inhalt von Hartmanns Gedicht ist kürzlich folgender. In dem Walde zu Breziljan ist ein wunderbarer Brunnen. Giesst man Wasser daraus auf einen Stein, der dabei steht, so erhebt

sich ein furchtbares Ungewitter; der König Ascalon von Breziljan kommt herangeritten, und der, welcher das Wasser ausgegossen hat, muss mit ihm kämpfen. Iwein hört an Artus' Hof von diesem Abenteuer erzählen und entfernt sich heimlich, um es zu bestehen. Er tödtet den König Ascalon in dem Kampf, kommt dann auf sein Schloss, wo die Wittwe Laudine sich schnell entschliesst mit dem Sieger sich zu vermählen. Gawein, sein Genoss, ein Neffe des Königs Artus, mahnt ihn nachher an ein ritterliches Leben, und Iwein nimmt auf ein ganzes Jahr Abschied von Laudine, die ihm einen Goldring auf die Treue gibt. Iwein ergibt sich mit Gawein einem ritterlichen Leben, vergisst die bestimmte Frist, und als Lunete, das Hoffräulein der Laudine, kommt, ihn daran erinnert und ihm den Ring abzieht, verliert Iwein aus Scham und Reue den Verstand. Er läuft als ein Thor in das Feld und verwildert nach und nach ganz. Durch eine Zaubersalbe, womit ihn drei Frauen, als er im Schlafe liegt, bestreichen, wird er geheilt. Er besteht jetzt mancherlei Abenteuer. Ein Löwe, dem er im Kampf mit einem Drachen beisteht, folgt ihm mit Treue und leistet ihm in anderen Gefahren Hülfe. Zuletzt kommt ihm seine Frau wieder in die Gedanken; er geht zu dem Brunnen in Breziljan und versöhnt sich mit ihr.

Auch bei dem Erek war, wie bei Iwein, ein altfranzösisches Gedicht die Quelle Hartmanns. Ein solches ist auch von demselben Chrétien von Troyes vorhanden. Haupt besitzt einen Theil desselben in Abschrift und will es ganz herausgeben, wie auch von einer bevorstehenden Ausgabe in Frankreich die Rede ist. Ein prosaischer Auszug in der bibliothèque des romans, février 1777 p. 49—86, ist ganz dürftig und ungenügend; dagegen hat San Marte (Albert Schulz) in seinem Buch über die Arthursage (Quedlinburg 1842) S. 299—320, indem er benutzte, was die histoire litéraire de la France XV, Haupt in der Vorrede und Lady Guest in dem dritten Theil der Mabinogion (1840) aus altfranzösischen Handschriften mittheilen, eine brauchbare Übersicht von Chrétiens Werk geliefert. Haupt wird dann auch das Verhältnis Hartmanns zu diesem Gedicht auseinandersetzen: so viel aber wissen wir aus dem, was bekannt ist, mit

Sicherheit, dass, wie sehr auch der deutsche Dichter im Ganzen mit dem französischen stimmt, er doch auch im Einzelnen von ihm sehr bestimmt abweicht. Man muss annehmen, dass noch ein anderes, jenem nahverwandtes französisches Gedicht vorhanden war, das entweder verloren oder noch nicht aufgefunden ist und welches die unmittelbare Quelle Hartmanns muss gewesen sein.

Ich muss den Inhalt unseres Gedichts ausführlicher darlegen. Gleich am Eingang fehlt ein Blatt, aber wir können den Inhalt aus dem Zusammenhang errathen.

König Artus befindet sich mit seinen Rittern auf der Jagd nach dem weissen Hirsch. Seine Gemahlin Ginovêr, die auch mit ausgeritten ist, bittet den Erek, Sohn des Königs Lac, während der Fahrt bei ihr und ihren Frauen zu bleiben. Als sie über eine Haide ziehen, erblicken sie einen Ritter, dem eine schöne Jungfrau und ein Zwerg folgt. Erek will Erkundigung einziehen, aber die Königin heisst ihn bleiben und sendet eine von ihren Jungfrauen ab. Der Zwerg verweigert ihr Antwort und heisst sie schweigen, und als die Jungfrau sich an den Ritter selbst wenden will, so schlägt er sie mit einer Geisel. Die Jungfrau reitet zurück und zeigt die Spuren, welche die Misshandlung zurückgelassen hat. Die Königin, aufgebracht darüber, gestattet jetzt dem Ritter hinzureiten, aber auch dieser wird von dem Zwerg mit unhöflichen Worten abgewiesen, und als er sich nicht zurückweisen lässt, mit der Geisel geschlagen. Erek, da er ohne Rüstung ist, muss den Schimpf ertragen, reitet zurück zu der Königin und erklärt ihr, dass er alsbald für die Schande Rache nehmen müsse, aber am dritten Tage wieder zurückkehren wolle. (1—148.)

Erek, weil, wenn er erst seinen Harnisch holen wollte, unterdessen seine Feinde wegreiten würden, eilt ihnen ohne Rüstung nach und behält sie, ohne sich ganz zu nähern, in den Augen. Der unbekannte Ritter reitet Abends in das Haus Tulmein[1]), wo der Herzog Îmâin[2]) seinen Sitz hat. Dort soll ein

[1]) Tulmein : schein 1298. 1299.

[2]) Îmâin : friundîn 182. 183.

Fest und zwar zum dritten Mal gefeiert werden. Ein Sperber sitzt auf einer silbernen Stange; wessen Geliebte die schönste ist, der nimmt den Sperber. Schon zweimal hat der Unbekannte ihn genommen und will ihn jetzt zum dritten Mal nehmen. (149—216.)

Erek weiss nichts von diesem Fest. Als er herangeritten kommt, findet er alle Häuser mit Gästen angefüllt; von niemand gekannt und mit Geld nicht versehen, sucht er vergeblich ein Unterkommen. Er tritt in ein verfallenes Haus, wo ihn ein alter, ärmlich gekleideter, aber vornehme Haltung zeigender Mann freundlich aufnimmt. Seine einzige Tochter von grosser Schönheit muss in Ermangelung eines Dieners für das Pferd sorgen. Die geringe Bewirthung wird mit anmuthiger Ironie geschildert. (217—395.)

Dieser Alte ist Graf Coralus, der, aus seinem Lande vertrieben, in grosser Armuth lebt; seine schöne Tochter heisst Énîte und ist eine Verwandte jenes Herzogs Imain, der das Fest veranstaltet. Hier vernimmt Erek, was der Lärm auf dem Markt bedeutete, und dass der unbekannte Ritter Ìdèrs heisst. Erek sagt dem Alten, dass er an dem Zwerg sich rächen müsse, bittet ihn um eine Rüstung und um die Erlaubnis, seine Tochter zu dem Feste führen zu dürfen. Er sei ein Königssohn, und wenn er den Sperber als Sieger gewinne, so wolle er seine Tochter als Gemahlin nehmen. Der Alte gibt ihm seine schöne, in der Armuth noch bewahrte Rüstung. (396—619.)

Am nächsten Morgen begibt sich Erek mit Enite zu dem Herzog Imain, wo sie beide wohl empfangen werden. Erek fordert seine Freundin auf den Sperber zu nehmen. Iders setzt sich dagegen. Es kommt zum Kampf. Erek sticht seinen Gegner erst vom Pferd; dann kämpfen sie zu Fuss, ruhen einmal, bis endlich Iders niedergeschlagen wird. Der Besiegte bittet um sein Leben, und Erek gewährt es ihm gegen das Versprechen, sich zu der Königin Ginover zu begeben und dort sein unanständiges Betragen abzubüssen. Der Zwerg, er heisst Maliclisier, wird auf einen Tisch gelegt und von zwei Knechten mit Ruthen gezüchtigt. (620—1097.)

Artus hält wieder zu Kardigan Hof. Die Jagd ist been-

digt; Artus hat selbst den weissen Hirsch gefangen und dadurch das Recht erlangt, eine Jungfrau zu küssen, und zwar diejenige, welche er auswählt. Die Königin bittet ihn dieses Recht erst auszuüben, wenn Erek von seinem Abenteuer zurückgekehrt sei. Jetzt erscheint Iders mit seiner Freundin und dem Zwerg, wirft sich vor der Königin auf die Knie und ergibt sich in ihre Gewalt. Er kündigt zugleich die Ankunft Ereks auf morgen an. (1098—1291.)

Erek, der glückliche Sieger, wird zu Tulmein ehrenvoll behandelt. Imain entwaffnet ihn selbst, und Enite gestattet ihm sein Haupt auf ihren Schoss zu legen und auszuruhen. Dann kehrt er, von Imain begleitet, zurück, Enite, den gewonnenen Sperber auf der Hand, zwischen ihnen. Am anderen Morgen bricht Erek, den Imain vergeblich zurückzuhalten sucht, auf und nimmt Enite mit. Als sie einsam über die Heide reiten, blicken sie sich mit Wohlgefallen und Liebe an. Bei Artus werden sie mit Freude empfangen. Die Königin lässt Enite prächtig kleiden und führt sie dann zu Artus und den Rittern der Tafelrunde. Sie kommt neben Artus zu sitzen, und dieser übt jetzt sein Recht, indem er sie auf den Mund küsst. Erek und Enite werden feierlich vermählt: grosse Festlichkeiten finden statt, späterhin ein Turnier, wo Erek den Preis davonträgt. Als jedermann seine Tapferkeit rühmt, bedenkt Enite, welche Gefahr ihr aus einer solchen kampflustigen Gesinnung ihres Gemahls erwachsen könne. Erek zieht hernach in seine Heimath zu seinem Vater Lac, dessen Hauptstadt Karnant heisst, zurück und wird aufs Beste empfangen. (1292—2923.)

Hiermit scheint das Gedicht beendigt; allein es ist nur die Einleitung, welche die Verhältnisse darstellt, in welchen sich der eigentliche Inhalt entwickelt, der wiederum, wie es bei einer Dichtung, die eine höhere Bedeutung in sich schliesst, sein muss, aus der eigenthümlichen Natur der Hauptpersonen hervorgeht.

Erek gibt sich ganz der Liebe und den Liebkosungen seiner Frau hin, und einer weichlichen, nur Genuss suchenden Üppigkeit sich überlassend, wandelt er seine Sitte und beträgt sich, als wäre er nie ein Mann gewesen. Er lässt seine Gesellen

auf die Turniere gehen und bleibt selbst daheim. Er verliegt sich so, dass niemand mehr auf ihn achtet: Ritter und Knechte verlassen ihn und verwünschen ihn. Enite erfährt das, wagt es aber nicht ihm zu sagen. (2924—3011.)

Eines Tages, als er neben ihr ruht und sie glaubt, er schlafe, klagt sie darüber, dass sie anhören müsse, wie man ihm fluche. Aber Erek hat ihre Worte vernommen und lässt nicht nach, bis sie ihm nähere Aufklärung gegeben hat. Jetzt springt Erek auf, heisst ein Pferd für sich und Enite bereiten, zieht Rüstung an und reitet mit ihr fort. Die Frau muss geloben auf dem Zug den Mund nicht aufzuthun, sie möge sehen, was sie wolle. (3012—3104.)

Sie gelangen in einen Wald. Enite bemerkt drei Räuber; sie will den Erek durch Zeichen darauf aufmerksam machen, aber vergeblich; er bemerkt die Zeichen nicht. Sie entschliesst sich endlich, da grosse Gefahr vorhanden ist, es ihm zu sagen. Erek tödtet die Räuber; dann aber macht er ihr Vorwürfe, dass sie gegen sein Verbot gehandelt und geredet habe. Zur Strafe legt er ihr auf die Rosse der drei Räuber an die Hand zu nehmen und zu führen. (3105—3290.)

Enite erblickt abermals fünf Räuber. Alles wie vorher. Enite warnt, erhält, nachdem die Räuber getödtet sind, heftige Vorwürfe und muss die fünf Rosse noch zu den übrigen nehmen, also achte führen. (3291—3470.)

Als sie aus dem Wald heraus sind, kommen sie zu dem Sitz eines mächtigen Grafen. Auf dem Markt davor ruhen sie aus. Ein Knabe geht daher und bietet ihnen Speise an, die Erek annimmt, und wofür er ihm eins von den acht Rossen zum Geschenk macht; er hätte sie ihm alle gegeben, wenn er der Frau hätte ihre Last erleichtern wollen. Der Knabe steht in Diensten des Grafen; als dieser ihn mit dem Pferde erblickt, fragt er ihn aus und geht dann zu Erek, ihn zu sich einzuladen. Erek dankt höflich und lässt sich zu einem Wirth führen. Er entwaffnet sich, und Enite freut sich der Ruhe, aber er erlaubt ihr nicht während des Essens neben ihr zu sitzen. Der Graf, dem nach der schönen Frau gelüstet, kommt mit vier Rittern in die Herberge. Er wundert sich, dass die Frau ab-

gesondert sitzt. Erek erwidert, das sei so sein Wille, erlaubt ihm aber sich neben sie zu setzen. Der Graf tadelt die harte Behandlung, die sie erfahren muss, und trägt ihr an seine Gemahlin zu werden. Sie weist seine Anträge zurück und sagt ihm, sie dulde mit Recht. Da droht er mit Gewalt, und jetzt stellt sie sich listig an, als sei sie bereit, seinen Vorschlag anzunehmen, den sie vorher nicht als ernstlich gemeint betrachtet habe. Sie sagt ihm, er möge morgen frühe kommen, in der Nacht wolle sie dem Erek sein Schwert stehlen. Dann heisst sie ihn weggehen. (3471—3946.)

Erek lässt in dem Schlafgemach ihre Betten sondern. Enite bedenkt, dass er ihr schon zweimal die Übertretung seines Verbotes verziehen habe (nur die Strafe hatte er ihr aufgelegt, die Pferde zu führen), handle sie zum dritten Mal dawider, so sei es ihr Tod. Sie will aber lieber sterben, als ihn in die Gefahr bringen. Sie steht auf, kniet vor seinem Bett und entdeckt ihm alles. Erek erhebt sich sogleich, lässt die Rosse satteln, lohnt den Wirth mit den sieben erbeuteten Pferden und reitet in der Nacht fort. (3947—4026.)

Der lüsterne Graf macht sich frühmorgens auf und kommt mit neunzehn Gesellen in die Herberge. Erek ist schon fort, und der Wirth weiss nicht, wohin er gezogen ist. Aber der Tag bricht an; sie bemerken die Spur und reiten ihm nach. Erek ist bereits drei Meilen weit geritten: er macht der Frau Vorwürfe, dass sie ihn abermals gewarnt hat. Sie entschuldigt sich damit, dass er sonst umgekommen wäre, und verspricht sich zu hüten. Aber jetzt vernimmt sie das Geräusch der Verfolgenden; er, der in der Eisenrüstung steckt, hört es nicht. Gleich warnt sie ihn wieder, und kaum ist sie mit ihren Worten zu Ende, so reitet schon der Graf den Erek an und macht ihm Vorwürfe, dass er eine vornehme Frau entführe. Sie kämpfen mit einander, und Erek versetzt dem Grafen einen Stich in die Seite. Des Grafen Begleiter fallen über Erek her, aber er tödtet sechse, und die übrigen entfliehen. (4027—4230.)

Erek reitet weiter und bittet Gott, dass er ihn vor dem Landvolk errette, das, wenn es den Tod seines Herrn erfahre, über ihn herfallen werde. Doch die Furcht war ungegründet;

die Übriggebliebenen tragen den Verwundeten weg und sagen daheim nichts von ihrer Schande. Erek beginnt aufs Neue der Enite Vorwürfe [zu machen]; sie verspricht Besserung, hält aber ihr Versprechen nicht. Es naht noch grössere Gefahr. Erek kommt in ein unbekanntes Land, dessen Herr ein zwerghafter aber höchst tapferer Mann ist. Abermals warnt Enite. Erek empfängt im Kampf eine Wunde, schlägt aber doch noch den Kleinen nieder und schenkt ihm das Leben unter der Bedingung, dass er seinen Namen nenne. Es ist Guivreiz, König von Irland. Beide Helden verbinden sich gegenseitig ihre Wunden. Erek nimmt eine Einladung an, doch nur bis zum nächsten Morgen; er will auch keinen Arzt, der seine Wunden heile. (4231—4629.)

Hier ist eine Lücke in der Handschrift. Haupt hat die entsprechende Stelle aus dem französischen Gedicht des Chrétien de Troyes in der Vorrede mitgetheilt. Danach begibt sich Erek am andern Morgen wieder auf den Weg und kommt in eine Ebene, wo Artus an dem Rande des Waldes seine Zelte hatte aufschlagen lassen. Gawein, ein Ritter der Tafelrunde, war, müde von einem Ritt, in ein Zelt gegangen und hatte Schild, Speer und Ross aussen bei einer Buche gelassen. Kai (Truchsess des Artus, prahlerisch, aber feig und doch wohl gelitten, hat etwas vom Falstaff) kommt heran, setzt sich auf das Ross, nimmt Schild und Speer und reitet fort. Zufällig begegnet er dem Erek und wird von diesem erkannt, aber Kai erkennt den Erek nicht, weil auf dessen Schild vor Schlägen und Stichen nichts zu sehen ist und Enite ihr Gesicht verhüllt hat. Kai, ohne zu grüssen, greift dem Erek in die Zügel, verlangt zu wissen, wer er sei, und will ihn zu Artus führen. Erek weigert sich.

So erzählt das französische Gedicht. Das deutsche muss den Hergang etwas verschieden dargestellt haben; denn es beginnt damit, dass Kai dem Erek vorschlägt, er wolle dem König Artus sagen, er, Kai, habe ihm die Wunden geschlagen und er, Erek, sei sein Gefangener. Erek (der ihn schont) will seine Strasse ziehen, aber Kai will ihn zwingen. Jetzt geräth Erek in Zorn und zieht sein Schwert. Der feige Kai entflieht; Erek

setzt ihm nach und stösst ihn mit umgekehrtem Speer, dass er wie ein Sack vom Pferd fällt. Erek entführt das Ross, da läuft Kai ihm nach und muss, wie ungern er daran geht, seinen Namen sagen; denn sonst erhält er das Ross nicht zurück. Dagegen nennt sich Erek nicht. (4630—4831.)

Kai reitet zu Artus zurück und erzählt sein Abenteuer; er weiss es glimpflich darzustellen, drückt aber die Vermuthung aus, dass er es möge mit Erek zu thun gehabt haben. Artus sendet Gawein an ihn ab, der ihn einladen soll: doch Erek lehnt die Einladung ab. Aber Artus schlägt seine Zelte auf dem Wege auf, so dass Erek auf ihn stossen muss. Er und Enite werden ehrenvoll empfangen und seine Wunden mit dem kräftigen Pflaster, das die Schwester des Königs Artus, Fâmurgân, hinterlassen hat, schnell geheilt. (4832—5269.)

Am anderen Morgen zieht er mit Enite weiter. Er hört auf seinem Weg ein jammervolles Geschrei und findet eine Frau in Verzweiflung, der zwei Riesen den Mann entführt haben. Erek lässt Enite zurück, eilt den Riesen nach und besiegt beide; dann bringt er den Mann, der Sadoch von Bafriol [bei Haupt[2] Cadoc von Cafrîol] ist, zu seiner jammernden Frau zurück und weist beide zu Artus. (5270—5708.)

Als Erek bei Enite wieder eintrifft, ist er durch die im Kampf empfangenen Wunden und das vergossene Blut so entkräftet, dass er wie todt vom Pferd herabfällt. Enite jammert und klagt, zieht dann Ereks Schwert und will es sich eben in die Brust stossen, als der Graf Oringles von Limors mit seinem Gefolge herankommt. Er entreisst ihr das Schwert und wirft es weg. Erstaunt über die Schönheit der Frau, beräth er sich mit seinen Rittern und fasst mit ihrer Beistimmung den Entschluss, sie zu seiner Gemahlin zu nehmen. Sie weist zwar seinen Antrag zurück, er hofft aber noch ihren Sinn zu ändern. Erek wird als ein Todter auf eine Bahre gelegt und nach Limors gebracht, wohin Enite folgt. Der Graf beruft sogleich die Geistlichkeit, die ihn mit der Frau vermählen soll. Enite will die Leiche Ereks nicht verlassen. Oringles nöthigt sie zu einem Gastmahl zu kommen, aber sie weigert sich etwas zu

geniessen. »Nicht eher«, spricht sie, »kommt Speise in meinen Mund, als bis mein todter Gemahl mit mir isst.« Der Graf geräth jetzt in Zorn und schlägt die Frau. Sie schreit, und Erek, der nur in Betäubung gelegen hatte und wieder zu Besinnung gekommen ist, vernimmt das Geschrei. Alsbald erhebt er sich, reisst ein Schwert von der Wand und rennt hin. Er erschlägt den Grafen und zwei neben ihm Sitzende; die anderen, in höchstem Schrecken, da sie einen Todten in ihm zu sehen glauben, ergreifen die Flucht; nur Enite bleibt. Erek nimmt Schild und Speer, hebt Enite vor sich aufs Pferd und reitet mit ihr fort. Als sie wieder in dem Wald sind, erzählt ihm Enite, was geschehen ist. Er erkennt jetzt ihre Treue und Liebe, küsst und umarmt sie, und sie versöhnen sich mit einander. (5709—6812.)

Hiermit endigt der zweite Abschnitt des Gedichtes. Die Spannung hat sich gelöst: die Ereignisse sind zu einem angemessenen Schluss gelangt. Die Sage könnte hier aufhören, aber sie fügt noch einen dritten Theil hinzu, der den Grundgedanken durch einen Gegensatz noch heller hervorhebt und das Ganze in einem weiteren Kreis abschliesst.

Ein Edelknabe ist von der Burg zu Limors, wo die letzten Ereignisse stattfanden, zu Guivreiz, dem zwerghaften König, den wir schon kennen, gelaufen und hat ihm berichtet, dass Graf Oringles erschlagen sei. Guivreiz, der gleich einsieht, dass es Erek gethan hat, fürchtet die Gefahr, die diesem durch das erbitterte Landvolk daraus erwachsen kann, und macht sich mit seinen Rittern zu seiner Rettung auf. Erek vernimmt das Geräusch der herannahenden Schar, heisst Enite absteigen und will sich, obgleich kraftlos, entgegenstellen. Es ist Nacht, und der Mond hat sich verhüllt. Beide rennen gegen einander, und Guivreiz sticht den schwachen Erek vom Ross herab, dem dies zum ersten Mal begegnet. Guivreiz bindet dem Besiegten den Helm ab und will ihn tödten: da springt Enite hervor und bittet den Sieger dem Erek, der wegen der von dem Könige Guivreiz früherhin empfangenen Wunden kraftlos gewesen sei, das Leben nicht zu nehmen. Guivreiz erkennt Enite an der

Stimme und springt zurück, als er vernimmt, dass es Erek ist, den er niedergeworfen hat, zu dessen Rettung er gerade ausgezogen war. Die beiden Helden umarmen sich. (6813—7029.)

Guivreiz führt beide auf seine Burg Penefrec, wo Erek durch das Wunderpflaster der Famurgan geheilt wird. Nach ein Paar Wochen zieht er wieder aus. Enite erhält ein Pferd, das einem Zwerg abgenommen war und das in einer unverhältnismässig langen Stelle ausführlich beschrieben wird. Sie reiten nach Britanien und wollen Artus aufsuchen. Guivreiz begleitet sie. (7030—7893.)

Auf dem Weg erblicken sie die Burg Brandigân. Guivreiz will zurückreiten, aber Erek lässt sich nicht abhalten. Dort in einem Baumgarten weilt ein Ritter, der an Stärke alle anderen übertrifft und jeden, der sich ihm entgegenstellt, niederschlägt. Unter der Burg liegt eine Stadt, in welche Erek gutes Muthes reitet, und wo jeder die schöne Frau bedauert, die ihren Mann in dem Abenteuer verlieren soll. Sie begeben sich in die Burg Brandigan, wo sie ehrenvoll empfangen werden von dem Könige Ivreins, dem Oheim jenes Ritters im Baumgarten. Sie finden darin achtzig in Trauer gekleidete Frauen, Wittwen, deren Männer dort sind erschlagen worden. Erek erfährt nun, dass der Ritter mit seiner schönen Frau in dem Baumgarten wohnt und seit zwölf Jahren jeden im Kampf getödtet hat, der in den Garten gekommen ist. Wer an der Pforte erscheint, dem wird sie geöffnet; seine Begleitung muss draussen bleiben. Ivreins räth vergeblich dem Erek von dem Abenteuer abzustehen. (7894—8612.)

Am folgenden Morgen begibt sich Erek auf den Weg. Nur ein enger Pfad führt zu dem Garten, in welchem Bäume mit Blüthen und Früchten stehen und die Vögel singen. Der Garten ist von einer Wolke eingeschlossen, durch die niemand dringen kann. Enite und Guivreiz begleiten ihn; auch Ivreins reitet mit und zeigt ihm den Eingang. Da ist ein weiter Kreis von Eichenstäben: auf jeglichem steckt ein Menschenhaupt; es sind die Häupter der erschlagenen Ritter. Nur einer ist leer, an welchem ein Horn hängt, das derjenige dreimal blasen soll,

dem es gelingt, den Ritter des Gartens zu besiegen. Dahinter liegt der schmale Weg. (8613–8894.)

Erek reitet ein. Nachdem er eine Strecke von drei Rossläufen geritten ist, findet er bei einem Zelt eine wunderschöne Frau, die ihn warnt. Indem vernimmt er ein lautes Geschrei; es ist der Ritter des Gartens, der sich nähert. Er ist riesenmässig gross und trägt eine ganz rothe Rüstung. Es kommt zum Kampf, erst mit dem Speer, dann mit dem Schwert; als beide Schwerter brechen, ringen sie mit einander. Erek wirft seinen Gegner nieder und kniet ihm auf die Brust. Der Besiegte will sich nicht nennen, bevor er überzeugt ist, dass ein Ebenbürtiger ihn besiegt habe. Erek, obgleich es gegen die Sitte ist, nennt sich, und nun sagt auch der rothe Ritter seinen Namen; er heisst Màbonagrìn. Darauf Versöhnung. (8895—9399.)

Der rothe Ritter erzählt jetzt, wie alles gekommen sei. Seiner schönen jungen Frau hatte er, bethört von Liebe, versprochen alles zu erfüllen, was sie begehren würde. Da habe sie gefordert, dass er den Garten niemals verlassen und so lange bleiben wolle, bis er vor ihren Augen sei überwunden worden, was ihr als eine Unmöglichkeit vorgekommen war. Bis jetzt hat er noch jeden besiegt, der in den Garten gekommen war, aber jetzt freut er sich seine Freiheit wieder erlangt zu haben, wieder ausziehen zu dürfen, wohin er will. (9400—9688.)

Mabonagrin fordert nun den Sieger auf dreimal in das Horn zu stossen. Die draussen Harrenden meinen das erste Mal, es sei Täuschung; bei dem dritten Schall führt Ivreins die Frau Enite in den Garten. Grosse Freude; nur die Frau des rothen Ritters trauert, wird aber von Enite, mit der sie verwandt ist, getröstet. Die Todtenhäupter werden von den Stäben abgenommen. Erek begibt sich jetzt zu Artus, wo er ehrenvoll empfangen wird; er hat die achtzig Wittwen mit dahin genommen, die sich dort bewegen lassen die Trauerkleider abzulegen. (9689—9961.)

Ereks Vater ist gestorben; er zieht jetzt mit Enite in sein Reich, wo sie ihr Leben in Glückseligkeit beschliessen. (9962—10135.)

Ich will zunächst einige Betrachtungen über den inneren Gehalt unserer Dichtung anstellen. An lebendigem Zusammenhang, an einem idealen Mittelpunkt fehlt es ihr nicht. Sie zeigt, wie eine gänzliche Hingebung des Mannes an die Schwelgereien der Liebe die tapfere Gesinnung schwächt, endlich aufzehrt und gegen ein männliches Leben gleichgültig macht. Die Frau, die im voraus die Gefahren befürchtete, die ihr aus der kampflustigen Natur ihres geliebten Mannes erwachsen könnten, sieht sich in der Lage, dass sie nicht wagt ihn zu warnen. Jetzt kommt der Augenblick, der entscheidet. Ein anderer würde immer tiefer versunken sein, aber Erek, als die Warnung an sein Ohr gelangt, erhebt sich mit jener Stahlkraft ausgezeichneter Naturen, die in ihnen unthätig ruhen, aber nicht zu Grunde gehen kann. Die Rückwirkung ist heftig und treibt ihn über den rechten Weg hinaus. Er legt sich zur Strafe auf, blind und mit Hintansetzung aller Vorsicht, auch der Vorsicht, welche einem Ritter erlaubt war, in jede Gefahr sich zu stürzen: er prüft die Liebe und Treue der Frau auf eine zu harte und grausame Weise. Als seine Tapferkeit sich glänzend bewährt, als die Gesinnung der Frau wie reines Gold an den Tag kommt, da tritt endlich Versöhnung und Beruhigung ein und führt zu dauerndem Glück. Als Gegensatz zu Erek wird Mabonagrin aufgestellt. Seine wilde, riesenhafte Natur setzt ihn der Gefahr nicht aus, sich zu verliegen, aber auch er wird von der Liebe geirrt und bethört. Seine junge Frau hat ihm listig ein Versprechen abgelockt, das ihn nun, wie sie glaubt, für immer bei ihr zurückhalten soll, ihn aber nicht wie den Erek zum Verliegen, sondern zu roher Tapferkeit leitet, bis endlich durch den Sieg Ereks das natürliche Verhältnis wieder hergestellt wird.

Die Charaktere haben alle bestimmte Umrisse und sind mit Wahrheit und Innigkeit, dabei mit scharfem Blick in die menschliche Natur geschildert. Die Kraft, mit der sich Erek aus schwelgerischer Unthätigkeit aufrichtet, lässt uns schon den Mann erkennen, seine edle Gesinnung bricht überall durch; selbst die Härte, mit der er seine Frau zu prüfen sich vorgesetzt hat, kann er nicht ganz in Erfüllung gehen lassen, er mässigt jedes Mal die Strafe, die er ihr auflegt. Enite zeigt

eine warme, aber in Zucht gehaltene Natur und eine Gewalt der Liebe, die alle Prüfungen besteht und endlich das Geschick überwindet. Feine Züge sind eingemischt, die uns beweisen, wie tief der Dichter in die Seele der Frauen geschaut hat. Ereks Natur ist durch den Gegensatz des rothen Ritters in ein noch glänzenderes Licht gestellt, wie dessen Geliebte durch das Übertriebene, etwas Unnatürliche ihrer Leidenschaft die wahrhaftere, innigere Enite erhebt. Auch wer sonst noch auftritt, der zwerghafte, aber tapfere Guivreiz, der feige Kai haben bestimmt gezeichnete Umrisse. Hätte sich der Dichter der langen und langweiligen Beschreibung von Enitens Pferd, die über 500 Verse einnimmt, enthalten, die wie ein Auswuchs das Ebenmass stört, so wäre an der gut eingeleiteten, klar sich entwickelnden Erzählung nichts zu tadeln. Gervinus hat das Gedicht ungerecht beurtheilt und seinen Werth verkannt.

Die Darstellung ist in den anderen Gedichten Hartmanns noch ausgebildeter, der Ausdruck noch geebneter, die Sprache wie die Verskunst noch verfeinerter. Er gebraucht noch im Erek volksmässige Wörter, die er dort vermeidet (sie sind von Haupt in der Vorrede S. XV zusammengestellt). Aber durch dieses sein erstes Werk, in welchem er sich noch einen »tumben kneht«, d. h. einen unerfahrenen Jüngling nennt, geht eine jugendliche Frische, die ihm in meinen Augen einen besonderen Vorzug verleiht. Darin kann ich ihm den kunstreicher ausgearbeiteten Iwein nicht an die Seite stellen. Freilich dort wirkt die unbelebte Fabel, d. h. so wie sie in dem deutschen Gedicht erscheint, ursprünglich mag sie besser gewesen sein und inneren Zusammenhang gehabt haben, nachtheilig. Die Unnatürlichkeit der Charaktere kann die schöne Ausführung nicht verwischen, wie die Wunder uns kalt lassen und sich nicht wahrhaft mit der Fabel vereinigen. Man kann es nicht verwinden, dass die Frau den Sieger, nachdem er ihren Mann getödtet hat, gleich zum Gemahl nimmt, und der Wahnsinn, in den dieser hernach verfällt, macht einen widrigen Eindruck. Wir können für niemand rechte Theilnahme fassen. Den Grundgedanken des Iwein findet Benecke darin, dass der Dichter habe darstellen wollen, »wie dem, welcher mit ganzer Kraft

der Seele nach dem trachtet, was wahrhaftig gut ist, Glück und Ehre folge«. Der Dichter rühmt das im Eingang des Gedichts, aber von Artus, nicht von Iwein. Ich will weiter nichts dagegen einwenden; allein dieser Gedanke ist zu allgemein, als dass das Gedicht dadurch Eindruck auf uns machen könne. Ich wiederhole es, der Werth des Iwein beruht in der meisterhaften Ausführung. Sieht man von der Fabel ab, in welcher Hartmann dem französischen Dichter folgt, so verdient das Gedicht das grösste Lob. Er hat die an sich widerstrebende Fabel mit deutschem Gemüth erfüllt, und von diesem Gesichtspunkt betrachtet ist sein Werk gründlich, anmuthig, mit den wärmsten und reinsten Farben ausgemalt. Die Legende von Gregorius ist wieder trefflich erzählt; doch hält uns der düstere Inhalt etwas in der Ferne, und etwas Peinliches, das in der Sage von dem armen Heinrich liegt und das sich nicht leugnen lässt, hindert auch hier eine volle Hingebung an die Sage, wie zart, innig gefühlt, ergreifend auch die Auffassung und, man kann sagen, vollendet die Darstellung ist.

Dem Volksepos, dem Nibelungelied, der Gudrun steht Erek, wie überhaupt die höfische Poesie, entgegen. Hier begegnen wir einer ganz anderen Ansicht des Lebens; ich habe das schon früher im Allgemeinen ausgedrückt. Zwar ist auch im Erek die Tapferkeit eine abenteuerliche; die durch ihre Übertreibungen den Eindruck vernichtet, allein man muss doch sagen, dass sich hier die Poesie mehr der natürlichen Wahrheit nähert. In der Liebe der Enite sind fein abgelauschte Züge der menschlichen Seele geschildert, und dieses Gedicht hat dadurch einen eigenen Reiz erhalten: im Ganzen hat es etwas von dem Wesen des Märchens, wie ja auch die Heldensage in dem Rosengarten diese Richtung genommen hat. Das Märchen, indem es die Schranken des Natürlichen durchbricht, gestattet der Einbildungskraft, sich in das Ungemessene auszubreiten, und stellt das Unerhörte und Unglaubliche als das Gewöhnliche dar.

Ich will jetzt von dem Ursprung der Sage reden, die sich in unserem Gedicht darstellt. Erek gehört, wie das andere Rittergedicht Hartmanns, zu dem Sagenkreis der Tafelrunde, und beide haben, wie schon angemerkt ist, ihre nächsten Vor-

bilder in nordfranzösischen Gedichten des zwölften Jahrhunderts. Allein woher haben diese geschöpft? Der Inhalt, der Schauplatz weist ihr Britanien als Heimath an, und es ist schon deshalb keine Annahme natürlicher, als dass sie gälischen Ursprungs sei. Die Gälen, Gallier, ein mächtiger Zweig des grossen keltischen Stammes (wie die Hochländer in Schottland und die Iren in Irland) waren die ältesten Bewohner von Britanien und erhielten sich, zurückgedrängt erst von den Römern, die das Land unter Caesar eroberten und im Jahr 426 verliessen, hernach von den Angelsachsen, die in der Mitte des fünften Jahrhunderts kamen, endlich von den Normannen, die in der Mitte des elften Jahrhunderts landeten, in dem westlichen Theil von England, in Wales, Wallis, Cambrien, wo sie nur durch die See, die sie von drei Seiten umgibt, von Irland getrennt sind. Von gleicher Abkunft mit diesen Gälen auf der Insel sind auf dem festen Land die Bewohner von der heutigen Bretagne (Britannia minor), die auch Armoricaner hiessen; beide Völker reden dieselbe Sprache mit geringer Verschiedenheit, die früherhin noch unbedeutender muss gewesen sein. Jene Gälen in Wales (Briten, Cambrier, Walliser genannt) besassen eigene Dichter, welche Barden hiessen. Von den Dichtungen derselben sind aus verschiedenen Zeiten eine bedeutende Anzahl vorhanden, und ein Theil davon ist gedruckt. Schon lange ist Streit über die Echtheit dieser Dichtungen; zulezt noch hat A. W. Schlegel sie für neuere Erfindungen erklärt, und zwar in hartem, absprechendem Ton. Aber in der neuesten Zeit fängt das Blatt an sich zu wenden. Es sind Untersuchungen angestellt worden und Denkmäler an das Licht gezogen, welche jener überkritischen Vernichtungslust ein Ziel setzen. An sich schon war es unnatürlich, dass so ansehnliche, gegenseitig sich verbürgende, oft den Geist des Alterthums athmende Dichtungen eine zwecklose Erfindung sein sollten; Überarbeitungen, spätere Einmischungen mögen erfolgt sein; kein Verständiger wird das leugnen; es ist ebenfalls ganz natürlich. Zudem gibt es Handschriften, die in das zehnte Jahrhundert gehören (so wenigstens wird versichert); ob andere bis in das siebente Jahrhundert zurückgehen, wie man auch behauptet, wird sich erst

mit Sicherheit ergeben, wenn die Sprache geschichtlich erforscht ist, was man bis jetzt noch nicht gethan hat, und sich die erhaltenen Denkmäler der Zeit nach ordnen lassen.

Man unterscheidet folgende Werke: 1. Gedichte namhafter Barden, welche mythischen Inhalts und schon deshalb schwer verständlich sind; sie mögen die ältesten sein. 2. Nur in Prosa vorhandene, aber allem Anschein nach metrisch abgefasste Gedichte, welche man Triaden nennt, weil darin immer von drei ähnlichen zusammen- oder gegenübergestellten Dingen die Rede ist: von drei Personen (ohne Rücksicht auf Gleichzeitigkeit), drei Orten, drei Ereignissen. Es sind sehr eigenthümliche, in gewissem Sinn gelehrte Dichtungen, über deren Entstehung und Alter wir im Dunkeln sind und die nur vorsichtig dürfen benutzt werden. Möglicher Weise sind darin uralte Bestandtheile anzuerkennen; denn sie berühren mythologische Ideen, wie jene Gedichte der Barden. Allein sie enthalten auch geschichtliche Beziehungen, die jünger zu sein scheinen. Schlegel geht so weit, S. 381 die Triaden für Erfindungen des vierzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts zu erklären. 3. Sagengeschichte in der Form von Chroniken. Hier ist das Werk des Walther von Oxford, das uns in der lateinischen Übersetzung des Halfried oder Gottfried von Monmouth, der 1130—1150 schrieb und im Jahre 1138 sein Werk beendigte, erhalten ist, zu nennen. Gottfried gibt diese seine Quelle selbst an, und es ist kein Grund da, die Wahrheit dieser Angabe zu bezweifeln, obgleich man es gethan hat. Schlegel (S. 383) erklärt den Gottfried geradezu für einen Lügner und absichtlichen Betrüger. 4. Epische Gedichte aus dem Sagenkreis von Artus und der Tafelrunde, von welcher ich gleich näher reden werde. 5. Endlich noch in der Bretagne lebende Volkslieder epischen Inhalts, die der Graf Villemarqué unter dem Titel »Barzas-Breiz, Chants populaires de la Bretagne, in 2 Bänden (Paris 1840) mit einer französischen Übersetzung, Erläuterungen und Volksmelodien herausgegeben hat.

Für uns am wichtigsten sind die unter No. 4 erwähnten epischen Gedichte. Sie werden Mabinogion genannt. Mabinogi, so lautet der Singular, bedeutet Sage, Erzählung, Märchen. Mit

ihrer Bekanntmachung ist eben erst begonnen worden. Lady Guest hat bis dahin vier Theile herausgegeben, jedes Mal den Urtext mit einer englischen Übersetzung und schätzbaren Anmerkungen: Mabinogion oder das rothe Buch (London 1838 1842), eine kostbare Prachtausgabe; bis 1845 sind 6 Theile erschienen (Sagen und Märchen von K. v. K. 1, S. 460). Deutschen Lesern sind sie zugänglich geworden in einer theilweisen Übersetzung von Albert Schulz (San Marte), Die Arthursage und die Märchen des rothen Buchs von Hergest (so heisst nämlich die Sammlung in dem Codex), Quedlinburg 1842. Der Verfasser hat eigene Bemerkungen und eine verständige, die Punkte, auf welche es ankommt, richtig heraushebende Abhandlung hinzugefügt, die bei der gälischen Society in England den Preis erhalten hatte und zuerst in einer englischen Übersetzung in England erschienen war. Endlich hat Graf Villemarqué dieselben Mabinogion aus einer älteren gälischen Handschrift übersetzt, Contes populaires des anciens Bretons précédés d'un essai sur l'origine des épopées chevaleresque de la table ronde (2 Vol. Paris 1842). Abermals sind Anmerkungen den einzelnen Erzählungen beigefügt und ausser der auf dem Titel genannten Abhandlung noch eine schätzbare Zugabe, Examen critique des sources bretonnes, die sich durch eine schöne, aus den Handschriften geschöpfte und gewiss nicht häufige Kenntnis der gälischen Litteratur auszeichnet und viel Lehrreiches enthält. Eine mit Einsicht geschriebene Beurtheilung der genannten drei Bücher von Dr Wilh. Müller befindet sich in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1843, St. 101—103. Da die sonst noch hierhergehörige Litteratur in jenen drei Büchern bezeichnet ist, so kann ich dorthin verweisen. Ich hebe nur noch heraus Fauriel De l'origine de l'épopée chevaleresque du moyen âge (extrait de la revue des deux mondes) Paris 1832, wovon die Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Vereins für Erforschung des Alterthums Bd 5 und 6 (1841—1843) eine deutsche Übersetzung zu liefern angefangen haben. Fauriel hat in einem Abschnitt über die Romane der Tafelrunde auch diesen Gegenstand mit Geschick, Geist und Lebhaftigkeit behandelt, aber damals waren die Mabinogion noch unbekannt, und er würde

ohne Zweifel seine Ansicht in vielen Punkten ändern. Den Werth der gälischen Litteratur und alte, ursprüngliche Bestandtheile darin hat er mit richtigem Takt erkannt. Gegen Fauriel gerichtet ist eine Beurtheilung A. W. v. Schlegels, die in seinen Essais littéraires et historiques (Bonn 1842) wieder abgedruckt ist. Seines abschreckenden Urtheils über die gälischen Dichtungen habe ich schon vorhin gedacht. Gervinus redet in seiner Geschichte der deutschen Dichtung (1, S. 243 ff.) auch über die britischen Dichtungen, wie er selbst sagt, aus Mangel an Einsicht in die Quellen, nur im Allgemeinen. Er kommt zu dem Schluss (S. 251. 252), dass die Tafelrunde erst nach Bekanntschaft mit den französischen Gedichten in die Arthursage gerathen und das Meiste darin ohne allen Zweifel reine Erdichtung sei, ein Ergebnis, dem ich, wie Sie hernach sehen werden, nicht beitreten kann.

Zuerst müssen wir wissen, in welche Zeit die Abfassung der Mabinogion fällt. Die Handschrift von dem rothen Buch, die Lady Guest benutzte, gehört in das vierzehnte Jahrhundert, die andere, die Villemarqué vor sich hatte, in das dreizehnte; so weit sind wir sicher. Es gibt eine Nachricht, wonach die Urschrift, aus welcher jene beiden Codices müssen abgeleitet werden, durch einen gälischen Barden in den Jahren 1079—1137 verfasst wurde. Diese Urschrift soll in einem Brande zu London verloren gegangen sein (Villemarqué 2, S. 324). Diese Nachricht hat nichts an sich Unglaubliches und kann begründet sein; man müsste demnach die Entstehung der Sammlung in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts setzen. Die Prosa der Erzählung ist schlicht und einfach, ohne alle Kunst. Es ist an sich, der Natur der Dinge nach, sehr wahrscheinlich, dass ihre Quelle metrische Gedichte waren, zumal sich hier und da noch gereimte Zeilen finden. Die erhaltenen Mabinogion weisen also noch auf ein höheres Alter zurück, als aus den Handschriften folgt.

Wir haben es hier nur mit den Erzählungen zu thun, die zu dem Fabelkreis von Artus und der Tafelrunde gehören. Wir finden die Sage von Owein (Iwein), Peredur (Parzival) und Gheraint (Erek), gerade die, von welchen auch nordfranzösische

und deutsche Gedichte vorhanden sind. Die nächste Frage ist: hat dieser Sagenkreis sich erst zu der Zeit, wo die Mabinogion gesammelt wurden, gebildet? Der älteste Chronikenschreiber, der Mönch Gildas (geb. 520), nennt Artus nicht, auch nicht Beda Venerabilis († 735). Zuerst gedenkt Nennius (schrieb um 858) seiner; er sagt: Artus — in omnibus bellis victor exstitit, und lässt ihn eine Fahrt nach Jerusalem unternehmen. Erst bei Gottfried von Monmouth, der das altgälische Buch von dem Archidiaconus Walther von Oxford (1130—1150) übersetzte, finden wir eine reichhaltige Sagengeschichte von Artus und Merlin. Aber sie enthält etwas Anderes als die Mabinogion: er nennt zwar Gawein (Gwalchmai) und Parzifal (Peredur), aber er erzählt von ihnen nicht das, was die altwalisischen Barden von Artus berichten (Villemarqué 2, S. 327), wo er entweder als ein mythisches Wesen oder als ein geschichtlicher Held erscheint. Erst im zwölften Jahrhundert finden wir Zeugnisse, welche den Fabelkreis, wie ihn die Mabinogion darstellen, voraussetzen.

Nach diesen Wahrnehmungen hat Schulz seine Ansicht gebildet, wonach aus geschichtlichen Anlässen und aus einem geschichtlichen Artus der Fabelkreis der Tafelrunde hervorgegangen sein soll. Dieser Ansicht kann ich nicht beitreten. Die Geschichte tritt immer in die schon vorhandene Sage ein, so ist es in der deutschen Heldensage z. B. geschehen, nicht aber wächst die Sage aus der Geschichte hervor, so nämlich dass die Geschichte ihr den Grund, den Hauptinhalt liefert. Die Sage bildet sich frei, und zwar zumeist aus mythischen Bestandtheilen, die sich nur mehr oder minder verdunkeln, weil sie geschichtlichen Schein annehmen. Wirkliche Ereignisse weben sich nur hier und da ein, wie einzelne Fäden, die in dem Ganzen verschwinden. Betrachten wir Geist und Wesen der erhaltenen Mabinogion, so finden wir darin mehr oder minder die Gesetze des ritterlichen Lebens, dem Einfachen und Natürlichen schon fern getretene Sitten, ein stillschweigendes Übereinkommen für die ganze Lebensweise, dem man sich unbedingt unterwirft, unglaubliche, mit grellen Farben ausgemalte Wunder, eine Tapferkeit, die nichts als den Ruhm sucht, vor keiner Gefahr

zurückgewichen zu sein, die nicht das Vaterland oder die Familie beschützen will, an die Frage von Recht oder Unrecht nicht denkt, sondern ausser sich selbst keinen Zweck hat. Die Dichtung gefällt sich in dem Spiel der Ereignisse; auf Gemüth und Seele nimmt sie wenig Rücksicht. Die Mabinogion sind trocken, ohne Belebung der Zustände aufgefasst: man hatte, wie es scheint, nur die Absicht, den Inhalt, den Stoff festzuhalten. Wir haben demnach keine ursprüngliche, ich will sagen der ersten Bildung nahe stehende Auffassung vor uns: es muss eine bessere Gestaltung vorangegangen sein, die einfacher, naturgemässer, von wahrem Heldengeist erfüllter war. Es ist gewiss (ich habe es schon nachgewiesen), wir haben keine Zeugnisse von dem Dasein der Tafelrunde, die über das zwölfte Jahrhundert zurückgiengen, aber das kann ein Zufall sein, und wer weiss, was noch aus den vorhandenen altgälischen Gedichten, wenn sie einmal kritisch untersucht und kritisch geschieden sind, zu Tage kommt. Es ist ferner wahr, dass, was Gottfried von Monmouth erzählt, nicht in den Mabinogion erscheint und er die Tafelrunde nicht zu kennen scheint; allein das, was er erzählt, kann ein besonderer Theil, der vorzüglich von Merlin berichtete, gewesen sein, der dort sich nicht erhalten hat. Kennt doch Gottfrieds Zeitgenosse, Wilhelm von Malmesbury, der in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, schon einzelne Helden der Tafelrunde: er nennt Gawein, den Neffen Arthurs, und Ider, den Sohn des Königs Nuth, der uns aus dem Gedicht von Erek bekannt ist, ja er meint doch die Mabinogion (Villemarqué 2, S. 325), wenn er sagt »legitur in antiquis Britonum gestis illustrissimi regis«. Es ist endlich wahr, dass die altgälischen Gedichte der Barden den König Artus als ein ganz anderes Wesen, wie schon bemerkt ist, als eine mythische oder als eine geschichtliche Gestalt schildern. Ob man ihn deshalb für eine wirklich geschichtliche Person halten darf, wie Schulz thut, will ich noch dahingestellt sein lassen, ich glaube es nicht: gesetzt aber, er wäre es, so vereinigt sich das leicht mit meiner Ansicht. Artus trat dann in die schon vorhandene Sage und ward an ihre Spitze gestellt, wie der geschichtliche Theodorich und Attila in die Nibelungesage eintrat, und ward

dort, wo er vielleicht die Stelle eines alten heidnischen Gottes einnahm, aus einem wilden, kriegerischen Helden zu einem in hoher und glänzender Stellung nur die Geschicke lenkenden, selbst wenig thätigen Oberhaupt, wie er in den erhaltenen Gedichten erscheint und Karl der Grosse in dem kerlingischen Sagenkreis auftritt. Auch Erek zeigt sich bei den Barden (Schulz S. 321) als ein ganz anderer, und auch von ihm mag nur der Name in die Mabinogion übergegangen sein. Parzifal heisst bei den Barden und Gottfried von Monmouth wie in den Mabinogion Peredur. Ist die Erklärung, die Villemarqué (1, S. 195—197) von dem Namen gibt, richtig, wonach er so viel heisst: ›der Sucher des Gefässes, des Beckens‹ in Beziehung auf ein wunderbares Gefäss, von welchem die altgälischen Dichtungen berichten, dass es die Kraft gehabt habe, tödtliche Wunden zu heilen, selbst das Leben zurückzugeben, ist diese Erklärung richtig, so würden wir ein Zeugnis von dem frühen Dasein der Graalsage in Britanien haben, die in den nordfranzösischen Dichtungen nur eine christliche Färbung erhielt.

So viel von dem Alter der Mabinogion; wir wissen, dass sie gälischen Ursprungs sind, aber wir müssen noch die Frage nach ihrer nächsten Heimath genauer ins Auge fassen. Ihr Schauplatz ist in Britanien. In England befinden sich auch die Handschriften, aber ich zweifle nicht, dass sie auch den Briten des festen Landes, den Armoricanern, eigen waren, es mag nun die Sage ursprünglich gemeinschaftlich gewesen, oder sie mag bei den vielfachen Berührungen, die zwischen Gälen von Wales und Bretagne stattfanden, oder bei Übersiedelungen nach Frankreich herübergewandert sein. Villemarqué möchte sie gerne den Armoricanern zueignen (2, S. 327—334); allein seine Gründe gelten nicht für alle Mabinogion. Für die Iweinsage lässt sich anführen, dass sie insoweit in der Bretagne spielt, als der Wald Breziljan, wo das Wunder mit dem Brunnen vor sich geht, dort lag und aus anderen Anführungen bekannt ist. In dem Erek zeigt sich deutlich eine Berührung mit französischer Dichtung, die nur in der Bretagne stattfinden konnte (Schulz S. 327). Es wird darin gesagt, dass der zwerghafte Guivreiz bei den Franken Gwiffert le petit heisse (Villemarqué 2, S. 85), und an

dem Hofe des Hönigs Artus kommt sogar ein Willelm, Sohn des Königs der Franken, vor (Villemarqué 2, S. 41). Dagegen spielt das Mabinogi von Peredur, so viel ich bemerkt habe, noch ganz auf dem Boden von England und scheint mir keine armoricanische Einwirkung erfahren zu haben.

Es ist noch eine Frage übrig: wie verhalten sich die alten französischen Gedichte von Iwein Parzival und Erek zu den Mabinogion? Ich rede nicht von der dichterischen Ausbildung. Habe ich Recht, in den erhaltenen Mabinogion nur einen meist dürren Bericht von dem Inhalt zu sehen, so kennen wir die wahre gälische Darstellung nicht; wie die Sachen stehen, verdienen die Franzosen in dieser Hinsicht den Vorzug: ihre Dichtungen haben mehr Fleisch und Blut. Dass sie in den deutschen Bearbeitungen Hartmanns, Gottfrieds und Wolframs viel und ungemein viel gewonnen haben, habe ich schon oben bemerkt. Es ist also hier bloss von dem Stoff, dem Skelett die Rede. Die französischen Dichter weisen auf bretagnische Erzählungen hin; namentlich thut das Chrétien von Troyes. Auch ohne diese Hinweisungen hatten wir dieses Verhältnis als das natürlichste voraussetzen dürfen. Weiter geht die Frage: waren die Mabinogion, die wir kennen, ihre Quelle? Der Gedanke liegt nahe, da die Entstehung des rothen Buches, das die Mabinogion uns erhalten hat, wie wir gesehen haben, ziemlich gleichzeitig mit den französischen Dichtern ist, d. h. in das zwölfte Jahrhundert fällt. Schulz fragt (S. 39): »sind die Mabinogion Quelle jener französischen Romane oder umgekehrt abgebleichte schwache Nachbilder jener französischen Blüthezeit?« Die Frage ist unrichtig gestellt, weil sie die richtige Antwort nicht zulässt. Sie sind nämlich beides nicht; das geht aus einer genauen Vergleichung ihres Inhalts hervor. Auf jeder Seite finden wir Eigenthümlichkeiten und in der Sage von Parzival die merkwürdigsten Abweichungen. In manchen Einzelheiten, scheint es mir, stehen die Mabinogion höher und enthalten das Richtigere und Bessere: aber auch das Umgekehrte wird stattfinden. W. Müller hat in der Beurtheilung von Schulz das Rechte bemerkt: die französischen Gedichte und die Mabinogion sind verschiedene Ableitungen aus einer weiter zurück-

liegenden Quelle aus der altgälischen Sage, die uns verloren ist. Die Mabinogion mögen sich auf mündliche Erzählungen bretagnischer Sänger stützen, wie die französischen Dichter, aber beide auf andere, jedes Mal verschiedene. Wie das bei der Überlieferung schon so oft ist beobachtet worden, dass sie sich in dem Fortschritt der Zeit und zu gleicher Zeit fast in jedem Mund verändert, so ist das auch hier der Fall gewesen. Wissen wir doch, dass unserem Wolfram zwei Auffassungen der Parzivalsage bekannt waren, eine von dem Provenzalen Kiot, aber in französischer, d. h. wahrscheinlich nordfranzösischer Sprache gedichtet, der er folgte, und eine andere nordfranzösische von Chrétien, die er, eben weil sie abweichend war, der Unwahrheit beschuldigt, was nichts Anderes heissen soll, als dass sie die Sage, die er für die echte hielt, nicht darstellte; auf die Wahrheit der Begebenheiten selbst glaube ich nicht dass sie zu beziehen ist. Übrigens war es leicht möglich, dass Chrétiens Gedicht den bretagnischen Erzählungen näher stand und insofern den Vorzug verdient.

Das Mabinogi der Erekssage, die uns hier am meisten angeht, zeigt nicht bloss die schon bemerkte Berührung mit französischer Auffassung; es stimmt auch am meisten dem Inhalte nach und im Gang der Erzählungen mit den altfranzösischen Gedichten. Das Ritterthum ist sichtbar ausgebildeter, die Sitte feiner, Pracht und Glanz der Lebensweise tritt weit mehr hervor. Ferner ist die Darstellung weniger trocken und dürftig: sie hat einige poetische Ausführlichkeit. Endlich, und darauf müssen wir am meisten Gewicht legen, kommen einige Abweichungen vor, welche, wenn sie auch auf den Gang der Ereignisse weiter keinen Einfluss haben, doch eine gewisse Selbständigkeit der armoricanischen wie der französischen Auffassung darthun. Artus erhält in dem Mabinogi das Recht, den Kopf des erlegten weissen Hirsches einer Frau, die er auswählt, zu verehren; das scheint alterthümlicher als die Erzählung des französischen Gedichtes, wo er von einer Dame einen Kuss nehmen darf, was schon auf die ritterliche Galanterie hinweist. In dem französischen Gedicht verstehen wir nicht recht die Härte, mit welcher Erek die Enite behandelt, warum er ihre Treue prüfen will, die

sie nie verletzt hat und zu verletzen niemals die Absicht zeigt. Sie hat nichts gethan als, während sie ihn für schlafend hält, darüber klagen, dass sein guter Ruf zu Grund gegangen sei; Erek hatte eher Ursache, ihr dafür zu danken. Aus dem Mabinogi entnehmen wir, dass Erek die Worte der Enite falsch versteht und glaubt, sie liebe einen Anderen und wünsche seinen Tod; jetzt ist die Prüfung, die er mit der Erhebung zu ritterlichem Leben verbindet, ganz natürlich und erscheint nicht mehr als Härte. Ich führe nur diese Beispiele an; es gibt noch andere Abweichungen, wo mir das Mabinogi den Vorzug zu verdienen scheint. So tritt die Mutter der Enite auf (in dem deutschen Gedicht wird nur nebenbei die hûsfrouwe genannt 312 und beim Abschied, den Enite von ihr nimmt, 1460), und sie und der greise Vater begleiten die Jungfrau zu dem Sperberfest in Tulmein, was an sich anständiger und der Sitte angemessener ist, als wenn sie allein mit dem fremden Ritter hingeht. Vielleicht hat der französische Dichter dieses Gefühl [gehabt] und den Herrn von Tulmein deshalb zu einem Verwandten der Enite gemacht. Das Abenteuer mit Mabonagrin ist in der armoricanischen Sage viel kürzer erzählt, und das französische Gedicht gewährt hierin wohl eine vollständigere Überlieferung: gleichwohl kommen auch eigene Züge vor. Der Baumgarten ist nicht bloss von einem Nebel umgeben, sondern auch ganz mit Pfählen umsteckt, so hoch als das Auge reicht, auf welchen, bis auf zwei, die Häupter der Erschlagenen stecken.

Ich kann die Betrachtung der Mabinogion nicht schliessen, ohne auf den Werth aufmerksam zu machen, den diese wieder geöffnete Quelle für die Erforschung und Beurtheilung der epischen Volkssagen der Gälen hat. Ihre weitere Bekanntmachung, auf die wir hoffen dürfen, wird daher sehr erwünscht kommen.

So weit die Einleitung; ich glaube die Hauptpunkte berührt und auf die Fragen, die sich aufdrängen, eine klare Antwort gegeben zu haben, wenn sie auch der Lage der Dinge nach nicht jedes Mal eine entscheidende sein konnte. Aber die Wissenschaft schliesst nicht ab: neue Forschungen werden sie

weiter fördern. Ich habe Ihnen noch Einiges über den Zweck, über die Art und Weise meiner Vorlesungen zu sagen.

Das letzte Ziel dieser Vorlesung ist kein anderes, als das ich bei meinen übrigen im Auge gehabt habe. Ich wünsche Sie in den Geist des deutschen Alterthums so lebendig und wahrhaft, als es in meinen Kräften steht, einzuführen. Nicht bloss auf Gelehrsamkeit ist es abgesehen, die todt ist, wenn sie nichts als sich selbst sucht; ich möchte dazu beitragen, dass Sie lernen die Gegenwart auch aus der Vergangenheit, mit der sie durch unzählige Fäden zusammenhängt, zu erkennen. Man gräbt einen verschütteten Brunnen auf, nicht damit jemand auf dem Wasserspiegel sein eigenes Gesicht wohlgefällig beschauen könne, sondern damit seine Quelle heraufdringe und den Boden, da wo er dürr und unfruchtbar geworden ist, tränke und befruchte. Nicht zu einer seelenlosen Nachahmung stelle ich es auf, der sich der freie Geist des Menschen niemals unterwirft; nicht die Sonne allein, der günstige Himmel, wenn ihn das Geschick über uns ausbreitet, kann das Gedeihen der Pflanze sichern, sie muss auch aus der Tiefe ihre Säfte ziehen und Triebkraft empfangen. Die Geschichte ist der Boden unter uns, in dem wir Wurzel schlagen. Unsere Arbeit besteht darin, dass wir die Steine hinwegschaffen, die Gleichgültigkeit oder Unverstand darauf geworfen haben. Wer sich von der Geschichte wegwendet, eine Gesinnung, die häufig genug bei uns in dieser Zeit auftaucht, ja gerühmt und gepriesen wird, wer jeden Tag von Neuem beginnt und mit dem Abend beschliesst, der gleicht jenen gespenstigen Wesen Rübezahls, die den Schein des Lebens einen Tag annahmen, aber mit der einbrechenden Nacht wieder verwelkten.

Aber der Weg zu diesem Ziele ist kein leichter. Nicht mit ein Paar allgemeinen, in den Nebel unbestimmter Worte gestellten Redensarten gelangt man dahin: man setzt nicht mit dem Springstock über die Schwierigkeiten hinweg. Unser Weg ist ein mühsames und redliches Forschen: nur durch ein genaues, nichts Einzelnes, keine Kleinigkeit verschmähendes Verständnis eröffnet sich die letzte und die allein wahre Einsicht.

Unser Weg ist ein streng philologischer. Fürchten Sie nicht, dass der Geist dabei abhanden komme. Wer ihn wirklich besitzt, dem geht er darüber nicht verloren. Auch dem Bildhauer tritt erst aus mühevoller Arbeit, nach unzähligen Schlägen auf den Meissel das reine Bild hervor. Zu einer solchen Arbeit fordere ich Sie auf. Ich werde mich bemühen, das Einzelne zu erklären; gelingt es mir nur, das Richtige zu treffen, so werde ich niemals trocken sein. Ein ungefähres Verständnis, ein halbes Errathen, ein unruhiges Hinwegeilen gewährt nichts als ein scheinbares Trugbild, das auseinandergeht, wenn man es fest anfassen will.

Wohin ich zugleich zu wirken trachte, das ist das richtige Gefühl für unsere Sprache. Auf welche Abwege sind wir gerathen! Ich rede nicht von dem athemlosen Treiben nach dem, was man geistreiche Gedanken nennt, nach der Sucht, sich damit zu versteigen, so weit hinauf zu versteigen, dass man den Rückweg nicht wieder findet, oder von der Geringschätzung, mit der man auf schlichte und reine Worte sieht; davon wird sich der deutsche Geist, der keine Aufschneiderei duldet, schon wieder befreien. Ich habe zunächst die äussere Gestalt unserer Sprache im Sinn, die, wenn sie einmal gestört und entstellt ist, so leicht nicht wieder in die rechten Fugen kommt. Wie ist sie verrenkt worden! Welche Mischung mit fremden Wörtern und Wendungen! Das taube Gestein hat sich zwischen das edle Gold gedrängt. Wer doch die Schaufel hätte, um den Wust über die Tenne zu werfen, damit die Spreu im Wind davon flöge und das reine Korn unserer edlen Sprache beisammen läge! Luther sagt: »die Sprache ist die Scheide, in welcher das Schwert des Gedankens steckt«. Man hat die Scheide abgezogen, und der schlecht bedeckte Stahl wird von dem Dunst gemeiner Rede berührt, rostet und muss erblinden. Statt dass das Wort sich fest an den Gedanken schliessen sollte, wird er von schlottrigen, ungewissen, schwebelnden Ausdrücken verhüllt. Die Worte verlieren ihre sinnliche und leibhafte Bedeutung und geben uns abgezogene, inhaltlose Begriffe.

Auch die, welche sich Puristen nennen, haben mehr verdorben als gefördert. Wie kein einzelner Mensch, so kann auch

kein Volk abgeschlossen für sich bestehen: in der Berührung mit anderen entwickeln sich die besten Kräfte, wird man seiner Eigenthümlichkeit sich erst bewusst. Welch einen belebenden Einfluss hat der englische Shakespeare auf Deutschland ausgeübt! Wie oft hat sich der deutsche Geist, wenn er verwirrt oder versunken war, an dem reinen Muster der Griechen aufgerichtet und gestärkt! Wer sein Licht einsam brennt, kann es nicht bei dem Nachbar wieder anzünden, wenn es der Wind ausgelöscht hat. Wenn das eine Volk bei dem anderen Dinge kennen lernt, die es zu Hause nicht findet, Begriffe, die ihm fremd sind, so ist auch natürlich, dass die fremden Ausdrücke mit herüber kommen. Haben wir doch, um ein Beispiel anzuführen, kein deutsches Wort, das dem von den Griechen empfangenen »Idee« entspräche. Unser »Gedanke« ist ein viel engerer, beschränkterer Begriff und bezeichnet nicht die Lichtstrahlen, die unmittelbar aus der Seele des Menschen aufsteigen. Gedanken hat der beschränkteste, aber Ideen gehen nur von einem höher begabten Geiste aus. Die Kunst, die Wissenschaft in der Form, in der sie überliefert wird, jedes Gewerbe hat seine technischen Ausdrücke, die jedermann kennt und versteht. Wenn man sie durch neuerfundene Worte übersetzen will, so macht man sie in Wahrheit nur unverständlich. Wie abgeschmackt ist es, wenn man den Genitiv Zeugnisfall nennt, den Imperativ »Befehl«, das Präsens »Gegenwart«, das Participium »Mittelwort«. Was heisst übersetzen? Einen Gedanken in dem Geist, dem Gefühl einer anderen Sprache ausdrücken. Darf man ein Wort in seinem logischen Begriff (der lebendige und wahre ist nie ganz durch eine Erklärung zu ergreifen, sondern er ist nur zu empfinden) fassen und in einem selbstgemachten, nur logisch gebildeten, jedem andern als dem Erfinder undeutlichen Wort ausdrücken? Ein solches Wort geht nicht aus dem natürlichen Kreis der in dem ganzen Volk lebenden Sprache hervor und ist an sich todt. Die Sprache ist kein Menschenwerk; sie hat eine Seele, die ihr bei ihrer Entstehung verliehen und nicht von einem Menschen eingehaucht ist. Sie entfaltet sich aus einem inneren, geheimnisreichen, nur in seiner geschichtlichen Erscheinung zu erfassenden Trieb, aus einer Naturnothwendig-

keit. Sie bildet sich bei denen, aus welchen der Geist unmittelbar redet, zumeist daher bei den Dichtern, aus einem inneren Drang weiter, aber sie verschmäht die Gesetzgebung des berechnenden Verstandes, einer bewussten Absicht. Wie keine neue Pflanze mehr entsteht, so ist auch niemand im Stande, eine neue Sprachwurzel zu erfinden. Nur verlieren kann man sie, wie eine Anzahl in dem Lauf der Jahrhunderte zu Grund gegangen ist, andere nur in einzelnen Formen sich kundgeben. Nur in Zusammenfügungen, in der Anwendung des Vorhandenen, in dem kühneren Gebrauch der Formen bildet sich die Sprache weiter, aber sie gewinnt auch hier selten, ohne zugleich an ihrem grammatischen Bau einzubüssen. Die Klage über diesen Entwickelungsgang ist unnütz; auch hier waltet ein Naturgesetz. Pflegt doch auch ein Volk, wie der einzelne Mensch, oft an seinem Charakter zu verlieren, wenn es an Behendigkeit des Geistes gewinnt.

Die deutsche Sprache (das Wort »deutsch« in der allgemeinsten Bedeutung genommen, so dass es auch die gothische, angelsächsische und nordische Sprache umfasst) ist mit der lateinischen, griechischen, persischen und dem Sanskrit gleichsam im Blute verwandt, auch die slavische und lettische zeigen unverkennbar Zusammenhang, wenngleich in weiter zurücktretenden Graden: wahrscheinlich wird ihn auch das Keltische zeigen, wenn es in dem erhaltenen Gälischen besser erforscht ist. Alle diese Sprachen gehören Völkerstämmen, die nach und nach in vorgeschichtlichen Zeiten von dem Caucasus ausgezogen sind. Sie sind alle einer gemeinsamen Wurzel entsprungen, keine ist von der andern abzuleiten, jede zeigt neben der Verwandtschaft ihr eigenes Leben. Sie setzen eine Ursprache voraus, die nicht jetzt erst den Blicken sich entzogen hat: sie war schon zu der Zeit vorhanden, wo die ältesten erhaltenen Denkmäler jener Sprachen beginnen. Dieses Ergebnis ist durch Forschungen ausser Zweifel gestellt; Partikeln, Zahlwörter, Pronomina legen diesen Zusammenhang noch am deutlichsten dar, aber es gibt auch nicht wenige einzelne Wörter, die gemeinschaftlich sind. Oberflächlicher Betrachtung erscheinen diese als erborgt, und zwar aus der nächstliegenden lateinischen Sprache, aber z. B.

Vater, Mutter, Samen sind nicht aus dem lateinischen pater, mater, semen herübergenommen. Glaubt man, dass für solche unentbehrliche Begriffe ein Volk das Wort erst borgen müsse? Es hat es von Anfang an gehabt. Der Purist versucht auch wohl solche Wörter durch Übersetzungen aus eigener Fabrik zu vertreiben. Ich will nur ein Beispiel als Muster der Abgeschmacktheit anführen. Ein Purist erblickte in unserem deutschen Wort Nase, das schon im Sanskrit nâsâ heisst, ein lateinisches und schlug vor statt dessen »Gesichtserker« zu gebrauchen.

Noch in einer anderen Beziehung ist der Gebrauch fremder Wörter nicht bloss zulässig, sondern ein Gewinn. Ich meine in der humoristischen und komischen Sprache (ich gebrauche auch hier zwei fremde unübersetzbare Worte). Hier ist mit dem entlehnten Wort oft eine feine Nebenbeziehung, eine Andeutung verbunden, die sonst verloren gehen würde und doch sehr wirksam sein kann.

Ich streite also für die Freiheit der Sprache, die das Recht hat, sich fremder Wörter zu bedienen, sobald diese allein vollständig auszudrücken vermögen, was man sagen will. Ihre unbedingte Ausscheidung würde nur die Macht und Gewalt der Sprache einengen und ihr eine pedantische Haltung aufdringen. Gerade die Freiheit sichert gegen sklavische Hingebung und sinnloses Abborgen.

Das rechte Gesetz, ich meine das gesunde und natürliche, ist bald gefunden. Jeder fremde Ausdruck ist zu verwerfen, den wir reinlich und vollständig durch einen eigenen ersetzen können. Aber dieses einfache Gesetz, wie wenige beachten es! Öffnen Sie ein Buch namhafter Schriftsteller unserer Zeit: es fehlt nicht an Geist, sie wissen auch die Sprache mit Behendigkeit zu gebrauchen, aber welch einem Wust von fremden, meist aus dem Lateinischen verkrüppelten oder aus dem Französischen herbeigerafften Wörtern begegnen wir! Da ist von Amplification, Consideration, Bètise, Concentrierung, Collection, Communication, Reticenz, Fiction, Omnipotenz, Indifferenz, Localisierung, Allegorisierung, von Effervescenz, von nobler Natur, von prolifiquer Behandlung die Rede: lauter missgeschaffene, cretinen-

artige Wesen; mich widert es an, mehr Beispiele zu geben. Dazu kommen noch die den philosophischen Schulen abgeborgten Ausdrücke, die man in die allgemeine Sprache an den Haaren herbeizieht. Dort sind sie nicht zu entbehren; hier vernichten sie die frische Sinnlichkeit der Sprache. Da ist von dem Objektiven und Subjektiven die Rede, ein Gegensatz, der wie ein Haifischrachen alles ohne Unterschied hinabschlingt, was ihm vorkommt, oder von dem Absoluten, das an allem, was vorhanden ist, noch nicht genug hat. Wenn Geistesarme mit solchen erborgten Lappen ihre Blösse bedecken wollen, so empfindet man nur Mitleiden; sie schaden nicht: aber wenn die, welche fähig sind, die Sprache, eins der edelsten Güter eines Volkes, auf eine würdigere Weise zu gebrauchen, [so verfahren,] so wird man zornig. Und was ist es für ein Grund, der sie bestimmt, mit diesem Mischmasch die Sprache zu verunreinigen? Mangel an Gefühl von dem Werth und der Würde der Sprache, Gleichgültigkeit gegen das Vaterländische, Schluderhaftigkeit, mitunter auch Hoffart und albernes Vornehmthun. Sie nagen, wie Gewürm, in dem lebendigen Baum und bringen seine Säfte in Stockung. Sie, m. H., sind noch nicht von der Gewohnheit befangen. Sie werden das Verderbnis noch von sich halten.

Wie ist dem Widerstand zu leisten? Gebrauchen Sie das gesunde sinnliche Wort, das den Begriff noch stark und frisch umschliesst. Geniessen Sie lieber die saftige Frucht als den abgezogenen Spiritus. Halten Sie sich die allgemeinen, unbestimmten, um den Gedanken schlotternden Redensarten vom Leib. Jede aus der Seele strömende Rede ist bilderreich; das Bild, das ungesucht sich darbietet, dringt geradezu auf den Zuhörer ein, aber meiden Sie die abgenutzten, zumal süsslichen Gleichnisse, die wie abgegriffene Münzen durch alle Hände gehen. Das Wort muss den Gedanken scharf und rein ausprägen, lieber etwas zu eckig als zu glatt und unbestimmt; das rechte Mass der Schönheit wird sich bei dem Fortschritt der Bildung von selbst einfinden. Legen Sie nicht Hand an die überlieferte Sprache, denken Sie nicht daran, ihr Gesetze geben zu wollen: der gemeinsame Geist des ganzen Volkes, der sich in einem wahren Dichter am deutlichsten offenbart, bildet sie

weiter. Die Grammatik ist nichts Anderes als die Entdeckung der in dem Lauf der Zeiten zu Tag gekommenen Entwickelung; sie ist eine Naturgeschichte der Sprache. Gebrauchen Sie ein fremdes Wort nur aus Nothwendigkeit, aus innerem Bedürfnis: finden Sie nicht gleich das einheimische, so suchen Sie erst den Gedanken auf eine andere, schlichtere Weise zu erfassen. Blicken Sie die sinnliche Welt mit scharfen Augen an, damit Sie feste Umrisse gewinnen, bevor Sie etwas beschreiben. Lassen Sie Klarheit der Gedanken vorausgehen, ehe Sie sie aussprechen. Versteigen Sie sich nicht mit Worten; auch auf den Anhöhen des Geistes ist die einfache und reine Rede die beste, ohne den gleissenden Firnis sogenannter schöner Redensarten. Dann wird die Sprache immer Wahrheit und Kraft, im Einzelnen aber die Verschiedenheit der Geister und die Eigenthümlichkeit eines jeden zeigen. Bedenken Sie, dass die Sprache das schönste Zeugnis von der Tüchtigkeit und Würde des deutschen Volkes in sich schliesst.

Dies sind die Wünsche, die ich glaubte an Sie richten zu dürfen, bevor ich die Erläuterung eines Denkmals des dreizehnten Jahrhunderts begönne, welches Ihnen unsere Sprache in einem reineren und besseren Zustand zeigen wird.

BERICHT ÜBER EINE KIRCHLICHE COMMISSION UND DIE LANDSTÄNDE IN HESSEN.

Hannoversche Zeitung. 1832. Fol. No. 29 (den 3. Februar) S. 132—134. No. 30 (den 4. Februar) S. 138—139.

Kurhessen. — Cassel, den 25. Januar.

132 B Seit einigen Tagen befinden sich die beiden Professoren Bickell und Hupfeld von der Universität Marburg unter uns. Sie sind von der Regierung hierher berufen, um Antheil an der Commission zu nehmen, welche den Zweck hat, die kirchlichen Angelegenheiten von Hessen zu ordnen oder neu zu beleben. Es macht der Regierung Ehre, erkannt zu haben, dass die Freiheit des Landes ihre beste Grundlage in der Freiheit der Kirche finde, und dass eine kräftige, religiöse Gesinnung das dauerndste Mittel sei, die Aufregung der Gemüther zu beschwichtigen, Gesetzlichkeit, Ordnung und Friede einzuführen. Die beiden genannten Männer haben durch die gemeinschaftlich abgefasste Schrift, welche diesem Gegenstande ausschliesslich bestimmt ist und, soviel wir wissen, hier wie auswärts die verdiente Anerkennung gefunden hat, einen vollen Anspruch auf diese Auszeichnung erworben. Geist, genaue Kenntnis der Sache, wie der redlichste Wille leuchtet aus allem, was sie sagen, und sie zeigen die eben nicht häufige Mischung einer das Ziel unverrückt im Auge haltenden Festigkeit und einer gerechten Nachsicht, welche die Umstände erwägt, in die Irrthümer der Zeit auch die Besseren verflochten glaubt und keine zu grossen For-133 A derungen an die Gegenwart macht. Die übrigen Mitglieder der Commission sind in unserer Zeitung genannt; billiger Weise sieht man auch ein Mitglied des Regierungs-Collegiums darunter; ebenso sind die Punkte im Allgemeinen angegeben, welche den Gegenstand der Deliberation ausmachen werden. Alles gut und lobenswerth. Wir sind nicht ohne Hoffnung, dass der

Erfolg unseren Wünschen entsprechen werde; unsere Wünsche aber gehen dahin, dass im Anfang nicht zu viel geschehe und vorerst nur der Weg geöffnet werde, auf welchem die Kirche zu der Freiheit, deren sie bedürftig ist, gelangen und zwar durch eigene Erhebung gelangen könne. Etwa wie ein Gärtner sorgt einer edlen Pflanze Luft und Sonne zuzuwenden, damit sie von dem wuchernden Unkraut nicht unterdrückt werde; ihn befriedigt die Aussicht, dass sie aus eigenem Trieb erstarke und zu rechter Zeit Blüthe und Frucht bringe. Wir wollen das Vertrauen hegen, dass in Grund und Boden noch Kraft genug ruhe. Auf der einen Seite hat der krankhafte Pietismus, wie er schwer aufliegend und den Geist der evangelischen Kirche fesselnd in einigen Gegenden Deutschlands zum Vorschein gekommen ist, hier nicht [Fuss] gefasst, wenn auch Versuche dazu gemacht, dessen dürfen wir uns rühmen; auf der anderen Seite aber, und das wiegt schwerer als jener Vorzug, hat die entgegengesetzte seelenlose Richtung, welche die Religion zu einer Verstandessache macht, auch unter uns in die Breite sich ausgedehnt und neben anderem Bösen, das sie gestiftet, auch die Gleichgültigkeit gegen die Religion befördert. Ist also gegenwärtig unter der Geistlichkeit so wenig als unter den Laien ein Zustand, der fähig wäre, die Freiheit der Kirche würdig zu tragen und den Nachkommen zu überliefern, so ist der vorhin geäusserte Wunsch gerechtfertigt. Was wir nicht wünschen, wollen wir noch ausdrücklich sagen: keine vorausgehende, im Detail ausgearbeitete, jedes mögliche Verhältnis scharf bestimmende kirchliche Constitution. Sie würde ein Haus errichten für ein Geschlecht, das noch nicht vorhanden ist und dessen wahrhafte Individualität im voraus zu bezeichnen auch einem wohl abgerichteten Verstande eine zu schwere Aufgabe sein würde. Schenkt der Kirche Freiheit, sich selbst, wie es das hervordringende Bedürfnis fordern wird, ein Haus zu bauen, und wehrt denen, welche sie darin stören möchten; dazu gehört freilich auch eine angemessene, äussere Stellung der Geistlichkeit. Hätte Philipp der Grossmüthige, die Säule der Reformation und evangelischen Freiheit, ahnen können, dass einer seiner Enkel den katholischen Bischof weit über die Vorsteher

der evangelischen Kirche, den Seelsorger einer Gemeinde unter den Gehülfen eines fürstlichen Kochs setzen würde?

Ich betrachte die kirchliche Commission als einen integrirenden Theil unserer Landstände und habe meine Meinung über diese Angelegenheit vorangestellt, um damit ein Urtheil über diese zu begründen. Unsere Landstände haben einen entschiedenen Erfolg für das Wohl des Landes gehabt. Wer ihren Versammlungen beigewohnt, hat sich überzeugen können, dass sie mit Haltung, Anstand und einer nur selten gestörten Ruhe die Angelegenheiten verhandelt haben, die in ihre Hände gelegt waren. Ja, es scheint mir, als hätten sie sich darin vor allen anderen Landständen Deutschlands rühmlich ausgezeichnet. Die Redlichkeit und Wahrheitsliebe des Präsidenten hat niemand, von welcher Ansicht er auch war, in Zweifel gezogen. Auf glänzende Reden, wie die französische Kammer sie liefert, auf Witz und geistreiche Schärfe war es nicht abgesehen, aber sichtbar war das Bestreben, nach besten Einsichten für das Wohl des Landes zu wirken, und in diesem Ernste sind Empfindlichkeit, verletzte Eigenliebe und andere unabwendbare Schwächen der menschlichen Natur schnell aufgegangen. Eigentliche Parteien, eine den Kampf suchende Opposition, deren Zweck ist den Gegner zu unterdrücken und ganz aus dem Felde zu schlagen, war nicht vorhanden, aber freilich auch in der Auswahl, die das Land als Deputirte sendete, stellte sich die Bildung der Zeit mit ihrer Eigenthümlichkeit, und die befasst Vorzüge wie Gebrechen, deutlich dar. Eine Anzahl Deputirter war durchgreifenden Massregeln zugethan; sie glaubte, man dürfe die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne vollständig für die Zukunft zu sorgen, jeder möglichen Willkür den Weg zu versperren und in dem Haushalte des Staates alles bis ins Einzelne fest zu bestimmen. Die Nachkommenschaft hätte dann die geringere Mühe gehabt, hie und da eine bequemere Anordnung zu treffen und das System auf das Feinste auszuarbeiten. Diese Gesinnung war gerade nicht sehr zahlreich repräsentirt, aber sie führte am häufigsten das Wort und wusste sich geltend zu machen, indem ihrer systematischen Consequenz Vorschläge, Erwiderung und Vertheidigung schneller zur Hand

waren, als denen, welche sich begnügten, praktisch, wie sie gerade vorliegen, zu betrachten. Dazu kam, dass ein Deputirter dieser Abtheilung, kein Hesse durch Abstammung, die angeborene, bei südlichen Völkern häufigere Geläufigkeit der Rede zu seinem Vortheil zu verwenden verstand. Dieser Partei gegenüber hielt sich eine andere, noch minder zahlreichere, die sich nur leise äusserte; ihr lag die historische Ansicht der Dinge am Herzen, 133 B und sie hätte manches Gute wirken können, wenn es möglich gewesen wäre, entschiedener vorzutreten; aber sie war gehindert theils durch die meist obwaltende Dringlichkeit der Umstände, welche die bedachtsamere, zweifelhaftere Weise, in der sie zu verfahren hatte, nicht zuliess, theils, und das war die Hauptsache ihrer Zurückhaltung, durch den traurigen Zustand, in dem sich die nächstliegende Vergangenheit darstellte; viel Schlamm, wenig trockene Stellen, auf die man fussen konnte. Hätte sie die Erfahrung redlicher Beamten, deren es in Hessen viele gibt, benutzen, die im Einzelnen befragen können über das, was aus älterer, besserer Zeit noch fortdauere und was sie unter mannigfaltigem Drucke zu erhalten gesucht hatten, so würde ein sehr wohlthätiges Element in die Verhandlungen der Landstände gekommen sein. Die grösste Anzahl der Deputirten gehörte zu keiner von beiden Richtungen; die vertheidigten das, was ihnen praktisch schien, so wie sie nach ihrer Lage und Einsicht es glaubten vertheidigen zu müssen, ohne Zweifel ein nützlicher und achtungswerther Theil, der das Vordringen der einen Seite milderte, aber freilich die andere nicht hinlänglich unterstützen konnte. Bei allem aber, was geleistet worden, muss man erwägen, dass die meisten Landstände zum ersten Male in eine Thätigkeit dieser Art eintraten und bei mehr Erfahrung auch die Leichtigkeit der Behandlung zunehmen wird. Bei den Abgeordneten des Bauernstandes, die aus seiner Mitte selbst genommen waren, habe ich in den Sitzungen, denen ich beigewohnt, niemals einige Thätigkeit oder auch nur Theilnahme bemerkt und weiss nicht, ob Beispiele davon vorgekommen sind. Selbst bei der Abstimmung durch Aufstehen bewegte sich einer nur soviel als nöthig war, um zu zeigen, dass er nicht ganz sitzen geblieben war. Ich bin nicht gegen die Repräsentation

dieses Standes, der gewiss über seine Bedürfnisse ein einfaches, aber sicheres Urtheil hat, allein sie war auf theoretischem Wege eingeführt und muss erst durch irgend eine praktische Einrichtung Leben gewinnen.

Soll auf eine gerechte Weise von der Wirksamkeit der Landstände die Rede sein, so muss zuvörderst die Wohlthat in vollem Gewicht erkannt werden, dass sie es waren, die auf gesetzlichem Wege uns von dem Zustande befreiten, der alpartig auf Hessen lastete. Die Freiheit war allmählich bis zu einem Grade untergegangen, von der niemand, der es nicht selbst mit erlebt, einen Begriff hat. Jede Unbefangenheit, ich sage nicht einmal Freiheit der Rede war unterdrückt. Die Polizei, öffentliche und heimliche, angeordnete und freiwillige, durchdrang alle Verhältnisse und vergiftete das Vertrauen des geselligen Lebens. Alle Stützen, auf welchen das Dasein eines Volkes beruht, Religiösität, Gerechtigkeit, Achtung vor der Sitte und dem Gesetz, waren umgestossen oder gewaltsam erschüttert. Nur eins wurde festgehalten: jeder Widerspruch gegen den geäusserten Willen, direkt oder indirekt ausgesprochen, sei ein Verbrechen. Ich enthalte mich der Anführung von Beispielen; es ist besser, sie werden vergessen. Allerdings, es war nicht schwer, hier Hilfe zu gewähren. Der blosse Zutritt frischer Lebensluft weckte aus dieser Erstarrung; allein die Landstände, indem sie ebensowohl mit Kraft als Mässigung ihre alte, geschichtliche Stellung einnahmen, haben noch andere verlorene Güter dem Lande wieder erworben, ohne welche, wie wir glauben, in unserer Zeit kein Volk zu einem ruhigen und glücklichen Dasein gelangt: Freiheiten und Gerechtsame, die in früherer Zeit vorhanden, nach und nach schläfrig ausgeübt, endlich entzogen waren. Dahin gehört die ständische Anordnung und Verwaltung der Steuern, das Mitwirken bei allen das Wohl des ganzen Landes betreffenden Gesetzen, endlich Pressfreiheit.

Auch in der Ausübung dieser Gerechtsame durch die gemeinschaftlich mit der Regierung getroffenen Anordnungen haben sie schon viel unleugbar Gutes gestiftet. Der für das kleine Land unglaubliche Schatz ist zum Theil wieder zu der Quelle

zurückgeführt, aus der er geschöpft war, und der Landmann durch die Aufhebung der drückendsten Steuer wesentlich erleichtert, die Gehalte der Staatsdiener, die grossentheils von Nahrungssorgen gequält waren, sind erhöht; noch andere Dinge dieser Art, worunter ich auch die Anschliessung an das preussische Zollsystem (die nur ohne den Bruch eines früheren Traktats hätte bewirkt werden müssen) rechne, deren Wohlthat unbezweifelt ist und die ich übergehe, weil ich nur Beispiele anführen wollte. Allein hervorheben muss ich noch, was für den öffentlichen Unterricht gethan ist, weil sich auch darin die Hessischen von den Landständen anderer deutscher Staaten unterscheiden, welche, zum modernen Liberalismus hinneigend, der Künste und Wissenschaften für einen, wenn nicht ganz überflüssigen, doch nicht zeitgemässen Luxus betrachtet, auf Bedürfnisse dieser Art nicht Rücksicht nehmen, wie z. B. der badische Landtag nicht die billigsten Wünsche der Universität 134 A Heidelberg erfüllt hat. Eine polytechnische Schule wurde hier auf Antrag des Bürgermeisters gestiftet, und die Universität Marburg erhielt eine jährliche Zulage von 15,000 Thalern; durch diese Summe kann aber bei richtiger Anwendung allen Hauptmängeln abgeholfen werden. Man muss, um den Werth dieser Wohlthat zu schätzen, die Lage dieser Universität unter der vorigen Regierung kennen. Keine Spur von Pietät regte sich mehr gegen die Stiftung des Ahnherrn von Hessen. Nicht nur ward keine der dringendsten Bitten berücksichtigt; es war im Gegentheil schon ein höchster Befehl erlassen, wonach der bisherige Beitrag der Staatskasse noch vermindert werden sollte. Die Universität hatte bereits zu den unabwendbarsten Bedürfnissen ihren Fonds angreifen müssen, und würde, wenn dieser Zustand noch ein Menschenleben fortgedauert hätte, ihn völlig aufgezehrt und sich selbst aufgelöst haben. Für Deutschland ist es wünschenswerth, dass kleinere Universitäten, die nicht glänzende Anstalten, wie Berlin, Göttingen etc., besitzen, aber auch nur den Begüterten eine gründliche Ausbildung möglich machen, fortbestehen.

Wir haben der lobenswerthen Einwirkungen der Land- 138 B stände gedacht; wir wollen jetzt die Kehrseite betrachten. Sie

haben sich nicht begnügt die Freiheiten und Rechte, aus welchen die eben aufgezählten wohlthätigen Einrichtungen geflossen sind, zu sichern, sie haben fast alle inneren und äusseren Verhältnisse des Landes in Berathung genommen und, wie es heisst, zu organisiren angefangen; die verheissenen, noch auszuarbeitenden Gesetzbücher sollen schliesslich alles ins Reine bringen. Einem Staatsbürger wird fortan nichts mehr übrig bleiben, als von exemplarischer Natur zu sein; regulirt er dann sein Betragen den gegebenen Vorschriften gemäss, so kann ihm an einem completen Glücke nichts fehlen. Die zuerst genannte Partei, die diesen Ansichten der Zeit, wonach kaum etwas weniger als alles nur aufzutreibende Vortreffliche gefordert wird, huldigt, hat sich hierbei vorzüglich thätig gezeigt; doch sie nicht allein, auch die Regierung hat diesen Weg bereitwillig vorgeschlagen. Dass solche Experimente anderwärts häufig einen mittelmässigen, oft einen schlechten, niemals einen ungetrübten Erfolg gehabt, ist eine Erfahrung, die man vergeblich vorhält, weil jeder überzeugt ist es besser zu machen und den anderwärts begangenen Fehler zu vermeiden. Die entgegengesetzte Ansicht ist auch darin im Nachtheil, dass sie keine so glänzende Resultate versprechen kann. Da sie dem wahrhaft bestehenden, in der Eigenthümlichkeit eines Staats begründeten [Zustande] nur jene Freiheiten offen und ohne Rückhalt zugetheilt wünscht und auf dieser Grundlage eine stufenweise, glückliche Entwickelung erwartet, so kann sie nicht im voraus bestimmen, bis zu welchem Grade und wie schnell ihre Wünsche in Erfüllung gehen werden. Denn ihr hängt alles von der innewohnenden Kraft ab, die niemand ausmessen kann, und sie lässt das Unergründliche und Geheimnisreiche des menschlichen Lebens, das sich in den mannigfaltigsten Formen ausprägt, gelten. Wer das Metall nicht kennt, kann erleben, dass bei dem Guss die wesentlichen Bestandtheile nicht ausgefüllt werden, etwa Hände und Füsse ausbleiben, wenn nicht gar der Kopf. Haben die neuen Einrichtungen schon mehrmals die Linie des Zuträglichen und Angemessenen überschritten, sich in Kleinigkeiten, überhaupt in zu viel Dinge gemischt und der freien Bewegung der Regierung allzu enge Grenzen gesteckt, so ist doch noch immer Zeit, in dieser

Richtung einzuhalten und einer natürlichen, weniger forttreibenden Entwickelung Platz zu lassen. Selbst bei wohlmeinenden, in der Verwaltung thätigen Männern bildet sich eine Opposition gegen die Verfassung. Die absolute Gewalt wirkt ohne Zweifel schneller, und redliche, den Missbrauch der Gewalt hassende Beamten fühlen sich gehemmt, wenigstens genirt durch die Verfassung, die ihnen nur eine unnöthige Fessel erscheint. In dieser unbehaglichen und ärgerlichen Stimmung werden sie unfähig, den gegenwärtigen Zustand zu beurtheilen und streben selbst unwillkürlich dagegen. Gelangt gar die Gewalt einmal in die Hände heftiger Parteimenschen, und wer mag behaupten, dass nicht grössere Ereignisse so etwas schnell herbeiführen können? so ist an eine Mässigung nicht zu denken; sie werden alles ohne Gnade niederreissen und sich dessen rühmen.

Es kann nicht meine Absicht sein, eine Geschichte der landständischen Verhandlungen zu liefern, aber ein Paar Beispiele müssen doch zeigen, wie das Gesagte gemeint sei. In der Ernennuug der Offiziere ohne Zuthun des Kriegsministers lag freilich eine Verletzung der Verfassung; das liess sich leicht darthun. Auch mögen noch unerfreuliche Umstände damit verbunden gewesen sein, aber an sich war man zu weit gegangen, und dazu hatte der aus einer modernen Theorie entsprungene Begriff von Staatsdiener verleitet. Ueber das stehende Militär muss dem Fürsten völlig freie Gewalt bleiben, wenn es in jedem Augenblick die volle Kraft äussern soll, die sein besonderer Beruf fordert. Sollten, wie versichert wird, die Landstände die Absicht haben, auf eine Verminderung unseres Militärs zu dringen, so wäre dies abermals ein Beweis von der Verdunklung des praktischen Blickes durch ein System. Niemand wird in Abrede stellen, dass aus einer verhältnismässigen Reduktion des Heeres in allen Staaten eine wesentliche, wohl die grösste Erleichterung, die unserer gedrückten Zeit überhaupt möglich ist, hervorgehen könne, aber wer die gegenwärtige Weltlage bedenkt und weiss, wie leicht der durch politische Künste eingefangene Krieg die dünnen Stangen durchbrechen und nach aller Lust wüthen kann, der wird nicht glauben, ein so tüchtiges Militär, wie das hessische ist, irgend zu verringern sei eine zeitgemässe,

kluge Massregel. Die Deutschen müssen ihre besten Kräfte in Bereitschaft halten; denn gerade die süssredende grosse Nation wird am schonungslosesten verfahren, wenn ihr Vortheil ins Spiel kommt. Auch das Ereignis vom 7. December zeigt die unrichtige Stellung der Landstände. Was sie mit glücklichem Erfolg für die Beruhigung der Gemüther gethan haben, kann nicht genug gelobt werden; auch dass sie ihre Missbilligung 139 A äusserten, war ihrer Haltung angemessen. Ueber das traurige Ereignis selbst scheint, obgleich noch nichts von der Untersuchung bekannt geworden, ein Privaturtheil nicht schwer. Jeder Wahrheitsliebende, von welcher Ansicht er ist, gesteht, dass keine Veranlassung da war, die Aufruhrakte zu lesen, mithin auch kein Grund zur Anwendung blutiger Schärfe; wer aber eine Versammlung von Bürgern, in denen kein Gedanke an einen Aufruhr war und welche ein an sich achtungswürdiges sittliches Gefühl, mehr oder minder unvermischt, bewegte, mit dem Gesindel in eine Klasse wirft, das jede grössere Stadt erzeugt und das, im Sumpfe moralischer Versunkenheit aufgewachsen, in jeder Bewegung seine Gier und Roheit zu sättigen hofft, der hat ebenso oder hat noch mehr Unrecht, als der, welcher behauptet, es sei jedermann dabei ganz rein gewesen und keinerlei Entschuldigung für die Handlungsweise der Regierung vorhanden. Hätten die Landstände ohne einen besonderen Antrag oder, war dieser zur Beruhigung und als Zeichen der Theilnahme nützlich, ohne ein solches Register von klemmenden Fragen der Regierung die Behandlung der Sache überlassen, es wäre besser gewesen. Die Regierung konnte unmöglich, wollte sie nicht alles aufs Spiel setzen, mit Stillschweigen oder einer leeren Vorspiegelung über die schreienden Thatsachen hinausgehen, sie musste den Gerichten die Untersuchung zuweisen, und wir vertrauen auf die Gerechtigkeit der Richter, die wohl würde unterschieden haben, wer in der Überzeugung der Pflicht gehandelt und wer, den Gelüsten gemeiner Leidenschaftlichkeit hingegeben, der Strafe verfallen sei. Schon die Privatklage der Unschuldig-Verwundeten oder Misshandelten machte eine Unterdrückung, selbst wenn man sie gewünscht hätte, unmöglich. Bei den neuesten Verhandlungen haben die

Stände die Nothwendigkeit, sich in manchem Betrachte der Ansicht der Regierung fügen zu müssen, eingesehen, was ihnen ebenso viel Ehre macht, als die deutlich ausgesprochene Überzeugung, dass die Autorität der Regierung unbedingt zu erhalten sei.

In dem Entwurfe eines Pressgesetzes ist die Freiheit mit einer unnatürlichen Vorsicht verklausulirt, und so, wie es vorliegt, ist freilich eine gnädige Censur ungleich angemessener; es erinnert an Humboldts Warnung, in Amerika bei einbrechender Nacht nicht unter Cactuspflanzen zu gerathen, weil man keinen Schritt thun könne, ohne sich blutig zu stechen. Vielleicht wäre der Entwurf besser ausgefallen, wenn keine Sorge gewaltet hätte, den Landständen jede Gelegenheit zur Vergrösserung ihres Einflusses abzuschneiden.

Es ist nöthig, dass die Regierung in dem Versuche, das Land der neuen Verfassung gemäss zu verwalten, einmal ungeniert sich bewege, ohne Zeit und Kräfte in beständigen Rechtfertigungen zu versplittern. Es wird sich dann erproben, was wahrhaft und echt, was blosses, wohlgemeintes Fachwerk ist, das sich lebendig nicht erfüllt; denn manche Anordnung gleicht einem wurzellosen Steckling, von dem man nicht weiss, ob er grün ausschlagen werde. Jedermann versichert, dass ohne Vertrauen nichts gedeihe; der, welcher den Anfang macht, Vertrauen zu zeigen, nimmt die edelste Stelle ein. Ohne Irrthum und Missgriffe wird es niemals in menschlichen Angelegenheiten abgehen, aber es ist kein Grund vorhanden zu glauben, dass die Regierung dem beschworenen Gesetz entgegen zu handeln beabsichtige; ein einflussreiches Mitglied des Ministeriums ist aus der Mitte der Landstände hervorgegangen, und ihnen verbleibt das Recht, Rechenschaft zu fordern und die Übertretung der Verfassung zu ahnden.

Müssen sich doch die Landstände eingestehen, dass unsere vorsichtige Verfassung gegen ein grosses Übel nichts vermag, ja, sie durfte ihnen nicht das Recht geben, die wunde Stelle nur zu berühren. Und doch ist es eine der unseligsten Störungen der Wohlfahrt, die in die Tiefe des sittlichen Lebens hinabwirkt: ich meine die Spannung, die zwischen den Gliedern der fürstlichen Familie herrscht. Wer die natürliche, nach allen

Hindernissen aufs Neue aufgetauchte Anhänglichkeit der Hessen an ihr Fürstenhaus kennt und die rührenden Äusserungen davon in einer Reihe von Jahren mit angesehen hat, der fühlt mit Schmerz, dass hier eine der herrlichsten Eigenschaften des Volkes gefährdet ist.

Unter diesen Umständen kann freilich die Stimmung in Cassel nicht erquicklich, nicht erheiternd sein. Wer wird aufrichtige Theilnahme an den grossen Interessen der Gegenwart tadeln? im Gegentheil, sie ist lobenswürdig, aber der Parteigeist ist ein Übel, das in die geselligen, selbst in die Familien-Verhältnisse eindringt. Da gehen die schönsten Eigenschaften unter. Wer die höchste Gewalt in Händen hat, übt immer einen starken Zauber aus; die, welche darin befangen sind, fügen sich nach und nach in die Umstände, wissen sie zu verschönern und endlich sich völlig damit auszusöhnen. Wir haben das bei der vorigen Regierung schon in allen Abstufungen sehen können. Auf der anderen Seite, wer ein Paar Mal den anatomischen Vorlesungen eines gewandten Theoretikers über den 139 B Staatskörper beigewohnt hat, glaubt sich zum Urtheil hinlänglich befähigt. Jede Kleinigkeit ist dann von unabsehbaren Folgen; verborgene Pläne, geheime Absichten stecken in jedem hingefallenen Worte. Der Eifer, der sonst über die Vorzüge dieses oder jenes Sängers der deutschen oder italienischen Musik stritt, entzündet sich jetzt an anderen Dingen von gleicher Wichtigkeit. Lässt ein lebhaftes Mitglied der Stände das Geschick der Freiheit von dem Verbot abhängen, einen kriegerisch gezogenen Schnurrbart bei einer goldgestickten Uniform zu tragen (auf den Südseeinseln zieht man noch unbefangener Weise einen englischen Frack auf den blossen Leib), so ermuthigt sich die schwächste Seele, ergreift Partei in der ernsten Lebensfrage, und der anmuthige Gedanke, der in der Ständeversammlung nur ein Lächeln erregte, entzweit die verschieden Denkenden im bitteren Ernste.

Seit dem 7. December v. J. herrscht eine Spannung zwischen dem Militär und den Bürgern, die nicht leicht ausbleiben konnte. Wer sie absichtlich nährt, ladet eine grosse Verantwortlickkeit auf sich. Es steht zu hoffen, dass diese Spannung

nach und nach erlischt; es giebt zu viel wohldenkende, dem Vaterlande aufrichtig ergebene Officiere, als dass sie nicht zur Milderung derselben beitragen sollten. Auf der anderen Seite werden die Bürger, zumal wenn der Gerechtigkeit in dieser Sache Genüge gethan ist, den Verstand über ihr Gefühl herrschen lassen und einsehen, dass dem Militär nur Gehorsam, nicht eine Beurtheilung des empfangenen Befehls zustand. Das Verdienst der Bürgergarde, welche in richtiger Anwendung dem Lande von entschiedenem Nutzen sein kann und in der That schon gewesen ist, wird man nicht nach der Fähigkeit, ins Feld zu rücken und das stehende Heer zu vertreten, beurtheilen. Sie hat einen anderen, ebenfalls ehrenvollen Beruf.

Dies ist, oder wenn es bescheidener klingt, dies scheint mir die gegenwärtige Lage der Dinge zu sein. Die Widerwärtigkeiten, mit welchen wir kämpfen, sind nicht der Art, dass die Hoffnung, sie beseitigt zu sehen, aufgegeben werden müsste. Hessen hat äussere und innere Bedingungen der Wohlfahrt, die anderen Ländern fehlen; wir zählen bei dieser Hoffnung nicht wenig auf den gesunden, praktischen Sinn, Redlichkeit und Vaterlandsliebe. Die Bürger von Cassel und ihr ehrenwerther Magistrat haben die heftigsten Bewegungen in die schützenden Schranken zurückzuführen gewusst und sind frei von den Gräueln geblieben, deren verruchte Erfindung von den Belgiern ausgegangen ist. Möge dieser rühmliche Charakter auch in der Folge sich bewähren.

BERICHT ÜBER GESETZENTWÜRFE IN HESSEN.

Hannoversche Zeitung. 1832. Fol. No. 39 (15. Februar) S. 190.

Cassel, den 10. Februar.

190 A Die erwartete landesherrliche Verordnung, wonach die Landstände am 10. April auseinandergehen sollen, ist in der gestrigen Sitzung vorgelesen worden. Gegen diese Massregel ist nichts einzuwenden, falls nur noch die Gesetze über die Pressfreiheit und die Nationalgarde auf natürlichen und einfachen Grundlagen zu Stande kommen. Diese freilich mangeln den beiden von der Regierung vorgelegten Entwürfen; sie leiden einmal an einem zu grossen Detail, wie es unsere von gesetzgeberischer Luft allzu erfüllte Zeit liebt, dann aber sind die darin zu Tage geförderten Bestimmungen der Art, dass die Linke immer wieder wegnimmt, was die Rechte gegeben hat. Pilger haben wohl das Gelübde gethan, nach zwei Schritten vorwärts wieder einen rückwärts zu machen, doch blieb immer der Trost, einen wenigstens auf diesem Wege gewonnen zu haben. Wir wissen aber nicht zu sagen, ob man hier in der That nur um einen Zoll würde weiter gekommen sein. Wer einigermassen Erfahrung hat und weiss, wie wenig von dem, was die Gesetzsammlungen unserer europäischen Staaten jährlich in dicken Bänden liefern, wirklich ins Leben tritt, auch da, wo kein Widerstreben herrscht, der kann im voraus, wenn er einen neuen Beitrag erblickt, schon einen Überschlag machen, wie viel davon wird zur Ausführung kommen. Dieser Schade wäre noch zu tragen; grösser ist der, dass immer ein Theil den anderen durch feinere Klugheit zu überbieten denkt und am Ende die einfachste Sache in eine Maschine mit vielen Gewichten und Gegengewichten verwandelt wird, die einer beständigen Reparatur bedarf, wenn sie nicht jeden Augenblick stocken soll.

BERICHT ÜBER DIE STELLUNG DER REGIERUNG ZU DEN LANDSTÄNDEN UND DEM ADEL IN HESSEN.

Hannoversche Zeitung. 1832. Fol. No. 60 (den 10. März). S. 308—309.

Cassel, den 4. März.

Die Ernennung des Präsidenten der Ständeversammlung, 308B Herrn von Trott, zum Vorstande des Justizministeriums muss einen wohlthätigen Eindruck machen. Er hat sich als einen durch Charakter, Einsicht und praktischen Blick tüchtigen Mann bewährt und es ist kein Zweifel, er wird in sein neues Verhältnis nur unter der Bedingung eingetreten sein, seine Grundsätze auch hier aufrecht erhalten zu können. Es wäre von unberechenbarem Nachtheile gewesen, wenn ein ständischer Verfassung und den davon abhängenden Einrichtungen nicht aufrichtig ergebenes Mitglied in das Ministerium gekommen wäre, das sich höchstens dazu verstanden hätte, den äusseren Schein zu wahren. Allein noch von einer anderen Seite scheint mir das Ereignis erfreulich; es bethätigt den ernstlichen Wunsch der Regierung, mit den Ständen ein vollkommenes Einverständnis (wie es denn überhaupt nie ernstlich ist getrübt worden), herzustellen. Diese gute Absicht verdient in ihrem ganzen Werthe anerkannt zu werden. Gleichfalls ist es mit Dank anzunehmen, dass, wie es scheint, durch beiderseitiges Nachgeben und eine verständige Haltung in der Mitte, welche die wahre Lage der Dinge im Auge behält, man zu einer Einigung über die Pressfreiheit und die Einrichtung der Nationalgarde gelangt. Gehen die Landstände demnächst aus einander, so bleibt ihnen der Ruhm, ihre Aufgabe mit Ehre gelöst zu haben; das Gute, was sie gestiftet, wird sich bewähren; Irrthümer, und wo wäre ein menschliches Beginnen ohne Irrthum? wird gleicher Weise die Erfahrung ans Licht bringen und sie bei der nächsten Ver-

sammlung zur Abhülfe bereit finden. Nur diejenigen, welche, landständischer Verfassung abgeneigt, Milde und Nachsicht nur für die absolute Regierungsform in Anspruch nehmen, glauben sich berechtigt, hier eine beispiellose Trefflichkeit zu verlangen, versichern, alles Gute wäre ohnehin geschehen und beklagen laut den Kostenaufwand, der sich etwa auf das beläuft, was ein Cavallerieregiment jährlich braucht, welches doch, wo keine Landstände die Steuern verwalten, ein einziger Federzug creiren kann. Wir insgesammt leiden an den Gebrechen unserer Zeit; Bescheidenheit thut mehr als je nöthig, aber das leere Polemisiren, das an sich überaus leicht ist und dem nicht selten die Eitelkeit zum Grunde liegt, man sei im Stande, das Alles besser zu machen, ist das Allerverderblichste; denn es tritt auf die Keime, die redlicher und ehrlicher Wille legt.

Je unbefangener und freier die Gerechtigkeit ist, mit welcher die Regierung verfahren wird, desto stärker und kräftiger kann sie auftreten. Stark und kräftig aber soll die Regierung sein. Es ist gewiss, in jeder Umwälzung liegt ein Unglück; und die naturgemässen Folgen konnten auch in Hessen nicht ausbleiben. Aber die Wahrheit verlangt die Anerkenntnis, dass die Revolution nicht in dem Augenblicke begann, wo der hart gespannte Bogen endlich sprang, ein Augenblick, vor dem jeden, der die Geschichte kennt, schaudert; sie begann, als eine wohlgefällige und übermüthige Schlechtigkeit sich erhob. Sie dauerte eine Reihe von Jahren, in welchen sich diese Schlechtigkeit immer breiter machte, mit Consequenz das sittliche und religiöse Leben anfeindete und die Freiheit immer enger zusammenschnürte. Als jener Augenblick kam, wollte kein Pfeiler mehr halten, aber niemand glaube, sie wären umgestürzt, wenn sie vorher nicht wären untergraben worden. Nachdem es zum Bruche gekommen war, zeigten sich die Spuren der sittlichen Erschlaffung; der Pöbel versuchte an einigen Orten, ob er nach der Gewalt greifen könne; die Macht der Autorität war gelähmt, aber der rechtliche Sinn des Volkes behielt noch die Oberhand. Jetzt ist es doppelte Pflicht der Regierung, von ihrem Rechte keine Linie zurückzuweichen, jeder Anmassung mit Kraft und ohne Zaudern entgegenzutreten, jede Unordnung, von welcher Seite

sie komme, ohne weichliche Nachsicht zu strafen; hört und bewilligt sie ebenso rasch jede gerechte und billige Forderung, so wird der Kraft auch schnell das Vertrauen zuwachsen.

Eine solche rühmliche Unabhängigkeit, soll sie bestehen, so darf keinem Stande geschmeichelt werden, keinem ein Vorzug eingeräumt. Gerade in doppeltem Masse wird sich, was dem einen voraus gewährt, als Hass bei dem Zurückgestellten 309 A ansetzen. Hass aber, der alle anderen Gefühle bald überflügelt, zerstört mehr als alles andere das ruhige und gedeihliche Leben eines Staates, das auf der inneren Gesinnung der Menschen beruht, nicht auf Bajonetten, ob sie nun das stehende Heer oder die Nationalgarde trägt. Diese Lehre hat nicht bloss die Geschichte der letzten Zeit gegeben. Zu wünschen wäre z. B. nicht, dass das Militär wieder die Stellung einnähme, die ihm in der westfälischen Zeit von oben zugetheilt wurde und wonach wohl hier und da eine Sehnsucht mag übrig geblieben sein. Von allen anderen Gründen abgesehen, muss schon die Betrachtung davon abrathen, dass sie sich damals auf Napoleon und sein System stützte, und das war, so lange es bestand, eine feste Stütze. Es bedurfte eines Gegensatzes; unsere Zeit wünscht, und ich glaube mit Recht, ihn, soweit es möglich ist, zu mildern.

Man darf erwarten, dass auch der Adel sein natürliches Verhältnis richtig beurtheilen werde. Unter der hessischen Ritterschaft befindet sich eine Anzahl ehrenwerther Männer, die, wenn sie auf ihren Gütern gelebt, wohlthätig auf die Landleute gewirkt und ihnen mit Milde, selbst mit Aufopferung Beistand geleistet; in öffentlicher Thätigkeit haben sie oft mit aufrichtiger Vaterlandsliebe das Wohl des Ganzen ohne kleinliche Rücksichten gefördert. Sie haben mehr als andere Gelegenheit, den Zustand des Landes und seine Bedürfnisse kennen zu lernen, und gibt, was freilich immer weniger vorkommt, eigenes Vermögen eine glückliche Unabhängigkeit, so gewährt dieser Umstand ihnen als Staatsdienern noch einen Vorzug. Wer sollte die Erhaltung dieses Verhältnisses nicht wünschen und eine Rücksicht in Besetzung höherer Stellen auf solche Männer, wenn sie in Hinsicht auf Ausbildung und Talente mit anderen in

gleicher Linie stehen, nicht natürlich finden? Despotische Regenten haben nicht selten den Adel ihres Landes zurückgesetzt und zu Ministern ganz von ihrer Gunst abhängige Männer selbst aus dem Auslande herbeigezogen. Die Zahl jener Adlichen, die zugleich vermögende Gutsbesitzer sind, der eigentlichen Barone, ist übrigens nicht gross, so dass durch sie ein ausschliessendes Vorrecht könnte begründet werden. Denn als Regel kann doch nur gelten, dass die Regierung von der Aristokratie der geistigen und wissenschaftlichen Ausbildung, der höheren Fähigkeiten umgeben sei, eine Regel, die sich ohnehin von selbst, zumal bei der jetzigen Organisation der Verwaltung, in den meisten deutschen Ländern eingeführt hat. In kleineren Staaten, die keinen mächtigen hohen Adel wie etwa Österreich besitzen, ist ohnehin der Gegensatz von geringerer Bedeutung. Was aber den übrigen Adel, namentlich den neueren, unbegüterten Briefadel betrifft, so wüsste ich für diesen einen begründeten Vorzug nicht ausfindig zu machen. Man beruft sich oft auf das Mittelalter und die Herrlichkeit seines Adels; was würde jene gerühmte Zeit sagen, wenn sie diese ganze ungeschichtliche, das wahre Verhältnis zerstörende Erfindung des modernen Adels in seiner jetzigen Ausbreitung erblickte? Welcher eigenthümliche Beruf, welche besondere, anderen unerreichbare Stellung wird durch das Recht begründet, seinen Namen etwas weitläufiger zu schreiben? Wie oft ist dieses Recht aus leerer Eitelkeit gesucht und auf gewöhnlichen Wegen erlangt worden! Bekenner mosaischen Glaubens haben es empfangen, ausgezeichnete Bürgerliche nicht selten abgelehnt. Will man hier von einer angeborenen edleren Gesinnung, von höherem Sinne, sorgfältigerer Erziehung im Ernste reden? Ich glaube den Zustand der Bildung in Hessen zu kennen: es besteht kein geistiger Unterschied zwischen dem Adlichen und dem gebildeten Bürgerlichen, Erziehung, Lebensweise, geistige Richtung ist dieselbe, und will man Kunst und Wissenschaft als einen Massstab gelten lassen, was denn so gar unvernünftig nicht ist, so kann die eben erschienene Hessische Künstler- und Gelehrten-Geschichte von Justi, welche den Etat der gegenwärtigen Zeit aufstellt, leicht darthun, auf welcher Seite das Übergewicht ist.

SCHRIFTENVERZEICHNIS

UND

REGISTER.



CHRONOLOGISCHES VERZEICHNIS DER SCHRIFTEN WILHELM GRIMMS.

I. SELBSTÄNDIG ERSCHIENENE BÜCHER.

Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg bey Mohr und Zimmer. 1811. XL und 546 S. 8. [Die Titel ist in Kupfer gestochen, ähnlich wie zu Des Knaben Wunderhorn, dessen vierten Theil das Buch nach Arnims Wunsch bilden sollte, und trägt das Motte: Reverere gloriam veterem.] Die Einleitung und den Anhang s. Bd I 176—200 und 200—211.

(Mit Jacob Grimm nur die erste Auflage, s. oben Bd II 506.) Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Berlin in der Realschulbuchhandlung. [Erster Band] 1812. 8⁰. Widmung: An | die Frau | Elisabeth von Arnim | für | den kleinen | Johannes Freimund. Vorrede, Cassel am 18. October 1812. V—XXVIII (s. Bd I 320—328) und 388 S. nebst Anhang von LXX S. NB. S. LXI—LXX sind erst mit Bd II ausgegeben worden. Zweiter Band. 1815. Vorrede, Cassel am 30. September 1814*) III—XVI (s. Bd I 328—332) und 298 S. nebst Anhang von LI S. 2. vermehrte und verbesserte Aufl. Mit [je] zwey Kupfern. Berlin. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 1819. 12⁰. Erster Band. Widmung wie bei der 1. Aufl. Vorrede V—XX. Einleitung: Über das Wesen der Märchen XXI—LIV (s. Bd I 333—358). Inhalt LV—LVI und 440 S. Zweiter Band. Einleitung: Kinderwesen und Kindersitten. Kinderglauben III—LXVIII (s. Bd I 359—404), Inhalt LXXI—LXXI und 304 S. [Der Anhang wird von W. Grimm erweitert:] Dritter Band. 2. verm. und verb. Aufl. Berlin 1822. VI und 441 S. 3. vermehrte und verbesserte Aufl. Grosse Ausgabe. Mit [je] zwey Kupfern. Göttingen, bey Dieterich. 1837. 12⁰.**) Bd I. Widmung aus Göttingen am 15. Mai 1837: An die Frau Bettina von Arnim (s. Bd I 317—318), XXVIII und 513 S.

*) Jacob war am 27. September 1814 bereits in Wien eingetroffen, s. Jugendbriefe S. 352.

**) Vgl. Bd II 472.

Bd II VI und 385 S. [die Einleitungen der 2. Aufl. sind weggelassen, s. Bd II 472]. 4. vermehrte Ausgabe. 1841. Bd I Widmung aus Cassel am 17. September 1840: An die Frau Bettina von Arnim (s. Bd I 318—319), XXVII und 513 S. Bd II VI und 417 S. 5. verm. Ausg. 1843. Bd I Widmung aus Berlin im Frühjahr 1843: An die Frau Bettina von Arnim (s. Bd I 319), XXXIV und 514 S. Bd II VIII und 531 S. 6. verm. und verb. Aufl. 1850. Bd I mit der Widmung der 3., 4. und 5. Aufl. XXVI und 501 S. Bd II VI und 562 S. Band III. 3. Aufl. 1856. IV und 418 S. 7. Aufl. 1857. Bd I XXIV und 431 S. Bd II VI und 482 S. 8. unveränd. Aufl. [besorgt von Herman Grimm] 1864. 9. [Stereotyp-]Aufl. in einem Bande. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) 1870. 8⁰. XX und 704 S. 10. Aufl. 1872. 11. Aufl. 1872. 12. Aufl. 1873. 13. Aufl. 1875. 14. Aufl. 1876. 15. Aufl. 1877. 16. Aufl. 1879. 17. Aufl. 1880. 18. Aufl. 1882. 19. Aufl. 1884. 20. Aufl. 1885. 21. Aufl. 1886. 8⁰.

Kleine Ausgabe. Berlin 1825. 2. verb. Aufl. 1833. 3. Aufl. 1836. 4. Aufl. 1839. 5. Aufl. 1841. 6. Aufl. 1844. 7. Aufl. 1847. 8. Aufl. 1850. 9. Aufl. 1853. 10. Aufl. 1858. 11. Aufl. [besorgt von Herman Grimm] 1864. 12. Aufl. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung 1867. 13. Aufl. 1868. 14. Aufl. 1869. 15. Aufl. 1870. 16. Aufl. 1871. 17. Aufl. 1872. 18. Aufl. 1873. 19. Aufl. 1873. 20. Aufl. 1874. 21. Aufl. 1875. 22. Aufl. 1875. 23. Aufl. 1876. 24. Aufl. 1877. 25. Aufl. 1878. 26. Aufl. 1879. 27. Aufl. 1880. 28. Aufl. 1880. 29. Aufl. 1882. 30. Aufl. 1883. 31. Aufl. 1883. 32. Aufl. 1884. 33. Aufl. 1885. 34. Aufl. 1886. 35. Aufl. 1887 und 36. Aufl. 1887. teils gr. 8⁰, teils kl. 8⁰.

Übersetzungen (s. 7. Aufl. S. XVII f.)*), meist in Auswahl: Ins Dänische von Hegermann-Lindencrone, Børne-Eventyr, Kopenhagen 1820; von C. Molbech, Julegave for Børn, Kopenhagen 1835—1839 und Udvalgte Eventyr og Fortællinger, Kopenhagen 1843; von J. F. Lindencrone in Dansk Læsebog for Tydske af Frederik Bresemann, 2. Aufl., 1843, S. 123—133; ins Schwedische in Reuterdahls Julläsning för barn; ins Norwegische von Peter Christian Asbjörnsen, Udvalgte Eventyr af Jac. og Wilh. Grimm, Christiania 1841, 16⁰, anonym erschienen, und seit 1864 wiederholt unbefugter Weise ohne Jahr als Udvalgte Eventyr af Brødrene Grimm nachgedruckt; ins Holländische: Sprookjesboek vor Kinderen, Amsterdam 1820, und Volkssprookjes. Geïllustreed met fraaije gravures. (Uit het hoogd.) Rotterdam 1865; ins Englische von Edgar Taylor zuerst anonym unter dem Titel: German Popular Stories, collected by the Brothers

*) Für die Übersetzungen hat mir Reinhold Köhler in bekannter freundlicher Weise wiederholt dankenswerthe Mittheilungen gemacht.

Grimm, mit Illustrationen von G. Cruikshank, 2 voll., London 1823—26. 8⁰, wiederholt neu aufgelegt, zuletzt unter dem Titel: German Popular Stories. With Illustrations after the Original Designs of George Cruikshank. Edited by Edgar Taylor, with Introduction by John Ruskin, M. A. London, J. C. Hotten, ohne Jahreszahl (1868). 8⁰ (enthält 57 Märchen); von John Edward Taylor unter dem Titel: The Fairy Ring: a new Collection of Popular Tales translated from the German of Jacob and Wilhelm Grimm. London 1846, mit Kupfern von Richard Doyle; Grimm's Household Stories newly translated with Illustrations by Wehnert. 2 voll. London 1856. 8⁰; Household Stories from the Collection of the Brothers Grimm. Translated by Lucy Crane, and done into Pictures by Walter Crane. London, Macmillan & Co. 1882. 8⁰; Grimm's Household Tales, with the Author's Notes, translated from the German and edited by Margaret Hunt. With an Introduction by Andrew Lang, M. A. 2 voll. London, G. Bell & Sons. 1884. 8⁰ (enthält alle Märchen und die Anmerkungen des III. Bdes. Vgl. The Athenæum vom 17. Januar 1885 p. 80, The Academy vom 31. Januar 1885 p. 74); ins Französische: Contes choisis de Grimm traduits par F. C. Gérard. Paris 1836; Contes de la famille par les frères Grimm, traduits de l'Allemand par N. Martin et Pitre-Chevalier. Paris, J. Renouard & Cie., ohne Jahreszahl (1846) (enthält 41 Märchen); Contes choisis des frères Grimm, traduits de l'Allemand par Frédéric Baudry et illustrés de 40 vignettes par Bertall. Paris, L. Hachette et Cie. 1859. 8⁰ (enthält 40 Märchen); ins Armenische sind 16 Märchen aus dem Französischen (Baudrys?) von Ter Esaï Grigoriants (St. Petersburg 1864) übersetzt worden.

(Mit Jacob Grimm.) Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: Das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weissenbrunner Gebet zum erstenmal in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben durch die Brüder Grimm. Cassel bei Thurneissen, 1812. 90 S. 4⁰.

Drei altschottische Lieder in Original und Übersetzung aus den neuen Sammlungen. Nebst einem Sendschreiben an Herrn Professor F. D. Gräter von W. C. Grimm. Angehängt sind Zusätze und Verbesserungen zu den altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer. 1813. 56 S. 8⁰. S. die Lieder Bd I 228—233, das Sendschreiben Bd II 104—136.

(Mit Jacob Grimm.) Altdeutsche Wälder herausgegeben durch die Brüder Grimm. Erster Band. Cassel, bei Thurneissen, 1813. VI und 330 S. Zweiter Band. Frankfurt, bei Bernhard Körner. 1815. 288 S. Dritter Band. 1816. 284 S. 8⁰. Vgl. unten S. 648.

Daraus erschien als Separatabdruck: Die goldene Schmiede von Conrad von Würzburg. Aus Gothaischen Handschriften herausgegeben

und erklärt von Wilhelm Carl Grimm. Frankfurt a. M. bei Körner. 1816. 96 S. 8⁰. Vgl. S. 639.

(Mit Jacob Grimm.) Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Aus der Straszburgischen und Vatikanischen Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Berlin, 1815. In der Realschulbuchhandlung. 224 S. 8⁰. Vorrede s. Bd II 505.

(Mit Jacob Grimm.) Lieder der alten Edda. Aus der Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Erster Band. Berlin, im Verlage der Realschulbuchhandlung. 1815. VIII und 287 S. 8⁰. [Die Übersetzungen neu herausgegeben durch Dr. Julius Hoffory. Zum 4. Januar 1885. Berlin, G. Reimer. 1885.]

(Mit Jacob Grimm.) Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Berlin, in der Nicolaischen Buchhandlung. [Erster Theil] 1816. XXXVI und 464 S. Zweiter Theil 1818. XX und 380 S. 8⁰. 2. Auflage [besorgt von Herman Grimm]. Mit einer Abbildung der Sage nach WvKaulbach. 1865. 1866. 8⁰.

Ins Dänische übersetzt: Grimm Folkeeventyr oversatte af Lindencrone. Kopenhagen 1824. Ins Französische übersetzt u. d. T.: Les Veillées Allemandes, mit einer Einleitung von L'Héritier (de l'Ain). 2 Bde. Paris, Imprimerie de Mme Huzard, 1838. 8⁰. Traditions allemandes, recueillies et publiées par les frères Grimm, traduits par M. Theil. Paris, A. Levavasseur et Cie, 1838. 2 voll. 8⁰. [Vgl. Bd II 472.]

Ueber deutsche Runen. Von Wilhelm Carl Grimm. Mit eilf Kupfertafeln. Göttingen, bei Dieterich. 1821. 327 S. kl. 8⁰.

(Mit Jacob Grimm.) Irische Elfenmärchen. Uebersetzt von den Brüdern Grimm. Leipzig Friedrich Fleischer. 1825. CXXVI und 234 S. kl. 8⁰. Vom Original: Fairy Legends and Traditions of the South of Ireland London 1825 erschienen 1828 Bd II und III; im letzten hat der Herausgeber T. Crofton Croker die Abhandlung über die Elfen von Wilhelm Grimm (= Bd I 405—490) ins Englische übersetzt mit weiteren litterarischen Nachweisungen von demselben, vgl. Kinder- und Hausmärchen III³ 355/6 und unten S. 653.

Zur Literatur der Runen. Nebst Mittheilung runischer Alphabete und gothischer Fragmente aus Handschriften. Separatdruck (Wien 1828. 8⁰.), vgl. unten Wiener Jahrbücher der Literatur S. 656. S. Bd III 85—131.

Grâve Ruodolf herausgegeben von Wilhelm Grimm. Göttingen in der Dieterichschen Buchhandlung. 1828. 7 Bogen 4⁰. Zweite Ausgabe 1844. 54 und 28 S. Fol.

Bruchstücke aus einem Gedichte von Assundin. Separatdruck (Lemgo 1829. 8⁰.), vgl. unten Archiv für Geschichte usw. Westphalens S. 656.

Die deutsche Heldensage von Wilhelm Grimm. Göttingen, in der Dieterichschen Buchhandlung. 1829. VI und 425 S. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe, besorgt von K. Müllenhoff. Berlin 1867. 8°.

De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum edidit Guilelmus Grimm. Gottingae. Sumtibus editoris. MDCCCXXX. 5 Blätter in Fol.

Vrîdankes Bescheidenheit von Wilhelm Grimm. Göttingen in der Dieterichschen Buchhandlung. 1834. CXXX und 438 S. Zweite Ausgabe 1860. 8°.

Der Rosengarte von Wilhelm Grimm. Göttingen, in der Dieterichschen Buchhandlung. 1836. (VIII und) LXXXIV und 94 S. 8°.

Ruolandes liet von Wilhelm Grimm. Mit einem Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschrift. Göttingen, in der Dieterichschen Buchhandlung. 1838. (6 Bl. und) CXXVIII und 346 S. 8°. Die Steindrucktafeln besonders in Fol.

Wernher vom Niederrhein von Wilhelm Grimm. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung. 1839. VIII und 90 S. 8°.

Konrads von Würzburg Goldene Schmiede von Wilhelm Grimm Berlin, Verlag von Karl J. Klemann 1840 LIII und 172 S. 8°. Dazu vgl. S. 639.

Konrads von Würzburg Silvester von Wilhelm Grimm. Göttingen Dieterichsche Buchhandlung 1841 XX und 169 S. 8°.

Ueber Freidank. Zweiter Nachtrag von Wilh. Grimm. Göttingen, bei Dieterich 1855. 19 S. 4° (s. Bd IV 98—116). — Die einzelnen akademischen Abhandlungen vgl. unten S. 658.

(Mit Jacob Grimm.) Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Erster Band A—Biermolke Leipzig Verlag von S. Hirzel. 1854. I—LXVIII Vorrede (Berlin 2 merz 1854 J. G.) und LXIX—XCII Nhd. Quellenverzeichnis und 1824 Sp. — Zweiter Band Biermörder—D 1860. I—VI Vorrede (Berlin 6. Februar 1860 J. G.) und VII—XVIII Zweites nhd. Quellenverzeichnis und 1776 Sp. — Dritter Band E—Forsche 1862. I—VIII Drittes nhd. Qu.-V. und 1904 Sp. — Vierten Bandes erste Abtheilung. Erste Hälfte Forschel—Gefolgsmann. Bearbeitet von Jacob Grimm, Karl Weigand und Rudolf Hildebrand. 1878. 2152 Sp. Zweite Hälfte. Bearbeitet von Rudolf Hildebrand. 1.—7. Lieferung (Gefoppe—genug) 1879—1886 (die 8. Lieferung ist unter der Presse). — Vierten Bandes zweite Abtheilung H I J (H—juzen). Bearbeitet von Moriz Heyne. 1877. Vorwort und 2408 Sp. — Fünfter Band K (K—Kyrie eleison). Bearbeitet von Dr. Rudolf Hildebrand. 1873. I—X Vorrede und XI—LII Nhd. Qu.-V. zum fünften Bande und 2916 Sp. — Sechster Band L M (L—mythisch).

Bearbeitet von Dr. Moriz Heyne. 1885. III Vorrede und IV—VII Nhd. Qu.-V. zum sechsten Bande und 2848 Sp. — Siebenter Band NOPQ. Bearbeitet von Dr. M. Lexer. 1.—8. Lieferung (N—Pelzflatterer) 1881—1886 (die 9. Lieferung ist unter der Presse). — Achter Band R. Bearbeitet von Dr. M. Heyne. 1.—2. Lieferung (R—Recht) 1886 (die 3. Lieferung ist unter der Presse). — Zwölfter Band V. Bearbeitet von Dr. E. Wülcker. 1. Lieferung (V—verdammen) 1886 (die 2. Lieferung ist unter der Presse). kl. Fol.

II. ABHANDLUNGEN, ÜBERSETZUNGEN, RECENSIONEN, BERICHTE, VORREDEN, ANKÜNDIGUNGEN, ENTGEGNUNGEN. — BIOGRAPHISCHES.

Neuer literarischer Anzeiger. Herausgegeben von Chr. v. Aretin in München. 4. Jahrgang II (1807).

Bd II N. 21. (26. May 1807) S. 334—336. Einige Bemerkungen zu dem altdeutschen Roman Wilhelm von Oranse. Wilhelm Carl Grimm. S. Bd I 31—34.

Bd III N. 30. (28. July 1807) S. 477—478. Ueber die Originalität des Nibelungen-Lieds und des Heldenbuchs. [Mit Zusatz von B. D(ocen)]. W. C. G—m. S. Bd I 34—35.

N. 47. (24. Nov. 1807) S. 737—746. Beitrag zu einem Verzeichniss der Dichter des Mittelalters. [Zu S. 738 vgl. die Verbesserung in N. 48 S. 768, zu S. 741 die Bem. der Red. in N. 49 S. 784.] Wilhelm Carl Grimm. S. Bd I 36—45.

N. 50. (15. Dec. 1807) S. 797—798. Ueber einige unbekannte Ausgaben von Salomon und Markolf. W. C. Grimm. S. Bd I 45—47.

Tröst Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte. (Zeitung für Einsiedler.) Herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim. Heidelberg bey Mohr und Zimmer 1808. 4⁰. [Neudruck besorgt durch Frid. Pfaff. Freiburg u. Tübingen 1883. 8⁰.]

(20) April-Heft. Stück 6. S. 47—48. Des Löwen und König Dieterichs Kampf mit dem Lindwurm. Altes deutsches Lied aus dem Kreise des Heldenbuchs und der Nibelungen, aus dem Dänischen übersetzt von Wilhelm Grimm in Cassel. [Verändert in den Altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen. 1811. Heldenlieder II S. 13—17.]

(7) May-Heft. St. 11. S. 81—82. Romanze. Aus dem Dänischen von Wilhelm Grimm. [Verändert in AH. Balladen und Märchen 14. Die Ehren-Geschenke. S. 116—117.]

(15) Juny-Heft. St. 22. S. 176. Die Meerfrau. Aus dem Dänischen von Wilhelm Grimm. [Vgl. AH. Balladen und Märchen 85.

Königin Dagmar. III. Prophezeihung des Schicksals. S. 344—346. Hinter jeder Zeile sind abwechselnd folgende Refrains eingeschoben: »Die Meerfrau tanzet auf der Flur« und meist variirt »Weil sie nicht that seinen Willen«.]

(18) Juny-Heft. St. 23. S. 182—184. Das Lied von der Frau Grimhild. Aus dem Dänischen von Wilhelm Grimm. [Verändert und erweitert in AH. Heldenlieder I. 1. S. 3—6; vgl. Daub und Creuzers Studien IV 270—274.]

St. 23. S. 184. Mimmering Tand. Aus dem Dän. von Wilhelm Grimm. [Verändert in AH. Heldenlieder XIII. M. der Degen S. 62—63.]

(12) July-Heft. St. 30. S. 237—240. Des Riesen Langbein und Wittich Wielands Sohn Kampf. Aus dem Dän. von Wilhelm Grimm. [Verändert in AH. Heldenlieder III. Kampf zwischen dem Riesen Langbein und Vidrich Verlands Sohn. S. 17—23.]

Studien. Herausgegeben von Carl Daub und Friedrich Creuzer. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer. 8°.

Bd IV (1808) S. 75—121. 216—288. Ueber die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniss zu der nordischen. Von W. C. Grimm. S. Bd I 92—170.

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst. 8°.

Jahrgang II (1809) Bd I Heft 4 und 5. S. 179—189. 238—252. Der Nibelungen Lied, herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Berlin 1807. Im Verzeichnis: Grimm. S. Bd I 61—91.

Bd II Heft 11. S. 121—129. (Mit A. v. Arnim.) Sigurd der Schlangentödter. Ein Heldenspiel in sechs Abentheuren von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin 1808. — anonym.*) S. Bd I 237—244.

Bd II Heft 13. S. 210—222. Einleitung zum Herzog Ernst [wohl Beitrag zu J. Grimms Recension von F. H. v. d. Hagen und J. G. Büsching, Deutsche Gedichte des Mittelalters. Bd I Berlin 1808. s. J. Grimm Bd IV 34—43.**)].

Jahrg. III (1810) Bd I Heft 6 S. 282—283. Arius multiscius

*) Vgl. den Brief W. Grimms an Jacob vom 18. Sept. 1809 in den Jugendbriefen S. 170 und den Arnims an W. Grimm vom 2. August 1809. S. Bd I 242 A.

**) J. Gr. schreibt in den Jugendbriefen S. 196 an W. am 24. Nov. 1809: »Deine Recension über Herzog Ernst ist nun gedruckt« und Fr. Creuzer an Görres am 23. März 1809: »Die Grimms schreiben fleissig und haben diese Woche eine lange gründliche Recension der ... deutschen Gedichte des Mittelalters geliefert«.

primus Islandorum historicus. Monographia auctore Mag. Erico Christiano Werlauff. Hafniae, 1808. — anonym*). S. Bd I 511—512.

Bd II Heft 14. S. 285—290. Der Goldfaden, eine schöne alte Geschichte. Wieder herausgegeben von Clemens Brentano. Heidelberg 1809. — anonym*). S. Bd I 261—265.

Bd II Heft 16. S. 374—383. Armuth, Reichthum, Schuld und Busse der Gräfin Dolores. Von Ludwig Achim von Arnim. Berlin 1810. — anonym; im Verz. steht: Von GVm. [= W—m Gr.] S. Bd I 289—297.

Intelligenzblatt III S. 9—11. (Mit C. Brentano und A. v. Arnim.) Ankündigung: Altdänische Helden-Gesänge, Liebeslieder und Märchen, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg bey Mohr und Zimmer. S. Bd I 173—175.

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. 8⁰.

Jahrg. IV (1811) Bd I N. 9. S. 143—144. Aage og Else, en gammel Ballade, udgivet af Professor og Ridder af Dannebrog K. L. Rahbek; som Pröve No. 2 paa den ny Skikkelse, hvori Abrahamson, Nyerup og Rahbek agte at udgive den saa kaldte Kjempevisebog. Kiöbenhavn, 1810. 8⁰. — anonym**). S. Bd II 12—13.

Bd I N. 24 S. 369—381. Axel Thordsen og Skjön Valborg, en norsk Ballade, med Anmärkninger af R. Nyerup; som Pröwe paa den ny Skikkelse, hvori Abrahamson, Rahbek, og Nyerup agte at udgive den saa kaldte Kjempe Visebog. Kiöbenhavn, 1809. — anonym; im Verz.: Von W. C. Grimm. S. Bd II 1—12.

Bd II N. 49. 50. S. 774—794. 1) Ueber die Aechtheit der Asalehre und den Werth der Snorroischen Edda. Von P. E. Müller, übersetzt von L. C. Sander, Kopenhagen 1811. 2) Om Edda. Von Nyerup, Prof. (det skandinaviske Litteraturselskabs Skrifter. 1807. III 113—191. Geschrieben im Februar 1808). 3) Edda eller Skandinavernes hedenske Gudeläre. Oversat ved R. Nyerup. Kiöbenhavn, 1808. W. C. Grimm. S. Bd II 14—32.

Intelligenzblatt VIII. S. 57—58. (Mit Jacob Grimm.) Ankündigung (einer Sammlung altnordischer Sagen). Cassel 11. Febr. 1811. Wilhelm Carl Grimm und Jacob Grimm. S. Bd II 493—495.

Jahrg. V (1812) Bd II N. 45. S. 705—713. Heldengesang vom Zuge gegen die Polowzer, des Fürsten vom sewerischen Nowgorod Igor Swätslawlitsch, geschrieben in altrussischer Sprache gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. In die deutsche Sprache treu übertragen von Joseph Müller. Prag 1811. W. C. G. S. Bd II 33—41.

*) Brieflich belegt.

**) Aus Conjektur W. Grimm beigelegt. Vgl. das Citat Bd III 40.

Bd II N. 53. S. 833—843. Der Helden Buch. Herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Erster Band. Berlin 1811. W. C. Grimm. S. Bd II 41—51.

Bd II N. 58 S. 913—928. N. 64 S. 1002—1008. (Der letzte Absatz ist von A. v. Arnim.) Die schöne Litteratur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts. Dargestellt von Franz Horn. Berlin und Stettin 1812. GVmr. [W—m Gr.]. S. Bd I 266—288.*)

Bd II N. 61. 62 S. 961—981. Die Edda, nebst einer Einleitung über nordische Poesie und Mythologie und einem Anhang über die historische Litteratur der Isländer. Von Friedrich Rühs. Berlin 1812. W. C. Grimm. S. Bd II 80—99.

Jahrg. VI (1813) Intelligenzblatt II S. 10—13. Antwort des Recensenten auf die Antikritik des Herrn Prof. D. Fr. Rühs in der Hallischen Allgem. Lit.-Zeit. 1812 No. 318 gegen die Recension seines Buchs über die Edda in den Heidelberger Jahrb. 1812. Oct. N. 61. 62 (= Bd II 80—99). Cassel im Januar 1813. W. C. Grimm. S. Bd II 100—103.

Intelligenzblatt II S. 16. (Mit Jacob Grimm.) Ankündigung der Altdeutschen Wälder. Thurneissen in Cassel. S. Bd II 501—502. Dazu Litterarische Anzeige über die Fortsetzung. Frankfurt a. M., im November 1814. Bernhard Körner. S. Bd II 502—503.

Intelligenzblatt XII S. 105—106. (Mit Jacob Grimm.) Aufruf. Praenumeration zum Besten der Hessischen Freywilligen. Cassel am 20. December (1813). J. Grimm. W. C. Grimm. S. Bd II 504. Dazu Vorrede zum Armen Heinrich, s. Bd II 505.

Jahrg. VII (1814) Bd I N. 14. 15. S. 209—223. 225—228. Über den Ursprung der isländischen Poesie aus der angelsächsischen. Nebst vermischten Bemerkungen über die nordische Dichtkunst und Mythologie. Ein nothwendiger Nachtrag zu seinen neuesten Untersuchungen von Fr. Rühs. 1813. (Hinzugefügt sind der Recension Bemerkungen zu der Rühsischen Übersetzung der Edda.) W. C. Grimm. S. Bd II 137—154.

Jahrg. VIII (1815) Intelligenzblatt VI. S. 55—57. Bemerkung zu der Recension der altdänischen Lieder in der Hall. Allg. Lit.-Zeitung N. 95 und 96. V. (sic) C. Grimm. S. Bd II 154—156.

Jahrg. IX (1816) Intelligenzblatt V. S. 45. Anzeige. Cassel am 20. Aug. 1816. W. C. Grimm. S. Bd II 506.

*) »Die Recension habe ich mit Vergnügen gelesen und in das Buch geguckt, worauf ich ein Paar Worte hinzugefügt habe, um den sehr gutmüthigen Verfasser zu entschuldigen, dass er Bücher der Art schreibt, die höchstens dazu dienen, dem schlechten Gedächtnisse der Welt zu Hülfe zu kommen, wie Senfkörner unter dem Kaffee. Hilft es nicht, so schadets auch nicht«. Brief A. v. Arnims an W. und J. Gr. Sept. 1812.

Jahrg. X (1817) Bd II N. 42. S. 657—665. Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters von Dr Joh. Gustav Büsching. Erster Band. Breslau 1816. Zweiter Band das. 1816. — anonym*). S. Bd II 512—520.

Bd II N. 42. S. 665—670. Almindelig Morskabsläsning i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder. Beskreven af Rasmus Nyerup. Kjöbenhavn 1816. — anonym*) [?]. S. Bd II 520—525.

Jahrg. XI (1818) Bd I N. 29. S. 452—464. (Mit Bettina von Arnim.) Die Kronenwächter von L. Achim von Arnim. Erster Band. Berlin 1817. Mit dem zweiten Titel: Bertholds erstes und zweytes Leben. Ein Roman. $\beta\gamma$.

Vaterländisches Museum. Hamburg, bei Fr. Perthes. 1810. 8⁰.

Bd I S. 211—213. Christi Wiedererscheinen in der Natur. Nach dem Dänischen des A. Öhlenschläger übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. S. Bd I 245—247.

Pantheon. Eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst Herausgegeben von Dr Johann Gustav Büsching und Dr Karl Ludwig Kannegiesser Leipzig, bei E. Salfeld. 1810. 8⁰.

Bd I S. 251—267. Palnatoke von Adam Öhlenschläger. — anonym**). S. Bd I 248—260.

Berliner Abendblätter. [Herausgegeben von Heinrich v. Kleist.] Berlin [1. Okt.] 1810. [— 30. März] 1811. 8⁰.

No. 19. Den 23. Januar 1811. S. 75—76. Räthsel aus der Hervararsaga. — anonym. S. Bd I 171—172.

[Hallische] Allgemeine Literatur-Zeitung. 4⁰.

1811. Bd I N. 107 (den 18. April 1811). Sp. 853—854. (Mit Jacob Grimm.) Ankündigung der Herausgabe der Edda Saemundar und des Reineke Fuchs. Cassel, im März 1811. Gebrüder Grimm. S. Bd II 495—496.

Anzeiger zur Idunna und Hermode. [Herausgegeben von D. F. Gräter. Breslau.] 4⁰.

No. 2. Den 18. Januar 1812. [Seite A.] (Mit Jacob Grimm.) Ankündigungen. Die Herausgabe der Edda Sämundar, und des

*) Aus Conjektur W. Grimm beigelegt. Vgl. das Citat Bd III 47.

**) Von W. Grimm citiert in den Altdänischen Heldenliedern. S. 506. — »Deine Übersetzung aus Öhlenschläger wird im Pantheon erscheinen, ebenso Dein Wilhelm von Orleans [? wo?], den ich ihnen aus meinen alten Einsiedlervorräthen mitgetheilt.« Undatirter Brief A. v. Arnims an W. und J. Gr. (Mai? 1810). »Deine Übersetzungen aus Öhlenschläger sind gar wohlklingend«, A. an W. Gr. 22. Apr. 1809, »so gefällig, wie Du es den Öhlenschlägerschen Gedichten hast widerfahren lassen«, A. an W. Gr., Berlin Juny 1809. »Hitzig sowohl wie Reimer waren zu keiner Übersetzung Öhlenschlägerscher Schauspiele geneigt« A. an J. und W. Gr. 3. Sept. 1810.

Reineke Fuchs, betreffend: Gebrüder Grimm in Cassel. S. Bd II 495—496.

[Seite B.] (Mit Jacob Grimm.) Von einer Sammlung altnordischer Sagen. Wilh. Carl und Jakob Grimm. S. Bd II 494.

Morgenblatt für gebildete Stände. Tübingen. Cotta. 4°.

Sechster Jahrgang 1812. N. 65. 66. 67. 68. 69. [16.—20 März.] (Mit Jacob Grimm.) I. S. 258b.—260a. II. S. 263a.—264a. III. S. 265a —267a. IV. S. 271. V. S. 275. Die Lieder der alten Edda. Kassel, am 5. Nov. 1811. Gebrüder Grimm. S. Bd I 212—227.

Beilage: Übersicht der neuesten Literatur. 1812. 4°. No. 10. S. 39a.—40b. (Mit Jacob Grimm.) Über die Edda. Erklärung, die Collision in der Herausgabe der alten Edda und der altnordischen Sagen betreffend. Kassel, am 27. August 1812. Brüder Grimm. S. Bd II 496—501.

Leipziger Literatur-Zeitung. Bey Breitkopf und Härtel. 4°.

1812. Bd I No. 108, am 2. des May. Intelligenzblatt S. 864. (Mit Jacob Grimm.) Anzeige (zur Ankündigung der Edda). Cassel, Grimm. S. Bd I 587.

1812. Bd II No. 161. 162. 163. Am 1. 2. 3. des July. Sp. 1281—1288. 1289—1296. 1297—1301. (Mit Jacob Grimm.) Narrenbuch. Herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Halle 1811. — anonym*). S. Bd II 52—77.

1812. Bd II No. 311. Am 14. des December. Sp. 2485—2487. Boners Edelstein in hundert Fabeln. Mit Varianten und Worterklärungen herausgegeben von Johann Joachim Eschenburg. Berlin 1810. — anonym*). S. Bd II 77—80.

1817. Bd I No. 86. 87. Am 1. 2. des April. Sp. 681—688. 693—696. Nibelungen und Gibelinen. Von D. Carl Wilhelm Göttling. Rudolstadt 1816. — anonym*). S. Bd II 161—175.

1817. Bd I No. 94. 95. Am 9. 10. des April. Sp. 745—752. 753—760. Carl Lachmann über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth. Berlin. 1816. — anonym*). Bd II 176—195.

1817. Bd I No. 151. Am 11. des Juny. Sp. 1206—1207. Wundergeschichten und Legenden der Deutschen. Erstes Bändchen. Quedlinburg 1816. Zweytes Bändchen, das. — anonym*). S. Bd II 194—197.

1818. Bd II No. 172. Am 8. des July. Sp. 1369—1375. Koloczaer (Kolozer) Codex altdeutscher Gedichte. Herausgegeben von Johann Nep. Grafen Mailáth und Johann Paul Köffinger. Pesth 1817. — anonym*). S. Bd II 198—206.

*) S. die Anm. auf der folgenden Seite.

1818. Bd II No. 172. Am 8. des July. Sp. 1375—1376. Reinecke Fuchs. Ein Volksbuch. Aus den plattdeutschen Reimen in hochdeutsche Prose aufs neue getreu übertragen. Mit vielen Kupfern. Tübingen 1817. — anonym*). S. Bd II 206—207.

1818. Bd II No. 188. Am 27. des July. Sp. 1502—1504. Schottische Lieder und Balladen von Walter Scott. Übersetzt von Henriette Schubart. Leipzig und Altenburg. 1817. — anonym*). S. Bd II 208—210.

1818. Bd II No. 233. Am 17. des September. Sp. 1857—1864. Einleitung in das Nibelungen-Lied; zum Schul- und Selbstgebrauch bearbeitet von D. F. J. Mone. Heidelberg 1818. — anonym*). S. Bd II 210—220.

1819. Bd I No. 7. Am 8. des Januar. Sp. 51—55. Hans Sachs ernstliche Trauerspiele usw. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Johann Gustav Büsching. Erstes Buch. Nürnberg 1816. — anonym*). S. Bd II 227—232.

1819. Bd II No. 229. Am 15. des September. Sp. 1831—1832. Hans Sachs, von F. Furchau. In zwey Abtheilungen. Erste Abtheilung. Leipzig 1818. — anonym*). S. Bd II 233—234.

1819. Bd II No. 229. Am 15. des September. Sp. 1830. Frau Holle. Ein hessisches Volksmärchen vom Meisnerberge. Kassel 1819. — anonym*). S. Bd II 234—235.

1819. Bd II No. 261. Am 20. des October. Sp. 2081—2092. Barlaam und Josaphat von Rudolf von Montfort, herausgegeben und mit einem Wörterbuche versehen von Fr. Carl Köpke. Königsberg 1818 (mit kritischen Verbesserungen von Dr Lachmann). Wigalois der Ritter mit dem Rade, getihtet von Wirnt von Gravenberch, herausgegeben von George Friedrich Benecke. Erster Druck. Berlin 1819. — anonym*). S. Bd II 235—249.

1821. Bd II No. 235. Am 21. des September. Sp. 1876—1877. Hans Sachs ernstliche Trauerspiele usw. Herausgegeben von Dr Joh. Gustav Büsching. Zweytes Buch. Nürnberg 1819. — anonym*). S. Bd II 276—277.

Altdeutsche Wälder herausgegeben durch die Brüder Grimm. 8°. [S. oben S. 639.]

Bd I. Cassel 1813. S. 188—192. Über Otacher im Hildebrandslied.

*) Diese 14 Recensionen finden sich sämmtlich in dem gemeinsamen Conto der Verlagsbuchhandlung auf den Namen des Legationssecretärs Jacob Grimm eingetragen (s. Bd I S. IV). Die Anzeigen von Göttling, Lachmann und Mone legt sich W. Grimm in Zachers Zeitschr. für Deutsche Philologie II 343. 195 selbst bei; die von Hagens Narrenbuch belegt Arnim, die der Wundergeschichten J. Grimm.

S. 195—323. Zeugnisse über die deutsche Heldensage.

Bd II. Frankfurt 1815. S. 49—69. Von einem fahrenden Schüler.

S. 70—84. Von einem heiligen munch.

S. 84—88. Von den berten.

S. 89—95. Sage von der Springwurzel.

S. 96. Vom Neidhart.

S. 115—134. (Mit Jacob Grimm.) Die deutsche Heldensage aus der Weltchronik.

S. 135—144. Der Traum.

S. 185—188. St. Catharinen Grab auf Sinai.

S. 189—192. Von der Trunkenheit.

S. 193—288. Die goldene Schmiede von Conrad von Würzburg. [Auch einzeln, Frankfurt a. M. 1816. 96 S.]

Bd III. 1816. S. 49—96. Der Schwan-Ritter von Conrad von Würzburg.

S. 160—163. Von der minne eins albern.

S. 164—166. Von des babstes gebot zu den meiden und wiben.

S. 241—252. Bruchstücke aus zwei verlorenen Hds. der Nibelungen. [Vgl. Lachmann VIII: e. f.]

S. 253—270. Nachträge zu den Zeugnissen über die deutsche Heldensage.

S. 270—277. Antikritik gegen A. v. Schlegels Recension des I. Bd. der AW. S. Bd II 156—161.

S. 278—283. Aus einer alten Weltchronik.

Der Preussische Correspondent. [Begründet und bis 1. Mai herausgegeben von B. G. Niebuhr, bis 30. Juni von Göschen, seit No. 48 bis 30. September von Schleiermacher, seit No. 125 vom 1. Oktober von L. A. v. Arnim.] [Berlin.] Im Verlage der Realschul-Buchhandlung. 1813. kl. 4⁰.

N. 48. Mittwoch, den 15. December 1813. Nachträge zu den [Kriegs-]Berichten aus Cassel. — anonym*). S. Bd I 529—535.

Rheinischer Merkur. [Herausgegeben von Joseph Görres.] Koblenz, bey B. Heriot. Fol. Zweyter Jahrgang. 1815.

Donnerstag — No. 205 — den 9. März 1815 und Samstag — No. 206 — den 11. März 1815. Die Ständeversammlung in Hessen. — anonym*). S. Bd I 536—543.

Montag — No. 224 — den 17. April 1815. Aus Hessen. — anonym*). S. Bd I 543—547.

*) Brief an Arnim.

Samstag — No. 227 — den 23. April 1815. Aus Hessen. anonym*). S. Bd I 548.

Dienstag — No. 245 — den 30. May 1815. Über Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in unserer Zeit. (Von Dr Nicolaus Thaddäus v. Gönner, Ritter usw. in München. Erlangen 1815 [gegen Savigny. Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Heidelberg, 1814.]) G. S. Bd I 549—555.

Mittwoch — No. 340 — den 6. Dezember 1815. »Über unsere von den Russen genommene Kunstwerke.« (Kassel, im November.) — anonym. S. Bd I 556—557.

Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Berlin. In der Maurerschen Buchhandlung, Poststrasse No. 29. 4°.

Erster Jahrgang. Berlin 1817.

1817. Sonnabend den 3. Mai. 73tes Blatt. S. 292. Cassel, den 19. April. [Über Künstler, Censur und Schlossbau zu Kassel.] — anonym*). S. Bd I 558.

1817. Sonnabend den 19. Juli. 119tes Blatt. S. 475—476. Litteratur. Begebenheiten des Capitains von der Russisch-Kaiserlichen Marine, Golownin, in Gefangenschaft bei den Japanern in den Jahren 1811—13. Nebst seinen Bemerkungen über das japanische Reich und Volk und einem Anhange des Capitains Rikord. A. d. Russischen übersetzt von Dr C. J. Schultz. Erster Theil. Mit einem Kupfer und einer Karte. (Leipzig, bei G. Fleischer dem Jüngeren.) — anonym. S. Bd I 560.

1817. Sonnabend den 1. November. 179tes Blatt. S. 716. Cassel, den 12. Oktbr. [Beschreibung des Teutobergs im Lippischen.] G. S. Bd I 559.

1817. Freitag den 12. Dezember. 202tes Blatt. S. 805—807. Brüderchen und Schwesterchen. Märchen nach mündlicher Überlieferung. (Als Probe einer neuen Ausgabe von dem Märchenbuche der Brüder Grimm.)

Zweiter Jahrgang. Berlin 1818.

1818. Sonnabend, den 14. Februar. 26tes Blatt. S. 103. Der Sünder unter den Gerechten. (Aus alter Handschrift übersetzt von den Brüdern Grimm.) S. Bd I 573—574.

1818. Freitag den 20. Febr. 29stes Blatt. S. 116. Literatur. Erzählung des russischen Flotten-Kapitains Rikord von seiner Fahrt nach den japanischen Küsten in den Jahren 1812 und 1813 und von seinen Unterhandlungen mit den Japanern. Aus dem Russischen übersetzt vom Staatsrath von Kotzebue. (Leipzig, bei Kummer. 1817.) W. Grimm. S. Bd I 563—566.

*) Brief an Arnim.

1818. Sonnabend den 21. Febr. 30stes Blatt. S. 120. Literatur. [anschliessend an das vorige:] Müllers nordische Sagenbibliothek (übersetzt von Lachmann. Berlin 1817). W. Grimm. S. Bd I 566—568.

1818. Freitag den 27. Febr. 33stes Blatt S. 129—131. Karls des Grossen Heimkehr aus Ungerland. Mitgetheilt von Wilh. Grimm. (Nach der alten Kaiser-Chronik in der Heidelberger Handschrift No. 336.) S. Bd I 577—581.

1818. Freitag den 6. März. 37stes Blatt. S. 147. Brod und Salz mit Gottes Segen. Alte Sage; mitgetheilt von Wilh. Grimm. S. Bd I 582—583.

1818. Freitag den 29. Mai. 85stes Blatt. S. 339. Der büssende Wolf. Mitgetheilt von Wilh. Grimm. S. Bd I 575—577.

1818. Mittwoch den 30. Dezember. 208tes Blatt. S. 832. Literatur. Golownins Begebenheiten in seiner Gefangenschaft bei den Japanern, ins Deutsche übersetzt von Carl Jos. Schulze. Bd II. (Leipzig 1818.) W. Gm. S. Bd I 561—563.

Wünschelruthe. (Ein Zeitblatt.) Herausgegeben von H. Straube und Dr J. P. v. Hornthal. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 4°.

No. 11, den 5. Februar 1818. S. 43. Predigten des alten Herrn Magister Mathesius über die Historien von des ehrwürdigen u. s. w. Doctor Martin Luthers Anfang, Lehre, Leben und Sterben. Mit einer Vorrede hrsg. von L. A. von Arnim. Berlin 1817. — G. S. Bd I 569—570.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Unter der Aufsicht der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften. Göttingen, gedruckt bei J. C. Baier, seit 1826 bei E. A. Huth. kl. 8°.

1818. Bd I, 63. Stück, den 18. April 1818. S. 632. Ossians Gedichte. Rhythmisch übersetzt von J. G. Rhode. Zweyte verbesserte Ausgabe. Drei Theile. Berlin 1817. 1818. anonym. S. Bd II 220—221.

Bd I, 69. Stück, den 30. April 1818. S. 681—686. Sammlung alter Märchen etc. mit Anmerkungen; herausgegeben von Dr. Friedr. Wilh. Val. Schmidt. Erster Band. Die Märchen des Straparola. Berlin 1817. — anonym. S. Bd II 221—225.

1819. Bd II, 123. Stück, den 2. August 1819. S. 1229—1230. Sturlúnga-Saga edr Islendinga-Saga hin mikla. Nú útgengin á prent ad tilhlutun hins íslenska bókmentafélags u. s. w. Bd I, erster und zweiter Theil. Kopenhagen 1817. 1818. — anonym. S. Bd II 226—227.

1820. Bd. I, 38. Stück, den 4. März 1820. S. 369—379. Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein, untersucht und dargestellt durch Dorow, Königl. Preuss. Hofrath. Erstes Heft. Wiesbaden 1819. — anonym. S. Bd II 265—273.

Bd I, 62. Stück, den 15. April 1820. S. 619—621. Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde. Alt-Russische Heldenlieder. Leipzig 1819. — anonym. S. Bd II 274—275.

1821. Bd II, 89. Stück, den 4. Juni 1821. 887—888. Rúnakefli, le runic rim-stoc, ou calendrier runique etc. etc. Par Jens Wolff. Paris 1820. — anonym. S. Bd II 278—279.

Bd III, 157. Stück, den 1. October 1821. S. 1561—1566. Undersögelse om Snorros kilder og troværdighed. Disquisitio de Snorronis fontibus et auctoritate. Scripsit P. E. Müller. Latine vertit B. Thorlacius. Kopenhagen 1820. — anonym. S. Bd. II 279—283.

Bd III, 157. Stück, den 1. October 1821. S. 1566—1568. Anzeige der Schlesischen Bemühungen für Sammlung und Kunde einheimischer Alterthümer. — anonym. S. Bd II 284—285.

Bd III, 157. Stück, den 1. October 1821. S. 1568. Correspondenz der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur Bd I. Breslau 1820. — anonym. S. Bd II 286.

Bd III, 160. Stück, den 6. October 1821. S. 1596—1599. Rolands Abentheuer in hundert romantischen Bildern. Nach dem Italiänischen des Grafen Bojardo. Herausgegeben von Dr. Fr. Wilh. Val. Schmidt. Drei Theile. Berlin und Leipzig 1820. — Theil III mit dem besonderen Titel: Über die italiänischen Helden-Gedichte aus dem Sagenkreis Karls des Grossen. Von Fr. W. V. Schmidt. [Angeschlossen an diese Recension:] Beyträge zur Geschichte der romantischen Poesie von Dr. Fr. Wilh. Val. Schmidt. Berlin 1818. — anonym. S. Bd II S. 286—289.

Bd III, 166. 167. Stück, den 18. October 1821. S. 1659—1664. Bidrag til nordisk Archäologie meddeelte i forelæsninger ved Finn Magnussen. Kopenhagen 1820. — anonym. S. Bd II 290—294.

1824. Bd I, 41. 42. Stück, den 11. März 1824. S. 401—410. Critisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie eller om Troværdigheden af Saxos og Snorros Kilder. Ved Peter Erasmus Müller. Kopenhagen 1823. — anonym. S. Bd II 294—302.

Bd I, 52. Stück, den 29. März 1824. S. 513—517. Symbolae ad geographiam medii aevi ex monumentis Islandicis scripsit E. Chr. Werlauff. Kopenhagen 1821. — anonym. S. Bd II 302—305.

Bd II, 70. 71. Stück, den 1. Mai 1824. S. 689—711. Verhandeling ter beantwoording der Vrage: welke volkeren hebben de zoogenoemde Hunebedden gesticht? u. s. w. door Nicolaus Westendorp. Tweede druk. Gröningen 1822. — anonym. S. Bd II S. 306—323.

Bd II, 103. Stück, den 26. Juni 1824. S. 1017—1032. Om Runeskriftens Oprindelse. Af Jakob Hornemann Bredsdorff. Kopenhagen 1822. — Periculum runologicum. Dissertatio inauguralis quam etc. publicae disquisitioni subjicit Gislius Brynjulfi fil. Kopenhagen 1823. — anonym. S. Bd II 324—337.

Bd III, 143. Stück, den 4. September 1824. S. 1417—1428. Färöiske Qväder om Sigurd Fofnersbane og hans ät. Med et Anhang. Samlede og oversatte af Hans Christian Lyngbye. Med en Indledning af P. E. Müller. Randers 1822. — anonym. S. Bd II 338—347.

Bd III, 143. Stück, den 4. September 1824. S. 1428—1431. Biographische Denkmale von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin 1824. — anonym. S. Bd II 348—350.

1825. Bd I, 3. und 4. Stück, den 6. Januar 1825. S. 36—39. Den äldre Edda. Oversat og forklaret ved Finn Magnusen. Vier Bände. Kopenhagen 1821—1823. — anonym. S. Bd. II 350—353.

Bd I, 6. Stück, den 8. Januar 1825. S. 49—64. Van het Letterschrift, door Mr. Willem Bilderdijk. Rotterdam 1820. — anonym. S. Bd II 353—365.

Bd II, 83. Stück, den 23. Mai 1825. S. 825—830. Verzeichniss der in Dänemark 1824 noch vorhandenen Runensteine. Von R. Nyerup. Nach dem dänischen Manuscripte des Verfassers übersetzt. Kopenhagen 1824. — anonym. S. Bd. II 365—370.

1826. Bd I, 6. Stück, den 12. Januar 1826. S. 49—53. Fairy Legends and Traditions of the South of Ireland. London 1825. — anonym. S. Bd II 370—373.

Bd I, 6. Stück, den 12. Januar 1826. S. 53—55. The popular Superstitions and festive Amusements of the Highlanders of Scotland. Edinburg und London 1823. — anonym. S. Bd II 373—375.

Bd I, 37. Stück, den 6. März 1826. S. 361—366. Nordiska Fornlemningar, utgifne af J. G. Liljegreen och C. G. Brunius. Zwei Bände. Stockholm 1823. — Wilh. Grimm. S. Bd II 376—379.

1827. Bd III, 165. Stück, den 15. October 1827. S. 1642—1647. Petri Alphonsi Disciplina clericalis. Zum ersten Mal herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Ein Beytrag zur Geschichte der romantischen Litteratur. Berlin 1827. — anonym. S. Bd II 380—383.

Bd III, 165. Stück, den 15. October 1827. S. 1647—1648. Nordische Mythologie. Aus der Edda und Oehlenschlägers mythischen Dichtungen dargestellt von Johann Ludwig Heiberg. Schleswig 1827. — anonym. S. Bd II 384—385.

Bd III, 204. Stück, den 22. December 1827. S. 2025—2038. Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. Herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1827. — Wilh. Grimm. S. Bd II 385—395.

1829. Bd III, 156. Stück, den 26. September 1829. S. 1557—1559. Edda Saemundar hins fróda. Edda rhythmica seu antiquior vulgo Saemundina dicta. Pars III continens carmina Vóluspá, Hávamál et Rígsmál etc. Hafniae 1828. — anonym. S. Bd II 396—397.

Bd III, 183. 184. Stück, den 14. November 1829. S. 1817—1839. Samlingar för Nordens Fornälskare, innehållande Inskrifter, Figurer, Ruiner, Verktyg, Högar och Stensättningar i Sverige och Norrige, med Plancher, Tomen I. På Archäologiska Sällskapets kostnad och förlag af N. H. Sjöborg, Professor etc. Stockholm 1822. — anonym. S. Bd II, 398—415.

Bd III, 184. Stück, den 14. November 1829. S. 1839—1840. Norske Mindesmärker, aftegnede paa en Reise igjennem en Deel af det Nordenfjeldske, og beskrevne af Lorentz Diderich Klüwer. Udgivne af det Norske Widenskabers Selskab in Trondhjem. Christiania 1823. — anonym. S. Bd II 415—416.

1830. Bd I, 6. 7. Stück, den 14. Januar 1829. S. 49—58. Die Deutsche Heldensage von Wilhelm Grimm. Göttingen 1829. — W. G. S. Bd II 416—423.

Bd I, 48. Stück, den 27. März 1830. S. 465—469. De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum edidit Guilelmus Grimm. Göttingen 1830. — W. Gr. S. Bd H 423—426.

1831. Bd II, 97. Stück, den 20. Juni 1831. S. 967—968. Der arme Heinrich, ein erzählendes Gedicht von Hartmann von Aue, metrisch übersetzt von Karl Simrock. Nebst der Sage von »Amicus und Amelius« und verwandten Gedichten des Übersetzers. Berlin 1830. — anonym. S. Bd II 426—427.

1832. Bd I, 26. Stück, den 16. Februar 1832. S. 252—255. Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen. Herausgegeben von Dr. Theodor Echtermeyer, Ludwig Henschel und Karl Simrock. Drei Theile. Berlin 1831. — anonym. S. Bd II 427—430.

Bd I, 30. 31. Stück, den 23. Februar 1832. S. 301—304. Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von Dr. O. L. B. Wolff. Stuttgart und Tübingen 1830. — anonym. S. Bd II 430—432.

Bd II, 73. Stück, den 7. Mai 1832. S. 724—728. Critisk Undersögelse af Saxos Historier syv sidste Böger. Ved D. Peter Erasmus Müller. Copenhagen 1830. — anonym. S. Bd II 432—435.

Bd II, 76. Stück, den 12. Mai 1832. S. 756—760. Le Pantcha-Tantra, ou les cinq ruses, fables du Brahme Vichnou-Sarma; aventures de Paramarta et autres contes, le tout traduit pour la première fois sur les originaux indiens; par M. l'abbé J. A. Dubois. Paris 1826. — anonym. S. Bd II 435—438.

1833. Bd I, 18. Stück, den 31. Januar 1833. S. 175—176. Run-Lära af Joh. G. Liljegren. Stockholm 1832. — anonym. S. Bd II 439—440.

1834. Bd I, 58. 59. Stück, den 10. April 1834. S. 569—578. Untersuchungen über die ursprüngliche Beschaffenheit und weitern Entwickelungen des griechischen und über die Entstehung des gothischen Alphabets. Von W. Bäumlein. Tübingen 1833. — Wilh. Grimm. S. Bd II 440—447.

Bd I, 58. 59. Stück, den 10. April 1834. S. 578—581. Harzgedichte. Nach einer bessern Orthographie geschrieben und mit einem Wortregister versehen von G. Schulze. Clausthal 1833. — anonym. S. Bd II 447—449.

1835. Bd I, 41. 42. 43. 45. Stück, den 16. 19. 23. März 1835. S. 402—424. 445—448. Vrîdankes Bescheidenheit von Wilhelm Grimm. Göttingen 1834. — W. Grimm. S. Bd II 449—468.

1836. Bd I, 65. Stück, den 25. April 1836. S. 647—648. Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach. Herausgegeben von San-Marte. Erster Band. Parcival. Mit dem zweiten Titel: Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male übersetzt. Magdeburg 1836. — W. Grimm. S. Bd II 468—469.

1837. Bd I, 41. Stück, den 13. März 1837. S. 405—407. Der Rosengarte von Wilhelm Grimm. Göttingen 1836. — Wilh. Grimm. S. Bd II 470—471.

Bd III, 185. Stück, den 20. November 1837. S. 1842—1844. Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Grosse Ausgabe. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Göttingen 1837. — W. Gr. S. Bd II 471—472.

1838. Bd I, 50. 51. Stück, den 29. März 1838. S. 489—498. La Chanson de Roland ou de Roncevaux du XII[e] siècle publiée pour la première fois d'après le manuscrit de la bibliothèque Bodléienne à Oxford par Francisque Michel. Paris 1837. — Wilhelm Grimm. S. Bd II 472—479.

Bd II, 114. 115. Stück, den 19. Juli 1838. S. 1129—1131. Ruolandes Liet von Wilhelm Grimm. Mit einem Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschrift. Göttingen 1838. — Wilh. Grimm. S. Bd II 479—481.

1839. Bd I, 65. Stück, den 22. April 1839. S. 645—648. Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems mit Auszügen aus den noch ungedruckten Theilen beider Bearbeitungen. Von Dr. A. F. C. Vilmar. Marburg 1839. — Wilhelm Grimm. S. Bd II 481—483.

1841. Bd II, 114. 115. Stück, den 22. Juli 1841. S. 1129—1138. The Runes of Anglo-Saxons. By John Kemble. From the Archaeologia vol. XXVIII pp. 327—372. London 1840. — Wilhelm Grimm. S. Bd II 483—490.

Hermes oder kritisches Jahrbuch der Litteratur. Amsterdam in der Verlags-Expedition des Hermes (Leipzig in Commission in der Buchhandlung Brockhaus).

(Zweiter Jahrgang) Erstes Stück für das Jahr 1820 (No. V der ganzen Folge). S. 1—53. Die altnordische Litteratur in der gegenwärtigen Periode. W. C. Grimm. S. Bd III 1—84.

Ebenda S. 116—129. Edda Saemundar hins fróda. Edda rhythmica seu antiquior, vulgo Saemundina dicta. Pars II. Odas mythicohistoricas continens etc. Havniae 1818. W. C. Grimm. S. Bd II 250—265.

Wiener Jahrbücher der Litteratur. Wien, gedruckt bey Carl Gerold. 8⁰.

Bd 43. (1828) S. 1—42. Zur Litteratur der Runen. Nebst Mittheilung runischer Alphabete und gothischer Fragmente aus Handschriften. Wilhelm Grimm. [Separatabdruck s. oben S. 640.] S. Bd III 85—131.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. Herausgegeben von P. Wigand. Lemgo, Meyersche Hofbuchhandlung. 8⁰.

Bd IV (1829) S. 127—136. Bruchstücke aus einem Gedichte von Assundin. Erläutert von W. Grimm. [Separatabdruck s. oben S. 640.]

Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1830. Fortsetzung von Strieders Hessischer Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte und Nachträge zu diesem Werke. Von Dr. **Karl Wilhelm Justi.** Marburg bei Chr. Garthe 1831. 8⁰.

S. 164—183 Selbstbiographie. S. Bd I 1—26.

[**Hannoversche Zeitung.** Redigiert von G. H. Pertz. Hannover, Hahnsche Buchhandlung. fol. Über unsichere Beiträge zu Jahrgang 1832 vgl. das Vorwort zu Bd IV.]

Geschichte der Universität Göttingen. Vierter Theil von 1820 bis zur ersten Säcularfeier der Universität im Jahre 1837. Vom Universitätsrathe Dr. **Österley.** Mit 7 Kupfern. Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht 1838. 8⁰.

S. 468—469. § 220. Autobiographische Notizen. S. Bd I 26—27.

Ludwig Achim von Arnims sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. Erster Band. Berlin, bei Veit & Comp. 1839. [Mit dem besonderen Titel:] Novellen von Ludwig Achim von Arnim. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. Erster Band. Nebst einer Musikbeilage. Berlin, bei Veit & Comp. 1839. 8⁰.

S. V—XII. Vorwort. Cassel am 1. Mai 1839. Wilhelm Grimm. S. Bd I 311—314.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Leipzig (seit Bd 10: Berlin), Weidmannsche Buchhandlung. 8⁰. — Alle Beiträge sind voll unterzeichnet.

Bd I (1841). S. 30—33. Freidanks Grabmal. S. Bd IV 1—4.

Ebenda S. 34—39. Unser Frauen Klage. [Textabdruck.]

Ebenda S. 423—428. Zu Wernher vom Niederrhein. [Textkritisches.]

Bd II (1842). S. 248—252. Witege mit dem Slangen. S. Bd III 134—137.

Ebenda S. 371—380. Zu Silvester [und zur Goldenen Schmiede. Textkritisches].

Bd III (1843). S. 281—288. Der Epilog zum Rolandsliede. S. Bd III 200—207.

Bd V (1845). S. 381—384. Zu Walther von der Vogelweide. S. Bd III 208—211.

Bd VI (1848). S. 321—340. Wiesbader Glossen. S. Bd III 568—588.

Bd IX (1853). S. 192. Erklärung. S. Bd II 506.

Bd X (1856). S. 1—142. Marienlieder [aus der hannöverschen Hs. abgedruckt].

Ebenda S. 307—310. Zwei Meisterlieder. S. Bd IV 464—467.

Bd XI (1859). S. 209—210. Zum Freidank. S. Bd IV 117—118.

Ebenda S. 210—215. Spanische Märchen. S. Bd IV 352—360.

Ebenda S. 238—243. Nochmals über Freidank. S. Bd IV 119—124.

Ebenda S. 243—253. Bruchstücke einer Bearbeitung des Rosengartens. S. Bd IV 468—478.

Ebenda S. 536—562. Der Rosengarten. S. Bd IV 479—503.

Ebenda S. 594—595. Holzschnitt zu einer Fabel. S. Bd IV 395—399.

Bd XII (abgeschlossen 1865). S. 185—203. Die Sage von Athis und Prophilias. S. Bd III 346—366.

Ebenda S. 203—228. Die mythische Bedeutung des Wolfes. S. Bd IV 402—427.

Ebenda S. 228—231. Über eine Thierfabel des Babrius. S. Bd IV 395—399.

Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). Berlin. Gedruckt in der Druckerei der Königlichen Akademie der Wissenschaften. 4⁰. [Die Tage, an denen die betr. Abhandlungen gelesen worden sind, finden sich bei dem jedesmaligen Abdruck und sind hier nicht wiederholt.]

1842. S. 121—175. Die Sage vom Ursprung der Christusbilder. Einzeln Göttingen bei Dieterich. 57 SS. S. Bd III, 138—199.

1846. S. 347—367. Athis und Prophilias. Separatabdruck 123 SS. S. Bd III 212—336.

[Eine nächst der vorigen gelesene Abhandlung, die ungedruckt blieb, s. Bd III 516—567.]

1848. S. 425—511. Exhortatio ad plebem christianam, Glossae Cassellanae. — Über die Bedeutung der deutschen Fingernamen. — Separatabdruck 87 SS. Mit 9 Facsimilia in Steindruck, »Wilhelm Wackernagel freundschaftlich zugeeignet«. S. Bd III 367—465.

1850. S. 331—413. Über Freidank. — Separatabdruck 85 SS. S. Bd IV 5—92.

1850. S. 415—436. Altdeutsche Gespräche. — Einzeln Göttingen bei Dieterich. 24 SS. S. Bd III 472—494.

1851. S. 235—255. Altdeutsche Gespräche. Nachtrag. — Einzeln Göttingen bei Dieterich 23 SS. S. Bd III 495—515.

1851. S. 257—261. Über Freidank. Nachtrag. — Separatabzug 5 SS. S. Bd IV 93—97.

1852. S. 1—16. Athis und Prophilias. Weitere Bruchstücke. — Einzeln Göttingen bei Dieterich 16 SS. S. Bd III 337—345.

1852. S. 521—713. Zur Geschichte des Reims. — Einzeln Göttingen bei Dieterich 193 SS. S. Bd IV 125—341.

1853. S. 159—162. Nachtrag zu den Casseler Glossen. — Separatabzug 4 SS. S. Bd III 466—471.

1855. S. 1—27. Thierfabeln bei den Meistersängern. S. Bd IV 366—394.

1856. S. 602—604. Bericht über eine Inschrift auf einem in der Wallachei ausgegrabenen goldenen Ring. S. Bd III 132—134.

1857. S. 1—30. Die Sage von Polyphem. S. Bd IV 428—462.

1859. S. 483—500. Bruchstücke aus einem unbekannten Gedicht vom Rosengarten. S. Bd IV 504—523.

Verzeichnis im Jahre 1845 in Berlin lebender Schriftsteller und ihrer Werke [von W. Koner, Dr. phil.]. Verlag von Th. Scherk. Athenaeum in Berlin 1846. 8°.

S. 114—115. Autobiographische Notizen. S. Bd I 27.

Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt am 24. 25. und 26. September 1846. Frankfurt am Main, Sauerländers Verlag. 1847. Lex.-8°.

S. 114—124. Bericht über das Deutsche Wörterbuch. S. Bd I 508—520.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltordnung von **Alexander von Humboldt.** Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta. 8°.

Bd II (1847). Über die Naturbeschreibung in dem deutschen Volksepos und dem Minnegesang. (Aus einem Brief vom October 1845.) S. Bd I 523—525.

Literarisches Centralblatt für Deutschland. Herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig, Eduard Avenarius. 4°.

1851—1855. Verschiedene anonyme Recensionen; vgl. das Vorwort zu Bd I S. V.

1857. No. 21. 23. Mai. S. 335—336. Zu den Kinder- und Hausmärchen. [Erklärung gegen Liebrecht.] Wilhelm Grimm. S. Bd II 506—508.

1857. No. 26. 27. Juni. S. 413—414. Über Bernhard Freidank. [Gegen Franz Pfeiffer.] Wilhelm Grimm. S. Bd II 508—509.

1858. No. 48. 27. November. S. 771—772. Zurechtweisung. [Gegen Franz Pfeiffer.] Wilhelm Grimm. S. Bd II 509—510.

Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausgegeben von J. W. Wolf. Göttingen, Verlag der Dieterichschen Buchhandlung. 8°. — Alle Beiträge sind voll gezeichnet.

Bd I (1853). S. 1—3. Zwei Thiermärchen: 1) Krieg der Wespen und Esel. 2) Der Zaunkönig. S. Bd IV 363—365.

Ebenda S. 377—381. Albanesische Märchen. S. Bd IV 347—351.

Ebenda S. 381—383. Der Swinegel. S. Bd IV 361—362.

Ebenda S. 383—384. Volkslied aus dem sechzehnten Jahrhundert. S. Bd IV 463.

Bd II (1855). S. 2—7. Die Himmelsstürmer. S. Bd IV 342—346.

Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Gratz in Steiermark. Erzählungen, vermischte Aufsätze und Gedichte von Einhundertsechsundzwanzig deutschen Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern diesem Zwecke gewidmet. Mit einer musikalischen Beilage von G. Meyerbeer. [Herausgegeben von Karl von Holtei.] Wien und Gratz, Friedrich Vieweg & Sohn; F. Manz & Comp.; Aug. Hesses Buchhandlung. 1857. 8°.

S. 4—7. Der Segen des Vaters und der Mutter. Berlin, Wilhelm Grimm. S. Bd I 584—586.

Bisher ungedruckt: Gleichnisse im Ossian und Parzival. Bd I S. 48—57. Vgl. das Vorwort zu Bd I S. VI.

Deutsche Wörter für Krieg. Bd III 516—567. Zum Theil gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 16. Februar 1846, aber in der Ausarbeitung nicht zum Abschluss gelangt.

III. REDEN UND VORLESUNGEN AN DEN UNIVERSITÄTEN GÖTTINGEN UND BERLIN. BISHER SÄMMTLICH UNGEDRUCKT.

Göttinger lateinische Antrittsrede. Bd II 493—496.

Göttinger Rede über Geschichte und Poesie. Bd II 497—504.

Antrittsrede in der Berliner Academie (8. Juli 1841). Bd II 505—507.

Einleitung zur Vorlesung über Gudrun (seit Sommer-Semester 1843 sechsmal gehalten). Bd IV 524—576.

Einleitung zur Vorlesung über Hartmanns Erek (seit Winter-Semester 1843/44 fünfmal gehalten). Bd IV 577—617.

Register

von

Ferdinand Wrede.

(In dem folgenden alle vier Bände umfassenden Register ist das Specialregister zur »Geschichte des Reims«, 4, 330—336, wiederholt worden, was bei den Specialregistern zu den Casseler Glossen, 3, 460—465, unterblieb. — Von den Personennamen des Mittelalters sind im allgemeinen die adlichen unter dem Vornamen, die bürgerlichen unter dem Familiennamen aufzusuchen.)

A.

C (vgl. auch K).

D.

E.

H.

I.

J.

K.

N.

P.

Q.

R.

S.

T.

V.

W.

X.

Y.

Z.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 45/46.







